Prosaische Schriften

August Friedrich Ernst Langbein

Digitized by Google

voll. gold Schnitt
12 in 6 Bdn.
mit je Dogg Bd. 12 Tlr.
=
72 Tlr.

FIEDLER COLLECTION

Fiedler MUS. III A. 34

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

A. F. E. Langbein's

prosaische Schriften.

Neue Auflage in zwölf Bänden.

Erster Band

enthält:

Jocus und Phantasus. — Der Sonderling.

Mit sechs Stahlstichen.

Stuttgart:

Verlag von Scheible, Rieger & Sattler.

1847.

Digitized by Google

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
30 JUL 1965
OF OXFORD
LIBRARY

Digitized by Google

Jocus und Phantaſus.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Der glückliche Traum.

Der Kammerpräsident von Eschborn gab ein glänzendes Abendfest. Schon neigte sich das Gastmahl zum Nachtisch, als ein Lärm im Vorsaal entstand. Die derbe Stimme eines Fremden zankte mit den Bedienten, die ihm den Eintritt ins Speisezimmer streitig machten. Plötzlich flog die Thür auf, und herein trat ein stämmiger Mann in einem unfeinen und abgetragenen Reisekleide. Der Präsident erschrack, sprang auf, lief ihm entgegen, und sagte mit leiser, ängstlicher Stimme: „Um's Himmelswillen, Bruder! wo kommst Du her? — Und in welcher gemeinen Tracht! — Willst Du mir vor allen den Leuten von Stande, die bei mir speisen, Schande machen? — Ich bitte Dich, geh' still wieder fort, und komm' morgen wieder!"

Der ungebetene Gast wollte sich schweigend zurückziehen; aber Raimund, ein vielgeltender Hausfreund des Präsidenten, eilte von der Tafel herbei, mischte sich in die Sache, und stellte vor: es sey unbillig, einen leiblichen Bruder, den man lange nicht gesehen, an der Thür abzuweisen. Er sprach so laut, daß es der speisenden Gesellschaft ver-

nehmlich wurde. Sogleich forderten verschiedene vornehme Gäste den Wirth auf, seinen Bruder am Tische Platz nehmen zu lassen.

Valentin Eschborn, ein wohlhabender Gutsbesitzer, machte der Gesellschaft seinen Bückling, setzte sich, und sagte mit einer kräftigen Stimme, dergleichen man in den geselligen Kreisen der feinen Welt selten donnern hört, zu dem Präsidenten: „Du darfst nicht denken, Herr Bruder, daß ich zum Carneval, oder sonst aus langer Weile hierher gekommen bin. Ich erhielt vor einigen Tagen einen Brief ohne Unterschrift, worin mir berichtet wurde: es wolle mich jemand in der Stadt wegen einer wichtigen Angelegenheit sprechen. Darum bin ich denn hier, und will ein Weilchen abwarten, ob sich der ungenannte Briefsteller melden wird, oder ob er mich, ungeachtet wir erst im Monat Februar leben, in den April geschickt hat.“ — Herr von Eschborn versicherte: er wisse nichts von der Sache. „Sie wird sich morgen wohl aufklären;“ fiel Raimund ein. „Wir wollen ihr jetzt nicht weiter nachgrübeln.“

Die hohen Herrschaften ließen sich aus Höflichkeit zu dem Landmann herab, redeten mit ihm von der Feldwirthschaft, und gaben aus großstädtischer Unkunde derselben manche lächerliche Blöße. Als er unter andern auf die Frage, wie die vorjährige Ernte ausgefallen sey, über Brand im Weizen klagte, fuhr ein hoher Staatsbeamter hitzig auf: „Das verdammte Tabackrauchen! Sicher hat ein Schnitter mit seiner dampfenden Pfeife das Feld entzündet!“ — Aber Valentin belehrte den Eiferer: daß der Brand, der ihm Schaden gethan, eine Krankheit des Weizens sey, die man schon vor ein paar tausend Jahren, als noch lange nicht an den Genuß der Tabackspflanze gedacht worden, gekannt habe.

Fräulein Hermine, die Tochter des Präsidenten, ein stolzes, überkluges Mädchen, fragte den Oheim mit einem kalten nachläßigen Tone nach seinen Kindern. „Die Krabben wollen Hochzeit machen!“ rief er lachend. „Der junge Pfarrer in meinem Dorfe freit um Lieschen, und dem Fritz sticht die hübsche Müllerstochter in's Auge. Ich werde dem Blitzjungen wohl mein Vorwerk Ruhthal abtreten müssen, damit er dort wirthschaften und das Mädel heirathen kann.“

Die ganze Familie von Eschborn (die außer den schon aufgetretenen Personen noch aus der Gemahlin des Präsidenten und einem erwachsenen Sohne bestand) ward schamroth, daß vor der erlauchten Gesellschaft, die sich theils taub stellte, theils verlegen auf den Teller sah, ein so ärgerliches Mißbündniß zur Sprache kam. Hermine versuchte, den Schandfleck zu übertünchen. „Sie scherzen, Herr Onkel!“ sagte sie. „Vetter Fritz wirft sich gewiß nicht weg, und die Dirne würde wohl auch im Nothfalle so bescheiden und verständig seyn, wie Göthe's schöne Müllerin, die einem Edelknaben, der sie in eine stille Laube einlud, antwortete:

Mit nichten!
Das geben Geschichten!
Denn wer die artige Müllerin küßt,
Auf der Stelle verrathen ist.
Euer schönes dunkles Kleid
Thät' mir leid
So weiß zu färben.
Gleich und gleich! so allein ist's recht!
Darauf will ich leben und sterben.
Ich lobe mir den Müllerknecht,
An dem ist nichts zu verderben.“

Die Gesellschaft lachte und klatschte in die Hände. Nur Valentin sagte ernsthaft: „Mein Fritz ist kein Edelmann; das löbliche Gleich und Gleich wird also durch seine Verbindung mit der tugendsamen Tochter eines wackern Mühlmeisters keinesweges verletzt. Die Sache könnte nun auch nicht rückgängig werden, da sie bereits bis zur Verlobung gediehen ist.“

„Darüber sprechen wir morgen!“ murmelte der Präsident, und setzte sein Weinglas, das er eben zum Munde führen wollte, hastig wieder auf den Tisch.

Es entstand eine tiefe Stille; der vornehmste Gast erhob sich vom Stuhle; die übrigen folgten. Herr von Eschborn führte seinen Bruder bei Seite und sagte mürrisch: „Die jungen Leute tanzen jetzt; das wird Dir kein Vergnügen machen: schlaf' indessen im Gasthof aus, und stelle Dich morgen zum Mittagsessen bei mir ein. Gute Nacht!“ Damit kehrte er ihm den Rücken und eilte nach dem Tanzsaal, wo schon die Geigen gestimmt wurden.

Valentin entfernte sich gern. Als er aus dem Speisezimmer ins Vorgemach trat, fand er drei oder vier gemeine, widrige Gestalten, die ihm, wie Güterbeschauer, scharf auf die Hände und Taschen sahen. Er wunderte sich darüber, denn es ahnte ihm nicht, daß diese aufmerksamen Beobachter vorsichtige Pfandgläubiger waren, die dem Präsidenten sein bei ihnen versetztes Silbergeschirr zu dem festlichen Abend gegen eine Erkenntlichkeit geliehen hatten, und jetzt darauf lauerten, es wieder in Empfang und Gewahrsam zu nehmen.

Gewohnt, zeitig zu essen, ging Valentin des folgenden Tages mit dem Schlage der zwölften Stunde in des Präsidenten Wohnung. Er eilte recht, um nicht etwa auf sich warten zu lassen. Ein gähnender Bedienter fragte, was er wolle; und als er denn antwortete, daß er zu Tische gebeten sey, lachte der Mensch laut auf und sagte: „Damit hat's noch fünf Stunden Zeit!"

„Mit dem Mittagsessen?" fragte Valentin.

„Ja wohl, mit dem Mittagsessen!" spottete der Buntrock ihm nach. „Wir speisen täglich erst um fünf Uhr, und besonders heute, da die Herrschaft noch schläft, und vermuthlich erst um drei Uhr frühstücken wird."

Mit Erstaunen zog Valentin ab. Auf der Straße begegnete ihm Raimund, der ihn im Gasthof gesucht hatte. Sie gingen mit einander dahin zurück.

„Ich will Ihnen," sagte Raimund dort, „ohne längern Verzug gestehen, daß ich der Schreiber des Briefes bin, den Sie vor einigen Tagen empfingen. Der Gegenstand, worüber ich mit Ihnen zu sprechen wünschte, ist Ihres Bruders glänzendes Elend. Ich bin erst sechs Wochen hier in der Stadt und eben so lange sein Hausfreund; aber ich kenne seine Lage vollkommen. Der sorglose Weltmann, der allzu nachsichtige Hausvater ist ohne Rettung verloren, wenn wir ihm nicht vereint mit Rath und That unter die Arme greifen."

„O, mein armer Bruder!" rief Valentin. „Ich will ihn retten, will ihm Hab' und Gut aufopfern."

„Das würde kaum zureichen, und nicht lange helfen;" versetzte Raimund. „Im nächsten Jahre wär' er wieder in der alten Noth. Er und seine Familie könnten wohl einen Brunnen voll Gold erschöpfen. Frau und Tochter verschwenden unermeßlich in Kleidern und Schmuck, und

er ſieht ruhig zu. Junker Achilles, der Augapfel ſeiner Eltern, verliert ungeheure Summen in Spielhäuſern, und der gutwillige Vater, ein zweiter Eli, ſchilt ihn nicht, ſondern ſetzt ihn vielmehr immer wieder in den Stand, mit neuem Futter für die Karten bei der Farobank zu erſcheinen. Der junge Wüſtling kann leidlich tanzen, reiten und fechten; außer dieſen Künſten iſt aber jeder Schulknabe gelehrter als er, und ich begreife nicht, wie er in Zukunft, wenn ihn die Eltern nicht mehr unterſtützen können, ſein Leben durch die Welt bringen will, da er von Allem, womit ſich ein Biſſen Brod verdienen läßt, nichts verſteht.“

„Das iſt ein Jammer!“ ſeufzte Valentin. „Da muß denn vor allen Dingen dafür geſorgt werden, daß der Menſch noch was Tüchtiges lernt.

„Allerdings!“ ſagte Raimund. „Aber in eine öffentliche Schule paßt der zwanzigjährige hochgewachſene Herr nicht, weil er ſich in der Mitte kleiner Knaben, denen er im Grade des Wiſſens gleich ſteht, lächerlich ausnehmen würde. Der Vater muß ihn einem geſchickten und ehrwürdigen Hauslehrer in die Zucht geben. Einen ſolchen Mann habe ich ſchon ausgemittelt. Er war Schulrektor eines Städtchens, legte aber ſein Amt nieder, weil ihn ſeine Vorgeſetzten zwingen wollten, noch in ſeinen alten Tagen die ſogenannte Turnkunſt zu lernen, und ſich vor allem Volke mit ſeinen Schülern zu balgen und Burzelbäume zu ſchießen.“

Valentin mußte, ſo betrübt er war, über dieſe obrigkeitliche Zumuthung lachen. Die Annahme eines Hauslehrers fand er hingegen ſehr zweckmäßig. Er zweifelte blos, daß ſich ſein Bruder, der nur unnütze Ausgaben zu machen gewohnt ſey, zu einer nützlichen entſchließen würde.

„Ich denke doch, daß wir ihn durch vereinte Vorſtellun-

gen dahin bringen werden;“ erwiederte Raimund. „Wir gehen mit einander zu ihm zu Tiſche, führen ihn nach dem Eſſen bei Seite und waſchen ihm ehrlich den Kopf. Er muß, er mag wollen oder nicht, einen Hauslehrer annehmen, muß dagegen ſeine fürſtliche Wohnung aufgeben, ſeine ſchwelgeriſchen Gaſtmähler einſtellen, den Poſtzug abſchaffen, die Hälfte ſeiner überflüſſigen Bedienten verabſchieden, der Verſchwendung ſeiner Gemahlin und Tochter Einhalt thun, und ſo weiter. Ich werde das Wort führen. Stehen Sie mir kräftig bei, und unſere gute Meinung wird durchdringen.

Der Kampf war hart; der Sieg unvollſtändig. Herr von Eſchborn war zu keiner Einſchränkung ſeines Prachtaufwandes zu bewegen, weil er ſich dadurch, wie er ſagte, dem Spott der Stadt ausſetzen würde. Auch erklärte er: es ſey ihm unmöglich, den Haustyrannen zu ſpielen, und ſeine Gattin und Tochter wegen ihrer ausſchweifenden Putzliebe zu ſchelten.

„Ei, das iſt Schwäche!“ fuhr Raimund auf:

„Wer nicht, wenn's Noth thut, zürnen kann,
Der iſt ein Narr, kein weiſer Mann.“

„Eigene Poeſie?“ fragte der Präſident ſpitzig.

„Deſſen kann ich mich nicht rühmen;“ entgegnete Raimund. „Es iſt ein alter Kernſpruch voll Kraft und Wahrheit.“

„Immerhin!“ ſagte Jener. „Ich kann nun einmal nicht anders. Die Frauen ſchmücken ſich gern; man muß ihnen den Willen laſſen.“

Der einzige Punkt, den er nach langem Widerſpruch

zuletzt genehmigte, war die Anstellung des vorgeschlagenen Hauslehrers.

Sobald die beiden Sittenprediger wieder aus dem Hause waren, ließ er den lieben Sohn rufen, bereitete ihn mit zärtlicher Schonung auf den ihm bestimmten Hofmeister vor und bat, indem er ihm zugleich die Backen streichelte, sich diese Anstalt hübsch artig gefallen zu lassen. Das versprach Achilles unter der Bedingung, daß ihm sofort zehn Stück Louisd'or, die er eben brauche, ausgezahlt würden. Rasch zog Papachen den Beutel: denn diese Kleinigkeit vertrat ja gleichsam die Stelle der Zuckerdüte, womit man vor Zeiten die lieben Kinder, wenn sie zum ersten Male in die Schule gingen, beschenkte.

Schon des folgenden Tages übernahm Magister Ambrosius, den das Turnwesen vom Amte vertrieben hatte, die neue Lehrstelle und bezog die für ihn eingerichteten Zimmer. Der gelehrte Mann war ein hoher Funfziger und hatte das abschreckende Ansehen eines finstern, grämlichen Schulmonarchen, war aber eine grundgute Seele. Sein schlauer Zögling merkte das bald, und betrug sich freundlich gegen den Alten, weil er ihn in allerhand Nothfällen zu brauchen oder zu mißbrauchen dachte.

Sie waren auch kaum acht Tage mit einander bekannt, als sich der junge Herr genothdrungen sah, ihm ein wichtiges Geheimniß zu eröffnen. Er machte mit Kopfhängen und Seufzen die Einleitung dazu. Theilnehmend fragte der Mentor, was ihm fehle. Da entdeckte ihm Achilles, daß er seit fünfzehn Monaten heimlich verheirathet, auch bereits Vater sey, und sich eben jetzt in der peinlichsten Verlegenheit befinde, wo er Frau und Kind unter Dach bringen solle, indem sie der Hauswirth, bei dem sie bisher gewohnt, nicht länger dulden wolle, sondern eben gedroht

habe, ſie nach Verlauf einer Stunde auf die Straße hinauszuſtoßen. — Dieſes klägliche Bekenntniß ſchloß das bartloſe Väterchen mit der Bitte: daß der Herr Hofmeiſter ihm die Liebe und Güte erzeigen möge, ſeine bedrängte Familie in den ihm eingeräumten Zimmern einige Tage zu verbergen.

„Das iſt ein ſehr bedenklicher Caſus!“ ſagte der ſtaunende Magiſter. „So jung und ſchon Hauskreuz! — Und das ſoll ich mit auf meine alten Schultern nehmen! — Geholfen muß werden, das iſt gewiß; wenn aber die gnädigen Aeltern die Fremdlinge bei mir finden, da wird ein ſchweres Gericht über uns ergehen. Erwägen Sie das, Theuerſter!“

Achilles ſtellte vor: des Magiſters Wohnraum ſey von den übrigen Zimmern weit abgelegen, und ſeine Aeltern hätten es nicht in der Gewohnheit, ſich außerhalb ihrer eigenen Gemächer im Hauſe viel zu ſchaffen zu machen. Ambroſius antwortete nicht, ging mit ſtarken Schritten in der Stube auf und ab und ſchob die Perücke von einem Ohre zum andern. Endlich rief er entſchloſſen: „Ja, ich will die armen Seelen herbergen; denn die Bibel gebeut: Die in Elend ſind, führe ins Haus!“ Achilles umarmte und küßte ihn. Dann pflogen ſie Rath, auf welche Weiſe die geheime Einwanderung am klügſten anzuſtellen ſey. „Meine Frau mag Mannskleider anziehen;“ ſagte der Junker: „Aber wie bringen wir das Kind fort?“ — „Unter meinem Mantel!“ rief der Alte raſch, und war ſo heiter und wohlgemuth, als ob er das angenehmſte Geſchäft vor ſich hätte.

Vor allen Dingen nahm er Kleider aus des Helden Achilles übervoller Gewandkammer unter die Flügel seines grauen Mantels und trug das Bündel zur jungen Frau. Schlank gewachsen, sah sie in dem männlichen Anzuge wie ein Modeherrchen aus, und schlüpfte unangefochten ins Haus. Fünf Minuten später folgte ihr der Träger des Kindleins. Er mußte durch einen Vorsaal, den ein Papagei und ein Affe bewohnten, die bisweilen hohen Besuch erhielten. Darum war der Paß gefährlich, und Ambrosius nahm sich vor, mit möglichster Geschwindigkeit wie durch ein Feuer hindurchzustürzen. Herzhaft riß er die Thür auf und that einen Riesenschritt über die Schwelle. Doch im Begriff, den zweiten zu thun, erblickte er mit Entsetzen den Präsidenten, der eben, um sich von Staatsarbeiten zu erholen, mit dem Affen spielte. Ambrosius sprang zurück. Aber der Präsident sah ihn und rief: „Wohin? wohin!“ Der arme Magister mußte wieder vorrücken und Rede stehen.

„Was machen Sie denn heute für sonderbare Geschäfte?“ fragte Herr von Eschborn lachend. „Man hat Sie vorhin mit einem Pack unter dem Mantel aus dem Hause gehen sehen, und jetzt kommen Sie wieder beladen herein. Sie treiben wohl Schleichhandel?“

„O nein, Herr Präsident!“ antwortete der Magister mit gezwungenem Lächeln. „Junggesellen-Wirthschaft — ein bischen Wäsche — ein armer Hagestolz muß in Allem sein eigener Heber und Leger seyn.“

„Aber die Wäsche lebt ja!“ sagte Herr von Eschborn, denn das Kind bewegte sich plötzlich unter dem Mantel.

„Halten zu Gnaden“ — stammelte der Alte — ich, ich lebe — mich friert — wahrer Fieberfrost schüttelt mich. — Erlauben Sie, mich der kalten Wäsche zu entladen.“

Unter dieſem Vorgeben wollte er entwiſchen, und es wäre vielleicht gelungen, wenn nicht in dieſem Augenblicke das einfältige Kind angefangen hätte, leiſe zu quäcken.

„Ha!“ nun ſchreit die Wäſche ſogar!“ rief der Präſident. „Dieß Naturwunder muß ich ſehen!“ — Hiermit riß er des Magiſters Mantel auf, und das Kind, das ſich nach Lüftung der ihm unbehaglichen Decke ſogleich beruhigte, war ſo artig und in aller Unſchuld ſo ſchlau, dem Großpapa freundlich ein Händchen zu bieten.

„Wem gehört denn das kleine Weſen?“ fragte er ſtutzig.

„Mir, mir!“ ſchrie Ambroſius, und floh mit großen Sprüngen nach ſeinem Wohnzimmer.

Halb und halb die Wahrheit ahnend, verfolgte ihn Herr von Eſchborn und drang mit ihm zugleich hinein. Das geheime Ehepaar, in zärtlicher Umarmung auf dem Sopha ſitzend, ſprang erſchrocken auf; der Präſident entdeckte mit dem erſten Blick das weibliche Geſchlecht in Mannskleidern; doch enthielt er ſich, ein ſtürmiſches Verhör ſogleich zu beginnen. Er ſagte ganz gelaſſen: „Ich habe mit Dir ein Wort zu ſprechen, Achilles!“ Damit verließ er das Zimmer.

Der junge Mann, der ſich als den mächtigen Abgott ſeiner Aeltern kannte, folgte getroſt. Das Geheimniß ſeiner Vermählung und Vaterſchaft war ihm ſchon lange wegen der oft unerſchwinglichen Koſten der ſtillen Wirthſchaft beſchwerlich geweſen; er bekannte daher, als Vater und Mutter vereint die Unterſuchung anhoben, auf der Stelle die Wahrheit. „Ei, du loſer Vogel!“ ſagten ſie. Das war der ganze Verweis. Da jedoch die junge Frau nur die Tochter einer Bürgerwittwe war, ſo erklärten ſie: die unſtandesmäßige Heirath müſſe getrennt werden. Achilles zuckte ſchweigend die Achſeln, um ſich für jetzt in keinen Streit einzulaſſen; doch war er — denn es iſt billig, daß

wir die seltene Gelegenheit, etwas Löbliches von ihm zu sagen, hier ergreifen — im Herzen entschlossen, sich der Scheidung von seinem guten und schönen Weibchen, das er durch allerhand Listen und Blendwerke gewonnen hatte, nicht zu unterwerfen.

Mutter und Kind mußten indessen das Haus schleunig wieder räumen und wurden anderswo untergebracht. Man betrieb alles in möglichster Stille, um Aufsehen zu vermeiden; aber die Geschichte war dennoch stadtkundig und in hohen und niederen Gesellschaften viel belacht.

Noch mehr belustigte die Spötter ein anderer spaßhafter Vorfall, der sich zwei oder drei Tage nachher begab.

Der Präsident hatte eine geheime Freundin, die es trefflich verstand, ihm durch Sprödethun immerfort Geschenke abzudringen. Er bat sie während des Carnevals oft, den öffentlichen Maskenball mit ihm zu besuchen; sie entschloß sich aber nicht eher dazu, bis er ihr zu dieser Lustbarkeit einen neuen seidenen Mantel versprach. Sie liebte rosenroth; er ließ daher einen solchen mit silbernen Fransen verfertigen. Ein vertrauter Bedienter brachte ihn vom Schneider verstohlen ins Haus. Der Präsident schlug das wohlgelungene Prachtstück sauber ein und legte dazu ein Briefchen, worin er, um seinem Liebchen sogleich auf der Redoute kenntlich zu seyn, das Maskenkleid, das er tragen werde, beschrieb. Er versiegelte sodann das Packet und verschloß es in seinem Schreibeschranke, um es des folgenden Tages abzusenden.

Aber die Präsidentin, die davon Wind bekommen hatte, öffnete Abends, als er ausgegangen war, den Schrank mit einem schon mehrmals von ihr erprobten Nachschlüssel,

löſ'te geſchickt das Siegel des Umſchlags, nahm den roſenfarbenen Domino nach Leſung des Briefchens heraus, legte dafür einen hellblauen aus ihrem eigenen Vorrath hinein, und brachte dann alles wieder ſo ſchön in Ordnung, daß jede Spur des geſchehenen Tauſches verſchwand. Als ihr Gemahl nach Hauſe kam, betrug ſich die Meiſterin der Verſtellungskunſt heiter und unbefangen, wie immer. Er fand daher am folgenden Morgen kein Bedenken, das Päckchen, das den ſeidenen Wechſelbalg enthielt, durch ſeinen vertrauten Liebesboten der ſchönen Freundin zu übermachen.

Die Präſidentin ſtellte ſich den ganzen Tag krank. Er heuchelte Bedauern, freute ſich aber im Stillen, weil er nun vor ihr auf der Redoute ſicher zu ſeyn glaubte. Abends um neun Uhr klagte er ſelbſt über heftiges Kopfweh, und äußerte Sehnſucht nach ſeinem Schlafzimmer, das ein weiter Raum von dem ihrigen trennte. Freundlich wünſchten ſie einander gute Nacht. Er aber ſchlich, um ſich in der That eine gute Nacht zu verſchaffen, gegen zehn Uhr aus dem Hauſe.

Im Maskenſaale ſah er ſich überall nach ſeinem roſenfarbnen Liebchen um. Es war nicht da; aber ein blauer Domino flog ihm entgegen und flüſterte ihm ein paar unverſtändliche Wörtchen zu. Er, von Schrecken befallen, ſtürzte ſich fliehend in einen Trupp von Masken; denn das blaue Fähnchen ſchien ihm bekannt; er dachte, ſeine Frau ſpucke darin. Im dichteſten Larvengetümmel wie mit einer Leibwache umgeben, zog er angſtvoll im Saale auf und nieder, und ſchielte behutſam nach Freundin und Feindin umher. Endlich kam ſeine Roſenkönigin. Er eilte zu ihr, faßte ſie am Arm, machte ihr zärtliche Vorwürfe, daß ſie ſo lange auf ſich habe warten laſſen, und führte ſie in eins der Zimmerchen, die ſich zu geheimen Unterredungen

bestimmt neben dem Tanzsaale befanden. Hier bat er sie sogleich, die Maske abzunehmen. Bereitwillig machte sie Anstalt dazu; er lauerte sehnsüchtig, das Purpurmündchen, sobald es enthüllt seyn würde, zu küssen; hu! da wetterleuchtete das zornrothe Gesicht seiner Gemahlin hinter der Maske hervor, und zugleich bekam er von ihrer knöchernen Hand eine Ohrfeige, daß ihm der Kopf wankte.

Indem er diesen Minnesold empfing und vor Schrecken die Sprache verlor, erschien der blaue Domino, der ihn eifersüchtig verfolgt hatte, in der Thür. Die Präsidentin, ihres Standes vergessend, schoß mit den gemeinsten Schimpfreden auf die Nebenbuhlerin los; diese vergalt Gleiches mit Gleichem; sie fielen einander in die Haare; der Präsident wollte die Furien trennen; aber beide hackten ihm mit krummen Fingern nach den Augen, zerrten und rauften sich aus dem kleinen Zimmer auf den Tummelplatz der Masken hinaus, wurden dort von zahllosen lachenden Zuschauern umringt, und am Ende von der Polizeiwache aus dem Saale geführt.

Diese Katzbalgerei, die schnell, mit allen vorausgegangenen Umständen, der ganzen Residenz bekannt wurde, machte der geringen Achtung, in welcher der Präsident und seine Familie standen, vollends das Garaus. Es kam jetzt lauter als jemals zur Sprache, daß er seine Laufbahn als Abschreiber eines Sachwalters begonnen, eine Kammerjungfer geheirathet, ein Staatsdienstchen erschlichen, immer höhere Stellen erkrochen, und sich endlich aus Uebermuth den Papieradel gekauft hatte. „Aber die gemeine Natur läßt sich nicht austreiben;“ setzte man hinzu. „Es ging der Frau Präsidentin wie jenem Kater in der Fabel, der einstmals zum König der Thiere gewählt worden war. Mit Krone und Purpurmantel geschmückt und einen Scepter

in der rechten Kralle, saß er majestätisch auf dem Throne und hielt eine feierliche Rede an seine Unterthanen. Doch plötzlich brach er ab, that einen Sprung, und haschte sich ein in der Nähe laufendes Mäuschen.“

Auch Hermine machte sich, wiewohl auf eine feinere Art, zum Gespräch der Stadt. Der Magnetismus (dessen Werth und Nutzen wir übrigens weder bestreiten noch verfechten wollen) hatte dort wundergläubige Anhänger, und unser Fräulein schlug sich aus Eitelkeit zu diesem Häuflein, um sich einen berühmten Namen zu machen. Derselbe Wunsch beseelte den Doktor Dompfaff, einen noch sehr jungen Mann, der sich auf die thätigste Weise mit magnetischen Kuren befaßte. Es dünkte ihn daher ein rechtes Glück, daß Hermine, die Tochter eines so vornehmen Staatsbeamten, ärztliche Hülfe bei ihm suchte. Aber nichts weniger als krank, spielte sie blos eine Posse mit ihm, und zwei oder drei muthwillige Freundinnen halfen ihr dabei so treulich, wie bisweilen die Taschenspieler unter den Zuschauern vertraute Personen haben, die in geheim dazu mitwirken, daß die Blendwerke des Gauklers gelingen. Hermine sah während des magnetischen Schlafes mit der Nase und mit Händen und Füßen, doch natürlicher Weise nur Dinge, die sie zuvor mit ihren Gehülfinnen verabredet hatte. Diese hielten ihr zum Beispiel ein aufgeschlagenes Buch vor die große Zehe, und die vorgebliche Hellseherin las die zuvor auswendig gelernten Stellen laut und richtig ab. Sie weissagte sogar, und verordnete sich Heilmittel, die jedoch nicht in der Apotheke, sondern auf dem Obstmarkt und im Laden des Zuckerbäckers zu haben waren. Dadurch hätte man klug werden können; allein

man ward es nicht. Die ganze Stadt, mit Ausnahme einiger wirklichen Hellseher, sprach von der Possenspielerin mit arglosem Erstaunen.

So, wie ein Wunderwesen, in Ruf gekommen, bildete sie sich nicht wenig darauf ein, war in Gesellschaften sehr vorlaut, und entschied frisch und keck über Alles. Ganz seltsam und der natürlichen Weichmüthigkeit ihres gefühlvollen Geschlechts durchaus widersprechend, äußerte sie sich unter andern über einen eben damals geschehenen, von allen rechtlichen Menschen verabscheuten Meuchelmord. Sie lobte freilich die verruchte That nicht geradezu; aber sie that es durch einen Umweg, indem sie den Mörder für einen edlen, hochherzigen Jüngling erklärte. Dieser Ausspruch von weiblichen Lippen empörte den gesunden Menschenverstand und zog Herminen noch den Schimpf zu, daß des Erdolchten greises Haar und des Meuchlers blühende Jugend den Verdacht erweckten: es müsse bei jener unsinnigen Lobpreisung des Verbrechers der Geschlechtstrieb im Spiele seyn.

Indessen war Hermine durch die sich selbst verordneten köstlichen Arzneien völlig genesen. Freudig schrieb Doktor Dompfaff ein gelehrtes Werkchen über die ihm, nach seinen Gedanken gelungene magnetische Wunderkur, und eignete solches dem Landesherrn zu. Der Fürst las es, ließ den Präsidenten rufen, und sprach zu ihm: „Ich erhielt gestern ein Schriftchen, worin Ihre Tochter eine sehr unanständige Rolle spielt. Sie hat offenbar ihren schwachsinnigen Arzt zum Besten gehabt. Das möchte seyn; aber dergleichen Gaukeleien erweitern das Gebiet des Wunderglaubens und der Schwärmerei, und ich sehe das in meinem Lande nicht gern. Auch weiß ich, daß Ihre ausgeartete Tochter den anatischen Meuchelmörder, der eine bisher in Deutschland

unerhörte That verübte, in allen Gesellschaften vertheidiget, als einen edlen Menschen erhebt, und Beifall und Nachsprecher findet. Wohin soll das führen? Soll der wälsche Banditendolch in Deutschland einheimisch werden? — Mich dünkt, Herr Präsident, Sie haben Ihre Kinder schlecht erzogen. Selbst von Ihnen hör' ich ungern, daß Sie sich manche Ungebühr in Ihrer Amtsführung und manche Anstößigkeit im Privatleben zu Schulden kommen lassen. Sie haben dadurch die Achtung Ihrer Untergebenen verloren. Ich verhehle daher nicht den Wunsch, daß Sie sich, um größern Unannehmlichkeiten auszuweichen, freiwillig entschließen möchten, Ihr Amt niederzulegen."

Bleich und zitternd kam der Präsident nach Hause. Erschrocken fragte seine Familie: was ihm bei Hofe begegnet sey. Er entdeckte nun des Fürsten Aeußerungen über Herminen, doch mit gemilderten Worten, um dem lieben Kinde nicht wehe zu thun. Mit schnödem Lächeln zuckte das Fräulein die Achseln und machte sich wenig daraus.

Aber der Vater war, seiner selbst wegen, in Verzweifelung. Er wußte nicht, was er anfangen, wen er um Rath fragen sollte. Mit Raimund, dem treuen Hausfreunde, hatte er sich einige Tage zuvor heftig entzweit, und sich nicht nur alle weitere Einmischung in seine Angelegenheiten, sondern auch fernere Besuche verbeten. Der Bruder war auf's Land zurück gegangen. Wem sollte der unglückliche Präsident sein Leid klagen? Von allen seinen Tafelfreunden war nun, da die Quellen des Wohllebens zu stocken anfingen, keine Theilnahme zu erwarten.

Er fuhr zu einigen Staatsministern; er wollte sie bitten, sich für ihn bei dem Fürsten zu verwenden; doch nirgends

ward er vorgelaſſen. Es war Abend; er ging nach dem Caſino, um ſich zu zerſtreuen; aber das fliegende Gerücht der auf ihn gefallenen Ungnade war ihm ſchon zuvor gekommen, und jedermann wich ihm aus. Er eilte nach Hauſe; dort neues Schrecken! Der Vorſteher einer bedeutenden Landeskaſſe harrte ſeiner mit ängſtlichem Verlangen, ihn unter vier Augen zu ſprechen. „Herr Präſident,“ ſagte der beiſeit geführte, ganz verſtört ausſehende Mann, „ich erhielt vorhin einen geheimen Wink, daß meiner Kaſſe morgen gegen Mittag eine Unterſuchung bevorſtehe. Angſtvoll bitt' ich Sie deßhalb um ſchleunige Rückzahlung der Staatsgelder, die ich Ihnen, auf dringendes Begehren, pflichtwidrig darlieh. Gefangenſchaft und Verluſt meines Amtes ſind ſonſt mein Loos, und ich müßte, wenn auch höchſt ungern, durch Vorlegung der von Ihnen in Händen habenden Empfangſcheine mein Schickſal zu mildern ſuchen.“

„Um Gottes willen, nein!“ rief der Präſident. „Ich ſchaffe Rath — noch in dieſer Nacht — ſeyn Sie ruhig, und verlaſſen Sie mich, damit ich Anſtalten treffen kann.“

Der Kaſſier entfernte ſich, obwohl wenig getröſtet, weil er die verſprochene ſchnelle Wiedererſtattung der ihm abgedrungenen Summen, die ſich über zehn tauſend Thaler beliefen, für unmöglich hielt.

Stolz und Scham niederkämpfend, entſchloß ſich der Präſident, den hart beleidigten Freund, dem er mit undankbarem Uebermuth ſein Haus verboten hatte, um Hülfe zu bitten. Mit zagenden Schritten ging er zu ihm, warf ſich in des edlen Mannes offne Arme, und ſchüttete ſeine Noth vor ihm aus. „Ich freue mich, daß ich helfen kann;“ ſagte der großmüthige Freund, ſchloß ſeinen Schreibtiſch auf und nahm Papiere heraus. „Hier ſind hinreichende Wechſel, den Kaſſier zu befriedigen. Gehn Sie, beruhigen

Sie den sorgenvollen Mann!“ — Der Präsident, bis zu Thränen gerührt, stammelte Dank. „Fassen Sie sich!“ unterbrach ihn Raimund. „Ich denke noch mehr für Sie zu thun. Lassen Sie mir aber fünf bis sechs Tage Zeit. Ich werde mich indessen mit meinem Plane zur Verbesserung Ihrer Lage beschäftigen.“

Raimund berief durch einen reitenden Boten den Bruder des Präsidenten wieder nach der Stadt. Valentin kam; sie unterredeten sich über das Weh und Wohl des Unglücklichen, und besuchten ihn dann, um ihn von dem Ausfall ihrer Berathung zu unterrichten. Des Bruders unerwartete Mitkunft schien ihm nicht angenehm; doch Raimund ließ ihm nicht Zeit, sein Mißvergnügen zu verlautbaren, sondern begann sogleich: „Ich versprach Ihnen, Herr Präsident, einen Leitfaden zum Ausweg aus Ihrem Labyrinthe, und ich komme jetzt, mein Wort zu halten. Aber haben Sie auch volles Vertrauen zu mir? — Ich kann es kaum fodern, da ich als Fremdling hierher kam, mich Ihnen zum Hausfreunde gleichsam aufdrang, und noch jetzt mit der Larve eines angenommenen Namens vor Ihnen stehe. — Es ist daher, eh ich mich weiter zu ihrem Rathgeber aufwerfe, rechtlich und nothwendig, mich Ihnen ganz zu entdecken.“

„Mein Vater, ein unbemittelter Mann, hinterließ bei seinem frühzeitigen Absterben eine Wittwe und drei Söhne. Ich, der zweite derselben, hatte ohne mein Verschulden das traurige Loos, meiner Mutter verhaßt zu seyn. Mein älterer Bruder war dagegen ihr Liebling. Diesen Vorzug ließ er mich bisweilen hart empfinden. Er spielte den Herrscher und legte die Hände in den Schooß; ich aber

mußte, da die Mutter keinen Dienſtboten halten konnte, die unangenehmſten und beſchwerlichſten Hausarbeiten, zum Beiſpiel Waſſertragen und Holzſpalten, allein verrichten, weil mein jüngerer Bruder noch ſo klein war, daß er mir nicht beiſtehen konnte. Ich that willig, was ich vermochte; doch alle meine Anſtrengungen belohnte kein freundlicher Mutterblick. Im Gegentheil ward ich immer geſcholten, und bekam oft in den Eßſtunden nichts als Brod und Salz in die Hand, indeß mein älterer Bruder mit der Mutter zu Tiſche ſaß und irgend ein Leckerbißlein verzehrte.“

„Ich war dreizehn Jahr' alt, als er in eine gefährliche Krankheit fiel. Die Mutter weinte Tag und Nacht. Eines Abends ſaß ich von ihr unbemerkt in einem dunkeln Winkel; da warf ſie ſich vor dem Krankenbette nieder und bat Gott mit lauter Stimme: ihr den geliebten Sohn zu laſſen, und dafür mich von der Welt zu nehmen. — Tief betrübt ſchlich ich aus der Stube, ging weinend ins Gärtchen hinter dem Hauſe, fiel unter dem geſtirnten Himmel auf die Knie und ächzte hinauf: Gott möge die Todesbitte meiner Mutter an mir erfüllen, oder mir einen Weg aus dem Hauſe des Haſſes und der Verachtung zeigen. — Als ich ſo gebetet hatte, legt' ich mich zu Bett, mit dem Wunſche, nicht wieder zu erwachen.“

„Gegen Morgen hatte ich einen wunderbaren Traum. Mir erſchien die Lichtgeſtalt eines Engels, mich freundlich anredend: Geh' ins Gaſthaus, das ein Palmbaum bezeichnet, da findeſt du einen Fremdling, der eben abreiſen will. Bitt' ihn, dich zu ſeinem Diener anzunehmen; er wird es thun und dich glücklich machen. — Das geſagt, verſchwand der Engel; ich erwachte, ſchlief aber mit dem Gedanken, daß es doch nur ein lieblicher Traum ſey, flugs wieder ein.“

„Bald darauf verſetzte mich ein neuer Traum hin an den Gaſthof, den mir der Engel genannt hatte. Ein bepackter und ſchon beſpannter grüner Reiſewagen ſtand vor der Thür, und bei demſelben ein Mann von hoher anſehnlicher Geſtalt. Ich brachte mein Geſuch bei ihm an; er gewährte mir's, nahm mich neben ſich in den Wagen, der Poſtknecht ſtieß ins Horn, und wir flogen zum Thor hinaus.“

„Munter fuhr ich im Bett empor; der Doppeltraum ſchien mir nun ein Wink Gottes; ich kleidete mich geſchwind an; Mutter und Brüder ſchliefen; ich beugte mich mit ſtrömenden Thränen über ſie hin, kniete vor den Betten der ruhigen Schläfer nieder, betete für ſie, ſprach ein leiſes Lebewohl, und ſchlich ſtill aus dem Hauſe.“

„Der grüne Reiſewagen ſtand richtig vor dem Gaſthofe; aber der Fremde war noch oben in ſeinem Zimmer. Beherzt ging ich hinauf und fand mit Erſtaunen denſelben Mann, mit dem ich im Traume geſprochen hatte. So gleichſam ſchon mit ihm bekannt, trug ich ihm ohne Zagen meine willigen Dienſte an. Er antwortete in etwas gebrochenem Deutſch: Du gefällſt mir, und ich könnt' ein ſolches Bürſchlein wohl brauchen; aber ohne Vorwiſſen deiner Verwandten will ich dich nicht entführen. — Ich erwiederte: ſie würden ſich darüber nicht grämen; denn die Mutter habe Gott um meinen Tod gebeten. — Dann erzählt' ich meine Träume. Der Fremde ſah mich ſcharf an und ſprach: Hätteſt du kein ſo ehrliches Geſicht, ſo hielt ich das alles für Mährlein: doch deinen frommen, ſchuldloſen Augen muß ich glauben, und ſo geſchehe denn Gottes Wille! — Hiermit nahm er mich bei der Hand, führte mich zum Wagen, und die Reiſe ging fort.“ —

Der Präſident, der ſich bei mehreren Stellen dieſer Er-

zählung unruhig auf dem Stuhle bewegt und die Farbe verändert hatte, sprang jetzt auf und sagte mit zitternder Stimme zu Valentin: „Ist das nicht ganz die Geschichte unsers seit länger als vierzig Jahren verlorenen Bruders?“ — „Das dünkt mich auch;“ erwiederte Valentin: „ich war aber damals noch sehr jung: die Vorfälle jener Zeit treten mir nur dunkel ins Gedächtniß.“ — „Mir desto heller!“ sprach der Präsident. „Gerade so war, als wir eines Morgens erwachten, unser guter Heinrich verschwunden. — Doch mit freudiger Ahnung sagt mir mein Herz, wir haben ihn wieder. — Du bist's, mein Freund, mein Retter!“

„Ja, ich bin Heinrich Eschborn!“ rief Dieser, und fiel mit nassen Augen seinen Brüdern in die Arme.

Stumm vor Wehmuth hielten sie sich lange umschlossen. Der Präsident machte zuerst seinem Herzen Luft. „Ich danke Gott,“ sprach er, daß ich dich, guter Heinrich, an mein Herz drücken und dir alles Leid, das ich dir im Mutterhause zufügte, abbitten kann. Du verfuhrst vorhin in deiner Erzählung sehr schonend mit mir; ich habe schlimmer, viel schlimmer an dir gehandelt.“

„Und alles, alles vergab ich dir tausendmal;“ sagte Heinrich. „Klage dich nicht weiter an! Die flüchtigen Leiden meiner Jugend waren ja Keime meines Glücks. — Mein Herr, oder vielmehr mein Vater — denn er behandelte mich gleich vom Anfang an als seinen Sohn — war ein englischer Kaufmann, der von London aus in Ost- und Westindien große Geschäfte machte, und sich Jahre lang bald in Asien, bald in Amerika aufhielt. Ueberall nahm er mich mit, und erzog mich so werkthätig zu einem tüchtigen Kaufmanne. In meinem dreißigsten Jahre ward ich

der Gatte ſeiner einzigen Tochter. Er gründete mir mit freigebiger Hand eine eigene Handlung in Weſtindien. Ich regte mich lebhaft und ward reich. Als aber vor zwei Jahren der Tod meine glückliche, doch kinderloſe Ehe trennte, und faſt zu gleicher Zeit auch der ehrwürdige Greis, mein Schwiegervater, in London ſtarb, da fühlt' ich mich in jener Weltgegend einſam und verlaſſen, und ſehnte mich nach meinem Vaterlande zurück. Ich hatte von euerm Leben und Aufenthalt, theure Brüder, ſchon in frühern Zeiten mehrmals Nachrichten eingezogen; darum nahm ich meinen Weg ſtracks hierher, und ſtellte mich dir, lieber Wilhelm, zum Scherz unter der Kappe eines fremden Namens vor. Aus verſchiedenen Gründen trug ich ſie länger, als ich Anfangs geſonnen war, und die Vorſicht, mich nicht zu verrathen, nöthigte mich, meine Sehnſucht nach dir, guter Valentin, eine Weile zu zügeln. — Was weiter unter uns hier vorging, iſt euch bekannt, und über meine Reiſen wollen wir künftig einmal bei beſſerer Muße ſprechen."

„Ja, Kinder!" rief Valentin: „draußen in meinem Dörfchen, unter den beiden großen Linden vor meinem Hauſe."

„Unſer Bruder," ſagte Heinrich zu dem Präſidenten, deutet auf den Plan, den wir dir vorlegen wollen. Sieh, in der Reſidenz kannſt du, nachdem dir der Fürſt den Stuhl vor die Thür geſetzt hat, mit Ehren nicht länger bleiben. Gib alſo deine Stelle unverzüglich in ſeine Hände zurück, und zieh mit Frau und Kindern auf's Land. Valentins Burg iſt nach ſeiner Beſchreibung ſo geräumig, daß wir alle bequem darin wohnen können. Dort magſt du ſtudieren oder nichts thun, wie dir's beliebt; aber bei jungen Leuten iſt Müſſiggang des Teufels Ruhebank: darum wollen wir deine Kinder beſchäftigen, damit beſonders

Fräulein Hermine nicht mehr Zeit habe, ſich den ganzen Tag zu putzen, mit einem einfältigen Doctor magnetiſche Poſſen zu treiben, und über Meuchelthaten unverſtändig zu ſchwatzen. Valentin will den beiden Geſchwiſtern ein ungebautes Stück Land anweiſen, das ſollen ſie ſich mit eigenen Händen zu einem Garten umſchaffen. Achilles nimmt überdieß ſeinen Hofmeiſter mit auf's Land, und holt noch fleißig nach, was er bisher in der Schule verſäumte. Sein Weibchen laſſen wir ihm, ohne weitere Rede von Scheidung. Auch die ehrliche Müllerstochter wird als Braut und künftige Hausfrau unſers Neffen Fritz liebreich anerkannt und von uns mit Achtung behandelt. — Genehmigeſt du dieſe Bedingungen, lieber Wilhelm, ſo enthebe ich dich von dieſem Augenblick an allen Sorgen, zahle dir jährlich die Summe, die du zeither als fürſtlichen Amtsgehalt bezogſt, und vererbe dereinſt mein nicht unbedeutendes Vermögen zu gleichen Theilen auf deine und Valentins Kinder.“ —

„Edler, großmüthiger Bruder,“ ſagte der Präſident, „ich erkenne mit innigſter Dankbarkeit, daß du Böſes mit Gutem überſchwänglich vergelten willſt. Ich für meine Perſon bin auch unbedenklich bereit, mich in Allem nach deinem Rath und Willen zu richten; aber meine Frau — meine Tochter — ſie lieben das Landleben nicht — ſie werden ſich kaum von der Reſidenz losreißen können.“

„Potz Wetter!“ rief Valentin, „auf dem Dorfe wohnen ja auch keine Heiden und Menſchenfreſſer! Und es iſt da alles ſo luſtig und grün, daß einem das Herz im Leibe lacht. Ich wollte lieber todt ſeyn, als immer in eurer ſteinernen Welt leben, wo man keinen Grashalm zu ſehen bekommt.“ —

Die Brüder verließen den Präsidenten mit der Ermahnung, die Seinigen zum Abschiede von der Hauptstadt vorzubereiten, und sich der etwa dagegen ausbrechenden Empörung als mannhafter Hausvater entgegenzustellen.

Mit schwerem Herzen rief er seine Familie zusammen und eröffnete seinen Vortrag mit der Meldung: daß Raimund sich ihm als sein leiblicher Bruder zu erkennen gegeben habe. „Wie? was?“ — schrie die Präsidentin auf: „Der alte Grillenfänger dein Bruder? — Nun, beim Himmel! da haben wir eine schöne Eroberung gemacht!“

„Allerdings!“ versetzte der Präsident: „Bruder Heinrich kommt aus Westindien, und hat dort viel Reichthümer erworben.“

„Ei, wenn das ist,“ sagte sie, so sey er uns willkommen!“

„Willkommen! willkommen!“ fielen Achilles und Hermine wie ein Chor ein.

Als aber nun die Bedingungen, unter welchen der Westindier mit Geld herausrücken wollte, zur Sprache kamen, da brachen Verwünschungen über Verwünschungen gegen ihn aus. „Was denkt der Narr?“ rief die eitle Vierzigerin: Soll ich mich in der Blüthe meiner Jahre in ein Dorf vergraben, wo man nur Bauern sieht, nur Kühe brummen hört?“ — „Und wir,“ kreischten Achilles und Hermine, „wir sollen das Grabscheit in die Hand nehmen und wie Taglöhner arbeiten? — Nimmermehr! nimmermehr!“

„Thut, was ihr wollt!“ antwortete der Präsident. „Ich aber bin leider in dem Falle jenes Haushalters in der Bibel, zu dem sein Herr sagte: Du kannst hinfort nicht mehr Haushalter seyn. Da sprach der Haushalter zu sich selbst: Was soll ich thun? Mein Herr nimmt das Amt von mir: graben mage ich nicht und schäme mich zu betteln.“

„Wie paßt das hierher?“ fragte die Präſidentin etwas kleinlaut.

„So wißt denn,“ ſprach er ſeufzend, „daß mir der Fürſt, als ich neulich bei ihm war, meine Entlaſſung ankündigte. — Der Aufenthalt in der Reſidenz iſt uns übrigens unverwehrt; wir können hier bleiben und — hungern.“

Sie erſtarrten; er aber ging ſchweigend fort, um ſie heilſamen Betrachtungen zu überlaſſen.

Die Endfolge derſelben war, daß Noth Eiſen brach, und ſie einſtimmig beſchloſſen, ſich ins ländliche Elend zu verweiſen. „Wir können in der jetzigen Jahreszeit mit Anſtand auf's Dorf ziehen;“ ſagte die Mutter. „Im Sommer gehen auch andere Herrſchaften auf's Land. Gegen den Winter aber wollen wir wohl Mittel finden, uns den Weg nach der Stadt, ohne Verluſt der weſtindiſchen Gelder, wieder zu eröffnen.“

Als ſie hierauf ihren Entſchluß, in Valentins Burg künftig zu hauſen, beſtimmt erklärt hatten, reiſ'te der Gutsherr dahin ab, um den feierlichen Empfang ſeiner Gäſte vorzubereiten.

An der Gränze ſeines Gebiets erwartete ſie der Schulmeiſter und des Dorfes männliche und weibliche Jugend. Der Wagen der hohen Herrſchaften kam; der Schulherr fing an, eine wohlgeſetzte Rede zu halten; aber Hermine lachte ihm mit ſo wilder Ausgelaſſenheit ins Geſicht, daß er gleich im Eingange ſtecken blieb und kein Wort weiter aufbringen konnte. Er trat beſchämt zurück, ordnete die Reihen der Schulkinder vor und hinter dem Wagen, und die an der Spitze ſtehenden Pfeifer und Geiger ſpielten, als ſich der Zug in Bewegung ſetzte, einen Marſch. Hermine ſchrie aus dem Wagen heraus: ſie ſollten ſchweigen; dergleichen abſcheuliche Muſik ſey nicht zu ertragen. Aber

die tonkundigen Männer ließen sich nicht stören. Das Fräulein hielt sich nun bis zur Einfahrt in die Burg mit beiden Händen die Ohren zu.

Am folgenden Tage richtete Valentin die Doppelhochzeit seiner Kinder aus. Ein heißer Tag für die Präsidentin und Herminen! Sie mußten sich, um den Westindier nicht zu erzürnen, gegen die Müllerstochter sehr artig betragen, und überhaupt bei den beiden Königinnen des Festes gleichsam die Hofdamen spielen. Noch mehr Aerger aber hatte Hermine bei dem Hochzeitballe, den Valentin nach der Tafel auf dem freien Platze vor dem Schlosse gab, und wozu die ganze Dorfschaft geladen war. Die Müllerstochter hatte zwei Brüder, die weit und breit als die besten Tänzer des Dorfes berühmt waren. Da kam nun ein solcher Vestris nach dem andern und forderte Herminen mit der Anrede: „Hei! lustig, Frölen Muhme!“ zum Tanz auf. Sie mußte sich von den ihr angevetterten Mühlknappen einige Mal tölpisch genug herumschwenken lassen; als aber auch die übrigen Bursche gleicher Ehre begehrten, schützte sie Krankheit vor, und zog sich in ihre Gemächer zurück. Achilles hingegen, der weniger stolz war, kam mit den Landmädchen besser aus. Er fand bei ihnen, als leichter, zierlicher Tänzer, ungemeinen Beifall, obgleich die eifersüchtigen Mühlknappen seine Tanzkunst scharf bekrittelten und ganz verächtlich davon sprachen.

Nach der Hochzeit bestand der Westindier darauf, daß die Geschwister die ihnen auferlegte Gartenarbeit anfangen mußten. Das war denn ein lustiges Schauspiel, wenn Achilles, modisch gekleidet und mit einer Brille vor den Augen, einen Karren voll Erde mit gewaltiger Anstrengung vor sich her schob, und Hermine, in der linken Hand einen Sonnenschirm und in der rechten eine Gießkanne, jedes

hier und da aufgeſchoſſene Unkraut begoß, weil es die Ehre hatte, von ihr für eine köſtliche Pflanze gehalten zu werden. Die Bauern, die der Städter ländliche Thätigkeit gern verſpotten, gucken noch heutiges Tages oft, wenn die Geſchwiſter arbeiten, über den Zaun, und erzählen hernach mit großem Gelächter in der Schenke, was für kluge Dinge ſie dort geſehen haben.

Das Landleben trägt übrigens der Familie von Eſchborn herrliche Früchte. Achilles verliert, da er keine Farobank in der Nähe hat, kein Geld mehr, und beſucht die beſtimmten Lehrſtunden des alten Magiſters nicht nur recht gern, ſondern begehrt auch oft Verdoppelung derſelben, weil er indeſſen das Grabſcheit und den Schubkarren ruhen laſſen kann. — Hermine fühlt ſich durch die Landluft ſo geſtärkt, daß ſie magnetiſche Kuren nicht weiter nöthig findet. Ihre blühenden Wangen eroberten ſchon einen reichen Landedelmann, mit dem ſie ſich nächſtens vermählen wird. — Selbſt der Präſident, der vor Kummer und Sorgen ſehr gealtert hatte, verjüngt ſich ganz, und raucht ſein Morgenpfeifchen mit voller Gemüthsruhe zum Fenſter hinaus, weil er nicht mehr, wie vormals in der Stadt befürchten darf, von lauernden Manichäern geſehen und überlaufen zu werden. — Aber ſeine Gemahlin ſehnt ſich raſtlos nach den Schauplätzen und Prunkfeſten der Hauptſtadt zurück, und gibt den Vorſatz nicht auf, im nächſten Winter dort wieder auf den Bühnen der Glanzſucht aufzutreten. Ob es ihr gelingen wird, das ſteht zu erwarten.

II.

Die Unterſuchungskommiſſion.

1.

Das Städtchen Temperlitz ſah eine Zeit lang mit Stolz auf andere Landſtädtchen herab, weil in ſeinen verfallenen Mauern ein ſo reicher Mann wohnte, wie jene nicht aufweiſen konnten. Herr Simon Knaſter war das goldene Geſtirn ſeiner Vaterſtadt, die er von Jugend an ſo kindlich liebte, daß er ſein ganzes Leben, ohne Ausnahme eines einzigen Tages, in ihrem ſtillen Schooße zubrachte. Man kann alſo nicht ſagen, daß er dem Glücke nachgelaufen ſey. Es ſuchte ihn von ſelbſt auf in ſeinem Kramlädchen, als er darin bis in ſein fünfzigſtes Jahr ſeine Kunden mit Gewürzen bedient und ſich für jeden ihm zugewandten Pfennig höflichſt bedankt hatte. Ein alter Vetter, der, ſchon ziemlich wohlhabend, noch das große Loos in der holländiſchen Lotterie gewann, ſetzte ihn zum Erben ſeines ganzen Vermögens ein.

Herr Knaſter war, ſeit der Ankunft der holländiſchen Dukaten, ſo pfiffig geweſen, dem glücklichen Empfänger fort und fort zum neuen Jahr und zum Geburtstage ehr-

furchtsvoll Glück zu wünschen. Das geschah immer in lahmen Versen, die der Stadtschreiber Flink, ein fingerfixer Poet, verfaßte, zierlich abschrieb, und in Goldpapier heftete, wofür er in Bausch und Bogen als Ehrensold einen baaren Gulden und ein Päckchen Tabak empfing. Nun läßt sich zwar nicht beweisen, daß die Leier des genügsamen Hauspoeten den Alten bezaubert und ihm das schöne Vermächtniß abgelockt habe. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß er, wie jeder eifrige Schatzsammler, seine lieben Holländer nach seinem Tode nicht zerstreut wissen wollte, und daher den Vetter Simon, mit Ausschluß manches ärmern Verwandten, zum alleinigen Hüter und Wächter derselben erkor, weil er überzeugt war, daß der geizige Krämer die goldenen Schäflein treulich bewahren und keins vom Wolfe der Verschwendung verzehren lassen werde.

Die Kunde der großen Erbschaft machte in Temperlitz ein gewaltiges Aufsehen. Der regierende Bürgermeister Stern sagte öffentlich im Bierhause, wo die Häupter der Stadt um ihn her saßen: „Nicht wahr, meine Herren, das hätten Sie nicht gedacht, daß uns der Glückspilz, den wir in seiner vorigen Niedrigkeit wenig achteten, über den Kopf wachsen würde? Ja, trügen wir Alle, mit Inschluß der ganzen löblichen Bürgerschaft, unser gesammtes baares Vermögen auf einen Platz zusammen, Herr Knaster würde sich bedanken, mit uns zu tauschen. Ein so reicher Mann ist doch ein wahrer Halbgott; denn mit Gold thut man Wunder. Ich acht' es demnach für schicklich und ersprießlich, daß wir uns morgen in einem feierlichen Aufzuge zu ihm begeben, ihm unsern Glückwunsch abstatten, und nicht allein uns, sondern auch das gemeine Wesen der Stadt seinem Wohlwollen empfehlen."

„Ein glücklicher Gedanke!" rief der Stadtschreiber Flink.

Die ganze Gesellschaft stimmte ihm bei, und beschloß einmüthig, sich des folgenden Tages, um die Zeit des zweiten Frühstücks, im Hause des Bürgermeisters zu versammeln, und von da aus dem neuen Halbgott das Opfer ihrer Verehrung zu bringen.

Dieser demüthige Beschluß ließ sich nur bei geistlosem Biere fassen. Muthige Weinzecher hätten sich zu einem so bettelhaften Vorhaben gar nicht vereinigen können.

2.

Als der Bürgermeister nach Hause kam, machte er seiner Tochter die auf den folgenden Tag angesetzte Huldigung bekannt. Louise Stern war ein junges, liebenswürdiges Mädchen, das Schönheit, Verstand und feine Sitten besaß, und zarten Frauensinn mit männlicher Entschlossenheit verband. Sie war (wie Napoleon einstmals von einer geistreichen Fürstin gesagt haben soll) der einzige Mann in ihrer Familie; sie war es sogar, wie wir in der Folge sehen werden, im ganzen Städtchen. Der Biergesellschaft kriechender Vorsatz kam ihr daher so abgeschmackt und verächtlich vor, daß sie ihn für einen scherzhaften, satirischen Einfall erklärte.

„Das ist er keinesweges!“ sagte der Vater. „Ich fordere dich vielmehr auf, dich an den Zug anzuschließen, und mit einigen zierlichen Worten, die dir so lieblich vom Munde fließen, dem König der Stadt einen Ehrenkranz zu überreichen.“

Diese Zumuthung lehnte sie mit freundlichen Worten ab.

„Mädchen, Mädchen!“ sprach er mit der feierlichen Stimme eines Propheten: „Der Ehrenkranz, den du dem reichen

Hageſtolz auf's Haupt ſetzen ſollſt, kann dir einen Brautkranz erzeugen."

„Lieber wählt' ich den Todtenkranz!" antwortete ſie.

„Du redeſt wie eine Närrin!" fuhr er auf. „Tauſend andre Mädchen, die ſo wenig Ausſteuer zu erwarten haben, als du, würden ſpringen und jubeln, wenn ſie Hoffnung hätten, einen Mann zu erobern, der ſo warm in Golde ſitzt. Aber ich kenne dein eitles Hirngeſpinnſt; du denkſt, das Glück werde dich in den Grafenſtand erheben, weil der alte ſpaßhafte General, der Graf von Donnerfeld, als er vor acht Jahren bei uns im Winterquartier ſtand, manchmal aus langer Weile, oder wenn er ein Jeſuiterräuſchchen hatte, mit dir ſcherzte, und ſagte: Du ſollteſt ſeine Schwiegertochter werden."

Lachend verſicherte Louiſe: ſie habe das längſt vergeſſen.

„Das glaub' ich kaum!" ſprach der Vater. „Es gefiel dir gar zu wohl, wenn dich der Graf, auf eine höchſt übertriebene Weiſe, mit der Jungfrau von Orleans verglich, weil du im Sommer zuvor, als ein Paar ausgehungerte Nachzügler des feindlichen Heeres bei uns plündern wollten, eine Piſtole ergriffſt, und die feigen Wichte damit über den Krautmarkt und durch die Sperlingsgaſſe zum Thore hinaus jagteſt. Das war freilich von einem zehnjährigen Mädchen, wie du damals warſt, eine verwegene That. Darum meinte der alte Degen, du würdeſt einmal eine Heldenmutter werden und ihm tapfere Enkel erziehen."

„Nun, das war Getändel mit einem Kinde!" ſagte Louiſe. „Wie könnte mir einfallen, ein Luftſchloß daraus zu bauen? Ich weiß ja nicht einmal, ob der Graf, mit dem wir ſeit jener Zeit aus aller Verbindung gekommen ſind, einen Sohn hat oder nicht. Mich hält alſo wahrlich kein Hirn-

gespinnst ab, dem Herrn Knaster einen Kranz zu bringen. Aber ich schäme mich, in seiner Person dem leidigen Gelde zu huldigen. Ist er denn, seitdem er diesen Götzen im Hause hat, verständiger oder edler geworden? — Bedenken Sie das, lieber Vater, und geben Sie den unwürdigen Gedanken auf, sich vor den Geldsäcken des verdienstlosen Mannes zu beugen."

„Ich will's beschlafen, Jungfer Altklug!" sagte der Vater, um nicht weiter über die Sache zu sprechen.

3.

Des folgenden Vormittags erschienen die Herren des Raths und andere Große der Stadt bei dem Bürgermeister in steifer Pracht. Auch er, der über Nacht nicht weiser geworden war, hatte sein Feierkleid angelegt, und der Zug setzte sich sogleich in Bewegung. Die Herren waren sämmtlich zur Eile geneigt, weil sie sich das zweite Frühstück, das sie täglich einzunehmen gewohnt waren, versagt hatten, um der Bewirthung, die sie bei dem reichen Gönner erwarteten, in Fülle genießen zu können.

Herr Knaster, der noch aus alter Gewohnheit seinen Kleinhandel trieb, und sich, wie immer, im Laden befand, sah die stattlichen Männer die Straße herauf kommen, und erschrack um so mehr, da er in seinem alten, mit einem Strick umgürteten Schlafrocke steckte, der aus zahllosen Stücken von verschiedenen Farben zusammengesetzt war. Der bunte Mann floh, um das musivische Kunstwerk seines Schneiders nicht sehen zu lassen; aber schon stand der Bürgermeister auf der Ladenschwelle und rief: „Bleiben Sie, bleiben Sie, theuerster Freund und Gönner! Wer

ſich in Sammet und Goldſtoff kleiden kann, der iſt auch in Lumpen verehrungswürdig.“

Bei dieſer ziemlich ungeſchickten Schmeichelei brach dem Krämer der Angſtſchweiß aus. Er glaubte, die Herren hätten ſammt und ſonders die Abſicht, bedeutende Geldſummen von ihm zu borgen. Entſchloſſen, keinen Heller zu verleihen, öffnete er ihnen das dunkle Ladenſtübchen und nöthigte ſie hinein.

Sie wunderten ſich im Stillen, daß ſie nicht die Treppe hinauf in die Putzſtube geführt wurden; doch drückten ſie ſich mit den freundlichſten Geſichtern in die düſtre Klauſe, wo ſie ſo enge zuſammengepfercht ſtanden, daß ſogar der wortführende Bürgermeiſter, indem er an den Halbgott in Lumpen eine hochtrabende Rede hielt, nicht gehörigen Raum hatte, ſich dabei ſo tief zu bücken und ſo zierliche Handbewegungen zu machen, als er gern gethan hätte.

Der Hochgefeierte ſtand wie auf Nadeln und ſtotterte immer zwiſchen die Rede hinein: „Machen's doch kein Weſen! Ich bin gar nicht ſo reich, als man glaubt. Bettel — wahrer Bettel.“ — Am Ende war er ſogar frech genug, zu verſichern: er habe ſich mit dem Antritt der Erbſchaft übereilt und könne dadurch eine tüchtige Schlappe bekommen, indem vielleicht die Maſſe mit geheimen Schulden belaſtet ſey, die er nun ohne Gnade und Barmherzigkeit bezahlen müſſe.

„O, Sie armer Mann!“ ſcherzte der Bürgermeiſter. „Ich will mich für Sie aufopfern. Treten Sie mir die Erbſchaft ab; ich übernehme die Schulden.“

Doch eben ſo großmüthig ſchlug der arme Mann dieſes Anerbieten aus. Er wolle und müſſe, ſagt' er, ſein Schickſal geduldig erwarten und tragen. Es ſey ihm nur ſchmerzhaft, daß ſeine lieben Mitbürger in der irrigen Meinung,

er sey ungeheuer reich geworden, mancherlei Erwartungen hegen würden, die er durchaus nicht erfüllen könne. Er müsse vielmehr männiglich bitten, ihn mit jedem Geld betreffenden Ansinnen zu verschonen. Auch hoffe er, daß der edle, wohlweise Rath so billig und geneigt seyn werde, ihn von allen bürgerlichen Abgaben frei zu sprechen, weil er, wie gesagt, durch die angetretene Erbschaft in höchst klägliche Umstände gerathen könne. Hinterlasse er, wenn sein Stündlein gekommen, noch irgend etwas, es sey viel oder wenig, so wolle er, weil er weder Kind noch Kegel habe, seine liebe Vaterstadt zur Universalerbin einsetzen.

„Herrlicher Mann!“ rief der Bürgermeister. „Ich, als Vater und Obervormund unserer guten Stadt, ergreife dieses großmüthige Versprechen mit beiden Händen und rufe gegenwärtige Herren zu Zeugen desselben auf.“

Knaster war ein wenig bestürzt, daß ihn der Bürgermeister sogleich beim Worte nahm. Da er jedoch auf keine andere Weise von der ihm äußerst verhaßten Entrichtung der bürgerlichen Abgaben, deren Erlaß ihm auf der Stelle zugesichert wurde, los kommen konnte, so widersprach er nicht, sondern rächte sich nur dadurch, daß er das Gläschen Branntwein, das er dem Bürgermeister und seinem Gefolge zugedacht hatte, zurück behielt, und sie ohne die geringste Labung entließ.

4.

Vorausſehend, daß es so kommen würde, hatte Louise für die hungrig und durstig zurückkehrenden Hofmacher ein gutes Frühstück bereitet. Sie jauchzten bei dessen Anblick und betheuerten einstimmig: Louise sey eine Prophetin und die klügste Person in der Stadt. Der Bürgermeister

ließ, auf Rechnung des künftigen Stadtvermögens, den beſten Wein aus ſeinem Keller auftragen. Knaſter's Geſundheit ward getrunken; doch mit ſtillem Vorbehalt, dem Tode kein Geſetz vorzuſchreiben, wenn er vielleicht Belieben tragen ſollte, den Ehrenmann bald von allen Sorgen dieſer Welt zu befreien.

Als die Geſellſchaft auseinander getaumelt war, beunruhigte den Bürgermeiſter die Vorſtellung: daß ſich Erbſchleicher in's Spiel miſchen und die Stadt um das ihr zugeſagte Vermächtniß bringen möchten. Er hielt deßhalb für nöthig, den ſchwachen Mann, der leicht von einem Schlaukopf umgeſtimmt werden konnte, ſcharf zu beobachten. In dieſer Abſicht ging er täglich zu ihm in den Laden, ſaß plaudernd da vom Morgen bis in die Nacht, und ließ ſich nur bisweilen, wenn er dringende Geſchäfte hatte, von ſeinem Vertrauten, dem Stadtſchreiber, ablöſen.

Aber dieſe Späher und Wächter mochten dem Krämer nicht gefallen: denn ungefähr nach Verlauf eines Monats ſchloß er plötzlich ſeinen Laden, zog ſich in's Innerſte ſeines von ihm allein bewohnten Hauſes zurück, und begrub ſich gleichſam lebendig in ein Hinterſtübchen, wo er nicht hörte oder nicht hören wollte, wenn Jemand an die Hausthür klopfte. Nun war guter Rath theuer, wie es der Bürgermeiſter, deſſen Wohnung entfernt war, möglich machen wollte, die Einſiedelei zu bewachen, da ſich doch der Fall denken ließ, daß Erbſchleicher, nach einem verabredeten Meldezeichen, in dunkeln Abendſtunden eingelaſſen würden.

Glücklicher Weiſe ward ein gegenüber liegendes, bequemes Haus feil; der Bürgermeiſter kauft' es, als nöthiges Wachhaus, auf Unkoſten der Stadt, bezog es eiligſt, und lag nun immer am Fenſter auf der Lauer, ohne je-

doch einen verdächtigen Ein- und Ausgang bei dem reichen Manne zu bemerken.

Eines Tages sah er einen wohlgekleideten Fremden die Straße herauf kommen. Ihn begleitete ein Knabe, der ihm Knaster's Haus zeigte. Der Fremdling klopfte mehrmals stark an; doch öffnete Niemand. „Mein wertheſter Herr," rief der Laurer aus dem Fenſter, „Sie bemühen ſich vergebens. Herr Knaſter — wenn er noch lebt, wie ich in der That nicht weiß — bewohnt ein Stübchen im Hofe, wo er nicht ſieht und hört, was auf der Gaſſe vorgeht. Ich kann Ihnen aber vielleicht Rede und Antwort geben, wenn Sie mir zu ſagen belieben wollen, in welcher Angelegenheit Sie ihn zu ſprechen wünſchen."

Der Fremde war ſchnell oben. „Ich bin ein Mann von bedeutendem Vermögen," hob er an, „und habe Luſt, an hieſigem Orte, der mir ſehr gefällt, eine Tuchfabrik vom größten Umfange anzulegen. Nach meinem Plane ſoll ſie wenigſtens dreihundert Menſchen beſchäftigen und reichlich verſorgen. Zu Begründung einer ſo in's Große gehenden Anſtalt gehört aber ein mächtiges Kapital, das ich nicht ſogleich baar in den Händen habe. Ich ſuche deßhalb einen Mitunternehmer, der ungefähr eine Tonne Goldes beherrſcht. Da ich nun zufällig erfahren habe, daß Herr Knaſter durch Erbſchaft in den Beſitz eines ſich ungefähr ſo hoch belaufenden Vermögens gekommen iſt, ſo wollt' ich bei ihm anfragen, ob er wohl geſonnen ſey, mit mir in Handelsgeſellſchaft zu treten. Ich erbiete mich, ihm Zwanzig vom Hundert gerichtlich zu verbürgen."

„Mein hochzuverehrender Herr," ſagte der Bürgermeiſter, indem er aus der goldenen Doſe des Fremden eine Priſe mit tiefer Verbeugung nahm, „Sie ſchlagen das Vermögen meines Herrn Nachbars viel zu hoch an. Ich

weiß zwar von guter Hand, daß er zwanzigtausend Stück Dukaten baar liegen hat — —“

„Wohl kaum so viel Groschen!“ fiel Louise schnell ein und zupfte den Vater am Schlafrock. „Ein sehr unterrichteter Mann,“ fuhr sie fort, „versicherte mir: die so viel besprochene Erbschaft sey nicht der Rede werth.“

„Das war gewiß ein Neidhart, der das sagte;“ versetzte der Bürgermeister. „Ich weiß genau, daß Knaster zwanzigtausend Holländer unter seinem Dache beherbergt. Doch unter keiner Bedingung, mein wertheſter Herr, überläßt er sie Ihnen als Hülfstruppen. Er, das ängstlichste Menschenkind unter der Sonne, würde selbst dem Großmogul keinen Dukaten anvertrauen.“

„Der Himmel bewahre mich vor einem solchen Handelsgenossen!“ sagte der Fremde und ging.

Jetzt fragte der Bürgermeister: „Warum zupftest du mich vorhin am Schlafrock?“

„Weil Sie so ehrlich hin sagten, Papachen, daß unser Nachbar viel baares Gold besitze. Der fremde Mensch kann ja ein Dieb seyn und herumhorchen, wo sich ein guter Fang thun läßt.“

„Das ist nun wieder ein Gespenst deiner Weisheit, die mir noch gerade zur Last fällt;“ brummte der Vater. „Ein Mann, der fünf oder sechs Brillantringe an den Händen trägt — ein Mann, der mir den feinsten Spaniol aus einer goldenen Dose bietet — ein solcher Mann ein Dieb! Das ist mir zum Lachen!“

„Ach, mein gutes Väterchen!“ sagte Louise: „Mancher, der mit Diamantringen und goldenen Dosen prahlt, ist ein Dieb, und zwar von der großen Gattung, die man nicht hängt, sondern laufen läßt.“

5.

In der Mitte der folgenden Nacht sah Louise, von einem ängstlichen Traume geweckt, einen Lichtschimmer aus Knaster's Hause herüber in ihre Schlafkammer blinken. Er verschwand, indem sie ans Fenster eilte; doch nach einigen Minuten blitzt' er wieder auf und zeigte dunkle, männliche Gestalten, die sich drüben im Zimmer bewegten.

Erschrocken flog das Mädchen an's Bett ihres Vaters, weckte ihn und sagte: Um Gottes Willen, stehen Sie auf! In Knaster's Hause sind Diebe."

„Das wär' entsetzlich!" rief er und ward todtenbleich. „Aber was soll ich thun? Ich darf keinen Fuß aus dem Hause setzen; es könnte mich eine Kugel von drüben herüber auf der Stelle tödten."

Louise, nicht so ängstlich für ihr Leben besorgt, sprang fort, weckte zuförderst den in einer Halle des Rathhauses schlafenden Nachtwächter, klopfte dann den Rathsdiener, einen Schlossermeister und noch drei andere tüchtige Männer aus dem Schlafe, und führte sie zu Knaster's Hause. Eine zerbrochene Glasscheibe verrieth, daß die Diebe durch ein Fenster im ersten Stock, den ein langer Mann von der Straße hinauf mit der Hand erreichen konnte, eingestiegen waren.

Der Schlosser rasselte mit seinen Dietrichen, um die Thür zu öffnen. Plötzlich ward oben ein Fenster aufgerissen, ein schwarzer Kerl sprang heraus, stürzte in des Rathsdieners ausgebreitete Arme und riß ihn mit sich zu Boden. Noch rangen sie miteinander im Straßenmoor, als ein zweiter Rabe aus dem Fenster flog, einen unsanften Fall auf die Erde that, sich aber schnell wieder aufraffte und entwischen wollte; doch schon von zwei hand-

festen Männern am Kragen gefaßt und fest gehalten, mußte er sich ergeben, und ward nebst dem andern, vom Rathsdiener überwältigten Raubvogel, den Louise als den vorgeblichen Tuchfabrikanten erkannte, in's Gefängniß geführt.

Knaster's inwendig verriegelte Thür mußte aufgesprengt werden. Louise lief die Treppe hinauf, um zu sehen, ob der unglückliche Mann, der sich weder am Fenster zeigte noch sonst im Hause regte, wohl gar von den Räubern ermordet worden sey. Sie fand ihn auf seinem Bette, mit gebundenen Händen und Füßen und einen Knebel im Munde. Schrecken und Angst hatten ihn dergestalt zermalmt, daß er dem Tode nahe schien. Louise befreite ihn von den Banden, und wollte nun seinen kläglichen Zustand ihrem Vater melden. Dieser aber hatte sich, nachdem er zu Hause hinter den Vorhängen ein stiller und vorsichtiger Zeuge der Verhaftung des Diebsgesindels gewesen war, bereits auf den Weg gemacht und kam eben die Treppe herauf. Als er sah, daß Knaster, dem Anschein nach, in den letzten Zügen lag, lief er, ohne mit Beileids- und Trostworten einen Augenblick zu verlieren, wieder davon, um den Stadtschreiber und die sämmtlichen Rathsherren zur Fertigung eines rechtsbeständigen Testaments zusammenzurufen. Sie hoben sich, da ein so ersprießliches Werk gethan werden sollte, mit größter Bereitwilligkeit aus den Federn und eilten zum Bette des Kranken.

Dieser hatte schon die Sprache verloren. Er gab nur, als man ihn auffoderte, seinen letzten Willen zum Besten der Stadt zu erklären, ein zweideutiges Lallen von sich. Man wußte nicht, ob es Ja oder Nein heißen sollte. Aber der schlaue Bürgermeister brachte den Kopf des Kranken, indem er ihm das Kissen zurecht rückte, so geschickt in Bewegung, daß Alle fröhlich ausriefen: „Er nickt! er bejaht!“ —

Indem der Stadtschreiber das Testament in gehöriger Form niederschrieb, kratzte der Erblasser, wie Geld zusammenstreichend, mit den Händen auf dem Deckbette, und gab während dieser letzten Lieblingsübung seinen schwachen Geist auf.

Einige Rathsglieder wollten nun sogleich mit roher Hast die vorhandenen Schätze aufsuchen. Des Bürgermeisters feineres Gefühl ließ es aber nicht geschehen. Er drückte das Gerichtssiegel auf die Thüren des Trauerhauses und ersuchte die Schatzgräber, sich bis den folgenden Tag zu gedulden.

Man fand beinahe hunderttausend Thaler in Gold, Silber und Staatspapieren. Das Alles ward von dem Bürgermeister in Verwahrung genommen.

6.

Dieser nicht ganz unwürdige, nur oft übel berathene Regent war vormals Buchbinder in einer großen Stadt gewesen, hatte besonders für eine ansehnliche Leihbibliothek gearbeitet, und aus Romanen und Schauspielen, während des Falzens und Heftens derselben, den Honig zierlicher Redensarten, wie eine Biene, gesammelt. Nachher bewog ihn eine vortheilhafte Heirath, sich in Temperlitz, der Vaterstadt seiner Braut, niederzulassen. Hier, wo Niemand las, noch weniger Bücher kaufte, war mit seiner Kunst (denn wer sie ein Handwerk nannte, beleidigte ihn) kein Glück zu machen. Um sie jedoch nicht ganz aufzugeben, bezog er die nächsten Jahrmärkte mit Gesangbüchern, Bibeln und Fibeln. In spätern Jahren, da man ihn, wegen seiner Wohlredenheit, zum Rathsherrn und bald darauf zum Bürgermeister gewählt hatte, hielt er

jene Meßreisen unter seiner Würde, und widmete sich nun bloß seinen öffentlichen Stadtämtern, die ihm so viel einbrachten, daß er sehr anständig leben konnte.

In den Regierungsgeschäften des Bürgermeisteramtes war der Stadtschreiber Flink seine rechte Hand. Dieser kleine, niedliche Mann, der an Fest- und Ehrentagen ein rosenfarbenes Kleid und einen überaus großen Haarbeutel, mit einer auf der Brust ruhenden Bandschleife (Postillion d'amour) trug, war in seiner Jugend ein Abenteurer, der sich in verschiedenen Fächern versuchte. Von der Schule lief er unter die Soldaten, und ward, da seine Gnomengestalt in Reih' und Gliede nicht zu brauchen war, wohlbestallter Querpfeifer. Er hatte sich jedoch kaum zwei oder drei Mal bei'm Zapfenstreiche mit Beifall hören lassen, als sein Vormund, wie ein heftiges Donnerwetter, in der Garnisonstadt ankam, und den Landläufer, den das Regiment gern wieder laufen ließ, auf die Schulbank zurückstürmte.

Das Jahr darauf bezog der Kleine die Universität, mit dem frommen Entschluß, sich zu einem Geistlichen zu bilden. Weltliche Gedanken erweckte jedoch bald wieder in ihm eine junge Schauspielerin, die er auf der Bühne eines Badeortes sah, und so liebreizend fand, daß er, um ihr immer nahe zu seyn, sogleich nach der Vorstellung das Oberhaupt der wandernden Gesellschaft ersuchte, ihn als Mitglied auf- und anzunehmen.

Mit großen Augen maß der Gebieter den kurzen Weg von Flink's Kopfe bis zu den Füßen und sagte: „Wohlan! ich genehmige Ihren Wunsch, unter meiner Fahne zu dienen. Doch unter den Bedingungen: daß Sie nicht auf Heldenrollen Anspruch machen und eher keinen Gehalt begehren, bis Sie sich als ein braver Künstler gezeigt und

bewährt haben, und zu drei verschiedenen Malen von den über Ihr Spiel entzückten Zuschauern herausgerufen worden sind.“ — Flink dachte: sein Genie, von dem er die größten Vorstellungen hatte, werde ihn bald zu einem zweiten Garrick erheben, und wie dieser König der Mimen klein von Person war und dennoch alle Hauptrollen spielte, so werde sie das Publikum auch von ihm, dem Direktor zum Trotz, mit Sturm fodern. Das Herausrufen, meint' er, könne sonach nicht fehlen. Und wolle das damit sehr freigebige Publikum allenfalls gegen ihn knausern, so dürfe er nur irgend einem kecken Burschen ein Freibillet schenken; der rufe dann aus Dankbarkeit: „Flink heraus!“ und der ganze große Papageienbauer rufe das nach.

Mit so freudiger Hoffnung erfüllt, bequemte sich der verliebte Student unbedenklich zu jenen Bedingungen, ward der versammelten Truppe als neues Mitglied vorgestellt, und bemühte sich auf der Stelle, der schönen, jungen Schauspielerin durch zärtliche Blicke zu verstehen zu geben, daß sie es sey, die ihn vom Wege zur Kanzel abgelenkt und auf die Breter gelockt habe. Aber das schnöde Mädchen achtete den kleinen Amadis weder jetzt noch jemals; und so oft er sich auf der Bühne sehen ließ, ward er ausgepfiffen und ausgetrommelt. Als diese Musik einige Monate gedauert hatte, setzte der Schauspieldirektor dem unnützen Gesellen den Stuhl vor die Thür und jagte ihn fort.

Er begab sich nun wieder auf die Universität. Aber besorgend, daß man ihm, dem abgedankten Schauspieler, sein Leben lang keinen Predigerstuhl einräumen werde, sattelt' er um und warf sich der Themis in die Arme, weil diese Göttin mit verbundenen Augen weniger bedenklich in der Wahl ihrer Priester zu seyn pflegt. Kurz, er ward

Juriſt und lernte gerade ſo viel, als er zum Stadtſchreiberdienſtchen in Temperlitz nothdürftig brauchte.

Kaum dort angekommen, umflog er, wie ein Schmetterling, die Blume des Städtchens, Louiſen, und behelligte ſie bald mit einer Liebeserklärung; ſie wies aber den roſenfarbenen Gecken ſchnell und entſcheidend zur Ruhe. Dagegen gelang es ihm durch Schmeichelei und Aufſchneiderei, des Vaters Günſtling und hochbetrauter geheimer Rath zu werden. Was er ſagte, hatte volles Orakelgewicht. Alle ſeine Rathſchläge, ſo albern ſie auch meiſtens waren, wurden bewundert, gebilliget und mit Amtsgewalt durchgeſetzt.

7.

Am Morgen nach der unruhigen Nacht beſprach ſich der Bürgermeiſter mit ihm über Knaſter's Begräbniß, das mit fürſtlicher Pracht veranſtaltet werden ſollte. „So heiſcht es die Pflicht der Dankbarkeit;“ ſagte Flink. „Es wäre zu gemein, den Sarg bei hellem Tage plumpen Trägern aufzuladen, die in ihren fuchsrothen, zerfetzten Mänteln wie Vogelſcheuchen ausſehen und wie Enten einher watſcheln. Was hätte dann der Wohlthäter der Stadt vor jedem Vetter Michel voraus? Nein, ihm gebührt ein mit ſechs ſchwarzbehangenen Pferden beſpannter und mit funfzig Fackeln umgebener Leichenwagen, der ſich in der Stunde der Mitternacht langſam und feierlich durch die Straßen bewegt.“

„Aber wo nehmen wir her, was zu dieſem Gepränge gehört?“ fragte der Bürgermeiſter.

„Wir haben ja eine große Handelsſtadt in der Nähe!“ antwortete Flink. „Sie liefert uns Fackeln und ſchwarzes

Tuch. Ein Wagen, den wir damit bekleiden können, wird sich hier finden.“

„Und ist schon gefunden!“ fiel der Bürgermeister ein. „Im Rathsschoppen steht seit mehreren Jahren ein auf Rädern ruhender Kasten, der vormals einem mit wilden Thieren herumziehenden Italiener gehörte. Seine Menagerie bestand nur in einigen Affen und einem alten Eisbären, der nicht mehr zu Fuß gehen konnte, und daher in gedachtem Kasten zu reisen pflegte. Er starb aber hier, und wahrscheinlich vor Hunger, weil ihn sein armer Herr nicht zu sättigen vermochte. Wir Rathsglieder und die andern öffentlichen Beamten hatten, nach altem löblichem Herkommen, freien Eintritt, und das übrige Völklein begnügte sich, um den mit Brettern verschlagenen Schauplatz herum zu schleichen, und den Bären brummen zu hören. Der arme welsche Teufel hatte folglich wenig oder gar keine Einnahme, und mußte, da er die schuldigen Abgaben an die Rathskämmerei nicht entrichten konnte, den Reisewagen des verstorbenen Bären zum gerichtlichen Pfande hier lassen.“

„Der kommt uns jetzt trefflich zu Statten;“ sagte Flink. „Ein Thierkasten, schwarz ausgeschlagen und schwarz überzogen, gibt einen prächtigen Leichenwagen.“

„Ich überlasse die ganze Anordnung Ihrem guten Geschmack, mein Bester!“ sprach der Bürgermeister. „Und zur Belohnung Ihres Geschäftsfleißes und rühmlichst erprobten Diensteifers werde ich dafür sorgen, daß Sie aus der Erbschaftsmasse eine ansehnliche Gehaltszulage bekommen.“

Flink küßte, Trotz aller Gegenwehr, die Hand des großmüthigen Gönners, tanzte nach Hause und verschrieb Fackeln, Tuch, Trauerflor; alles in überflüssiger Menge. Es war ja Geld genug da! Auch berief er aus der Handelsstadt einen Tapezierer und einen Ceremonienmeister. Je-

ner bekleidete die Wände des Zimmers, wo die Leiche zur Schau ſtehen ſollte, ſchnell und zierlich mit ſchwarzem Tuch. Als man ihn aber in den Schoppen führte und gleichartige Umhüllung des Bärenkaſtens von ihm verlangte, nahm er dieß Anſinnen übel, und wollte ſich zu dem entehrenden Geſchäfte, wie er es nannte, nicht verſtehen. Er ließ ſich erſt dann dazu bewegen, als der Bürgermeiſter ſelbſt die erſte Hand, wie beim Bau eines Galgens, anlegte.

Indeſſen arbeitete Flink an einer poetiſchen Standrede, die er am Grabe halten wollte, und hatte daneben oft mit dem Ceremonienmeiſter und einem Blechſchmiede geheime Verhandlungen, die Jedermann neugierig machten.

Gegen Mitternacht führten ſechs alte, mit ſchwarzen, bis zur Erde reichenden Decken behangene Ackerpferde den Leichenwagen an's Trauerhaus, und die zur Beleuchtung des Zuges beſtimmten funfzig Fackeln wurden angezündet. Siehe, da zog eine glänzende Erſcheinung die Straße herauf! Ein Ritter in einem ſilberblinkenden Harniſch auf einem Roſſe, deſſen Kopf und Schweif mit bunten Federbüſchen geſchmückt waren. Als er näher kam, erkannte man ihn, ob er gleich das Viſier ſeines Helmes geſchloſſen hatte, an ſeiner kleinen Geſtalt: es war Herr Flink in einer blechernen Rüſtung. Das Pferd, das er ritt, ſollte das ſogenannte Freudenpferd vorſtellen, das vormals bei feierlichen Beerdigungen großer Herren ſelten oder nie fehlte. Den gewöhnlichen Gegenfüßler deſſelben, das Trauerpferd, ſah man auch hier. Schwarz behangen und den altergrauen Kopf freiwillig zur Erde ſenkend, ward es von zwei Chorknaben, die man wegen ihrer ſchwarzen Mäntel dazu gewählt hatte, dem Freudenpferde nachgeführt, oder vielmehr nachgeſchleppt. Jenes ſollte den Zug eröffnen, dieſes dem Sarge folgen. Von der Decke des Leichenwagens, wo

man bisweilen Feldherrnstäbe, Degen, Sporen und Orden sieht, hingegen an beiden Seiten die Schalen der von dem Seligen viele Jahre lang gebrauchten, blank gescheuerten Gewürzwage herunter.

Als nun alle Menschen und Thiere, die zur Prozession gehörten, beisammen waren, wollte man den mit Zierathen überladenen Sarg in den Bärenkasten schieben. Indem man aber die Hinterthür öffnete, erhob sich drinnen von der entgegengesetzten Seite ein grausenhaftes Brummen, das Jedermann, der es hörte, in Schrecken setzte. Man glaubte, das Gespenst des Bären, der vormals auf Reisen darin gewohnt, hause in der finstern Höhle und wolle den unrechtmäßigen Gebrauch seines Wagens nicht dulden. Die Träger des Sarges bebten mit ihrer Last zurück, und Niemand hatte Muth, sich dem Kasten zu nahen und den Urheber des fortdauernden Gebrummes zu beschwören. Bei diesem allgemeinen Zagen vermißte man die beherzte Louise, die zu einer Freundin auf's Land gegangen war, um von den abgeschmackten Feierlichkeiten, die sie fruchtlos getadelt und widerrathen hatte, nichts zu sehen und zu hören.

Der blecherne Don Quixote faßte sich endlich, auf seinen Panzer trotzend, ein Herz, spornte seinen Gaul an die Mündung der Bärenhöhle hinan, und rief: „Heraus, du Teufel, heraus!“ Der Teufel kam aber nicht. Er brummte nur noch stärker und gräßlicher, daß allem Volke die Haare zu Berge stiegen.

Um Rittermuth zu zeigen, wiederholte Flink die Beschwörung, und stocherte mit der Lanze in's schwarze Nest. Plötzlich fuhr ein grauhaariges Ungethüm heraus. Das Freudenpferd that einen Sprung, der dem Reiter keine Freude machte: denn er flog aus dem Sattel, und fiel rasselnd und prasselnd, wie eine blecherne Trommel auf's

Steinpflaſter hin. Die Fackelträger zerſtreuten ſich wie Irrwiſche nach allen Seiten. Niemand war entſchloſſen genug, das graue Ungeheuer, das auf zwei Beinen davon lief, aufzuhalten. Erſt nachher erfuhr man, daß ein halbverrückter, in Temperlitz einheimiſcher Menſch der Popanz geweſen war. Er hatte ſich in eine alte Wildſchur eingenäht, und war nach Einbruch der Nacht in den Kaſten gekrochen, um ſeinen geliebten Mitbürgern ein luſtiges Schrecken einzujagen.

Nach dieſem tragikomiſchen Zwiſchenſpiele rückte der Leichenzug ohne weiteres Hinderniß von der Stelle. Doch lauerte noch ein bedeutendes Unglück im Hinterhalte. Ein verzagter Schneider, dem man eine Fackel aufgedrungen hatte, fürchtete ſich vor dem gefährlichen Dinge. Als man vor's Thor kam, war die Pechſtange ſchon über die Hälfte verlodert. Nun glaubte der Feigling, das Feuer werde ihm ſogleich auf die Nägel brennen. Unglücklicher Weiſe erlaubte ſich ein Windſtoß die Neckerei, ihm die Flamme ein wenig nach dem Geſichte zu treiben. „Au weh! ich verbrenne!“ ſchrie das Schneiderlein, und warf die Fackel hoch in die Luft, ohne zu ſehen, wo ſie ihr Unterkommen finden würde. Sie flog auf das niedre Schindeldach einer Hütte, worin der Todtengräber und der Nachtwächter einträchtig wohnten. Das bemerkte Niemand, weil der Flammenſchleuderer gerade der letzte Fackelträger war, und das Volk wie blind und toll nach dem Kirchhofe ſtürzte, um des Freudenritters poetiſche Standrede nicht zu verſäumen.

Sie ward gehalten; doch mag ſie ungedruckt bleiben, um nicht Waſſer in's Meer ſchlechter Verſe zu tragen.

Feuergeſchrei fiel dem Redner in's letzte Wort. Die von dem Schneider verwahrloſete Hütte ſtand in Flammen und brannte ohne Rettung nieder.

Das vom Kirchhofe zurückkehrende Volk murrte laut über das unnütze Getändel mit Fackeln, wodurch ein öffentliches Gebäude eingeäschert worden sey, dessen Wiederbau der Bürgerschaft schweres Geld kosten werde. „Keinen Heller, ihr lieben Leute!“ rief der Bürgermeister. „Nach wenigen Monaten soll hier ein Phönix aus der Asche erstehen: ein Prachtgebäude, das unserer guten Stadt Ehre machen wird.“

8.

So wußte man doch gleich, wie man einen Theil von Knaster's hinterlassenem Golde mit Anstand unter die Leute bringen sollte. Der unvorsichtige Brandstifter ward deßhalb, weil er eine so schickliche Gelegenheit dazu an die Hand gegeben hatte, mit aller Strafe verschont.

Vor allen Dingen forderte der Bürgermeister von seinem Orakel einen Entwurf zu dem neuen Palaste. „Wollen Sie, nach Ihrer löblichen Art,“ sagte Flink, „den Bürgern Wort halten, und ein wirkliches Prachtgebäude veranstalten, so dürfen Säulen daran nicht fehlen. Man hat, wie bekannt, fünf Säulenordnungen: die toskanische, römische, dorische, jonische und korinthische.“

„Welche ist denn die beste?“ fragte der Bürgermeister.

„Das ist Geschmacksache;“ antwortete Flink.

„Nun so wähl' ich blindlings die korinthische;“ sagte Jener. „Und wissen Sie, warum? — Weil der Ehrenmann, von dem wir das Geld zum Bau haben, mit Korinthen gehandelt hat.“

Flink machte ein zweideutiges Gesicht. Er wußte nicht, ob Einfalt diesen Entscheidungsgrund aussprach, oder ob er ein witziges Wortspiel seyn sollte. Es schien ihm be-

denklich, sich eine Erklärung darüber auszubitten. Er verschrieb also getrost einen Baumeister, unter der Bedingung, daß er sich auf die korinthische Säulenordnung vollkommen verstehe.

Der Architekt kam, wunderte sich aber nicht wenig, als man ihm den Antrag machte, für den Todtenbettmeister und den Nachtwächter des Orts ein schönes Haus mit korinthischen Säulen zu bauen, und einen Todtenkopf und ein Kuhhorn, als Attribute der künftigen Bewohner, über der Thür anzubringen. Das Alles dünkte ihm freilich sehr albern; doch da ihm die Ehre seiner Kunst nicht sonderlich am Herzen lag, und er überdieß eine anlockende Gelegenheit vor sich sah, reiche Dümmlinge zu schröpfen, so übernahm er den Auftrag.

Verschiedene damals lebende Zeitschriften, die ihre Leser gern mit lustigen Erzählungen von dummen Streichen und Narrheiten unterhielten, waren indessen geschäftig, das merkwürdige Leichenbegängniß nach allen vier Winden auszuposaunen. Sie thaten das im Tone der gewöhnlichen Ironie, die den Spott hinter Lobeserhebungen versteckt. Solche Tücke nicht ahnend, konnten sich die guten Herren in Temperlitz, besonders der Bürgermeister und sein geheimer Rath, an jenen Zeitschriften nicht satt lesen. Sie unterzeichneten darauf und ließen sich die einzelnen Blätter mit der reitenden Post kommen, um ihren Ruhm so schnell als möglich verkündet zu sehen. Da fanden sie denn auch bald eine lobpreisende Erwähnung des Hauses mit korinthischen Säulen. Der schalkhafte Lobhudler stellte den Magistrat von Temperlitz allen Potentaten der Welt zum Muster vor, und forderte sie auf, für ihre Unterbeamten eben so väterlich und ehrhaft zu sorgen, und nicht blos Staatsminister und Günstlinge mit Palästen zu beschenken.

Der Bürgermeiſter war nun immer heißer darauf erpicht, ſich durch Prachtbaue berühmt zu machen. Er wollte das alte Rathhaus niederreißen laſſen und einen Marmorpalaſt dafür hinſtellen. Dieſen erhabenen Gedanken gab er jedoch ſeufzend auf, als der Koſtenanſchlag zu hoch ausfiel. Die Ausführung des großen Planes wäre nur dann möglich geworden, wenn noch ein halbes Dutzend reiche Knaſterbärte die Stadt zur Erbin eingeſetzt hätten. Das mußte der theure Mann in Geduld erwarten, und ſich indeſſen damit begnügen, dem ſchwarzen verwitterten Steinklumpen ein neues Kleid von künſtlichem, aus Gyps bereitetem Marmor fertigen zu laſſen; denn auf Marmor war er nun einmal verſeſſen. Auch zwei korinthiſche Säulen an der Pforte durften nicht fehlen. Sie trugen einen Altan, von welchem künftig obrigkeitliche Mandate verleſen und Reden an das Volk gehalten werden ſollten. Das Verſammlungszimmer des hohen Raths ward mit ſeidenem Damaſt ausgeſchlagen. Der prachtliebende Bauherr ließ ſogar die Gefängniſſe ausmalen. Ein ſo freundliches Stübchen glaubte er vielleicht dem noch verhafteten Tuchfabrikanten ſchuldig zu ſeyn, weil durch deſſen Raubverſuch der Beſitz der Erbſchaft beſchleunigt wurde. Aber der Schuft war ſo undankbar, daß er, indem der Maler bei ihm ein- und ausging, entwiſchte.

9.

Auf ſolche Weiſe war der Schatz, den man leicht gewonnen, ſchon halb zerronnen, als die übrigen Rathmänner, die bisher der eigenmächtigen Vergeudung des Bürgermeiſters ruhig zugeſehen hatten, darüber zu murren anfingen,

und ihn einmal in voller Verſammlung nachdrücklich ermahnten, ſeine Bauſucht hinfort im Zaume zu halten.

„Sie ſind alleſammt keine Freunde der ſchönen Künſte, meine Herren;“ verſetzte der Bürgermeiſter: ſonſt würden Sie die mit ſehr mäßigen Koſten bewirkte Verſchönerung unſerer Stadt eher loben als tadeln. Es wäre noch viel zu thun, wenn wir uns einen unſterblichen Namen erwerben wollten. Da müßten wir die Stadt mit neuen Mauern umgeben, müßten prächtige Thore bauen, einige Thürme, ein Schauſpielhaus — —“

„Ein Narrenhaus! ein Narrenhaus!“ ſchrie, mit einem Donnerſchlage auf den Tiſch, der jüngſte Rathsherr, der Grobſchmied Plebs.

„Sachte, ſachte, mein werther Herr College!“ ſagte der Bürgermeiſter. „Ein Narrenhaus wäre freilich nöthig, für uns ſelbſt nöthig, wenn wir nicht als vernünftige Männer mit einander umgehen und das Beſte der Stadt ohne Zwiſt und Groll in Berathung ziehen wollten. Ich meines Theils liebe den Frieden und will Ihren Wunſch erfüllen, indem ich mich in der Folge mit dem öffentlichen Bauweſen nicht weiter befaſſe.“

„So recht!“ rief Plebs. Treten ſie nur nicht wieder auf die Hinterbeine!“

„Die hab' ich, Gott ſey Dank, nicht,“ erwiederte der Bürgermeiſter: „ſonſt müßte ich mich in der That, wenn ich Ihnen einmal nicht gehorchte, vor Ihrem Nothſtalle fürchten. — Doch Scherz bei Seite! Sie ließen mich vorhin nicht ausreden; ich konnte daher nicht ſagen, was ich ſchon auf der Zunge hatte: daß ich mir nämlich noch die Ausführung zweier Werke vorbehalte. Das Eine iſt ein der Stadt ſehr nöthiger und nützlicher ſteinerner Brunnen, der mitten auf dem Markte ſtehen und den Namen Kna-

ſters-Brunnen erhalten ſoll; das Zweite eine Bildſäule des Ehrenmannes, auf einem freien, mit Pappeln umpflanzten Platze in der Vorſtadt.“

„Der Brunnen mag allenfalls gelten;“ ſprach der Grobſchmied. „Aber wozu die Puppe?“

„Um ein Denkmal der Dankbarkeit zu errichten und Knaſters Bild unſern Nachkommen zu erhalten.“

„Was ſcheren uns die Nachkommen!“ rief Plebs. „Und ſoll und muß ihnen das alte Fratzengeſicht aufbewahrt werden, ſo kanns am Brunnen geſchehen. Ich ſah auf meiner Wanderſchaft in vielen großen Städten prächtige Brunnen mit ſteinernen Puppen, denen das Waſſer aus dem Maule lief. So können wir auch den ſeligen Herrn auf den Brunnen ſtellen und ihn ein Gleiches thun laſſen.“

Flink, der an einem Nebentiſche ſaß, zerſtampfte vor Aergerniß ſeine Feder, und winkte dem Bürgermeiſter mit den Augen, den einfältigen Grobian recht abzutrumpfen. Der Regierende ſagte jedoch ſanft und zierlich: „Es dünkt mich etwas unſchicklich, den edlen Mann, der die Stadt ſo reichlich mit Golde bedachte, zu einer ewigen Waſſerſpende zu verurtheilen.“

„Das paßt eben recht!“ entgegnete der Widerſacher. „Sein Gold wird uns zu Waſſer gemacht.“

Der Bürgermeiſter würdigte dieſen neuen Angriff keiner Antwort, und beſchloß im Stillen, den Brunnenbau aufzugeben, damit jener ungereimte Vorſchlag nicht weiter auf die Bahn gebracht werden könnte. Aber das Standbild ward heimlich beſtellt und nach einem lebensgroßen Gemälde bearbeitet, das ſich in Knaſters Verlaſſenſchaft gefunden hatte. In einem rothen breiten Rocke, ſaffrangelben Unterkleidern, einem Stutzperückchen und großen, dreieckigen Hute, ſtand er da und ſah ſcharf auf eine in der

Hand haltende Wage, um seine Gewissenhaftigkeit im Handel zu bezeichnen. In dieser Gestalt ward er aus Holz gebildet.

10.

Als das fertige Kunstwerk, mit grauer Steinfarbe überzogen, in Temperlitz angelangt war, ließ es der Bürgermeister bei Nacht im Versammlungszimmer des Raths aufstellen, um des folgenden Tages seine Herren Amtsbrüder damit zu überraschen, und die harten Reden und Vorwürfe, die er von ihnen über den neuen, unbewilligten Griff in den Erbschaftssäckel zu erwarten hatte, gleich mit einem Male zu verschlucken. Stutzend trat Einer nach dem Andern ins Zimmer. Der Erste fuhr zurück, als säh' er ein Gespenst, und sagte dann verdrießlich: „Was Sie einen aber auch mit dem hölzernen Peter erschrecken, Herr Bürgermeister!“ Dem Zweiten und Dritten ging es nicht besser; denn die Männer in Temperlitz hatten fast alle, da sie wenig hinter dem Ofen hervor gekommen waren, die Eigenheit, sich über jede nur einiger Maßen bedenkliche Erscheinung zu entsetzen und wie Kinder zu fürchten.

Endlich kam Herr Plebs, der Cyklop. Mit dem Hut auf dem Kopfe blieb er auf der Thürschwelle stehen, gaffte das Standbild an, stampfte mit dem Stock auf den Boden und sagte: „Na, so haben wir alten Kinder denn doch eine Puppe! Aber der Steifmatz hat ja gar kein Ansehen. Grau wie ein Esel kann er doch nicht bleiben. Er muß von der goldenen Huttresse bis zu den silbernen Schuhschnallen bunt gemalt werden, wie er leibt und lebte und an hohen Festtagen stattlich zur Kirche ging.“

„Davor bewahr' uns der gute Geschmack, lieber Herr

Amtsbruder!“ sprach der Bürgermeister. „Wir würden uns damit lächerlich machen.“

„Ja wohl!“ sagte der Stadtschreiber, und setzte, um mit einem gelehrten Worte zu prahlen, noch hinzu: „Es wäre durchaus nicht ästhetisch.“

„Theetisch?“ fragte Plebs, und sah ihn grimmig an. „Was faseln Sie von einem Theetisch? — Sie sind ein Theekessel und haben hier kein Recht, sich mausig zu machen. Sie sind nicht Rathmann, sind nur Rathsschreiber, und schweigen, bis man sie fragt.“

„Sehr gern!“ erwiederte Flink. „So trifft es mich auch nicht, wenn die Herren des Raths ausgelacht werden.“

„Ho! ho!“ rief Plebs. „Ich habe Haus und Hof, und die fallen deßhalb nicht zusammen, wenn auch an einem Theetisch über mich gelacht wird. Ich stimme daher für's Bemalen der Puppe, und meinen Herren Collegen seh' ich's an, daß sie mir nachfolgen werden.“

Die einfältigen Männer sagten auch richtig ja, weil sie sich theils vor der Grobheit des Cyklopen fürchteten, theils selbst das Bunte liebten. Der Bürgermeister saß also verlassen da, und mußte, seinem bessern Geschmack zum Trotz, bewilligen und versprechen, die graue Puppe (denn anders nannten Plebs und sein Anhang die Statüe nicht) roth, gelb, schwarz und so weiter, wie Knaster gemalt war, anstreichen zu lassen.

„Aber unsere muthwillige Jugend wird sie bald mißhandeln und verstümmeln, wenn sie im Freien steht;“ sagte ein Rathmann.

„Allerdings muß sie bewacht werden,“ antwortete der Bürgermeister. „Ich habe schon überlegt, wie wir das anstellen, und uns zugleich Gelegenheit verschaffen, ein wohlthätiges Werk zu thun. Wir haben in unserer Stadt

zehn oder zwölf ganz verarmte Bürger, die ihre Blöße nicht mehr bedecken können. Denen lassen wir gleichfarbige Röcke machen, und sie nach der Reihe, gegen einen geringen Lohn, das Standbild bewachen."

„Nun ja, so haben wir Stadtsoldaten, wie der Rath in Leipzig;" sagte Plebs. „Ich erleb's noch, daß der Herr Bürgermeister eine Armee auf die Beine bringt und dem Kaiser ins Land fällt."

Man lachte; dennoch ward des Bürgermeisters Vorschlag durch Mehrheit der Stimmen angenommen, weil er den Glanz eines guten Werkes hatte, und es das Erste war, das aus der Erbschaftskasse hervorgehen sollte.

11.

So war denn der Bürgermeister nach vielen Mühsalen und Kränkungen endlich so weit gekommen, daß er die Errichtung des Standbildes öffentlich und ohne weiteren Widerspruch betreiben konnte. Er ließ den dazu bestimmten Platz ebnen, den erkorenen Hütern desselben ihre Dienstkleider anmessen, und den grauen Knaster mit bunten Oelfarben überstreichen, wie es die weisen Herren des Raths verlangten.

Die Aufstellung der Statüe sollte mit großer Feierlichkeit geschehen. Der Bürgermeister wählte dazu Knasters Geburtstag, und machte in verschiedenen Zeitungen weit und breit bekannt, daß an diesem Tage jenes Denkmal eingeweiht und nachher ein solennes Vogelschießen gehalten werden solle. Zu diesen Festlichkeiten lud er, im Namen des Magistrats, alle Welt ein, und versicherte, daß sich Obrigkeit und Bürgerschaft beeifern würden, jedem werthen Fremdling den Aufenthalt in Temperlitz angenehm zu machen.

Dieſer Aufruf blieb nicht ohne Wirkung. Es kamen ſchon am Vorabende des Feſtes zahlloſe Fußwanderer an; am folgenden Morgen auch Geſellſchaften zu Roß und Wagen. Es war ein ſchöner, heiterer Tag in der Mitte des Sommers.

Gegen Mittag begab ſich der Magiſtrat mit ſteifen, langſamen Schritten und würdevollen Geberden vom Rathhauſe nach der Ebene, wo das Standbild ſchon aufgeſtellt, aber noch verhüllt war. Dort angekommen, ſchoß Herr Plebs, der mit Feuergewehr gut umzugehen wußte, eine Piſtole ab, um damit, in Ermanglung einer Kanone, das Zeichen der Enthüllung zu geben. Der Vorhang ward ſchnell hinweggezogen; die gedrängt umher ſtehende Volksmenge brach in ein Jubelgeſchrei aus, klatſchte mit den Händen, warf Hüte und Kappen in die Luft und ſchrie: „Vivat hoch!“

Der Bürgermeiſter ließ das Volk eine Weile ſo luſtig toben. Dann gebot er Stille und begann folgende, beinahe von Erſchaffung der Welt anfangende Rede:

„Nach Stand und Würden hoch- und werthgeſchätzte Herren, liebe Mitbürger und Freunde!“

„Die Kunſt der Bildnerei iſt eine Tochter der grauеſten Vorzeit, des dunkelſten Alterthums. Zuerſt formte man Götzenbilder aus Töpferlehm oder Thon. Schon Laban, den wir aus dem erſten Buche Moſis kennen, hatte dergleichen Hausgötter, die ihm ſeine Tochter Rahel ſtahl, als ſie mit Jakob, ihrem Manne, aus dem Lande zog. In ſpätern Zeiten ſchuf man Bilderwerke aus Stein, Erz und —“

Das Wort „Holz,“ das er hinzu ſetzen wollte, ſtarb ihm auf der Zunge, weil alle ſeine Zuhörer plötzlich ihre Augen von ihm ab nach der Heerſtraße wandten, wo Poſt-

hörner aus einer dicken Staubwolke herausschmetterten und ein Reiter mit rastlosem Peitschenknall voran sprengte. Er trug ein rothes, mit Gold verbrämtes Koller, einen Helm mit hohem Federbusch und große Kourierstiefeln. „Platz da! Platz da!“ schrie er, und jagte mit erhobener Peitsche das staunende Volk aus einander. Zwei Wagen, der eine mit sechs, der andere mit vier Postpferden bespannt, flogen hinter ihm her und hielten am Festplatze. Ein Mohr, der sich mit einigen andern Dienern auf dem ersten Wagen befand und die anwesenden Kindlein in Furcht und Angst setzte, öffnete den Schlag. Zwei Herren traten heraus: ein Mann von gesetztem Alter, und ein schöner, wohlgewachsener, blühender Jüngling, mit einem Stern auf der Brust. Dem zweiten Wagen entstiegen ebenfalls zwei junge Männer, die Jenen, als er nach dem Standbild hinschritt, mit Ehrerbietung begleiteten.

„O Himmel! ein Prinz mit Gefolge!“ murmelte der Bürgermeister, mit erbleichtem Antlitz und zitternd an allen Gliedern. „Ich muß ihn mit einer Anrede empfangen. Herr Stadtschreiber, stehen Sie mir bei! Mich verlassen meine Gedanken.“

So flüsternd, trat er mit bebenden Schritten dem Ordensherrn entgegen. Flink, ihm auf der Ferse folgend, versteckte sich hinter der breiten Gestalt und wisperte seinem Vermann, nachdem sich dieser einige Mal bis auf die Erde gebückt hatte, behutsam zu: „Durchlauchtigster Prinz, gnädigster Herr!“

Der Bürgermeister wiederholte diese Worte laut, und horchte zugleich, wie ein Schauspieler, der seine Rolle nicht gelernt hat, auf weitere Unterstützung seines Einbläsers. Aber der Ordensherr winkte mit der Hand und sagte huldreich: „Bemühen Sie sich nicht! Wer sind Sie?“

„Der Bürgermeiſter — der unterthänigſte Bürgermeiſter des Orts, der heute das Glück hat — —“

„Sie ſind,“ fiel Jener ſchnell ein, „in einer feſtlichen Handlung begriffen. Ich bitte, fahren Sie fort, ohne ſich durch meine Ankunft ſtören zu laſſen.“

Krebsgängig zog ſich der Bürgermeiſter mit vielen Verbeugungen zurück und betrat wieder den Rednerplatz. Aber in gänzlicher Zerſtreuung gab er ſeinen Vorſatz auf, die Geſchichte der Bildhauerkunſt fortzuſetzen. Stammelnd rühmte er nur noch Knaſter's Verdienſte, die ihn der Ehre würdig gemacht, durch die Bildhauerkunſt verewiget zu werden, und ſchloß mit den alten, guten Worten: „Friede ſey mit ſeiner Aſche!“

Die hohen Fremden fuhren jetzt nach der Stadt, wo der Wirth des Gaſthofes alle andere Gäſte, theils mit dringenden Bitten, theils mit Gewalt, zum Weichen brachte, um jenen die beſten Zimmer einräumen zu können. Indeſſen wählte der Bürgermeiſter von den neubekleideten Bildhütern zwei Mann und befahl ihnen, ſich als Ehrenwache vor die Thür des Gaſthofes zu ſtellen. Sie wurden aber höflich zurückgewieſen.

Als die fremden Herrſchaften getafelt hatten, beſahen ſie die Stadt, beſonders den Nachtwächter- und Todtengräberpalaſt und das marmorirte Rathhaus. Dann erſchienen ſie bei dem indeſſen angefangenen Vogelſchießen. Sie hielten ſich aber ſo fern von den Schützen und hatten überhaupt ein ſo ernſtes, Ehrfurcht gebietendes Weſen, daß man es nicht wagte, ihnen eine Armbruſt zu überreichen. Der Ordensherr waffnete jedoch ſeine Augen, um die anweſenden Mädchen zu muſtern. Flüchtig überſah er die Schaar; nur Louiſe feſſelte ſeine Blicke, die mit ſichtbarem Wohlgefallen auf ihrer lieblichen Geſtalt verweilten.

Der Bürgermeiſter, der durchaus nicht erfahren konnte, wer die Fremden waren, und was ſie in Temperlitz wollten, befand ſich in der peinlichſten Unruhe. Es war ihm ſo bange, als hinge über ſeinem Haupte ein entblößtes Schwert an einem Pferdehaare. Seine trüben Ahnungen waren auch leider nicht ohne Grund. Er fand, als er vom Vogelſchießen nach Hauſe kam, folgendes unholde Schreiben:

„Nachdem allerhöchſten Orts mißfällig vernommen worden, daß der Magiſtrat zu Temperlitz einen geringen Krämer, Namens Knaſter, mit fürſtlichem Pomp begraben laſſen, und deſſen beträchtliches, der Geſammtheit der Stadt hinterlaſſenes Erbe mit unnützen Bauwerken verſchwendet; ſo hat unterzeichnete Kommiſſion den Auftrag erhalten, dieſe und andere Ungebührniſſe mit Strenge zu unterſuchen. Zu Folge dieſes Befehls wird gedachter Magiſtrat hiermit vorgeladen, ſich morgen früh um zehn Uhr vor der Unterſuchungskommiſſion in hieſigem Gaſthofe zu geſtellen, und der Vernehmung, auch weitern Verfügung gewärtig zu ſeyn.“

„Gegeben zu Temperlitz an dem Tage, da ein neues Ungebührniß geſchah, indem obbenanntem Krämer ein Standbild errichtet wurde.“

„Unterſuchungskommiſſion.“

„Ich bin verloren!“ ächzte der Bürgermeiſter nach Leſung dieſes Schreibens, und ſank in halber Ohnmacht auf einen Stuhl.

Louiſe hob das Blatt, das ihrem Vater aus der zitternden Hand gefallen war, vom Boden auf, las es bedächtig und ſagte: „Ich weiß nicht, was ich von dieſer Vorladung denken ſoll. Sie kommt mir ganz ſeltſam und wunderlich vor. In jedem Falle iſt die Sache nicht ſo gefährlich als

ſie ſcheint. Treten Sie getroſt vor Gericht, lieber Vater! Sie können ja beweiſen, daß ſie keinen Heller in Ihren eigenen Nutzen verwandten. Schon dadurch wird Ihre Ehre gerettet.“

12.

Der muthloſe Mann durchſeufzte ſchlaflos die Nacht, ſprang mit Anbruch des Tages von ſeinem Dornenlager auf und ließ ſeine Amtsbrüder ſogleich wecken und auf's Rathhaus beſcheiden. Als ſie verſammelt waren, machte er ihnen die erhaltene Vorladung bekannt und forderte ſie auf, derſelben Folge zu leiſten und mit ihm vor der Unterſuchungskommiſſion zu erſcheinen. „Ei! was geht uns der Handel an?“ ſchrie Plebs. „Sie, Herr Bürgermeiſter, haben die Narrenſtreiche, die man unſerm ganzen Collegium aufhalſen will, allein gemacht, und mögen ſie nun auch allein verantworten. Wer den Karren in den Koth ſchob, der zieh' ihn wieder heraus! Damit Gott befohlen!“

Er warf den Hut auf den Kopf, ſtampfte mit heftigen Schritten aus dem Zimmer, und alle Rathsherren folgten ihm nach.

Auch der Stadtſchreiber wollte ſich auf flüchtigen Fuß ſetzen; aber ſein Gönner und Beſchützer hielt ihn zurück, und bat ihn, ſein Beiſtand vor der Kommiſſion zu ſeyn. „Ich bitt' um Entſchuldigung;“ antwortete der undankbare Wicht: „ich, der Stadtſchreiber, bin nicht mit vorgeladen!“ — Und wie ein Grashüpfer ſprang er davon.

Voll Verzweiflung eilte der Bürgermeiſter nach Hauſe und erklärte gegen ſeine Tochter: er wolle, da er von ſeinen Amtsgenoſſen im Stiche gelaſſen werde, lieber ſterben, als ſich allein vor Gericht ſtellen. Das beherzte Mädchen

bemühte sich vergebens, ihm Muth einzusprechen. Der schwache Mann war ganz zu Boden geschlagen, und so matt und krank, daß er sich zu Bette legen mußte.

Jetzt faßte Louise den kühnen Entschluß, ihren Vater vor Gericht zu vertheidigen. Einfach, aber anständig gekleidet trat sie in die Kommissionsstube. Der junge Ordensritter und der ältere Herr saßen beisammen an einem Tische, hinter Papieren und Tintenfässern, und schienen die Vorgeladenen zu erwarten. Ueberrascht von der anmuthigen Erscheinung, erhoben sie sich von den Stühlen, und der junge Herr fragte mit Ehrerbietung: welche Angelegenheit ihnen das Glück eines so angenehmen Besuches verschaffe.

„Mein Vater, der Bürgermeister Stern," sagte Louise, „hat eine Vorladung erhalten, sammt den übrigen Rathsgliedern hier zu erscheinen; er ist aber unwohl und kann das Zimmer nicht verlassen."

„Diese Entschuldigung genügt mir vollkommen;" antwortete der Ritter sehr freundlich. „Die Sache ist gar nicht dringend. Wir halten uns noch einige Tage hier auf. Ich besonders fühle jetzt, und schon seit gestern, da ich das Vergnügen hatte, Sie auf dem Schießplane zu sehen, eine besondere Neigung zu diesem Orte, und möchte mich gar nicht wieder davon trennen."

Von dieser Sprache befremdet, war Louise einen Augenblick um eine schickliche Antwort verlegen. Indessen schlich der ältere Kommissarius aus dem Zimmer, und der jüngere erklärte ihr mit feuriger Zärtlichkeit: sie habe einen unauslöschlichen Eindruck auf sein Herz gemacht, und er sey um den Preis ihrer Gegenliebe bereit, die Untersuchung niederzuschlagen.

„Das können Sie nicht, wenn Sie zur Anstellung derselben Befehl haben;" antwortete Louise. „Hätten Sie

aber, wie ich nun faſt glaube, einen ſolchen Auftrag gar nicht empfangen, ſo wär' es hart, mit meinem Vater, der gar nicht die Ehre hat, Sie zu kennen, einen ſo ernſthaften Scherz zu treiben."

„Ja wohl! ja wohl!" rief im Nebenzimmer eine ſtarke männliche Stimme, die Louiſen bekannt ſchien und den jungen Herrn ſichtlich erſchreckte. Doch zwang er ſein erbleichtes Geſicht zum Lächeln und ſagte leiſe und vertraulich: „Ich höre, daß eben ein alter Freund angekommen iſt. Beruhigen Sie vor der Hand, mein ſchönes Kind, Ihren Vater mit der Verſicherung, daß ich die unangenehme Sache zu ſeiner vollkommenſten Zufriedenheit beilegen werde."

Als ſie aus dem Zimmer trat, rief's im Vorſaale: „Sey mir gegrüßt, Jungfrau von Orleans!" und der General, Graf von Donnerfeld, ſtand vor ihr. „Ei wie groß und hübſch biſt du geworden! — Nun, eile jetzt, deinen Vater zu tröſten und grüß' ihn von mir! In einer Viertelſtunde komm' ich ſelbſt. Indeſſen hab' ich ein Paar Worte mit dem Herrn Kommiſſarius zu ſprechen. Ich bringe Befehl aus der Reſidenz, die Unterſuchung ruhen zu laſſen."

Mit innigſter Freude über die Ankunft des alten Freundes und Schutzengels flog ſie heim.

„Biſt du des Teufels?" ſagte Graf Donnerfeld beim Eintritt in die Kommiſſionsſtube. „Ziehſt da mit lockern Geſellen im Lande herum und ſpielſt Rollen, die dich auf die Feſtung befördern werden. Welch' elendes Vergnügen, ehrliche Leute, die ſich in ihrem Erdenwinkel keine Kenntniß der großen Welt erwerben konnten, zum Beſten zu haben! Zufällig erfuhr ich deine irrende Ritterfahrt und reiste Tag und Nacht dir nach, um deinem Muthwillen

Einhalt zu thun. Weißt du wohl, daß dein Schickſal jetzt in der Hand des hieſigen Bürgermeiſters ſteht? — Verklagt er dich bei Hofe, ſo ſchickt man dich auf die Feſtung, und die ſchönſten Jahre deines Lebens gehen dir zwiſchen einſamen Mauern verloren.“

„Das wäre ſchlimm!“ ſagte der junge Graf. „Ich wüßte wohl, wie ich den Bürgermeiſter mit mir ausſöhnen möchte. Seine Tochter iſt das liebenswürdigſte Mädchen, das ich jemals ſah. Gönnen Sie mir, theuerſter Vater, das Glück —“

„Sie zu heirathen?“ fiel ihm der General ins Wort. „In Gottes Namen, wenn dich das brave Mädchen nur will. Du haſt dich übel empfohlen. Doch komm! Wir wollen ſehen, was wir ausrichten.“

Sie gingen zum Bürgermeiſter, der freudig das Bett wieder verlaſſen hatte. Der General umarmte ihn, faßte dann ſeinen Sohn bei der Hand, führte ihn zu Louiſen und ſagte: „Sieh, ich halte Wort! Vor acht Jahren verſprach ich dir: du ſollteſt meine Schwiegertochter werden. Hier bring' ich den Bräutigam.“

Louiſe, die ſonſt ihre Faſſung nicht leicht verlor, war ſo beſtürzt, daß ſie im erſten Augenblicke nicht antworten konnte. Doch, da der junge Graf der hübſcheſte Mann war, den ſie in ihrem Leben geſehen und überdieß einen ſehr wackern Vater hatte, ſo ließ ſie ſich nach kurzem Bedenken den freundlichen Antrag gefallen.

Alle waren jetzt froh, und Niemand mehr, als der Bürgermeiſter, da die furchtbare Unterſuchung einen ſo glücklichen Ausgang gewonnen hatte.

III.

Doktor Medardus.

1.

Das Erwachen.

„Ach, ich war in Arkadien!“ rief Doktor Medardus, und richtete ſich am Bettzopf empor. „Und da bin ich nun wieder in Memel und in meinem öden, ſtaubigen Bücherwinkel, wo kein Engel mir lächelt und nur mein Perückenſtock mich anſtarrt. — O ſüßer, ſeliger, unvergeßlicher Traum! Wärſt du mir doch, wie mancher deiner Brüder, ein Herold der Wahrheit! — Ja, nicht umſonſt erſchienſt du mir in einer ſo wichtigen Stunde! — Ich werde ſie finden, die ſchöne Hirtin, und ſie wird mein altes Leben auf grüner Aue weiden.“ —

Aus dieſer poetiſchen Schwärmerei fiel er plötzlich in die nüchternſte Proſa, als er die Kaffeemühle in der Küche ſchnarren hörte. „Paul,“ rief er hinaus, „nimm ein halbes Loth mehr als gewöhnlich und laß die Cichorie weg!“

Mit vorgebundener Küchenſchürze trat der Graukopf her-

ein und fragte: „Warum wollen Sie denn heute so hoch leben?“

„Aus zwei Urſachen, mein Freund!“ antwortete Medardus. „Ich hatte dieſe Nacht einen himmliſchen Traum, und heute iſt mein Geburtstag.“

„Dazu wünſch' ich Gottes Segen;“ ſagte Paul, und zog ſein Mützlein ab. „Aber für den himmliſchen Traum geb' ich kein zerbrochenes Hufeiſen.“

„Immer ſpricht doch der alte Dragoner aus Dir,“ zürnte Medardus. „Was verſteht Dein Hirnkaſten voll Heu und Stroh von der Traumwelt!“

Paul zog mit Kopfſchütteln ab und machte den Kaffee. Indeſſen trat der Doktor vor den Spiegel und ſagte: „Nun, beim heiligen Aeskulap! für einen Fünfziger bin ich noch blühend genug. Volle, rothe Wangen — kein graues Haar — nur die verfluchte Perücke. — Doch, was ſeyn ſoll, ſchickt ſich wohl.“

Indem er den Kaffee trank und ſeinen lieblichen Traum noch einmal träumte, erſchien der Licentiat Skrupel, ein kleines, ſteifzierliches Männchen, in feſtlicher Kleidung, legte mit hochtrabenden Feiertagsworten ſeinen Glückwunſch ab, und brachte, als Beſitzer einer Apotheke, ein Opfer von Räucherpulver und allerhand köſtlichen Eſſenzen. „Haben Sie Dank für Wunſch und Geſchenke!“ ſprach Medardus. „Ich durchräuchere zwar meine Wohnung nur mit Tabak; aber mir träumte vor einigen Stunden von einem ſchönen Kinde, das vielleicht bald bei mir einziehen und ſich Ihrer ſüßen Gaben erfreuen wird.“

Skrupel ſpitzte die Ohren, rieb freudig die Hände und ſagte: „Sie ſind wohl unmaßgeblich, mein hochverehrter Herr Doktor, geſonnen, die Mönchszelle der Hageſtolzenſchaft zu verlaſſen und ſich ins Paradiesgärtlein des Eheſtandes zu begeben?“

„O mein guter Herr Licentiat," entgegnete der Doktor, „in dieſem Paradiesgärtlein befand ich mich ſchon fünf Jahre lang; aber mir war's eine Hölle."

„Ich erſtaune, mit Dero Erlaubniß!" rief der Apotheker, und ſchlug die Hände zuſammen.

„Erſtaunen Sie ohne Umſtände, mein allzu höflicher Freund!" ſagte Medardus. „Und haben Sie etwa Luſt, mein ſauberes Ehegeſchichtchen zu hören, ſo will ich's Ihnen unter der Bedingung, daß Sie es nicht ausſchwatzen, erzählen."

Skrupel legte, Verſchwiegenheit angelobend, die Hand auf's Herz.

2.

Des Doktors Ehegeſchichte.

Ich ließ mich, als ich in Leipzig den Doctorhut empfangen hatte, in einer nicht weit davon entlegenen Mittelſtadt als ausübender Arzt nieder. Es gab Anfangs wenig für mich zu thun. Ein alter Quackſalber war Hahn im Korbe, hatte jedoch ſelbſt kaum ſein nothdürftiges Futter. Die Leute dort lebten mäßig und machten ſich fleißig Bewegung; daher wurden ſie ſelten krank. Ich gönnte ihnen ihre Geſundheit von Stahl und Eiſen, weil ich damals Silber und Gold genug hatte. Eine Baſe vermachte mir gerade zu rechter Zeit ein feines Sümmchen, und ich nahm mir nicht die Mühe, es auf Zinſen auszuleihen, ſondern lebte herrlich und in Freuden davon.

Unter andern Vergnügungen machte ich eine Reiſe ins Lauchſtädter Bad. Dort ſah ich im Tanzſaale ein allerliebſtes Mädchen, und ein zündender Blitz fuhr mir ins

Herz. Ich durchbrach den dichten Zaun von Anbetern, der die Schöne umgab, forderte sie zum Tanze auf, setzte mich, als er vorbei war, an ihre Seite, und begann ein Gespräch, worin ich erfuhr, daß sie Lucinde Dorn hieß und eine kranke Mutter hatte, die in der Hoffnung, gesund zu werden, nach Lauchstädt gekommen war, aber noch keine Besserung spürte. Schnell gab ich mich als Arzt zu erkennen, und betheuerte mit Feuer der Liebe, daß ich, wenn mir Zutritt gestattet würde, meine ganze Kunst aufbieten wolle, die Kranke zu heilen. Lucinde versicherte, mein Besuch würde ihrer Mutter willkommen seyn. Gleich darauf verließ sie, nach kaum gekosteter Tanzfreude, den Saal, um Nachtwache bei der Kranken zu halten.

Es versteht sich, daß ich diese des folgenden Tages sehr früh besuchte. Sie nahm, von der Tochter schon vorbereitet, meinen ärztlichen Beistand höflich an, und ich behandelte sie mit so glücklichem Erfolge, daß sie nach vierzehn Tagen völlig genas. Indessen war aber mein Herz immer kränker vor Liebe geworden. Es erschreckte mich daher, als mir Lucinde jetzt mit niedergeschlagenen Augen entdeckte, daß sie, von Armuth und Neigung bewogen, eine Anstellung beim Theater in Leipzig gesucht und erhalten habe, und nächstens mit ihrer Mutter dahin abgehen werde. Ich that den lebhaftesten Einspruch, warf mich ihr zu Füßen, gestand ihr, daß ich sie anbete, und trug ihr Hand und Herz an. Gerührt sank sie in meine Arme; wir verlobten uns auf der Stelle, der Handel in Leipzig ward aufgesagt, und sie und ihre Mutter begleiteten mich nach meiner Wohnstadt, wo sie sich aber noch vor der Hand eine eigene Haushaltung einrichten mußten, weil meine Diogenes-Tonne zur Theilung mit ihnen zu klein war.

Wir machten schleunig Anstalt zur Hochzeit, und hatten

uns schon Einmal aufbieten lassen, als mir träumte, daß ich in der abgeschmackten Tracht eines alten Philisters in einem Spiegelzimmer auf und ab spaziere. Ich trug eine runde schwarze Perücke, einen plattgedrückten Hut mit drei langen, spitzigen Schnäbeln, und einen altväterischen braunen Rock mit bretsteifen Schößen. Und indem ich mich so hundertfach in den Spiegelfeldern der Wände sah, kam Lucinde von hinten, stieß mir den Hut vom Kopfe, und — da hatte der Traum ein Ende, und ich erwachte.

In der Frühe des folgenden Tages erhielt ich vom Stadtmagistrate eine schriftliche Ladung, mich sogleich auf's Rathhaus zu verfügen und einer wichtigen Eröffnung gewärtig zu seyn. Neugierig, was ich erfahren würde, ging ich hin. Das erste, was mir in der Rathsstube in die Augen fiel, war ein Perückenstock mit einer runden schwarzen Perücke und einem dreizackigen Hute auf dem Kopfe; und nahe dabei stand ein Kleidereſel, der einen breiten braunen Rock auf dem Leibe hatte. Stutz, Hut und Kleid glichen denen, die ich im Traume trug, wie ein Wassertropfen dem andern, und ich starrte sie deßhalb mit solcher Verwunderung an, daß ich schier vergaß, der werthen Obrigkeit meinen Bückling zu machen.

Der Bürgermeister eröffnete mir: mein Oheim, Balthasar Medardus in Amsterdam, sey verstorben und habe mich in seinem Testamente mit sechstausend Stück Dukaten bedacht. — Das war mir eine höchst angenehme Ueberraschung, die mir auch eben nicht durch Traurigkeit verkümmert wurde, da ich den Ehrenmann gar nicht gekannt hatte. Als mir aber der Stadtschreiber das Testament vorlas, erschrack ich über die seltsame, dem Vermächtniß angehängte Bedingung. Ich sollte nämlich die im Rathszimmer aufgestellte schwarze Haarmütze und den un-

gestalteten Hut stehendes Fußes aufsetzen, das braune Spießbürgerkleid anziehen, und mich dann durch einen Eid verbindlich machen, diese Tracht mein Leben lang, nach jenen von Amsterdam hergesandten Mustern, zu tragen, damit sie mir immerdar ein Harnisch gegen Eitelkeit und Modesucht sey. — Wäre mir aber — setzte das Testament fast spöttisch hinzu — die Perücke sammt Zubehör nicht beliebig, so falle das mir bestimmte Vermächtniß einer frommen Stiftung anheim. —

Sie können sich vorstellen, mein Herr Licentiat, wie ich durch diese Clausel zwischen Thür und Angel gerieth. Ich, damals erst fünf und zwanzig Jahre alt, war unter den Zierlingen und Götzendienern der Mode keiner der Geringsten, und hatte eine junge Braut, von welcher sich vermuthen ließ, daß ihr die holländische Philistertracht, die mich zeitlebens entstellen sollte, äußerst mißfallen würde. Ich hielt es darum für nöthig, mich vor allen Dingen mit ihr darüber zu berathen, und erbat mir einige Stunden Bedenkzeit. Diese schlug mir aber der Bürgermeister rund ab, weil er das Testament im strengsten Sinne auslegte: daß ich mich entweder auf der Stelle umkleiden oder dem Vermächtniß entsagen müsse. „Stehn Sie denn schon als Bräutigam unter dem Pantoffel?“ fuhr er mich einigermaßen an. „Mich dünkt, es wird Ihrer künftigen Frau Eheliebste nicht übel gefallen, wenn Sie ihr Wagen und Pferde halten können.“ — Er schüttelte mit diesen Worten die Dukatenbeutel, die schon auf dem Tische bereit standen, und die Sirenenstimme des Goldes bezauberte mich dergestalt, daß ich mich, um meiner Geliebten ein angenehmes Leben zu bereiten, zur äußerlichen Umwandlung in einen Philister entschloß.

Sie war bald geschehen. Der Rathsdiener, ein verdor-

bener Haarkräusler, stutzte mir mit einer Papierscheere Zopf und Locken, setzte mir die Stutzperücke kunstmäßig auf, und ich leistete den im Testamente vorgeschriebenen Eid, mich nun und nimmermehr von ihr und ihrem Anhange zu trennen. Dann ließ ich einen Miethwagen holen, fuhr zu Lucinden, und ersann mir unter Weges eine scherzhafte Einkleidung der Sache.

Zusammengeduckt wie ein Greis, den Hut in die Augen gedrückt, und Geldsäcke in den Armen und Händen, trat ich mit krummen, schlotternden Knieen in ihr Zimmer und sprach hustend und mit verstellter Stimme: „Schönes, tugendbelobtes Frauenzimmerchen, da kommt ein ehrbarer Freier!“ — Sie kannte mich nicht, sprang erschrocken vom Nähtisch auf, lief in ein Nebengemach, und sagte so laut, daß ich's hörte: „Mutter, um Gottes willen! ein alter, verrückter Mann steht drin in der Stube!“ — Die Mutter kam. „Na, Mamachen,“ sprach ich mit der vorigen hohlen Stimme, „wollen Sie einen reichen Schwiegersohn?“ — Sie ging schnell auf mich zu, sah mir mit der Brille in's Gesicht und schrie auf: „Ach! Doctor, Sie sind's! — Was machen Sie für Streiche!“ — Lucinde kam nun auch wieder zum Vorschein, und beide fragten mich lachend: wie ich auf den Einfall gerathen sey, mich so zu vermummen und mit Steinen zu schleppen; denn nichts anders würden doch, meinten sie, meine Beutel enthalten. — Schnell riß ich einen auf und schüttete tausend Dukaten auf den Tisch. Mutter und Tochter standen wie versteinert. Ich erzählte meine Erbschaftsgeschichte und zitterte vor Lucindens Untröstlichkeit über meine Verunstaltung. Aber ich hatte mich ohne Noth gefürchtet. Sie war nicht im geringsten darüber betreten, lobte vielmehr, mit den Dukaten spielend, meinen vernünftigen Entschluß, und

äußerte die Hoffnung, daß die warme Perücke meinen häufigen Klagen über Kopfweh abhelfen würde.

Das gefiel mir nicht sonderlich; doch war ich froh, daß ich so leicht davon kam. Auch die Stadt gewöhnte sich augenblicklich an meinen häßlichen Anzug, sobald sie nur hörte, daß ich dadurch reich geworden war. Meine Dukaten erhielten von Jedermann so tiefe Verbeugungen, als mir vorher Niemand gemacht hatte.

In den Flitterwochen meiner Ehe war Lucinde ein recht gutes Kind. Doch bald entwickelte sich bei ihr manche Untugend, besonders Leichtsinn und Verschwendung, Gefallsucht und Herrschbegierde. Sie war unersättlich in Putz und Pracht, schmeichelte mir Wagen und Pferde und Diener ab, ließ sich die verliebten Grimassen jedes Narren in Gnaden gefallen, und alles im Hause sollte und mußte nach ihrem Kopfe gehn. Aber sie herrschte mit listiger Anmuth. Es war mir und ihrer Mutter nicht möglich, ihr den Scepter, den sie unter beständigem Lachen und Scherz fest hielt, aus den Händen zu winden.

So vergingen drei Jahre, und die Hälfte meiner Erbschaft war vergeudet. Jetzt starb die gute Mutter, die noch manchmal vor den Riß trat, wenn die Tochter gar zu übel wirthschaften wollte. Ich empfand es bald, daß mich mein Schutzengel verlassen hatte. Lucinde zog nun die Larve der Freundlichkeit ab, sagte mir täglich ins Gesicht, daß ihr meine Schustertracht — in die ich mich doch hauptsächlich ihretwegen gesteckt hatte — unerträglich sey, und machte mir, mehr befehlend als bittend, den Antrag, unsern Wohnsitz in Leipzig aufzuschlagen. Ich trug gerechtes Bedenken, den Spielraum ihrer Verschwendung und Kōquetterie zu erweitern; aber alles, was ich einwandte, war in den Wind gesprochen, und Schmollen und Keifen, Krokodillsthränen

und künſtliche Ohnmachten wechſelten mit einander ab, um mich mürbe zu machen. Ich bereuete jetzt bitterlich, daß ich die geborne Schauſpielerin abgehalten hatte, ihrem Berufe zu folgen. Am Ende ward ich der täglichen Trauerſpiele auf meinem Haustheater überdrüſſig, und zog mit der Närrin nach Leipzig.

Dort fand ſie ihren Hofſtaat noch nicht groß genug: ſie mußte ein Geſellſchaftsfräulein haben, das zugleich den Dienſt einer Kammerjungfer verſehen ſollte. Dazu verſchrieb ſie ſich aus Erfurt eine arme, älternloſe Verwandte. Es war ein wunderhübſches, blondes, ſechzehnjähriges Mädchen, in deſſen blauen Augen ſich ein Himmel voll Unſchuld und Gutherzigkeit aufthat. Röschen Schwan gefiel mir beim erſten Anblick, und nach und nach begegnete mir etwas Menſchliches: ich verliebte mich in die Kleine. — Das war freilich nicht in der Ordnung; aber die Schuld fiel auf meine ausgeartete Frau, die ich nicht mehr lieben konnte. Mein verwaistes Herz fühlte ſich zu einer neuen holden Verwandtſchaft unwiderſtehlich hingezogen. Denken Sie ſich aber nichts Arges dabei, Herr Licentiat! Wir liebten rein platoniſch; und das erſte Mal, als ein Fünkchen Sinnlichkeit in uns aufklimmen wollte, bekam es uns übel.

Eines Nachmittags, als ſich Lucinde, wie gewöhnlich, in Geſellſchaft befand, las ich Röschen einen Roman vor. Da ward mir auf Einmal gar ſeltſam zu Muthe. Ich rückte näher zu ihr, legte das Buch aus der Hand und küßte ſie recht brüderlich. Meine Perücke kam dabei ſo ſtark ins Gedränge, daß ſie ſich verſchob und mir beinahe vom Kopfe fiel. Das mochte wohl ganz komiſch ausſehen, und plötzlich erſchallte von der Thür her Gelächter und Händeklatſchen. Himmel! da ſtand meine Frau! — Mit

den gemeinſten Schimpfworten ſtürzte ſie auf mich los und wollte Röschen ins Geſicht ſchlagen. Ich ſprang dazwiſchen; das Mädchen entfloh. Nun ging die Furie mir zu Leibe; aber mit Donnerworten, dergleichen ſie noch nie von mir gehört hatte, hielt ich ihr bei dieſer Gelegenheit alle ihre Unarten und Vergehungen vor. Sie gelobte Beſſerung, und verſprach, dem Mädchen nichts zu Leide zu thun.

Bald darauf mußte ich verreiſen. Als ich nach acht Tagen zurück kam, fehlte Röschen. Ich fragte nach ihr. „Sie iſt entlaufen, die liederliche Dirne!“ ſagte Lucinde. „Du lügſt!“ fuhr ich auf; „Du haſt ſie fortgejagt!“ Sie läugnete verſtockt. Die Köchin und das Hausmädchen, die ich verhörte, ſagten aus: Röschen ſey eines Morgens weinend fortgegangen und nicht wieder gekommen. Das war alles, was ich erfuhr. In Erfurt, wohin ich ſchrieb, wußte man nichts von ihr. Alle andere Nachforſchungen waren eben ſo fruchtlos. Kurz, ſie blieb verſchwunden, und ich habe bis den heutigen Tag nichts weiter von ihr gehört.

Erbittert gegen Lucinden, die ſich von dem Verdachte, das arme Mädchen auf eine harte Weiſe entfernt zu haben, nicht überzeugend befreien konnte, trennte ich mich von ihr, aber ohne Geräuſch. Wir bezogen in unſerer geräumigen Wohnung abgeſonderte Zimmer und ſprachen nur in Nothfällen, ſo kurz als möglich, mit einander. Sie ſchwärmte jetzt weniger, als zuvor, in Geſellſchaften herum; aber es ward mir verrathen, daß ſie oft Abends den Beſuch eines Liebhabers annahm, der ſich, als eine ehrbare Matrone verkleidet, ins Haus ſchlich. Es war ein fremder Abenteurer, Namens Rauſchling, der ſich für einen Baron ausgab. Eines Abends hatte ich ihn in dieſer Verkleidung auf eine etwas derbe Art mein Hausrecht

fühlen lassen, da meldete mir am Morgen meine Frau schriftlich: Daß sie, um der frischen Luft zu genießen, ein Gartenhaus vor dem Thore beziehen werde. „Madame ziehe meinetwegen nach Amerika!“ sagte ich zu dem Dienstmädchen, das mir den Brief brachte, und warf ihn unter den Tisch.

Der Gartenzug ging noch denselben Tag vor sich. Des folgenden Morgens kam das Mädchen wieder zu mir und sagte: sie halte sich gegen mich, als ihren Brodherrn, verpflichtet, mir ein verdächtiges Briefchen, das sie bestellen solle, zu zeigen. Ich sah es an; es war von Lucinden an den Baron, und so ungeschickt zusammengefaltet, daß ich es, ohne des Siegels Erbrechung, lesen konnte. Sie lud ihn auf den Abend zwischen neun und zehn Uhr ins Gartenhaus ein, und versicherte: der bewußte Perückenstock werde dort ihr Vergnügen nicht stören.

Dieser Spitzname machte mir gerade Lust, es zu thun. Ich befahl dem Mädchen, den Einladungsbrief bei dem Baron abzugeben; aber Nachmittags schrieb ich, in Rauschlings Namen, mit verstellter Hand an Lucinden: sie möge aus gewissen Ursachen die Güte haben, auf den Abend um acht Uhr zur Kriegsräthin Rummel zu kommen. — Das Haus dieser Frau glich einem Taubenschlage, wo immer verliebte Täuber und Täubchen aus- und einfliegen. Auch Lucinde und der Baron hatten dort Bekanntschaft gemacht. Ich konnte folglich darauf rechnen, daß sie meiner Lockpfeife folgen, und ich die Absicht erreichen würde, ein ungestörtes Selbander mit ihrem Buhlen im Gartenhause zu gewinnen.

Gegen neun Uhr ging ich hin. Sie war richtig fort. Ich nahm Besitz von ihrem Zimmer, und hatte den ganz gewöhnlichen Vorsatz, den Herrn Baron mit einem tüch-

tigen Stocke so zu empfangen, daß ihm die Lust vergehen sollte, sich jemals wieder in mein Gehäge zu wagen. Indem ich aber auf ihn lauerte, sah ich auf dem Kamin eine Zange liegen und stellte mir vor, es müsse spaßhaft seyn, des Buben lange Nase damit zu zwicken. Sogleich verschloß ich die Hausthür, setzte mich in der Stube, die auf ebener Erde war, ans Fenster, öffnete den einen Flügel eine wenig, und befestigte ihn oben mit einer Schnur, daß er nicht weiter aufgestoßen werden konnte. Kaum war ich mit diesen Anstalten fertig, so kam ein schlanker Mann mit flüchtigen Schritten den mondhellen Garten entlang und klingte an der Thür. Da sie nicht aufging, lief er an das Fenster, wo ich hinter dem Vorhange lauschte und steckte eine gewaltig große Nase herein. Ich faßte sie schnell mit der Zange; er fuhr zurück, rannte wild davon, und ich — denken Sie sich den verwünschten Streich! — ich sah mit Entsetzen, daß ich ihm die Nase abgeknippen hatte. — Sie fiel zu meinen Füßen nieder.

Indem ich sie aufheben wollte, hörte ich einen heftigen Wortwechsel, der sich bei der Gartenthür erhob. Als er ungefähr eine Minute gedauert hatte, kam eine andere Mannsgestalt im Garten hergelaufen, schoß wie ein Pfeil auf mein Fenster zu und guckte mit einer noch längern Nase, als die vorige war, in die Stube. Da sitzt der Teufel drin! dacht' ich, und packte sie wüthend mit der Zange. Der Eigenthümer fluchte, riß sich los und schrie: „Ha, Schlange! ward ich deßwegen her beschieden?“ — Ueberzeugt, daß ich nun erst den rechten Mann vor mir hatte, stürzte ich durch die Thür hinaus; er entfloh aber so schnell, daß ich ihn nicht einholen konnte.

Als ich in die Stube zurück kam, hob ich die abgezwickte Nase vom Fußboden auf. Es war, wie ich schon vermuthet hatte, eine pappene Maskennase. —

Einige Tage darauf erfuhr ich, wie sie in meine Zange gekommen war. Der edle Freiherr rühmte sich der von Lucinden erhaltenen Einladung sogleich, als er sie empfing, gegen einen Bekannten, einen gewissen Herrn von Flach. Dieser lockere Junker hatte ein winzig kleines Stumpfnäschen; aber desto größer war sein Gelüst nach meiner Frau. Er setzte sich deßhalb eine Kunstnase an und ging früher, als sein begünstigter Nebenbuhler, zum Stelldichein, um den Minnesold, der diesem zugedacht war, im Dunkel zu erhaschen. — Als ich ihm den falschen Haken abgerissen hatte, kam er an der Gartenthür dem Baron in den Wurf. Dieser zog ihn zur Rechenschaft, was er hier suche? Darüber entstand ein Gezänk, das sich mit einer Ausfoderung schloß. Den folgenden Tag schlugen sie sich. Herr von Flach, ein guter Fechter, nahm sich des Barons beneidete Nase zum Ziele, und hieb sie so kurz und klein, als die seinige war.

Diese Geschichten wurden in ganz Leipzig bekannt. Alt und Jung zeigte mit Fingern auf mich. Das war mir ungelegen; ich machte geschwind Anstalt zur Scheidung. Aber kaum hatte mein Sachwalter die Klage dem Gerichte überreicht, so ging Lucinde mit ihrem Ritter durch die Lappen. Wer war froher als ich! Die Ruchbarkeit ihrer Flucht zog mir jedoch allerhand verdrießliche Besuche auf den Hals. Putz- und Juwelenhändler, Schneider und Zuckerbäcker, Spielgläubiger und Wucherer stürmten mit Rechnungen und Schuldscheinen auf mich ein. Ich war nicht verbunden, diese Manichäer, mit welchen Lucinde ohne mein Vorwissen bedeutende Geschäfte gemacht hatte, zu befriedigen; doch ich that es, um die Schreier zu beschwichtigen. Nun war ich aber auch mit der holländischen Erbschaft rein fertig, und nichts als die widrige Tracht, die ich mir

deßhalb aufgeladen hatte, blieb mir zum Andenken übrig. Meine ausgetretene Gemahlin machte mir jedoch das Vergnügen, daß sie der öffentlichen Ladung, sich vor dem Ehegerichte zu stellen, kein Gehör gab. So ward sie denn für verschollen erklärt und förmlich von mir geschieden.

3.

Der arkadische Traum.

Ich verließ hierauf — fuhr Medardus in seiner Erzählung fort — den mir verhaßt gewordenen Schauplatz jener ärgerlichen Auftritte, und machte, einem nun schon längst verstorbenen Freunde zu gefallen, den weiten Sprung hierher, wo ich bereits zwanzig Jahre als Eheverächter und Weiberfeind lebe. Nur Röschens holdes Bild blieb mir theuer und werth, und umschwebt mich noch immer.

Außer diesem Umgange mit einem geliebten Schatten — denn meine Freundin ist wahrscheinlich todt — glaubte ich meine Rechnung mit dem schönen Geschlechte abgeschlossen zu haben; aber ein Traum, den ich am heutigen Morgen — in meiner Geburtsstunde — hatte, scheint mir zu weissagen, daß es noch in meinen alten Tagen einigen Anspruch an mich zu machen gesonnen sey. — Nun, ich habe nichts dagegen. Des Traumgotts Zauberstab hat mich ganz verwandelt; das Eis des Weiberhasses ist in meinem Herzen geschmolzen, ich sehne mich wieder nach dem Frühling der Liebe, und es wird mir recht behaglich seyn, wenn mir ein schönes, freundliches, gutes Kind, wie weiland Röschen, die bösen Stunden meiner ersten Ehe zärtlich vergütet. — Hören Sie jetzt meinen Traum!

Ich befand mich in einer reizenden Landschaft, die dem

Arkadien der Dichter nichts nachgab, und mich ſelbſt ſahe ich in einen arkadiſchen Hirten verwandelt. Stellen Sie ſich, werther Freund, den poſſirlichen Seladon vor! Ich breiter, wohlbeleibter Mann ſaß, mit Stutzperücke, dreieckigem Hute und altväteriſchem Rocke, im Schatten eines Baumes, hatte einen bunten, zierlichen Schäferſtab im Arme, und ſpielte, von ſchneeweißen Lämmlein umgeben, auf der Hirtenflöte. Es war ein Meiſter vom Himmel gefallen, denn ungeachtet ich zeitlebens keine andere Pfeife, als die Tabackspfeife, an den Mund ſetzte, ſo fand dennoch mein erſter Verſuch im Fache der Tonkunſt außerordentlichen Beifall. Meine Lämmlein vergaßen der ſüßen Weide und ſahen mich mit Verwunderung an; Philax, der treue Wächter der Heerde, trat an mir in die Höhe und wedelte mit dem Schwanze; Schaaren von Vögeln kamen von allen Seiten geflogen, verſammelten ſich über mir auf dem Baume und neigten die Köpfchen herunter, als wollten ſie von mir lernen; ſogar der Wind, der zuvor die Zweige durchrauſchte, ward plötzlich ſtill und hörte mir zu. Allein das war noch nicht genug. Meine Zaubertöne lockten auch einen Engel herbei. Ja, wahrlich! es war ein Engel, der in der Geſtalt einer jungen, bildſchönen Hirtin aus einem nahen Roſengebüſche trat und mir freundlich zunickte. Frohbeſtürzt ſprang ich auf und machte der himmliſchen Erſcheinung, die mit meinem unvergeßlichen Röschen viel Aehnlichkeit hatte, eine tiefe Verbeugung. Lächelnd über meinen ſteifen Bückling und Scharrfuß, die ſich freilich in Arkadien luſtig ausnehmen mochten, winkte ſie mir, mich wieder zu ſetzen und fort zu flöten. Sie nahm Platz an meiner Seite, legte die alabaſterne Hand vertraulich auf meine Schulter, und ich ſpielte ſo meiſterhaft, ſo ſüß, ſo rührend, daß ihr die Augen über-

gingen. Da entbrannte mein Herz vor Liebe, und mit anständigen Worten gestand ich es ihr. Erröthend schlug sie die Augen nieder, drückte mir leise die Hand und lispelte: „Ich bin Dein. — Wir finden uns wieder.“ — Und indem sie das sagte, war sie wie ein Luftgebild verschwunden.

4.

Fanny.

„Ein anmuthiges Träumchen!“ rief Skrupel. „Aber das Ende vom Liede, das plötzliche Verschwinden, will mir nicht gefallen. Hätte die schöne Nymphe nur wenigstens ihre Adresse zurückgelassen! Der Herr Doktor können doch nicht ihretwegen, wie ein zweiter Don Quixote, die Welt durchziehen, und würden auch keinen Nutzen davon haben; denn Sirach sagt: „Wer auf Träume hält, der greift nach dem Schatten und will den Wind haschen!“

O, er sagt noch derber: „Narren verlassen sich auf Träume,“ fiel Medardus ein. „Aber ich kehre mich nicht daran. Berichtet uns nicht selbst die Bibel — unter deren Verfassern der gute Sirach nur eine Person vom zweiten Range ist — mehr als zwanzig merkwürdige Träume, die vollkommen in Erfüllung gingen? Und traf nicht mein eigner Perückentraum auf's Haar ein? — In der homerischen Dichtung von den Träumen haben, wie Penelope sagt, die Träume Ausgang durch zwei Pforten: eine ist von Elfenbein, die andere von Horn. Durch jene gehen die falschen, durch diese die wahren Erscheinungen. — Und so glaub' ich fest, daß mein schönes Traumbild aus der hörnernen Pforte kam. Darum will ich es im Reiche der

Wirklichkeit aufſuchen, ohne mich jedoch vor der Hand vom Stuhle zu bewegen.“

Wie das möglich ſey, war dem Apotheker ein Räthſel. Medardus erklärte ſich nicht weiter darüber, und das höfliche Männlein, das ſich keiner unbeſcheidenen Frage erkühnen wollte, ging mit unbefriedigter Neugier nach Hauſe.

Kaum war der Doktor allein, ſo entwarf er folgenden Aufſatz:

„Ein rechtlicher, ſein gutes Auskommen habender Mann, der ſich beſcheidentlich enthält, ſein eigener Lobredner zu ſeyn, hatte in den Morgenſtunden des erſten Aprils einen Wonnetraum, der ihm ein holdes, doch leider ihm ganz unbekanntes weibliches Weſen als Braut zuführte. Er wendet ſich deßhalb an Deutſchlands ſchöne Töchter mit der Frage: ob vielleicht einer von ihnen zu gleicher Zeit etwas Aehnliches träumte? — Iſt das der Fall, ſo ward dadurch offenbar eine Ehe im Himmel geſchloſſen und der Bräutigam fliegt in die Arme ſeiner Braut, ſobald ſie ihren Namen und Wohnort unter der Aufſchrift: D. M. v. M. an die Expedition des allgemeinen Anzeigers verſiegelt einſendet.“

Dieſe Aufforderung ſchickte er mit der nächſten Poſt zum Druck dahin ab, und von dorther empfing er nach vier Wochen ein kleines, mit D. M. v. M. bezeichnetes Briefchen. Haſtig riß er den Umſchlag auf, fand darin eine Karte, und auf derſelben wie eine Kriegsloſung die zwei Worte:

Fanny — Heidelberg.

Beſtürzt über dieſe unfruchtbare Kürze, wandte er das Blatt um, und zu ſeinem Troſte war noch auf der Rück-

ſeite die Gaſſe, das Haus und das Stockwerk benannt, wo er nach Fanny fragen und weitere Auskunft erhalten ſolle. Nun hing bei ihm der Himmel voll Geigen, die nur dadurch etwas verſtimmt wurden, daß er eine Minnefahrt in ferne Lande beginnen mußte. Er lief auf die Poſt und fragte, wie weit es von Memel bis nach Heidelberg ſey. „Einhundert vier und achtzig Meilen und eine halbe," war die Antwort. „Alle Wetter!" brummte er in den Bart. „Wer doch Meilenſtiefeln hätte!"

Auf dem Rückwege ſprach er bei dem Apotheker ein. Dieſer brach über die angekommene Brautpoſt und des Doktors Entſchluß, die weite Reiſe nach Heidelberg unverzüglich anzutreten, in die weitſchweifigſte Verwunderung aus. Doch am Ende erbot er ſich ſelbſt zum Reiſegefährten, denn er hatte Verwandte in Frankfurt am Main und war ſchon längſt geſonnen geweſen, ſie zu beſuchen. „Welche Ehre für mich," rief er aus, „mit einem ſo gelehrten Manne zu reiſen! Welches Glück, auf dem langen Wege von ihm zu lernen!"

„Wenigſtens will ich mir Mühe geben, Ihnen das leidige Komplimentiren abzugewöhnen," verſetzte Medardus. Hierauf ging er nach Hauſe, machte ſeinem Heber und Leger die vorhabende Reiſe bekannt und fragte ihn, welche Art des Fortkommens wohl die beſte ſeyn würde?

„Zu Pferde! zu Pferde!" rief Paul.

„Das dacht' ich!" ſagte der Doktor. „Dieſer Rath war von einem Erdragoner zu erwarten. Aber ich, der kaum zweimal in ſeinem Leben einen frommen Miethgaul beſtieg und bis auf's nächſte Dorf ſchneckte, ich danke für einen Ritt von zweihundert Meilen, und mein Reiſekompan, der Apotheker, würde ihn noch weniger aushalten."

„Ja, das glaub' ich ſelbſt!" ſagte Paul verächtlich. „Der-

gleichen Zuckerpüppchen muß man in einen Wagen einpacken, um sie unzerbrochen an Ort und Stelle zu bringen.“

„Es ward beschlossen, die Reise mit einem eigenen Fuhrwerke zu machen. Dessen Anschaffung überließ der Doktor seinem Hauswebel, der seit vielen Jahren sein Bedienter, sein Koch, sein Alles in Allem war, und nun auch die Bestallung als Kutscher erhielt. Paul wußte, daß des folgenden Tages ausgemusterte Dragonerpferde in der Nähe versteigert werden sollten, und nach seiner Meinung war ein Kriegsroß das brauchbarste Thier von der Welt. Er ging daher auf den Markt, erstand ein Paar gleichfarbige Klepper, und kaufte dazu einen kleinen russischen Wagen. Die alten Bursche, die verschiedene Feldzüge mitgemacht hatten, hielten es Anfangs unter ihrer Würde, den Karren zu ziehen und weigerten sich dessen; aber Paul sprach vernünftig mit ihnen, stellte ihnen sein eigenes Beispiel vor, und sie fügten sich gehorsam ins Joch.

5.

Die Reise.

In der Mitte des Maimonds begann die große Fahrt. Medardus, der seit zwanzig Jahren in keinem Wagen gesessen hatte und indessen bequem und unbehülflich geworden war, befand sich sehr übel in dem engen Gehäuse, das weder auf Federn noch Riemen schwebte. Grimmig verzog er sein Gesicht, so oft er Stöße bekam, die ihm gemeiniglich seinen breiten Zackenhut, der immer mit den Kastenwänden im Streite lag, vom Kopfe warfen. Er betheuerte schon auf der ersten Meile: er würde stracks zu seinem Großvaterstuhle zurückkehren, wenn er nicht dieses Märty-

rerthum eines Engels wegen erduldete. — Paul hatte kein Mitleiden mit ihm. „Was hilft das Wehklagen?“ rief er lachend: „Nun müssen Sie im Nothstall aushalten. Warum ritten Sie nicht! Da säßen Sie frank und frei, wie ein König auf seinem Throne, stießen mit den Windmühlflügeln Ihres Hutes nirgend an und würden nicht so geradebrecht.“ — Desto mehr zärtelte Skrupel mit dem Murrkopfe. Er hob ihn, so gut es seine schwachen Kräfte vermochten, in den Wagen und heraus, drückte sich in seine Ecke, damit der breite Nachbar mehr Raum hatte, und bediente ihn in den Wirthshäusern wie der aufmerksamste Kammerdiener. Allein er konnte die schlechten Speisen nicht verbessern, das harte Lager nicht weich machen und die unverschämten Forderungen der Gastwirthe nicht mindern. Darum ächzte und krächzte Medardus immerfort, und seufzte manchmal sogar bei einem Trunke sauern Bieres: „O Fanny, Fanny! was leid' ich für dich!“ —

Uebrigens stieß unsern Reisenden kein besonderes Abenteuer oder Unglück in den ersten vier Wochen auf. So viel Zeit brauchten sie, bei Pauls sorgfältiger Schonung der Pferde, bis Berlin. Es war schon später Abend, als sie dort in einem ansehnlichen Gasthofe abtraten. Am folgenden Morgen ging Medardus, um einen Universitätsfreund zu besuchen, schon um vier Uhr aus, weil man ihn wegen seiner auffallenden Tracht vor der berüchtigten Berliner Straßenjugend gewarnt hatte. Er wollte lieber seinen Freund im Schlafe stören, als sich von den Rangen beunruhigen lassen. Sie machten auch wirklich den Weg noch nicht unsicher, als er um sechs Uhr wieder nach seinem Gasthofe zurück eilte.

Hier aber bekam er unerwartete Händel. Er fand den Gang, der zu seinem Zimmer und einigen andern führte,

mit Israeliten und andern Leuten angefüllt, und kaum gewahrten sie ihn, so sagte ein Hebräer ziemlich laut zu seinen Nachbarn: „Schaut, do kümmet noch äne Figur, die ebbes will hoben!“ — Alle sahen den Ankömmling flämisch an, spreizten sich mit Armen und Beinen und sperrten ihm den Paß. „Mit Erlaubniß!“ sprach er höflich, und wollte hindurch. „Bleiben Sie ruhig hinten!“ gebot ein dicker Weinhändler aus der Mitte hervor. „Wer eher kommt, mählt eher, das haben wir unter uns ausgemacht.“ — „Wie? was?“ entgegnete Medardus. „Mahlen Sie meinetwegen beim Teufel, nach der Reihe oder außer der Reihe! Aber der Weg hier muß frei seyn. Also Platz da, ihr Mauschel!“ — Damit warf er die Vorposten, ein Paar langbärtige, schmutzige Juden, auf die Seite und drang vorwärts. Da brüllte der ganze Haufe: „Halt, halt!“ Und vor ihm erhoben sich drohende Fäuste und Stöcke, und hinter ihm ermannten sich die schon überwältigten Juden und zerrten ihn am Rocke zurück. Muthig durchbrach er dennoch die zweite Linie, und stürmte schon die dritte, als der zornige Weinhändler seinen Stock, der fast so dick als ein Weinpfahl war, gegen ihn schwang und ihm derb auf den Hut klopfte. „O Fanny, Fanny! was leid' ich für dich!“ seufzte Medardus in seinem Herzen, und fuhr nun auch mit seinem Knüttel empor. Die dazwischen stehenden Juden und Christen duckten sich furchtsam; ein hitziges Gefecht begann über ihren Köpfen, und der Weinmann hieb so toll in's Zeug hinein, daß er eine über seinem Haupte hängende große Laterne in tausend Stücke zerschlug.

Das Klirren des Glases und das Geschrei der Zuschauer, die zum Mitersatz des Schadens gezogen zu werden besorgten, durchgällte das Haus, der Gastwirth und einige Küper kamen gelaufen, und mit krampfhaftem Zittern schrie

ein Hebräer ihnen entgegen: „Ich bin's nit geweſt, ich gebe nicks derzu, der Herr Weinhändler hot zerſchmeißt dos Loternche!“

„Ja, ich erſetze den Schaden;“ ſagte der dicke Mann; „aber du rothbärtiger Judas biſt ein Blauſtrumpf!“

„Blauſtrumpf! wos iſt dos?“ rief der Jude. „Würd' ich bald hebben gor keene Strümpf uf de Gebeine, ſollt' ich büßen und zohlen für fremde Leut. — Nä, nä, dos gaiht nit!“

„Aber was wollen die Herren insgeſammt hier?“ fragte der Wirth.

„Geld holen,“ antwortete der Weinhändler. „Wir wurden geſtern beſtellt, uns dieſen Morgen hier einzufinden und Zahlung zu empfangen.“

„Von wem denn?“

„Vom Herrn Baron Rauſchling,“ rief das ganze Chor, und zeigte auf die nächſte Thür.

Medardus erſchrack; aber der Wirth lachte laut auf und ſagte: „Da hätten Sie früher aufſtehen ſollen! Der Herr Baron iſt ſchon gegen Mitternacht abgereist.“

„Wai! ah wai! wos ſind mer geworden betörkelt!“ kreiſchten die Juden und rauften ſich Bart und Perücken; die Chriſten wünſchten chriſtlich: der Baron möchte auf der Reiſe den Hals brechen; kurz, die ganze Geſellſchaft verließ mit lautem Verdruß den Platz, wo ſie beinahe zwei Stunden vor einem leeren Neſte gelauert, und ſich um das Vorzugsrecht der Befriedigung geſtritten und geſchlagen hatte.

„Wer iſt dieſer Baron Rauſchling?“ fragte Medardus ängſtlich den Gaſtwirth.

„Ich weiß nichts von ihm, als ſeinen Namen;“ antwortete dieſer. „Er wohnte nur acht Tage bei mir. Aber

ſeit einigen Jahren kommt er dann und wann nach Berlin, hält ſich Monate lang hier auf, und hat denn da die Bären angebunden, die eben die Treppe hinab brummten.“

Der Doktor forſchte, um ſich nicht in der Perſon zu irren, nach der Geſtalt der freiherrlichen Naſe.

„Sie ſoll einmal lang geweſen ſeyn,“ antwortete der Wirth; „doch ein Duell, wie man ſagt, hat ſie verſtümmelt.“

„Er iſt's, er iſt's!“ ſprach Medardus für ſich, und fragte mit Bangigkeit: ob der Baron ein Frauenzimmer bei ſich gehabt habe? Das verneinte der Gaſtwirth. „Gott ſey Dank!“ ſagte der Doktor, der ſeine vormalige Frau weder in dieſer noch in jener Welt wieder zu ſehen wünſchte. Er beruhigte ſich noch mehr, als er hörte, daß der Baron ſeinen Weg nach Norden genommen hatte. Dennoch hielt er es für möglich, daß der Abenteurer auf der nächſten Station umkehren, nach Berlin zurückkommen, und wohl gar die vielleicht in der Nähe ſich aufhaltende Lucinde mitbringen könnte: er ſtöberte deßhalb den Apotheker, der den Tumult verſchlafen hatte, aus dem Bette, ließ geſchwind anſpannen, und zog weiter nach Süden.

Indem er in den Wagen ſtieg, fuhr ein Reiſender vorbei. Dieſer ſetzte ſich flugs in den Kopf, der wunderſam gekleidete Mann ſey der bekannte Bauer Johann Adam Müller, aus der Gegend von Heidelberg, der eben damals ſeinen fruchtbringenden Pflug verlaſſen und ſich nach Berlin begeben hatte, um dort den todten Saamen ſeiner Weiſſagungen auszuſtreuen. Unglücklicher Weiſe machte der irrgläubige Paſſagier gerade denſelben Weg, den Fanny's Bräutigam vor ſich hatte, und verbreitete ohne weitere Unterſuchung in allen Gaſthöfen, der berühmte Prophet ſey ihm auf den Ferſen, um in ſeine Heimath zu-

rückzukehren. Als nun unſre Reiſenden hinter Potsdam in ein Städtchen kamen, wo ſie übernachten wollten, umringte den Doktor vor dem Wirthshauſe eine Anzahl von Menſchen und fragte dringend: ob bald wieder Krieg werden würde? „Was weiß ichs?“ ſchnurrte er ſie an und wollte ins Haus gehen. Aber die Ringmauer der Neugierigen umſchloß ihn immer enger; und da er nicht über Krieg und Frieden mit der Sprache heraus wollte, hielt ihm ein Dutzend alte Weiber die flachen Hände vor's Geſicht, und bat flehentlich, daß er ihnen daraus wahrſagen möchte. „Zum Teufel! ich bin ja kein Zigeuner,“ rief er wild, und ſetzte ſich mit ſolcher Gewalt in Freiheit, daß einige der Mütterchen, die ihn traulich umklammert hatten, zu Boden fielen. Darüber gerieth das Volk in Aufruhr. „Grober Bauer!“ ſchimpften hundert Stimmen, und Erdſchollen und Steine flogen ihm nach. Die meiſten Bomben aber trafen den Apotheker, der ihm wie ein treuer Schildknappe den Rücken deckte.

„Iſt das Volk hier närriſch?“ ſagte der Doktor, als ſie in der ihnen geöffneten Stube eine Freiſtätte gewonnen hatten. „Wären wir doch bald wie der heilige Stephanus geſteiniget worden: O Fanny, Fanny, was leid' ich für Dich!“ —

Der Wirth brachte ihnen Abendeſſen und dazu ein Paar kleine weiße Brode. Hungrig brach der Doktor eins auf; es war beinahe ganz hohl. „Das wird mich nicht ſatt machen,“ ſprach er.

Der ſchalkiſche Wirth, der als ein Ungläubiger und Freigeiſt im Städtchen verſchrien war, ſah lächelnd hin und ſagte: „Es iſt doch wunderbar, daß gerade Ihnen dieſes Prophetenbrod zufiel!“

„Prophetenbrod? — Wie ſoll ich das verſtehen?“

„Nun, ich meine, weil es so hohl ist, wie die Weissagungen der neuen Propheten.“ —

„Was geh'n die mich an?“ fragte Medardus; und da kam es denn endlich heraus, daß ihn jener Reisende, der einige Stunden vorher im Gasthofe gewesen war, als den Propheten Müller angemeldet hatte. Das verdroß ihn höchlich und er seufzte wieder: „O Fanny, Fanny, was leid' ich für Dich!“

Er richtete seine Reise nun so ein, daß er am hellen Tage den Wagen so wenig als möglich verließ, und erst nach eingebrochener Dunkelheit in den Nachtherbergen eintraf. Dessen ungeachtet fand er noch hier und da Leute, die an der Thür des Gasthofes auf den ländlichen Propheten lauerten. Er war aber immer gleich beim Aussteigen sein eigener Herold und rief mit starker Stimme: „Ich bin Doktor Medardus von Memel!“ Da ließ man ihn unangefochten.

So kam er glücklich bis in die Gegend von Erfurt, wo er einige Tage ausruhen und versuchen wollte, ob er vielleicht von Röschen Schwan, die ihre früheste Jugend dort verlebt hatte, etwas erfahren könnte. Aber es war kein gutes Vorzeichen, daß einige hundert Schritte vor dem Thore der alte russische Wagen plötzlich der langen Reise überdrüssig ward und mit gewaltigem Krachen zerbrach. Die beiden Inwohner, die gegen hundert und fünfzig Meilen friedlich zurückgelegt hatten, stießen so fürchterlich mit den Köpfen zusammen, daß ihnen schier Hören und Sehen verging. Am übelsten kam der arme Apotheker dabei weg. Der Wagen zerfiel auf seiner Seite; sein schwerer Nachbar schoß ihm wie ein Bergsturz auf den Leib, und dennoch wandte der freundliche Mann den wenigen Athem, der ihm in dieser Presse zu Gebote stand, zu Höflichkeitsbezeugungen

an. Er betheuerte, daß er sich sehr glücklich schätze, nicht auf den verehrten Freund gefallen zu seyn, sondern ihm vielmehr zu einem weichen Polster gedient zu haben. Der gute Narr wollte sich auch, da sie den Wagen ausräumen und zu Fuß in die Stadt einziehen mußten, des Doktors Gepäck aufladen; er sank aber fast schon unter dem seinigen zusammen: der arkadische Schäfer mußte daher seinen Mantelsack selbst tragen. Es war noch heller Tag; und obgleich das Gerücht von des Propheten Ankunft nicht bis nach Erfurt geflogen war, so erregte doch des braunen Pilgers abenteuerliche Tracht viel Aufsehen. Die liebe Jugend zog in Schaaren neben ihm her und machte sich mit deutscher Freimüthigkeit und Derbheit über ihn lustig. Er enthielt sich, durch Schelten das Wespennest zu stören, und sang nur innerlich sein altes Lied: „O Fanny, Fanny, was leid' ich für Dich!"

Der kranke Wagen ward von allen herbei gerufenen Wagenärzten für unheilbar erklärt, und um einen billigen Preis war kein gesunder zu haben. „Ein Nimmersatt überbietet den andern!" sagte Paul, als er die Stadt durchlaufen hatte. „Wer wird so viel Geld für einen Kasten hinwerfen, der uns vielleicht morgen wieder unter dem Leibe zerbricht! Ich schaffe für die Hälfte ein drittes Pferd nebst den nöthigen Sätteln, und so reiten wir gemächlich die dreißig oder vierzig Meilen, die noch vor uns liegen. Unsere zwei Pferdchen gehen sanft wie eine Wiege, und sind so verständig und fromm, daß sie ein Kind an einem Faden lenken könnte. Also werden sich doch die Herren nicht fürchten, sie zu besteigen."

„Was fürchten!" versetzte der Doktor. „Ich fürchte mich mehr vor dem theuren Wagenkauf, als vor dem Reiten. Aber wie stehts mit Ihnen, Herr Licentiat?"

Skrupel entfärbte sich zagend, war aber aus angeborner Höflichkeit sofort willig, zu Pferde zu dienen. „So gefallen mir die Herren!“ sagte Paul und eilte fort, den Roßhandel zu schließen.

Während der Zeit forschte der Doktor nach Röschens Pflegeältern; sie waren aber schon vor vielen Jahren gestorben, und man erinnerte sich ihrer kaum noch in dem Hause, wo sie gewohnt hatten. Traurig über den Verlust seiner letzten Hoffnung, eine Spur seiner Jugendfreundin zu finden, kam er in den Gasthof zurück. „Grämen Sie sich nicht, theuerster Gönner!“ sagte Skrupel. „Denken Sie an die schöne Fanny und an die Worte eines berühmten Dichters:

Es küßt sich so süß die Lippe der zweiten,
Als kaum sich die Lippe der ersten geküßt.“

„Sie sind ein schlauer Tröster!“ schmunzelte Medardus. „Ich kann freilich das liebe Mädchen, das mir von meinem bösen Weibe entrissen wurde, nie vergessen, aber Fanny wird mirs ersetzen.“

Und mit ritterlichem Muthe bestieg er am nächsten Morgen seinen Gaul. Der Apotheker, dem kein Liebchen entgegen sah, kletterte verdrießlich, doch mit einer heitern Maske, in den Sattel. Paul rieth ihnen, den ersten Tag nur zwei Meilen im sanften Schritte zu reiten, und sie selbst waren auch nicht gesonnen, ein weiteres Ziel zu erjagen. Sie zogen Anfangs äußerst bedächtig und stumm neben einander her, oder lispelten nur einzelne Sylben: denn sie schienen zu befürchten, daß sie sich durch lautes Sprechen aus dem Gleichgewichte bringen möchten, wie in den Alpengegenden bisweilen ein schwacher Schall den Sturz einer Lawine bewirkt. Als sie aber sahen, daß sie leidlich

fortkamen, ließen sie der Zunge freien Lauf. Skrupel rühmte des Doctors gute Haltung zu Pferde; Medardus war durch Gegenlob erkenntlich: sie glichen verbrüderten Schriftstellern, die einander wechselsweise in gelehrten Blättern weidlich herausstreichen. Wie aber mancher Unverbrüderte darüber lächelt, so lachte auch der kunsterfahrene Paul ins Fäustchen und dachte: Schweigt doch, ihr Schächer! — Dagegen genossen sie einige Verehrung von den ihnen begegnenden Landleuten, die den ernsthaften Medardus für einen berühmten Wurmdoctor und den freundlichen Licentiaten — der ein Kleid von gelbem Nankin und eine rothe Mütze trug — für seinen lustigen Diener ansahen, und sich freuten, sie beim nächsten Jahrmarkte auf einer Schaubühne zu finden.

Am folgenden Tage hatten die Ritter ihre Herberge noch nicht lange verlassen, als sie auf einem Blachfelde neben der Heerstraße eine zu Waffen- und Roßübungen ausgerückte Reiterschaar erblickten. Sie freuten sich weniger darüber, als ihre Klepper, die alsbald die Köpfe muthig hoben, die Ohren spitzten und ihre ehemaligen Kriegskameraden wiehernd begrüßten. Das Regiment, das Anfangs in einzelne Haufen getheilt war und verschiedene Schwenkungen machte, zog sich, als sie näher kamen, plötzlich zusammen, die Trompeten schmetterten, und donnernd flog es über die Ebene hin. Da fuhr der Satan in die Rosse der lateinischen Reiter. Unaufhaltsam gingen sie durch, setzten über den Graben und stürzten den Reisigen nach. Des Doctors Hut und Perücke und Skrupels Mütze verließen, wie abtrünnige Freunde in der Noth, schon diesseits des Grabens ihre bedrängten Herren, die sich muth- und bügellos Gott und ihren Sattelknöpfen empfahlen. Vorwärts liegend und gespreitzt wie Frösche, folgten sie

dem Sturmfluge der Reiterei, bis „Halt!“ gerufen ward. Indeſſen hatten die beiden tollköpfigen Renner das Regiment eingeholt und ſchloſſen ſich, als ob ſie dazu gehörten, an den linken Flügel an. Der nächſte Offizier bemerkte den ſonderbaren Zuwachs und ſagte lachend: „Sieh da, ein Paar Freiwillige!“

„Ja, wenn Sie unſere Pferde meinen, da haben Sie Recht!“ murmelte Medardus.

Jetzt kam Paul, mit den verlorenen Kopfdeckeln in der Hand, keuchend zu Fuß, weil ſein dummes, weder von Muth noch Ehrtriebe beſeeltes Bauernpferd den ihm zugemutheten Ritterſprung über den Graben hartnäckig verweigert hatte. „O, du Unglücksmenſch!“ fuhr ihn der Doctor an. „Verſuchs nur noch einmal, mich zum Reiten zu beſchwatzen! Wir haben auf den Mähren, die Du uns als fromm und verſtändig anrühmteſt, faſt den Hals gebrochen, und nun ſtehn ſie hier wie eingewurzelt. Hilf uns von dannen!“

Paul ſchob ſich raſch zwiſchen die beiden alten Sünder, faßte ſie rechts und links an den Zäumen, und zerrte ſie wieder nach der Straße hin. Dieſe Heimführung, bei welcher ſich die Ritter von der traurigen Geſtalt ganz unthätig verhielten, ward von den luſtigen Kriegsmännern laut belacht und bewitzelt; aber Medardus ſtöhnte leiſe: „O Fanny, Fanny! was leid' ich für dich!“

Als ſie am Graben abgeſtiegen waren, ſprach er zum Apotheker: „Wir wollen uns nun vom Pferde auf den Eſel ſetzen, nämlich auf die öffentliche Poſt, die ich darum ſo nenne, weil ihre ſchmalen, bretternen Sitzbänke mit dem harten Rücken eines hölzernen Strafeſels viel Aehnlichkeit haben.“

„Wohl wahr!“ erwiederte Skrupel. „Das bedächtige

Fuhrwerk geht aber nicht mit uns durch. Es dünkt mich daher sehr weise, davon Gebrauch zu machen.“

Sie wanderten nach dem nächsten Städtchen. Paul folgte mit den Packpferden, und erhielt Befehl, bis auf weitere Verordnung daselbst zu bleiben. Nach einigen Ruhestunden begaben sich die Herren in's Posthaus, bestiegen die eben abgehenden hölzernen Esel, und ritten darauf bis Frankfurt. Hier wollte sich der Licentiat trennen; der Doctor bat aber um seine Gesellschaft bis Heidelberg, weil er ihn dort als Gesandten an Fanny — er wollte nicht sagen: als anmeldenden Bedienten — zu brauchen wünschte. Der gefällige Mann weigerte sich keinen Augenblick. Er that nur, indem umgespannt wurde, einen Sprung zu seinen Verwandten, und setzte dann die Reise mit fort. In den Morgenstunden des folgenden Tages kamen sie in Heidelberg an, und traten im Baden'schen Hofe ab.

6.

Ausgang des Traumes.

„Gott sey Dank!“ rief Medardus. „Da steh' ich denn endlich an der Himmelsthüre, wo mir der Verlust eines geliebten Mädchens, die Foltern einer unglücklichen Ehe, und die Drangsale einer langen, mühseligen Reise vergütet werden sollen.“

„Ich wünsche von Herzen, daß es geschehe!“ sprach der Apotheker. „Wenn nur nicht etwa — —“ Er verschluckte, was er noch sagen wollte.

„Sie wollen mir wohl einen Floh in's Ohr setzen?“ sagte der Doctor. „Sie denken, weil Sie Skrupel heißen, müssen Sie sich einmal skrupulös zeigen. Leiten Sie doch

lieber ihren Namen von dem Apothekergewicht Skrupel her, und haben Sie einen so leichten Drittelquentchensinn, als ich! — Der Traumgott ist mein alter Freund; ich weiß, wie ich mit ihm stehe. Er hat mich noch nie getäuscht, und wird nicht erst heute damit anfangen. Rüsten Sie sich also, wenn ich bitten darf, zur Gesandtschaft an Fanny."

Der Licentiat legte sein gelbes Schmetterlingsgewand, das auf dem Postwagen sehr unscheinbar geworden war, hurtig ab, und bekleidete sich mit einem feinen schwarzen Rocke. Während der Zeit schrieb der Doctor mit möglichster Zierlichkeit auf eine Karte: „D. M. v. M. meldet seine glückliche Ankunft, und ersucht um Bestimmung der Stunde, wenn er der schönen Fanny aufwarten darf." — Skrupel, indessen fertig geputzt, bat um Verhaltungsbefehle. „Geben Sie dieses Blatt," sagte Medardus, „in der auf Fanny's Karte bezeichneten Wohnung ab, und erwarten Sie Antwort! Nennen Sie aber meinen Namen nicht, und ziehn Sie mit guter Art den Kopf aus der Schlinge, wenn man Sie etwa über meine Gestalt oder mein Alter ausfragen will." —

Um der Gesandtschaft mehr Glanz zu geben, fuhr der Licentiat in einem Miethwagen aus. Er klopfte säuberlich an die rechte Thür: sie ward ihm von einem Dienstmädchen geöffnet. Er fragte, ob er das Vergnügen haben könne, Fräulein Fanny zu sprechen. Da kam eine alte, dicke Dame, die das Anbringen im Zimmer gehört hatte, eilig gewackelt, nöthigte ihn hinein und sagte: „Hab' ich vielleicht das Vergnügen, den längst von Fanny erwarteten Herrn D. M. v. M. vor mir zu sehen?" — „Ich bin's nicht selbst," erwiederte Skrupel, aber ich komme von ihm!" — „Also wahrscheinlich sein Kammerdiener?" — Er ant-

wortete mit einer zweideutigen Verbeugung. Die Alte zog ihm die Anmeldungskarte haſtig aus der Hand, las ſie und ſagte: „Der Engel wohnt nicht hier; aber mein Mädchen ſoll ſchnell hinlaufen und Antwort zurück bringen. Nehmen Sie indeſſen Platz!“

Das Mädchen ſchoß fort. Die Alte war mit dem vermeinten Kammerdiener allein. Sie ſetzte ihm Wein vor, bot ihm aus ihrer Schnupftabacksdoſe, der ſie ſelbſt fleißig zuſprach, eine Priſe um die andere an, und als ſie ihn mit allen dieſen Höflichkeiten ſattſam beſtochen zu haben glaubte, nahm ſie ihn über den Herrn v. M. — denn ſie vermuthete hinter dieſen Buchſtaben einen tüchtigen Edelmann — ſcharf ins Verhör. Der ehrliche Licentiat war gezwungen, ſich gegen das Heer von Fragen, das auf ihn einſtürmte, mit einer Nothlüge zu verſchanzen. Er gab vor: er ſey erſt in Frankfurt am Main in des Herrn D. M. v. M. Dienſte getreten, und ihm ſey daher nicht einmal deſſen Name, geſchweige die Zahl und Lage ſeiner Güter bekannt. Damit mußte ſich die fragſelige Matrone abſpeiſen laſſen.

Nach einer ängſtlichen Viertelſtunde kam das Mädchen mit der Antwort zurück: Fanny ſey über des Herrn v. M. glückliche Ankunft höchſt erfreut, und erwarte Nachmittags um fünf Uhr ſeinen Beſuch in ihrem freundlichen Garten vor dem Mannheimer Thore. Skrupel ließ ſich den Weg dahin genau bezeichnen, warf ſich wieder in den Wagen, und erſtattete im Baden'ſchen Hofe ſeinen Geſandtſchaftsbericht.

„Sehen Sie, wie alles eintrifft!“ jubelte Medardus. „Der Garten, wo mich Fanny empfangen will, iſt die arkadiſche Landſchaft, die ich im Traume ſah. Nun leb' ich und ſterb' ich darauf, daß auch Fanny ganz das Engels-

bild seyn wird, das mir dort erschien. — O Licentiat, was bin ich für ein glücklicher Mann!“

Aber im Momente dieser Entzückung fielen ihm sein Hut und Stutz in die Augen, und mit finsterm Gesichte fuhr er sie an: „Dürft' ich euch doch vernichten, ihr Scheuel und Gräuel! — ihr widrigen Andenken eines verhaßten Weibes! — Aber ein Eid bindet mir die Hand, und ich muß mich am schönsten Tage meines Lebens von euch verunstalten lassen. — Ach, was wird Fanny vor mir erschrecken!“ —

„Erlauben Sie, das glaub' ich nicht;“ sprach der Licentiat. „Fanny saß ja schon im Traume neben Ihnen, und Sie waren damals nicht anders gekleidet.“

„Herr,“ rief Medardus, „Sie wollen mich schrauben; doch wider Ihren Willen hatten Sie einen recht tröstlichen Einfall. Es ist allerdings so, wie Sie sagen. Ich rief von Deutschland's schönen Töchtern diejenige auf, der in den Morgenstunden des ersten Aprils etwas Aehnliches, wie mir geträumt habe — Fanny trat hervor — also sah sie mich unstreitig eben so klar, als ich sie. — Nun bin ich ruhig.“

Gegen fünf Uhr ging er mit dem Licentiaten nach Fanny's Garten. „Spazieren Sie ein Weilchen hier herum,“ sprach er vor der Thüre; „ich werde Sie, wenn die ersten Begrüßungen vorbei sind, hinein rufen.“

In der linken Hand den Hut, in der rechten Fanny's Karte, trat er mit zierlichem Anstand in den Garten. Zwei Frauenzimmer, deren Gesichtszüge seinen schwachen Augen nicht deutlich waren, kamen ihm aus einer etwas entfernten Laube entgegen. Sie hatten aber kaum zehn Schritte gethan, als eine derselben plötzlich mit einem lauten Schrei der andern in die Arme fiel. Er eilte hin, wollte hülf-

liche Hand bieten, und fuhr mit Entsetzen zurück, denn die Ohnmächtige war — Lucinde.

„Was ist Ihnen, mein Herr?“ sagte die uns schon bekannte dicke Dame, die Lucinden in den Armen hielt: „Kommen Sie doch her und helfen Sie mir die arme Fanny nach der Laube bringen.“

„Wie? das soll Fanny seyn?“ — rief er wild und drückte den Hut auf den Kopf. „Diese alte, jugendlich gemalte Buhlerin wollte das Himmelsmädchen vorstellen, das ich im Traume sah? — Welch dummer Versuch, einen ehrlichen Mann zu betrügen!“ —

Indessen war es der dicken Dame gelungen, die verstellte Kranke, die sich ihrer Füße recht gut hätte bedienen können, in die Laube zu tragen. Kaum war sie der Bürde los, so trat sie mit eingestemmten Armen vor den Doctor und sagte heftig: „Schweigen Sie von Betrug, mein Herr, und greifen Sie in Ihren eigenen Busen! Ich ahne, wer Sie sind; ich erinnere mich sogar, Ihre merkwürdige Figur vor Zeiten gesehen zu haben. — Aber nach Ihnen, mein Herr, hat meine Freundin gar nicht geangelt! — Ihr träumte vor einigen Monaten, daß sie mit einem schönen, jungen Edelmanne den Bund der Liebe schließe. Mußten wir also nicht glauben, daß er es sey, der kurz darauf unter den Buchstaben D. M. v. M. eine geträumte Braut suchte? — Folglich waren Sie es, mein alter, unschöner Herr, der uns täuschte, indem Sie sich anmaßten, sich durch diese Buchstaben ein adeliges Ansehen zu geben.“

„Das lügt der Teufel aus Ihnen!“ fuhr er auf. „D. M. v. M. heißt Doctor Medardus von Memel, und das ist mein Name und mein Wohnort.“

Sie machte ihm eine höfliche Verbeugung, deren Erwiederung er schuldig blieb. Dennoch zwang sie sich zu

einer holdſeligen Miene und ſagte: „Was ſtreiten wir über eine geſchehene Sache? Da Sie nun einmal hier ſind, mein werther Herr Doctor, ſo läßt ſich meines Bedünkens der verworrene Handel am beſten ſchlichten, wenn Sie Lucinden die begangenen Fehltrittchen verzeihen und ſich auf's neue mit ihr verbinden.“

Er lachte grimmig und belegte die Friedensräthin mit ſo empfindlichen Namen, daß ſie darüber ganz außer ſich gerieth. Sie ſprang wie ein Tiger auf ihn los, und mit allen zehn Fingern, die ſich zu Krallen krümmten, fuhr ſie ihm nach den Augen. Er zog ſich mit vorgeſtrecktem Stocke zurück; ſie verfolgte ihn Sprung auf Sprung, jagte ihn ſo aus dem Garten und warf die Thür hinter ihm zu.

„Himmel! was begab ſich?“ fragte der Licentiat. „Warum wurden Sie aus Arkadien vertrieben?“

„Ein ſchönes Arkadien!“ rief Medardus. „Ich reiſ'te zweihundert Meilen, um hier unter dem Namen Fanny die ſchändliche Lucinde zu finden.“

Der Licentiat erſtarrte dermaßen, daß ihm die Stimme verſagte. Deſto redſeliger ſchalt Jener auf dem Wege nach der Stadt ſeinen Unſtern, daß ihn der Traum am erſten April ſo heillos in den April geſchickt hatte.

Sie waren nicht weit vom Thore, als zwei junge Frauenzimmer, denen ein kleiner Jokei folgte, bei ihnen flüchtig vorbei huſchten. „Gott! mein Traumbild!“ — rief Medardus und eilte den Frauenzimmern nach. Er holte ſie ſchnell ein, grüßte ſie und bat das ſchönſte der beiden Mädchen, das ganz das Abbild ſeiner arkadiſchen Geliebten war, um Geſtattung eines Beſuchs, den er, wegen einer höchſt wichtigen Angelegenheit, je eher je lieber abzulegen wünſche. Die junge Schöne erſchrack, ſah ihn mit

großen Augen an, ergriff ihre Freundin am Arme und floh mit Angst und Zittern, weil sie ihn, wegen seiner grotesken Tracht und seltsamen Anrede, für einen Wahnsinnigen hielt. Er, dadurch nicht abgeschreckt, trabte frisch neben ihr her. Der Jokei, ein muthiger Junge, trat als Beschützer seiner Herrin auf, gebot ihm, sich zu entfernen, und da er nicht Folge leistete, versuchte der kleine Mann, seine Worte durch Rippenstöße geltend zu machen. David und Goliath kämpften mit einander durch's Thor, die nächste Straße hinauf, und bis vor das Haus, wo die Frauenzimmer hineinschlüpften. Hier aber behielt der Stärkere die Oberhand, und stürmte, ungeachtet ihn Davidchen aus Leibeskräften am Rocke hielt, ins Haus hinein, die Treppe hinauf, und mit den fliehenden Mädchen zugleich in ein Zimmer.

„Mutter, Hülfe, Hülfe!" schrie die Verfolgte.

Schnell erschien, aus einem Nebenzimmer kommend, eine junge wohlgebildete Frau, der man kaum ein Alter von dreißig Jahren ansah. Sie hob beim Anblick des braunen Mannes mit Erstaunen beide Hände empor und rief mit bebender Stimme: „Ist's möglich? — Seh' ich recht? — Herr Doctor Medardus!" —

Er starrte sie einen Augenblick an, trat näher und schrie auf: „Röschen! — Röschen Schwan!" —

„Ja, ich bin's!" sagte sie weichmüthig, und er drückte sie mit stürmischer Freude an seine Brust.

Als die heftig bewegten Herzen etwas ruhiger geworden waren, begegneten sich von beiden Seiten Fragen auf Fragen nach den erlebten Schicksalen, seit der Trennung in Leipzig. Es erhob sich ein freundlicher Streit, wer zuerst die Neugier des Andern befriedigen solle. Medardus bequemte sich dazu. Er bat nur um Erlaubniß, daß er zu-

vor ſeinen abhanden gekommenen Reiſegefährten, der vermuthlich an der Hausthüre ſchildern werde, herauf rufen dürfe. Das ward zugeſtanden. Er ging hinab, fand den verlorenen Mann und rief: „Hier herein, mein wackerer Kompan! Hier iſt Arkadien.“

Nachdem der Licentiat eine überflüſſige Menge von Reverenzen oben gemacht hatte, erzählte Medardus ſein Abenteuer drollig genug, und bereitete damit ſeiner Freundin ein herrliches Lachfeſt.

Er fragte nachher, ob ſie von Lucindens bisherigem Lebenslaufe unterrichtet ſey.

„Nur Stückwerk weiß ich davon,“ antwortete ſie. „Baron Rauſchling verließ ſie nach einigen Jahren; ſie hatte dann verſchiedene flüchtige Verbindungen mit andern Männern, zog auch lange Zeit als wandernde Schauſpielerin in der Welt herum. Jetzt iſt ſie — in Geſellſchaft der ebenfalls von ihrem Manne geſchiedenen Kriegsräthin Rummel, die Ihnen heute die Augen auskratzen wollte — eine irrende Glücksritterin, und machte daher bei Gelegenheit des von Ihnen erlaſſenen Aufrufs an Deutſchlands Schönen raſch den Verſuch, einen neuen Verehrer — oder wenigſtens Ernährer — zu erobern. Es wundert mich nur, lieber Doctor, daß Ihre Handſchrift auf der Anmeldungskarte die verſchlagene Frau nicht ſtutzig gemacht und abgeſchreckt hat, die Komödie bis zum letzten Auftritte zu ſpielen.“

„Meine Hand hat ſich ſeit zwanzig Jahren ganz verändert,“ antwortete Medardus. „Ich hatte mich überdieß wider meine Gewohnheit der Schönſchreiberei befliſſen, um mich dadurch der vortrefflichen Fanny zu empfehlen. — Doch kein Wort weiter von der Landſtreicherin! Ich bitte nun, liebe Freundin, um Ihre eigene Geſchichte.“

„Die Hauptbegebenheiten derſelben kann ich mit wenigen Worten umfaſſen," ſagte ſie. „Lucinde verhandelte mich während Ihrer Abweſenheit an eine Frau von Wieden aus Frankfurt am Main, die ſich damals in Leipzig aufhielt und mit zur Genoſſenſchaft der Kriegsräthin Rummel gehörte. Ich erfuhr dieſen Sclavenhandel erſt am Morgen des Tages, an welchem ſie nach Frankfurt zurück kehrte. Da mußte ich meine Kleider ſchnell zuſammenpacken; eine Stunde nachher ſaß ich ſchon neben ihr im Wagen, und das gute Leipzig lag hinter mir.

„Sie behandelte mich gütig; ſie ging mit mir wie mit einer Freundin um; doch ließ man mich bei Tag und Nacht keinen Augenblick allein. Ich ward, wie ich bald merkte, mit Vorſatz ſo ſcharf beobachtet, um mir die Abſendung eines Briefes unmöglich zu machen. Darum konnte ich Ihnen, ſo oft ich es auch verſuchte, keine Nachricht von mir geben.

„Als ich mich ein halbes Jahr in dieſer Gefangenſchaft befunden hatte, bewarb ſich Emmerich, ein braver junger Mann, um meine Gunſt, und ward nach Ueberwindung vieler Hinderniſſe, die uns theils ſeine Verwandten, theils Frau von Wieden in den Weg legten, mein Gatte. Wir bezogen ſein ſchönes, vier Meilen von hier liegendes Landgut und lebten häuslich froh. Die Geburt meiner Emma, die vorhin Ihr Leitſtern in dieſes Zimmer war, erhöhte unſer Glück. Aber es dauerte leider nur zwei Jahre; dann ward ich Wittwe."

„Wittwe?" — rief der Doctor, und ein Strahl der Freude flog etwas unſchicklich über ſein Geſicht. „Haben ſich aber wohl wieder verheirathet?" ſetzte er zaghaft und leiſe hinzu.

„Nein!" antwortete ſie.

„Das freut mich!“ sprach er schnell, und ward nach dieser Uebereilung blutroth.

Sie stellte sich, als hätte sie weder seinen Beifall, noch sein Erröthen bemerkt.

„Ich und meine Tochter,“ fuhr sie fort, „bewohnen im Sommer das uns vererbte Gut, und besuchten jetzt nur auf einige Tage unser Winterhaus, um verschiedene kleine Geschäfte zu besorgen. Es ist daher ein sehr glücklicher Zufall, daß dieser Ausflug in die Stadt gerade mit Ihrer Anwesenheit in Heidelberg zusammentrifft; sonst hätten wir uns wohl in dieser Welt nicht wieder gefunden.“

Gelobt sey das gütige Schicksal, das meinen liebsten Wunsch erfüllte!“ sagte Medardus.

Während dieser Gespräche hatte Emma in einem andern Zimmer den Abendtisch bestellt, und meldete jetzt ihrer Mutter, daß er bereit sey. Frau Emmerich führte ihre Gäste zur Tafel und füllte die aufgestellten grünen Römer mit köstlichem Rheinweine. Der Licentiat kostete mit Andacht davon und sagte: „Ach! dieser Nektar erinnert an das Sprüchlein:

„Vinum Rhenense
Est decus et gloria mensae.“

„Ja, mein Freund,“ fiel der Doctor ein, „hier ist ein anderes Leben, als in Memel.“

„O, scheiden Sie doch nicht unfreundlich von der guten Stadt!“ entgegnete Skrupel; „denn Sie wenden sich doch nicht wieder dahin.“

„Ha, ein neuer Prophet!“ sagte der Doctor. „Hans Adam Müllers Nachbarschaft steckt Sie an. Ich wünsche nur, daß Ihre Weissagung nicht so hohl sey, wie das Prophetenbrot im Städtchen bei Potsdam.“ —

Die junge Wittwe ſah bei dieſen dunkeln Wechſelreden, deren Beziehung ſie aber leicht errieth, ſchweigend auf ihren Teller. Sie lenkte das Geſpräch auf andere Gegenſtände, und des Doctors Loos war noch unentſchieden, als er ſich nach aufgehobener Tafel mit ſeinem Gefährten in den Gaſthof begab.

Am folgenden Morgen ging er allein auf die Heirath, und kam nach einigen Stunden höchſt vergnügt zurück. „Skrupel, Sie ſind ein wackerer Prophet!“ rief er aus: „Ich gehe nicht wieder nach Memel. — Die alte Liebe hat nicht geroſtet; Röschen wird meine Frau. — Sie iſt freilich ſeit dem Tage, da ſie in Leipzig auf meinem Schooße ſaß, zwanzig Jahre älter geworden! aber ſie gefällt mir noch wie damals, und ſchickt ſich fein für meine Jahre. — Sehen Sie, Freund, ſo hat mich mein arkadiſcher Traum am Ende doch nicht betrogen. Ich bin nun mehr als jemals ein gläubiger Träumer und ſchußfeſt gegen allen Spott; denn die jetzige Welt, die ſelbſt ſo viel von überſinnlichen Dingen träumt, wird mich mehr loben, als tadeln.“

IV.

Das beſchützte Bild.

1.

In einem fernen Land lebte vor alter Zeit ein junger Ritter, Namens Landolin, der mehr zu einem arkadiſchen Schäfer, als zu einem Kriegshelden geboren ſchien. Es machte ihm kein Vergnügen, mit andern Jünglingen ſeines Standes nach dem Ringe zu rennen oder Lanzen zu brechen: er ſpielte lieber die Zither und ſang Lieder dazu, wie ſie ihm auf der Stelle ſein Herz eingab. Der Inhalt derſelben war die Liebe, die von Rechts wegen alle Lieder beſeelen ſollte; denn ohne ſie iſt jeder Geſang ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.

Der ritterliche Sänger liebte vor der Hand nur ein ſchönes Traumbild, das ihn oft im Schlafe beſuchte, zärtlich mit ihm koste, aber niemals entdeckte, wo es leibend und lebend zu finden ſey. Darüber ſeufzten und klagten ſeine Minnelieder. Endlich war er auf eine wunderbare Weiſe ſo glücklich, ſeine lieblichen Träume ausgehen zu ſehen. Wie ſich das begab, das ſoll der Leſer zu gehöriger Zeit erfahren.

Ein Saal in Landolins alter Burg, die er, nach frühzeitigem Hintritt ſeiner Eltern, einſam bewohnte, war den Bildniſſen ſeiner Ahnen gewidmet. Geharniſchte Männer blickten ernſt und muthig von den Wänden herab. In ihrer Mitte ſah man eine fremde Geſtalt, die das Anſehen eines ehrwürdigen Prieſters hatte, und daher unter jene weltlichen Helden nicht zu gehören ſchien. Es war ein alter Mann, mit langem ſchneeweißem Barte, in ſchwarzer morgenländiſcher Tracht. Landolin betrachtete dieſes Bild von Jugend an mit Ehrfurcht und nahm es eines Tages lebhaft in Schutz, als es einige junge Wildfänge, die ihn beſuchten, muthwillig mißhandeln und vernichten wollten. Er ward wegen dieſer ernſten Abwehr von einem der Bildſtürmer zum Zweikampf gefordert und gerieth durch ſchwere Wunden in Lebensgefahr. Dennoch widerſtand er auch in der Folge jeder Anmuthung, den unbeliebten Greis aus der Reihe ſeiner Väter zu entfernen.

Einsmals aber, da er ſich auf einer Reiſe befand, hatte ſein Burgwart den Einfall, das auch ihm verhaßte Bild feindlich anzutaſten und in eine dunkle Kammer zu verweiſen. Er wollte, wenn es über kurz oder lang vermißt würde, gegen ſeinen Herrn vorgeben: es ſey einmal bei nächtlicher Weile abhanden gekommen, ohne daß er wiſſe, wohin es der böſe Feind oder ein Zauberer entführt habe. Aber in der folgenden Nacht hörte er im Saale ein Gepolter, und den Morgen darauf ſah er mit Erſtaunen, daß einer von Landolin's Ahnherren, der Ritter Odo, deſſen Bildniß ſeit undenklicher Zeit ſeinen Platz neben jenem Gemälde gehabt hatte, von der Wand verſchwunden war. Erſchrocken lief er in die Rumpelkammer, wohin er den langbärtigen Prieſter verbannt hatte, und fand dort die alten Nachbarn neben einander. Mit Grauſen trug er ſie

in den Ritterſaal zurück. Herr Odo ließ aber die Sache nicht ungeahndet. Er beſtrafte den unbefugten Quartiermeiſter unter Weges mit ſo gewichtigen Ohrfeigen, als hätte ihm Götz von Berlichingen ſeine eiſerne Hand zu dieſem Geſchäfte geliehen.

Odo's ſo wunderſam bewieſene Neigung zu dem Greiſe, deſſen Namen niemand zu nennen wußte, erklärte folgende alte Familienſage.

Herr Odo war ein wüſter Mann,
Der böſer Thaten viel begann.
Er band ſich nicht an Treu' und Glauben,
Beritt den Heerweg, um zu rauben;
Auf Saaten tobte ſeine Jagd,
Und ward ein Widerſpruch gewagt,
So ſtreckt' er noch des Landmanns Heerde,
Gehetzt mit Hunden, todt zur Erde.

Einsmals, bei ſo verruchter That,
Stand plötzlich, wie ein Geiſt ſich naht,
Bei ihm ein fremder greiſer Mann
Und redet ihn mit Sanftmuth an:
„Was thaten dir die frommen Schafe?
Halt ein, daß nicht dein Gott dich ſtrafe!“

Doch Odo lachte frech darob;
Drauf ſeinen Stab der Greis erhob,
Und ſprach, zum Felde hingewandt,
Ein Wort, das Jener nicht verſtand;
Und als er kaum dieß Wort geſagt,
Erſtarrte flugs die wilde Jagd;
Die Hunde ſchienen all' zu Stein
In einem Nu verwünſcht zu ſeyn.

„Verdammter Graubart! Höllenſohn!“
Rief Odo: „Da! nimm deinen Lohn!“
Er ſchwang ſein Raufſchwert nach dem Alten,
Doch deſſen Haupt blieb ungeſpalten.

Der Arm, der raſch das Schwert gefaßt,
Starrt' in die Luft hin wie ein Aſt,
Und ließ ſich im gezwungnen Schweben
Kein Haar breit ſenken oder heben.

Als jetzt der Ritter, bang und zahm,
Zu Bitten ſeine Zuflucht nahm,
Sprach Jener: „Sey mit deinen Hunden
Der Feſſel wiederum entbunden!
Doch feſſle ſelbſt dein wildes Blut
Und deinen frechen Uebermuth!
Denn bei der nächſten Unthat droht
Dir ein gewaltſam ſchneller Tod.“

Drauf Odo mit erbleichten Wangen:
„Mich reut's, daß ich mich oft vergangen.
Ich wuchs zu ſolchem Lebenslauf
Ohn' alle Lehr' und Warnung auf.
O Heil'ger, nimm dich meiner an
Und leite mich auf gute Bahn!
Komm in mein Schloß, mich zu belehren:
Ich will dich als dein Sohn verehren.“

Und als bis in den dritten Mond
Der Greis in Odo's Burg gewohnt,
Verließ er ihn als wackern Mann,
Der fürder Lieb' und Lob gewann.

Während jener Lehrzeit trug ein wandernder Bildnißmaler ſeine Kunſt in der Burg an. Odo ergriff dieſe Gelegenheit, ſich ein Conterfei ſeines Lehrers zu verſchaffen, wies dem wohlgerathenen Gemälde einen Platz neben ſeinem eigenen Bildniſſe an, und befahl noch in ſeinem letzten Willen, daß ſie zu ewigen Zeiten nicht von einander getrennt werden ſollten.

2.

Landolin hatte den Bildersaal lange nicht besucht, als ihn eines Abends ein plötzliches, wunderbares Verlangen dahin drängte. Er trat mit einem Knaben, der ihm eine Fackel vortrug, hinein. Da bewegten sich alle Bilder, wandten die Köpfe nach ihm und starrten ihn finster an, als wollten sie ihm sein langes Ausbleiben verweisen. Erschrocken ließ der Knabe die Fackel aus der Hand fallen und lief davon. Muthiger ging Landolin mit der aufgehobenen Fackel von einem Bilde zum andern. Keins regte sich mehr; doch die Stirnen waren noch gefaltet. Nur Odo's Lehrer, der silberbärtige Greis, sah mild und freundlich aus, wie immer. Indem aber Landolin zu ihm trat, hob er seine dürre, bleiche Hand und zeigte damit nach der Himmelsgegend des Morgens. Da faßte der junge Ritter ein Herz und sprach: „Warum deutest du dahin, ehrwürdiges Haupt? Tadelst du vielleicht, daß ich in dieser Burg müßig und einsam lebe? Soll ich gegen Morgen ziehen, um rühmliche Abenteuer oder eine Hausfrau zu suchen?“ Der Greis nickte bejahend mit dem Kopfe; alle übrige Bilder thaten ein Gleiches. „Wohlan!“ sagte der Jüngling; „ich will, ehe die Sonne zum zweiten Mal wieder aufgeht, euer Geheiß befolgen!“

In der folgenden Nacht hatte er einen bedeutsamen Traum. Es erschien ihm ein junges, sehr niedliches Mädchen oder Weibchen, das beim ersten Anblick wie ein großer Vogel aussah; denn seine Kleidung war mit bunten Federn bedeckt oder vielmehr ganz davon zusammengesetzt. Die angenehme Erscheinung schwebte tanzend vor ihm und sang:

Ritter, willſt du ganz verroſten
Hier am liebeleeren Ort?
Zeuch nach Oſten, zeuch nach Oſten!
Schöne Mädchen gibt es dort.
Kämpfe wird es freilich koſten
Gegen einen ſtarren Feind:
Doch erwartet dich in Oſten
Auch ein mächt'ger Freund.

Der Träumende ſah die Sängerin ſtaunend und ſchweigend an. Da ſang ſie weiter:

Bin ich keiner Antwort werth?
Immer ſchweige, ſchweige!
Nur beſteige bald dein Pferd,
Daß dein Glück auch ſteige!
Reite Tag für Tag
Einem Vogel nach,
Der beſtimmt iſt, dich zu leiten.
Er wird treu voran dir ziehn
Und zur Schönen dich begleiten,
Die dir oft im Traum erſchien.

Hier verſchwand die Sängerin wieder.

Am Morgen erinnerte ſich Landolin des nächtlichen Beſuchs vollkommen und widmete den ganzen Tag dem Geſchäfte, ſein Haus zu beſtellen und ſich zur Abreiſe zu rüſten.

Als die Sonne wieder aufging, ermunterte den Schlafenden ein mehrmaliges Klopfen an ſein Kammerfenſter. Der Wecker war ein großer Vogel, mit blauen, rothen, gelben und grünen Federn glänzend geſchmückt. Er ſaß draußen vor dem Fenſter; und als er ſah, daß Landolin die Augen öffnete, rief er mit lauter Stimme:

Zu Roß, Herr Ritter, zu Roß,
Ich heiße Regenbogen
Und weither kam ich geflogen,
Zu werden dein Reisegenoß.
Wir wollen zusammen fliegen und traben,
Bis wir dein Liebchen gefunden haben.

Landolin sprang auf, warf sich in seine Kleider und befahl zu satteln. „Nimm auch deine Zither mit!“ sagte der Vogel. „Ich bin ein Freund der Tonkunst; du kannst mir manchmal in den Nachtherbergen etwas vorspielen.“ Der Ritter, der sich ohnedieß nicht gern von seiner Zither trennte, übergab sie, in einem zierlichen Gehäuse verwahrt, seinem Reisediener, der sich (weil er nach Art solcher Leute immer nur auf handgreiflichen Nutzen sah) im Stillen wunderte, wie sein Herr eine Freude daran haben könne, das brodlose Spielwerk mit sich herumzuführen.

Von einem heitern Frühlingsmorgen umlächelt, setzte sich Landolin zu Pferde. Sein geflügelter Wegweiser zog in mäßiger Höhe gegen Osten vor ihm her und sah sich fleißig um, ob der Ritter nachkomme. Dieser war so wohlgemuth, wie er sich in seinem ganzen Leben noch nicht gefühlt hatte. Er blickte nach seiner Burg zurück und sang:

Leb' wohl, du altes Schloß!
Mich trägt mein gutes Roß
Aus deinen stillen Mauern;
Doch darfst du drob nicht trauern.
Ich kehre bald zurück zu dir,
Und Lieb' und Freude folgen mir.

Trübsinn und Einsamkeit,
Sie sitzen stumm und breit
In deinen öden Hallen;
Das will mir nicht gefallen.
Die düstern Wesen müssen fort,
Und Lieb' und Freude wohnen dort.

Die Blumen, zart und hold,
Viel werther mir als Gold,
Will ich, wie mir befohlen,
Aus fernen Landen holen;
Das Leben ist nicht lebenswerth,
Wenn es der Lieb' und Freud' entbehrt.

3.

Als es Abend ward und die Reisenden eben in der Nähe eines Wirthshauses wären, sagte Regenbogen: „Genug für heute! Hier wollen wir Nachtlager halten.“ Landolin ließ sich ein Gemach anweisen; der Vogel schlüpfte mit hinein und setzte sich bescheiden in einen Winkel. „Willst du mitspeisen?“ fragte der Ritter, als man ihm Essen aufgetragen hatte. „Ich bedanke mich;“ antwortete Regenbogen. „Ich hab' unter Weges einige Hornissen, die deinen Gaul stechen wollten, aufgefangen und verschluckt; davon bin ich satt.“ Landolin belächte diese Genügsamkeit. „Ja!“ fuhr Regenbogen fort: „wir Vögel sind mäßiger als ihr Menschen! Wir machen Jagd auf Gewürm und anderes Ungeziefer, das euch beläftiget und die Früchte eurer Felder und Gärten zerstört: ihr aber verschlingt uns, die euch nichts zu Leide thun; ihr schont sogar der Lerche und anderer lieblichen Sangvögel nicht; es fehlt nur noch, daß ihr auch die Nachtigall bratet. Ist das nicht Undank?“

Zitherspiel besänftigte den Grübler. Er steckte den Kopf unter den Flügel und schlief ein.

Bei Tages Anbruch wieder wach, rief er, zupfend am Bette des Ritters: „Hervor aus den Federn, du Faulenzer! Wir haben eine starke Tagereise vor uns.“ Dann flog er in den Stall und schalt tüchtig, weil die Pferde

noch nicht gestattet waren. Indessen hatte der Wirth seinem Gaste die Rechnung gemacht, und übergab sie eben, als Regenbogen zurück kam. Er blickte hinein und schrie auf: „Spitzbube, du hast mit doppelter Kreide geschrieben!“ Der Wirth, dem es ganz unerwartet war, sich von einem Vogel so anschnurren zu hören, lief mit Schrecken davon. Landolin war etwas unzufrieden, daß sich Regenbogen in Dinge mischte, die ihn nichts angingen. „Ich gehorche dem Befehl meines Herrn, der mich gesandt hat;“ entgegnete Dieser. „Ich soll dein Wegweiser, dein Oberaufseher, dein Alles in Allem seyn.“ Das mußte sich der Ritter freilich gefallen lassen; er war aber hinter des Oberaufsehers Rücken so großmüthig, des Wirths unmäßige Rechnung ohne Abzug zu bezahlen.

Später warf sich Regenbogen sogar zum Sittenrichter auf. Das geschah in einer Stadt, wo man einen Rasttag machte, um die Pferde ruhen zu lassen. Landolin besuchte dort einen Freund, der ihn in eine Gartengesellschaft führte, die aus den feinsten Männern und Frauen des Orts bestand. Da war unter andern ein schönes Fräulein, das den Augen unsers Ritters gefiel und auch ihm nicht abhold schien. Lustwandelnd wechselten sie freundliche Worte mit einander. Auf Landolins Lippen schwebte schon eine Liebeserklärung, die er eben aussprechen wollte, als ihm Regenbogen, aus der Luft herabschießend, zurief:

Halt! ich gebiete dir:
Liebe nicht hier!
Schmetterling, bist du so flüchtig?
Hast doch die rechte Braut
Oft schon im Traum geschaut;
Mach' sie nicht eifersüchtig!

Erſchrocken ſah das Fräulein empor und floh mit Grauſen den Liebhaber, der einen Vogel aus der Zauberwelt zum Hofmeiſter hatte.

Dergleichen Auftritte fielen in der Folge noch einige vor; doch dabei nicht verweilend, wollen wir uns ſogleich zu einer wichtigern Begebenheit wenden.

4.

Eines Tages, als Regenbogen den Ritter durch einen öden Wald führte, erhob ſich unweit ihres Weges ein jämmerliches Geſchrei. „Laß uns ſehen, was es dort gibt!“ ſagte der Vogel, indem ſchon Landolin dahin ſprengte. Der Schreier, ein kurzer, dicker, ungefüger Mann, befand ſich allerdings in einer ſehr mißlichen Lage. Ein aufrecht gehender Bär war eben im Begriff, ihn mit ausgebreiteten Vorderbeinen zu umhalſen, und ſchien den ihm entgegengeſtreckten Jagdſpieß, der ihn von dieſer Liebkoſung abſchrecken ſollte, nicht zu achten. „Hülfe! Hülfe!“ ſchrie der Dicke, als er den Ritter ankommen ſah. „Ich bin Fürſt Ulfo — rette mich! — Ich ſchenke dir die Hälfte meines Reichs und gebe dir meine Tochter zur Gemahlin.“ —

„Topp! wir halten dich beim Worte!“ ſagte Regenbogen, und ſchon lag der Bär vom ritterlichen Schwerte zu Boden geſtreckt.

Sobald ſich das Thier nicht mehr regte, lebte des Fürſten Gefühl ſeiner hohen Würde wieder auf. „Gnädigen Dank!“ ſprach er mit einem vornehmen Tone, zog zugleich einen unbedeutenden goldenen Reif vom Finger und bot ihn ſeinem Retter, in der Meinung, die Sache damit abzuthun.

„Iſt das Dinglein die Hälfte deines Reichs?“ fuhr ihn Regenbogen an und flog ihm nach dem Geſichte.

„Was hab' ich mit dir zu ſchaffen?“ zürnte der zurückſpringende Fürſt. „Wären meine Leibjäger bei der Hand geweſen, ſo hätte mich dieſes Unthiers Erlegung keinen Blechpfennig gekoſtet. Ein goldner Ring, den ich ſelbſt getragen, iſt daher eine fürſtliche Belohnung, und daß man ſich damit begnüge, das iſt mein ernſtlicher Wille.“

Landolin verbat das angebotene Geſchenk. „Nach Belieben!“ ſagte der Fürſt, ſteckte den Ring wieder an den Finger und wollte ſich entfernen. Aber Regenbogen, den ſolche Wortbrüchigkeit verdroß, flüſterte dem todten Bären ein Wörtchen ins Ohr; plötzlich ward das Thier wieder lebendig, und ſtand, nach zwei oder drei Sprüngen, in der vorigen drohenden Stellung vor dem Fürſten. Mit Angſtgeſchrei bot Dieſer nun abermals Reich und Tochter aus, und der gutmüthige Ritter zuckte ſchon wieder ſein Schwert gegen den Bären. „Halt, junger Freund!“ rief Regenbogen, „wir wollen uns nicht zweimal täuſchen laſſen. Der unſterbliche Bär, den das ganze fürſtliche Kriegsheer nicht überwinden kann, mag den gnädigſten Herrn in ſeine Burg begleiten und vor ſeinem Zimmer ſo lange Wache ſtehen, bis ſich Seine Hoheit entſchließt, Wort zu halten, wie andere ehrliche Leute.“

Alſo knirſchte vor Ingrimm mit den Zähnen; da er jedoch die Zauberweſen, die ihn ſo in die Enge trieben, mit dem Donner ſeiner fürſtlichen Macht nicht zu Boden ſchlagen konnte, ſo ließ er ſich herab zu der Bitte: ihn mit den angedrohten Zwangsanſtalten gefällig zu verſchonen. Er verſprach bei ſeiner fürſtlichen Ehre, die geleiſtete Zuſage nun genau zu erfüllen. „Gut!“ ſagte Regenbogen, „wir wollen ſehen, was deine fürſtliche Ehre werth iſt! Be-

gib dich unangefochten in deine Burg; wir kommen nach!“

Sogleich fiel der Bär, der nun nicht weiter nöthig war, wieder scheintodt zur Erde; Ulfo lief aus Leibeskräften davon; der Ritter und der Vogel sahen ihm nach und machten sich über ihn lustig. „Man braucht mit dem jämmerlichen Menschen nicht viel Umstände zu machen,“ sagte der Vogel. „Er ist auch kein geborner Fürst, sondern der Sprößling eines niedern Geschlechts. Sein Vater würgte sich vom gemeinen Kriegsmann zum Heerführer empor, und vergoß Blut wie Wasser, um seinem Gebieter eine Spanne Land zu erobern. Plötzlich aber kehrt' er den Spieß um, wiegelte das Heer gegen den Fürsten auf, stieß ihn vom Throne und bemächtigte sich des goldenen Stuhls. Doch kaum saß er darauf, so warf ihn der Tod wieder hinab. Ulfo, der damals schon kein Jüngling mehr war, erbte die gestohlene Krone, und das Glück, das manchen Schelm begünstiget, duldete sie bis jetzt auf dem unwürdigen Haupte. Wir dürfen uns also kein Gewissen machen, die Hälfte des geraubten Reichs von dem Wichte anzunehmen, und seine schöne Tochter dazu.“

Unter solchen Gesprächen zogen sie gemächlich nach der Hauptstadt, wo sie bei Sonnenuntergang anlangten.

5.

Landolin bemerkte gleich beim Eintritt verschiedene Kennzeichen, daß hier nicht der Sitz feiner Bildung und guten Geschmacks sey. Alle Häuser waren mit widrigen, schreienden Farben bemalt; die Gasthöfe und Kramläden zeichneten sich durch Zerrbilder und Inschriften voll Sprachschnitzer

aus; die Menschen auf der Straße waren unförmlich und schmutzig gekleidet, stapften plump und breit, wie aus Stein gehauen, durch einander, stießen sich links und rechts, weil sie nicht mit geschickten Wendungen auszuweichen verstanden; und wenn sich Bekannte einen guten Tag boten oder ein Gespräch begannen, so geschah es mit so heftiger, brausender Stimme, als wollten sie sich zanken und schlagen.

Das Gasthaus zur goldenen Kreuzspinne, die sich in riesenhafter Gestalt über der Thüre spreizte, war das vornehmste der Stadt; der Ritter nahm seine Herberge darin. In der Wirthsstube, wo sich eine salbadernde Gesellschaft niedergelassen hatte, ward als die neueste Neuigkeit erzählt: Der Fürst habe vor einigen Stunden einen ungeheuern Bären mit eigener Hand erlegt, indem das grimmige Thier eben einen fremden Rittersmann habe verschlingen wollen. Landolin belächelte diese stattliche Hoflüge, ohne ihr zu widersprechen. Hierauf begab er sich in das ihm angewiesene Schlafgemach, aus dessen Fenstern man einen ans Wirthshaus gränzenden großen Garten übersah.

Gegen Mitternacht, als alles Geräusch verstummt war und sogar kein Lüftchen mehr mit Baumblättern spielte, begannen zwei Nachtigallen folgenden Wechselgesang, den von Zeit zu Zeit ein alter Uhu mit heulender Stimme unterbrach.

Erste Nachtigall.

Ihr Bäume, hört mein letztes Lied!
Dann flieh' ich Ulfo's Machtgebiet,
Des Mannes, der die Künste haßt,
Den Ekel gleich und Schauer faßt,
Wenn Saitenspiel erklingen
Und Nachtigallen singen.

Der Uhu.

Er hat Recht, er hat Recht!
Ihr ſeyd ein müßig unnützes Geſchlecht.

Zweite Nachtigall.

Der Midas mit dem langen Ohr
Vertilgte gern den ganzen Chor,
Der mit Geſang den Hain belebt,
Doch weder karrt, noch hackt, noch gräbt.
Ihm ſchafft es mehr Behagen,
Daß Eſel Säcke tragen.

Der Uhu.

Er hat Recht, er hat Recht!
Der Eſel iſt wahrlich ein brauchbarer Knecht.

Erſte Nachtigall.

Leb' wohl, du ſüßes Engelsbild,
Du Fürſtentochter, zart und mild!
Um dir zu ſingen, dir, nur dir,
Blieb' ich wohl gern noch länger hier.
Du fandeſt, war dir bange,
Oft Troſt in unſerm Sange.

Der Uhu.

Ei, der Daus! ei, der Daus!
Die weinet um euch nun die Augen ſich aus.

Zweite Nachtigall.

Ein Luftgeiſt hat mir heut vertraut:
Sie wird bald eines Ritters Braut,
Der macht ſie von der Tyrannei
Des harten Vaters frank und frei.
Er iſt ſchon in der Nähe;
Mich däucht, daß ich ihn ſehe.

Landolin zog geſchwind den Kopf aus dem Fenſter zurück; der Uhu ſchlug ein unbändiges Gelächter auf, und die Nachtigallen ſchwirrten davon.

6.

Dem Ritter war es nicht unlieb, aus dem Gesange der Nachtigallen vernommen zu haben, daß des Fürsten Tochter, die er sich, als den Sprößling eines mißgeschaffenen Stammes, nicht reizend vorgestellt hatte, ein Engel sey. Er zweifelte nun keinen Augenblick, das Zauberbild seiner süßen Träume in ihr zu finden. Das befeuerte ihn gleich am frühen Morgen zu dem Entschluß, seinem künftigen Schwiegervater unverzüglich die Aufwartung zu machen und ihn um möglichste Beschleunigung des Beilagers zu ersuchen. Regenbogen, dem er dieses Vorhaben mittheilte, klapperte seltsam mit dem Schnabel, als ob er lache.

Das nicht achtend, ging Landolin aus. Er fand den Weg nach der Burg mit Menschen bedeckt; sie rauschten ihm wie ein Strom entgegen. Ganz vorn gingen lachend und singend zwanzig bis dreißig Männer und Jünglinge, die lederne Reisesäcke auf dem Rücken trugen. Hinter ihnen her zischte und schimpfte der Pöbel in unermeßlicher Zahl. So bewegte sich der Zug nach dem Thore zu. Landolin fragte in das nachziehende Volk hinein: „Wer sind denn die Leute, denen man ein so schlimmes Geleit gibt?“ Ein Dickbauch, der etwa ein Bierbrauer oder Schenkwirth seyn mochte, antwortete: „Das ist all' unnützes Volk, das der Fürst aus dem Lande treibt: ein Gemengsel von Malern, Dichtern, Sängern, Zitherspielern und mehr dergleichem Gelichter. Der Fürst liebt keine Narrenkünste. Er sieht in seinem Lande lieber Eisen, als Verse schmieden.“

Fürst Ulfo ging sonach, ohne daß er vom Philosophen Platon ein Wörtchen gehört hatte, thätig zu Werke, sein Ländchen der platonischen Republik nachzubilden, in wel-

cher die Dichter, wie bekannt, gar nicht geduldet und die Künste überhaupt beschränkt werden sollten. Landolin zog daraus die Warnung: sein Zitherspiel nicht laut werden zu lassen, und sich noch weniger als Liederdichter zu entdecken. Außer dem konnte, nach seiner Meinung, der Fürst durchaus nichts gegen ihn einwenden.

Er eilte daher frisch nach dem Schlosse. Als er aber hineinschreiten wollte, wiesen ihn zwei am Thore stehende Leibwächter mit vorgestreckten Hellebarden zurück. Er bedeutete sie: er habe mit Seiner Durchlaucht zu sprechen; sie aber entgegneten: er sey gerade Der, mit dem Seine Durchlaucht nicht sprechen wolle. Indem sie das sagten, schoß Regenbogen wie ein Blitz vom Schloßthurm auf ihre Köpfe hinab, faßte mit beiden Klauen ihre befiederten Helme und stieg damit in die Luft. Bestürzt verließen sie plötzlich ihren Posten und liefen mit wolkenan gerichteten Augen dem Räuber nach. Diesen günstigen Zeitpunkt benutzte der Ritter, das Thor und den Schloßhof mit behenden Schritten zu durcheilen.

Glücklicher Weise fand er das fürstliche Vorgemach öde und menschenleer: denn alle dort gewöhnlich aufpassende Hofdiener waren, von Ohrenweh geplagt, davongelaufen, weil eben ihr gnädigster Herr in seinem Zimmer mutterallein die Pauken schlug und sechs große Jagdhunde dazu heulten. „Was wollt Ihr? was überfallt ihr mich?“ rief Ulfo, als Landolin ungemeldet vor ihm stand. „Verzeiht!“ antwortete Dieser: „Unsere gestrige Verhandlung im Walde ließ mich hoffen, von Euch erwartet zu werden.“ Der Fürst rieb sich ängstlich die Stirn und fragte furchtsam: „Steht der Bär draußen?“ — „Nein.“ sagte der biedere Landolin: „Ich und mein Gefährte, der Vogel Regenbogen, versprachen gestern, Euch mit dieser Schildwache zu

verschonen, und wir hielten Wort; thut nun ein Gleiches!“ Schweigend ging Ulfo nach der Thür, öffnete sie langsam und vorsichtig einen Finger breit und schielte hinaus. Als er nun sah, daß der Weg rein war, sprach er mit einem übermüthigen Tone: „Und ständen auch Löwen und Tiger draußen, so würde mich das nicht abhalten, Euch hiermit entscheidend zu erklären, daß Ihr, nach Verschmähung des Euch angebotenen Gnadengeschenks, keinen weitern Anspruch an mich habt.“ — Mit diesen Worten zog er sich hinter einen großen Tisch, wie hinter eine Brustwehr, und rief heftig hervor: „Entfernt Euch und kommt mir nicht wieder vor die Augen!“ — Landolin, voll Erstaunen und Unmuth über diesen neuen Wortbruch, griff rasch nach dem Schwerte; doch eines Bessern sich besinnend, zog er die Hand zurück und sagte kalt: „Ich gehe, um hier nicht fruchtlos zu hadern; aber eine höhere Macht wird Euer unrechtliches Verfahren gegen mich ahnden, und was mir bestimmt ist, das wird mir werden!“

7.

Vor dem Burgthore fand der Ritter ganz unerwartet seinen Knappen mit den Rossen. Auf dem Sattel des einen saß Regenbogen und klapperte wiederum mit dem Schnabel, als ob er lache. „Hab's wohl gedacht, daß die Sache so ablaufen würde!“ rief er dem Ritter entgegen. „Darum bestellt' ich die Pferde hierher; du sollst einen Spazierritt machen, um den in der Burg eingeschluckten Aerger zu verdauen. Ich will dich an einen Ort führen, wo es dir wahrscheinlich gefallen wird.“

Rasch ging's zum Thore hinaus und durch eine lange Baumstraße zu einem prächtigen Lustgarten. „Steig ab

und folge mir!“ ſagte Regenbogen an der Pforte, und trippelte durch einen Theil des Gartens mit raſchen Schritten voran. Endlich, nachdem er den Ritter weit hinter ſich gelaſſen hatte, huſchte er in ein Gartenhäuschen, aus welchem nach einigen Augenblicken eine junge Dame von blendender Schönheit trat. „Ha, meine Göttin!“ rief Landolin, flog auf ſie zu, warf ſich ihr zu Füßen und küßte die kleine Lilienhand, die ſie freundlich ihm reichte. „Schöne Prinzeſſin,“ begann Regenbogen, „dieſer Jüngling, der Euch ſchon oft im Traume ſah und ſeitdem liebt und anbetet, iſt der Ritter Landolin, der nach dem Willen Eures weiſen Oheims Euer Gemahl werden ſoll. — Und dieſe Dame“ — ſprach er zu dem Ritter — „iſt Prinzeſſin Hyacinthe, die Tochter Ulfo's, der ſie dir geſtern, als du ſein Leben beſchütztest, zuſagte, und nun, da er mit heiler Haut davon kam, ſein Wort brechen will. Aber Hyacinthens mächtiger Oheim wird ihm den Kopf zurecht ſetzen, dafür ſteh' ich! Drum ſeyd wohlgemuth und ſchwatzt traulich mit einander, bis ich wieder komme. Ich will mir indeſſen den Garten beſehen und meine hier wohnenden Brüder, die Vögel, begrüßen.“

Er flog fort. Das junge Paar ward feuerroth, als es ſich allein ſah, und war ſo ſcheu, ſo blöde, wie zarte Liebe gewöhnlich in ihrer Wiege zu ſeyn pflegt. Doch nach und nach wurden die leiſen, bebenden Stimmen lauter und feſter, die einzeln hervorgeſtammelten Worte bekamen Halt und Verbindung, und zuletzt kam ein recht natürliches und herzliches Geſpräch in den Gang. Das ward aber bald auf eine feindliche Weiſe geſtört. Ulfo hatte dem Ritter einige reitende Trabanten nachgeſandt, um ihn, wo es auch ſey, gefangen zu nehmen. Die Reiſigen kamen in ſauſendem Gallapp vor der Gartenthür an, warfen ſich von den

Pferden, ſtürzten in den Garten, umringten den jungen Mann und forderten ihn auf, ſich zu ergeben. Aber plötzlich kam Regenbogen ihm zu Hülfe. Er rauſchte wie ein Hagelwetter unter die Trabanten hinein, zerſtreute ſie mit ſeinen gewaltigen Flügeln, ſchaufelte damit lockern Sand vom Boden auf und warf ihn den Kriegsknechten in die Augen. Fluchend taumelten ſie umher und tappten noch, wie blind, nach dem Ritter, als er ihnen ſchon, von Hyacinthe zur Flucht gedrängt, glücklich entronnen war und ſich wieder in den Sattel geſchwungen hatte.

8.

Er flüchtete, von ſeinem Wegweiſer geführt, in einen nahen, ſo dicht verwachſenen Wald, daß die ſchweren, ungelenken Roſſe der Trabanten, die ihn nach einer Weile verfolgten, nicht darin fortkommen konnten. Sie ſtürzten alle nach der Reihe über Wurzeln und Geſträuch. Die Reiter wurden es bald überdrüſſig, auf die Naſe zu fallen, und kehrten um.

Der Hain ward allmählig heller und wegſamer. Als Landolin einige Stunden darin fortgeritten war, kam er an eine Gruppe von Bäumen, die ſich zur Bildung einer ſchattigen Laube vereint hatten. Hier fand er ein artiges Weſen, das er halb und halb ſchon kannte; es war die junge, mit bunten Vogelfedern bekleidete Nymphe, die ihm einsmals im Traume vorſchwebte und ihn ſingend zur Reiſe nach Oſten ermahnte. Am Eingange der Laube ſtehend, winkte ſie ihm, hieß ihn willkommen, und lud ihn mit der Verſicherung, daß er gute Geſellſchaft finden werde, unter ihr Laubdach ein. Ungewiß, ob Regenbogen die Einkehr bei der jungen Schönen genehmigen würde, ſah ihn

der Ritter mit einem fragenden Blick an. Die Antwort war ein gefälliges Kopfnicken. Er stieg also vom Pferde und trat in die Laube.

Starrend vor Verwunderung fand er innerhalb einen Greis, der dem von ihm verehrten und beschützten Bilde seines Ahnensaals so ähnlich war, als sey es verkörpert aus dem Rahmen herausgegangen. Aber noch höher stieg sein Erstaunen, als ihm der Alte die Hand bot und freundlich sagte: „Willkommen, lieber Landolin! Es überrascht dich ohne Zweifel, das lebendige Urbild eines vor länger als hundert Jahren gefertigten Conterfei's zu erblicken und beide noch einander vollkommen ähnlich zu finden. Ich hoffe, das soll noch der Fall seyn, wenn abermals hundert Jahre verflossen seyn werden: denn die Götter zeichneten mich vor andern Sterblichen aus, indem sie mir ein langes, drei bis vier Jahrhunderte umfassendes Patriarchenleben verliehen; ich bin Saraftro, vormals Fürst und Oberpriester der Gottheiten Oſiris und Iſis. Als Herrscher hatte ich mit meiner Erzfeindin, der Königin der Nacht, einen harten Kampf, von welchem die Nachwelt noch sprechen wird. Ein anmaßlicher Dichter wird ein abenteuerliches Schauspiel daraus fertigen; aber ein großer Meister wird sich des Dinges annehmen und des Dichterlings flache Worte mit himmlischen Tönen begleiten. — Ich war noch in jenem Kampfe begriffen, da mich als Priester das Loos traf, die weite Welt zu durchwandeln und Weisheit zu lernen und zu lehren. Auf dieser Wanderschaft kam ich zu deinem Ahn Odo, zähmte den wilden Geist, und ward sein Lehrer und Freund. Aber die Königin der Nacht benutzte indessen meine fast hundert Jahre dauernde Abwesenheit, um allerhand Feindseligkeiten gegen mich zu verüben. Unter andern ließ sie eine meiner Nichten tausend

Meilen weit entführen und lieferte sie dem schändlichen Ulfo, dessen ganze Nichtswürdigkeit ihr bekannt war, in die Hände. Er zwang sie, sein Lager mit ihm zu theilen; sie starb aber, täglich gemißhandelt, vor Gram, als sie eben Hyacinthen geboren hatte. Dieses gute Kind, dessen reines Gemüth die heilloseste Erziehung nicht vergiften konnte, aus den Händen ihres rauhen Vaters zu retten und mit einem würdigen Gatten zu verbinden, war der Hauptzweck meiner jetzigen Reise, die ich mit Ruhe und Sicherheit unternahm, da die feindliche Königin seit sechs Monden völlig besiegt ist, und ich mein beruhigtes Reich einem würdigen Nachfolger übergeben habe. — Es blieb mir nicht unbekannt, lieber Landolin, wie du von Jugend an mein Bildniß ehrtest und mit Lebensgefahr in Schutz nahmst. Darum bin ich aus Dankbarkeit entschlossen, dich mit Hyacinthen zu vermählen, weil ich dir kein holderes Weib und dem edlen Mädchen keinen bessern Gemahl zuführen könnte. Alle Anregungen, die dich aus der Einöde deiner väterlichen Burg heraus und in diese Gefilde spornten, waren mein Werk. Auch der Bär, der Hyacinthens Vater zu zerreißen drohte, war ein Blendgeschöpf meiner Zaubermacht. Ulfo verweigert zwar nun, da er sich außer Gefahr dünkt, die ausgebotenen Rettungspreise; man wird ihn aber zwingen, sein Versprechen zu halten. Ich überlasse das gegenwärtiger jungen Frau, die mit derselben Geschicklichkeit, mit welcher ihr Mann die behendesten Vögel fängt, jenen plumpen Trotzer bezähmen wird.“ —

„Das soll geschehen, Vater Saraftro, wenn Ihr mich mit hinreichenden Zauberkräften dazu ausrüstet!“ sagte das gefiederte Weibchen.

„Davon bei Tische!“ versetzte der Alte. „Trag auf, mein Kind, daß unser Gast sich erquicke!“

9.

Jeder Leſer, der das durch Mozart weltberühmt gewordene Singſpiel, die Zauberflöte, vorſtellen ſah, hat es ſchon errathen, daß Saraſtro's muntere Geſellſchafterin die wohlbekannte Papagena war. Ihr Mann, der luſtige Vogelfänger Papageno, diente vormals der Königin der Nacht, und ward von ihr und ihren Hofdamen bisweilen tüchtig gehudelt. Als das Reich der überwundenen Sternenkönigin untergegangen war, trat er in Saraſtro's Dienſte. Der Schalk war in alle Sättel gerecht; er hatte beſonders viel Geſchick und Neigung, den Hofnarren zu ſpielen; aber der alte Weltweiſe fand ſelten Gefallen daran, ſich mit Poſſen unterhalten zu laſſen. Brauchbarer war ihm der Burſch als Reiſe-Küchenmeiſter. Wenn einmal in einer wüſten Gegend nichts Eßbares zu haben war, nahm Papageno ſeine ſiebenröhrige, mit Zauberkraft geſegnete Panpfeife und blies ins Blaue hinein: da kamen gebratene Haſen und Rebhühner gelaufen und geflogen; man durfte ſie nur in die Schüſſel legen und ſpeiſen, den Tiſchwein beſorgte Saraſtro. Er ſtampfte mit dem Fuß auf den Boden, und von allen Seiten ſtiegen kleine Erdgeiſter mit Flaſchen voll köſtlichen Weines empor.

Auf ſolche Weiſe war das Ehrenmahl für den Gaſt, deſſen Ankunft man voraus wußte, ſchon vorbereitet. Papagena beſetzte geſchwind den Tiſch damit. Es fehlte nur noch, um zu ſpeiſen, an Papageno, der tiefer in den Wald gegangen war und ſich die darin einheimiſchen Vögel beſah, ob es der Mühe werth ſey, ihnen Netze zu ſtellen. Sein immer brennender Durſt nach Wein, den er ſich nicht ſelbſt verſchaffen konnte, trieb ihn aber bald herbei. Er kam ſingend:

Ich lobe mir den Vogelfang,
Der meiſterlich mir ſtets gelang.
Was hilft's, daß ihr geflügelt ſeyd?
Ich fang' euch Vögel weit und breit!
Pickt ihr mir meine Beerlein an,
So iſt's ein Spielwerk, euch zu fahn.
Wohlleben führt zur Sclaverei;
Genügſamkeit erhält ſich frei.

Den Vogel Amor fing ich gern;
Dann bliebe mir kein Mädchen fern.
Nur ſchlimm, daß er nicht Beeren naſcht,
Sonſt hätt' ich ihn ſchon längſt erhaſcht.
Gelingt's einſt, zieh' ich durch die Welt,
Und er, in Buden aufgeſtellt,
Lockt alle Mädchen mir herein,
Und all' die ſchönſten werden mein.

„Was gehn dich die Mädchen an?“ rief Papagena. „Du haſt eine Frau; damit laß dich begnügen!“

„Mit nichten!“ verſetzte Papageno. „Ein Dichter kann in ſeinen Liedern noch zehntauſend Mädchen daneben haben. Das iſt ein altes Vorrecht, das ich auch mir nicht nehmen laſſe.“

Unter dieſem ſcherzhaften Wortwechſel ſetzte ſich die kleine Geſellſchaft zu Tiſche. Landolin fragte nach gemachter Bekanntſchaft den Vogelfänger: ob man in ſeiner Heimath den Liebesgott auch Amor nenne. „Nein!“ ſagte Papageno. „Ich erkundige mich aber auf meinen Reiſen durch die Welt in jedem Lande gleich nach ſeinem dort gewöhnlichen Namen, damit ich ihn, wenn mir ein feines, aber ſprödes Dirnlein aufſtößt, flugs rufen kann, mir Beiſtand zu leiſten.“

Das nun ernſthafter werdende Geſpräch lenkte ſich bald auf Ulſo und ſeine Tochter. Saraſtro fragte den Ritter

auf's Gewiſſen: ob ihm Hyacinthe ſo gefalle, daß er ſie mit unwandelbarer Treue lieben werde bis an ſeinen Tod. Das betheuerte Landolin und ſang zur Zither ein zärtliches Liebeslied, das er auf die Prinzeſſin, nachdem er ſie im Garten geſehen, gedichtet hatte. Indem ſich die Zuhörer daran vergnügten, flogen verſchiedene Vögel, mit Weintrauben in den Schnäbeln, in die Laube herein, und lieferten, dem empfangenen Befehle gemäß, die von fernen Rebenhügeln hergebrachten ſüßen Trauben zum Nachtiſch ab.

Gegen das Ende der Mahlzeit ward beſchloſſen: Papagena ſolle, als Saraſtro's Geſchäftsträgerin, nach Hofe gehen und mit dem Fürſten unterhandeln, weil ſich doch hoffen laſſe, daß er gegen ein artiges Frauchen höflich und nachgebend ſeyn werde. „Für den Fall aber, daß er's nicht iſt," fiel Papagena ein, „nehm' ich die Zauberpfeife mit, und Vater Saraſtro muß mir erlauben, dem Starrkopf damit einen Streich zu ſpielen, der ihn geſchmeidiger macht." — Der alte Herr, der durch einige Gläſer Wein, die er getrunken, ungewöhnlich heiter geworden war, ließ ſich die Sache gefallen.

10.

Papagena ging mit einem zierlichen Käfig voll ſeltener Vögel nach der Hauptſtadt, um ſich, unter dem Vorwand des Handels mit dieſer lebendigen Waare, unbedenklichen Einlaß in die Burg zu verſchaffen. Sie ließ dem Fürſten melden: ſie habe einen Vogel zu verkaufen, der weiſſagen könne. „Das Wunderthier muß ich ſehen!" rief Ulfo, der ſich eben in einem ſeltſam verzierten Prunkzimmer, von Hofleuten umgeben, befand.

Er war einer alten, häßlichen Zauberin gewärtig; Pa-

pagena's blühender Jugendreiz überraſchte ihn daher auf die angenehmſte Weiſe. Auch die feierlichen Geſichter der Hofſchranzen, ſogar des anweſenden Oberprieſters, verzogen ſich insgeſammt zu einem ſüßlichen Lächeln.

„Willkommen, ſchönes Kind!“ ſagte der Fürſt mit ungewöhnlicher Huld. „Tritt näher und zeige mir den weiſſagenden Vogel!“

„Dieſer Vogel bin ich ſelbſt!“ antwortete Papagena mit ernſtem Geſichte. „Und ich weiſſage Euch, Fürſt Ulfo: daß Ihr Kron' und Scepter verlieren werdet, wenn Ihr dem Ritter Landolin, der den grimmigen Bären, der Euch im Walde zerreißen wollte, muthig erlegte, die dafür zugeſagten Belohnungen länger verweigert.“

„Du redeſt irre!“ rief Ulfo, erglühend vor Scham, weil er ſeinen Hofleuten gerade das Gegentheil erzählt und ſich gerühmt hatte: er ſey es geweſen, der mit eigener hoher Hand zur Rettung des Ritters das Waldungeheuer getödtet habe. Er beſtand auch jetzt noch auf dieſer Lüge, und ſagte ſie der jungen Frau, als wollte er ſie eines Beſſern belehren, frech ins Geſicht.

„Das muß Euch geträumt haben!“ erwiederte ſie. „Der weiſe Saraſtro kennt den Vorgang auf's Haar, und ſandte mich zu Euch mit der Ermahnung: Ihr ſolltet Euch, um ſchlimmen Folgen auszuweichen, mit dem Retter Eures Lebens vergleichen.“

„Ei! was hat mir der alte Hexenmeiſter vorzuſchreiben?“ murrte der Fürſt. „Ich mag von der ganzen Sache nichts weiter hören. Das ſag' in meinem Namen dem Graubart! — Aber mit dir, ſchönes Liebchen, will ich mich über dich ſelbſt vergleichen. Jeder Preis, den du foderſt, ſey dir gewährt!“ —

Das ſagend, trat er mit plumpen Schritten näher und

öffnete seine Arme, um das hübsche Weibchen, das er schon gewonnen zu haben glaubte, zu umfassen. Die Schranzen freuten sich der guten Laune des gnädigsten Herrn, und legten mit allerhand zierlichen Worten und Geberden ihren unterthänigsten Beifall an den Tag. Aber Papagena, über jenen Antrag empört, stieß den zudringlichen Buhler zurück, setzte die Zauberpfeife an den Mund und ließ alle sieben Röhrchen erklingen. Zusammen schreckend, sah sie der Fürst mit stieren Augen an; sein Angesicht verwandelte sich und schrumpfte ein; die Nase ward ein kegelförmiger Schnabel; der Hals stieg lang und immer länger aus den Schultern hervor: die Arme bildeten sich zu kurzen dicken Flügeln; die Beine wuchsen hoch und dünn aus den Stiefeln heraus, und so stand nach wenigen Augenblicken ein vollendeter Strauß da.

Die Höflinge starrten diese Verwandlung mit ellenlangen Gesichtern an. Der Strauß sah sich um, ob man denn nichts für ihn unternehmen wolle. Da wurden die Bildsäulen lebendig und geberdeten sich gegen die Stifterin des Unheils sehr zornig. Einige machten sogar bedenkliche Anstalten, sie thätlich zu strafen. Wollt ihr auch verwandelt seyn?“ sagte Papagena. „Das ist in der Ordnung! Hofleute thun gern ihren Gebietern alles nach!“ — Sie pfiff, und in einem Nu gestalteten sich die anwesenden Hof- und Staatsbeamten zu Pfauen, Papageien, Habichten, Eulen, Trappen und andern Vögeln, wie es dem Geiste und der Würde jedes Einzelnen gemäß war. Sie brauchten sogleich ihre neuen Stimmen zu einem entsetzlichen Geschrei, womit sie sich vereint in Bewegung setzten, ihrer lachenden Schöpferin die Augen auszuhacken. Sie floh, von Allen verfolgt, und pfiff immerfort. Wer sie im Schlosse aufhalten wollte, ward ein Vogel. Zuletzt

wurden auch noch die Fußtrabanten, die ihr am Thore mit den Spitzen der Hellebarden entgegen traten, in hochbeinige Störche verwandelt.

11.

Als Papagena in den Wald zurück kam und ihren Gesandtschaftsbericht erstatten wollte, sagte Saraſtro: „Ich weiß schon Alles! Ueberdieß haben mir meine unsichtbaren Kundschafter gemeldet: daß Hyacinthe desselben Tages, da sie Landolin in ihrem Garten besuchte, verhaftet wurde. Ihr Gefängniß ist ein fester, stark bewachter Thurm auf einem hohen einsamen Felsen. Sie daraus zu befreien, ist auf natürlichen Wegen unmöglich. Ich werde mir daher von meinem alten Freunde, dem Zauberer Prospe-ros, seinen Luftwagen mit dem Greifengespann erbitten. Damit fährt Landolin an einem Fenster des Thurmkerkers vor, Hyacinthe steigt ein, und die geflügelten Löwen bringen das junge Paar wohlbehalten in des Ritters Heimath. Es ist besser, ein Landgut rechtlich zu besitzen, als ein halbes Reich aus den Händen eines Räubers anzunehmen. Es war auch, als ich das Schreckbild des Bären auftreten ließ, nur darauf abgesehen, daß Ulfo die von ihm wenig geachtete Tochter für seine Rettung feil bieten sollte. Er kann keine Erdscholle seines unrechtlichen Besitzthums verschenken; er muß das ganze Land dem von seinem Vater entthronten Fürsten zurück geben. Ob er ein Strauß bleiben will oder nicht, das hängt von ihm selbst ab. Trotzt er fort, so leb' und sterb' er als Vogel! Bittet er um Erlösung, so sey sie ihm gewährt! Dir, Landolin, geb' ich dazu Macht und Gewalt. Ich werde, bevor wir uns tren-

nen, deiner Zither die Kraft ertheilen, Ulfo's und ſeiner Diener Bezauberung aufzuheben!“

Für einen Sterblichen war es in der That eine bedenkliche Zumuthung, ſich dem luftigen Fuhrwerke anzuvertrauen, deſſen ſich vormals die Götter bedienten, und mit welchem auch heute (am 3ten Auguſt 1820) Apollo auf dem Dache des neuen Schauſpielhauſes in Berlin anlangte. — Der Ritter hielt es aber mit Recht für ſchimpflich, einen Schatten von Aengſtlichkeit blicken zu laſſen. Er müßte wohl auch Hyacinthen ſehr froſtig geliebt haben, wenn er nicht gern und freudig ſeinen Hals gewagt hätte, um ſich mit ihr zu vereinigen.

Saraſtro nahm ein Baumblatt, zeichnete mit einem Griffel ein paar flüchtige Züge darauf, gab es dem Vogel Regenbogen, der immer als Eilbote bei der Hand war, in den Schnabel und fertigte ihn damit an den Zauberer Prosperos ab. Nach Verlauf weniger Stunden zog der Greifenwagen hoch am Horizonte, wie eine vom Sturm gejagte Wolke, daher, und ließ ſich bei der Waldlaube nieder. Landolin wollte die Wunderthiere mit Muße betrachten; aber ungeduldig ſchlugen ſie mit den Flügeln, und Saraſtro ſagte: „Beſteig' ungeſäumt den Wagen; dieß Geſpann iſt nicht gewohnt, lange zu warten. Regenbogen zieht mit dir und wird dein Vorhaben zu einem glücklichen Ausgange leiten.“

Die fliegenden Leuen hatten den Felſenthurm bald erreicht. Die Prinzeſſin ſtand ſchon, von Regenbogen darauf vorbereitet, an einem offenen Fenſter, aus welchem ſie bequem den Wagen beſchreiten konnte. Freudig zögerte ſie keinen Augenblick, ſich aus dem Kerker in die Arme des Geliebten zu retten. Die Greife ſahen mit ihren Adler-

köpfen klug herum, bis die Vereinigung geschehen war, und stürmten dann wieder dem Walde zu.

Saraſtro umarmte ſeine Nichte, ſprach über den Liebesbund ſeinen Segen, ertheilte mit einigen dunklen Worten dem Saitenſpiele des Ritters die verſprochene Wunderkraft, und befahl dann den Greifen, das junge Paar wohlbehalten nach Hauſe zu bringen. Auch trug er dieſen weltberühmten, trefflichen Schatzgräbern noch auf, nach vollendeter Reiſe ſo viel Gold, als Ulfo's ganzes Fürſtenthum werth ſey, aus der Erde zu graben, und ſolches, als Brautſchatz, dem Ritter zu übergeben. Hierauf ſchied die kleine Geſellſchaft mit herzlichem Lebewohl von einander. Saraſtro milderte den Schmerz der Trennung einiger Maßen durch das Verſprechen, die jungen Ehegatten bald zu beſuchen und einige Monate bei ihnen zu bleiben.

12.

Die Greife griffen ſo weidlich aus, daß die Reiſenden nach wenigen Stunden ſchon fünfzig Meilen hinter ſich hatten. Sie traten jetzt in einer Herberge ab, um ein Mittagsmahl einzunehmen. Während der Zubereitung ſpielte Landolin ſeiner Braut ein Liedchen auf der Zither vor. Bald aber unterbrach ihn Regenbogen mit der Meldung: es ſey eben eine Geſellſchaft vornehmer Vögel, vom Fürſten Strauß abgeordnet, angekommen und bitte dringend um Gehör. Der Ritter ließ die Geſandtſchaft eintreten. Sie beſtand aus fünf oder ſechs anſehnlichen Perſonen. Unter dieſen befand ſich ein Pfau, der ſogleich das Rad ſeines Schweifes feierlich aufſchlug, und dadurch zu erkennen gab, daß er vor ſeiner Verwandlung ein überaus zierlicher Höfling geweſen war. Auch zwei Störche, die

man zur Bedeckung mitgenommen hatte, weil ſie vormals als Soldaten gedient hatten, bezeichneten ganz deutlich ihren vorigen Stand, indem ſie ſich, wie Schildwachen, ſteif an die Thür ſtellten. Der Sprecher der Geſellſchaft, ein Papagei, ſah ſich nach einer Rednerbühne um, fand einen im Zimmer ſtehenden Kaſten dazu ſchicklich, hüpfte hinauf und ſprach:

Geſtrenger Ritter, ſehet hold
Auf unſern Trupp hernieder!
Noch geſtern deckt' uns Seid' und Gold,
Heut' ſcheckiges Gefieder.
Wir ſollen fliegen, lieber Gott!
Und vormals ſprach von uns der Spott:
Wir kröchen, wie die Schlangen.

Und könnten bis zum höchſten Stern
Wir unſern Flug auch treiben,
Uns freut es mehr, bei unſerm Herrn
Zur Aufwartung zu bleiben.
Mit ihm geht's nicht ſo hoch hinaus;
Er kann, als ſchwerbeleibter Strauß,
Nur traben und nur flattern.

Und ach! das Volk macht viel Geplärr!
Auf Märkten hört man ſagen:
„Gefährlich iſt ein Landesherr
Mit einem Straußenmagen.
Wer Eiſen ganz bequem verdaut,
Der frißt gemach mit Haar und Haut
All' ſeine Unterthanen.“

Und weiter heißt's: „Ein dummer Gauch
Iſt doch der Strauß zu nennen,
Er ſteckt den Kopf in einen Strauch,
Wenn Jäger nach ihm rennen.
Er denkt, wenn er ſie nur nicht ſieht,
Daß dann die Schaar vorüber zieht,
Und ihn auch nicht gewahret.“

Aus all' dem Schnack wird frank und frei
Der böſe Schluß gezogen:
Mit einem Strauß, als Herrſcher, ſey
Das ganze Land betrogen.
Drum bitten wir, Herr Landolin,
Entzaubert gütig uns und ihn,
Wie's Euch vergönnt der Alte.

Fürſt Ulfo hätt' Euch ſelbſt erſucht,
Die Gunſt für ihn zu hegen,
Doch kann er ſeines Leibes Wucht
Nicht durch die Luft bewegen.
Stellt euch bei ihm als Retter ein!
Er will ſein ſchönes Töchterlein
Zum Ehrenlohn Euch laſſen.

Indem der Papagei dieſen Vortrag herausſchnarrte, konnte ſich Hyacinthe, vom Unglück ihres Vaters und Vaterlandes gerührt, der Thränen nicht enthalten, und mit leiſer, ſüßer Stimme bat ſie den Geliebten, die Bitte der Bezauberten zu erfüllen. Er nickte freundlich, wandte ſich dann zu den Vögeln und ſprach:

Geſandte, richtet dem Fürſten Strauß,
Was ich euch ſage, getreulich aus,
Zu ſeinem Nutzen und Frommen!
Er gebe das Reich dem Herrn zurück,
Dem's weiland ſein Vater genommen.
So wird er im ſelbigen Augenblick
Sein Menſchenbild wieder bekommen.

Die Vögel ſeufzten ſammt und ſonders gar kläglich, und der Redner fragte: ob es denn nicht möglich ſey, daß Seine Hoheit die erbetene Wiedereinſetzung in den vorigen Stand unter mildern Bedingungen erhalten könne.

„Nein!“ ſagte Landolin. „Denn ſo will es Saraſtro, der Gerechte.“

„O, wir Armen!“ ächzte der Papagei. „Was ſoll nun aus uns werden?“

„Menſchen, wie zuvor!“ rief Landolin und ließ die Zauberſaiten dazu erklingen. Sogleich geſchah die gebotene Verwandlung, und die neuen Menſchen bedankten ſich mit tiefen Bücklingen und feinen Worten. „Wir bedauern nur, ſchöne Prinzeſſin,“ ſetzten ſie einſtimmig hinzu, „daß wir Euren Herrn Vater, der künftig keinen Hofſtaat mehr unterhalten kann, werden verlaſſen müſſen, um uns an der zurückkehrenden Sonne zu wärmen“

„Das läßt ſich von euch nicht anders erwarten,“ ſprach Hyacinthe. „Erzeiget nur meinem unglücklichen Vater, durch treue Ausrichtung des an ihn erhaltenen Auftrages, den letzten Dienſt und ſaget ihm noch: er ſolle, wenn er wieder Menſch geworden, zu mir kommen und der liebevollſten Aufnahme und ſorgfältigſten Pflege verſichert ſeyn.“

Die Hofherren verſprachen, beide Aufträge pflichtmäßig zu beſtellen und traten ab.

Des folgenden Tages gelangten die Liebenden, ohne den geringſten Unfall, zur Heimath des Ritters. Regenbogen, deſſen Geſchäft nun vollendet war, nahm Abſchied. Auch die Greife ſtürmten davon; doch eingedenk deſſen, was ihnen Saraſtro befohlen, kamen ſie bald wieder und luden im Burghof einen glänzenden Goldhügel ab. Landolin und ſein Weibchen bedurften dieſes Schatzes nicht, um glücklich zu ſeyn. Liebe und Einigkeit waren ihre Hausgötter, denen ſie ein wonneſeliges Leben verdankten.

Nach einigen Wochen hatte Hyacinthe die Freude, ihren Vater ankommen zu ſehen. Aber finſter und mürriſch floh er alle Menſchen, wählte ſich des Schloſſes dunkelſtes Gemach zur Wohnung, und grollte darin über den Verluſt ſeiner Krone. Ein gänzlicher Einſiedler, der ſeine feſt ver-

ſchloſſene Zelle nie verließ, ward er vollends, als ſechs Monate ſpäter Saraſtro mit ſeinen heitern Gefährten eintraf. Der alte frohſinnige Weltweiſe hatte ſelbſt keine Neigung, den düſtern Grämling zu ſehen. So lebten ſie faſt ein Jahr unter Einem Dache, ohne ein Wort mit einander zu wechſeln.

Jetzt erfuhr Saraſtro, daß ſeine Fehde mit der Königin der Nacht zu einem Singſpiele verarbeitet worden ſey und in Wien zum erſten Mal aufgeführt werden ſolle. Voll Neugierde, ſich ſelbſt auf der Bühne zu ſehen, unternahm er deßhalb eine Reiſe von beinahe zweihundert Meilen, und wohnte, ohne ſich zu erkennen zu geben, der Vorſtellung bei. Er fand die ihm aus dem Grunde bekannte Geſchichte ſo falſch und wunderlich vorgetragen, daß er ſich bisweilen bei den ernſthafteſten Stellen des lauten Lachens nicht enthalten konnte. Oft aber gerieth er auch bei luſtigen Auftritten, die den Zuſchauern ungemeines Vergnügen machten, in den heftigſten Aerger, und es fehlte nicht viel, daß er gepocht hätte. Nur Mozart's Zaubertöne beruhigten und entzückten ihn wieder, und er blieb eine geraume Zeit in Wien, um ſich dieſes herrlichen Genuſſes mehrmals zu erfreuen.

Landolin und Hyacinthe lebten fort und fort in einem irdiſchen Himmel. Wohlthätig ſchenkten ſie einen Theil des Schatzes, den ihnen die Greiſe gebracht hatten, den Armen; einen andern Theil aber wandten ſie dazu an, das beſchützte Bild, das ſie, als den erſten Stifter ihres Bundes, ſehr werth hielten, in einen köſtlichen Rahmen von gediegenem Golde faſſen zu laſſen.

V.

Der grüne Hut.

1.

Im See Lomond in Schottland, der ſich über fünf Meilen erſtreckt und einem Meere gleicht, ſpiegelten ſich vor Zeiten zwei Felſenſchlöſſer, die nur eine Stunde Weges von einander getrennt und von edlen Nachkommen alter Heldengeſchlechter bewohnt waren. In einer dieſer Burgen blühte Maria Macdonald, ſechzehn Sommer alt, und damals das ſchönſte Fräulein in Schottland. Die andere Burg war das Vaterhaus ihrer zwei Jahre ältern Freundin Betty Monro. Die Mädchen beſuchten einander oft, und luſtwandelten zuweilen auf den grünen Matten am Ufer des Sees.

Eines Tages, als Maria zu ihrer Freundin ging, bemerkte ſie, daß der Waſſerſpiegel, den eben kein Lüftchen beſtrich, an einer einzigen Stelle, einen Steinwurf weit vom Geſtade, in Bewegung gerieth. Sie glaubte, ein Fiſch erhebe ſich aus der Tiefe, um an der Sonne zu ſpielen. Es war aber ein grüner Hut, der aus den Wellen

emporſtieg, und ſogleich wieder untertauchte, als Maria ſtehen blieb, um die ſeltſame Erſcheinung zu betrachten. Fortgehend ſah ſie zurück; der grüne Hut war abermals da; doch augenblicklich verſchwand er auch wieder.

Dieſen Vorfall erzählte Maria ihrer Freundin. „Ei!“ ſagte die luſtige Betty, „das hat Dir und Deinem hübſchen Geſichtchen gegolten. Nicht genug, daß Du allen Erdenſöhnen gefällſt; nun fangen wohl gar auch Waſſergeiſter an, die Augen auf Dich zu werfen.“

Frau Sara, vormals Betty's Amme und jetzt hochbetraute Schaffnerin im Schloſſe, machte bei dieſer Neckerei ein ſehr ernſtes Geſicht und ſagte: „Kind, ſcherze nicht über ſolche Dinge! Der See Lomond hegt und pflegt nicht blos Fiſche; es leben und weben noch andere Weſen darin, von welchen man in der Vorzeit mancherlei Geſchichten erzählte. Damals ſoll ein Waſſergeiſt in jugendlicher Mannsgeſtalt bisweilen aus dem See hervorgekommen ſeyn und ſich mit freundlichen Worten zu ſeinen jungen Dirnen geſellt haben. Sind ſie aber, wie natürlich, mit Schrecken vor ihm geflohen, ſo hat er ſie nicht verfolgt, ſondern ſich mit Aechzen und Stöhnen wieder in den See geſtürzt. Weniger beſcheiden war ein anderer Waſſergeiſt, der ſich einmal vor uralten Zeiten — ich weiß nicht wo — bei einem Reihentanze, den man unter freiem Himmel gehalten, einſtellte. Es trat nämlich, indem die Geſellſchaft recht guter Dinge war, ein ſchöner, wohlgekleideter junger Fant in den Kreis, grüßte mit anmuthigen Geberden rechts und links, und bot allen Anweſenden die Hand; aber ſie war kalt, wie ein Eiszapfen. Nach einer Weile nahm ſich der ungebetene Gaſt die Freiheit, eine der Jungfrauen, die lieblich von Angeſicht, aber leichtſinnigen Gemüths war, zum Tanz aufzufordern. Sie ſchwenkte ſich luſtig mit

ihm herum; aber nach kurzem Rundtanze flog er brausend, wie ein Wirbelwind, mit ihr aus dem Kreise, stürmte nach dem nahen Strome hin, sprang vor den Augen einiger Schiffer mit seiner Tänzerin in die Fluth, und nie wurden beide wieder gesehen."

Marien wandelte bei dieser Erzählung ein Grauen an. Sie fürchtete sich, da es bald Abend ward, allein nach Hause zu gehen. Betty erbot sich, sie zu begleiten. Aber kaum war das Versprechen gethan, so bangte dem sonst beherzten Mädchen ebenfalls vor dem einsamen Heimwege. Mutter Sara ward aufgefordert, den Rückzug zu decken. „Gut, ich wackle mit!" sagte die Alte. „Wir schwachen Weiblein können aber einander wenig beschützen. Der lange Daniel, der heute sonst nichts zu thun hat, mag sich mit in Bewegung setzen und unsre Schutzwache seyn." Der bequeme Diener murmelte verdrießlich in den Bart, als er von der hochgebietenden Schaffnerin Befehl zum Aufbruch erhielt. Er nahm auch nicht eher, bis ihm sein Leibtrank, ein Glas Whisky gereicht ward, Hut und Stab, und folgte den Frauen.

Als sie an die Stelle kamen, wo sich der grüne Hut hatte sehen lassen, zog Maria die Arme ihrer Begleiterinnen fester an sich und winkte mit den Augen nach dem See. Aber jetzt zerstörte den blauen Spiegel keine Bewegung. Maria kam ganz unangefochten nach Hause. Auch ihr Gefolge sah auf dem Rückwege keine Spur des grünen Hutes.

Dennoch war Maria so schüchtern geworden, daß sie es in den nächsten Wochen nicht wagte, längs der Seekante hinzugehen und ihre Freundin zu besuchen. Betty aber kam und ging ungestört. Dadurch ward das muthwillige Mädchen kühn genug, den Seegeist herauszufodern.

Grüner Hut, grüner Hut,
Guck' ein bischen aus der Fluth!
Dich zu sehen, hab' ich Muth.

So sang sie mehrmals; aber der grüne Hut zeigte sich nimmer.

2.

Maria glaubte nun, die von ihr gesehene Erscheinung auf dem See sey nur ein Trugbild ihrer Augen gewesen. So gewann sie wieder Muth, das Ufer ohne Begleitung zu betreten. Außer dem Nix war niemand zu fürchten; denn zu jener Zeit erlaubte sich, wie jetzt wohl, kein Mann, allein gehenden Frauen mit kecker Anrede beschwerlich zu fallen oder sich sonst unziemlich gegen sie zu betragen.

Ungestört hatte Maria schon den halben Weg zu ihrer Freundin hinter sich, als sie Harfentöne vernahm, die aus dem Wasser hervorklangen. Das unsichtbare Saitenspiel tönte so sanft, so lieblich, daß sie nicht darüber erschrack, sondern es im Gegentheil mit Vergnügen hörte, und ruhigen Schrittes ihren Weg fortsetzte. Die süßen Klänge schwammen ihr immer zur Seite und begleiteten sie bis zur Wohnung ihrer Freundin.

Dort erzählte sie von dem Ständchen, das man ihr im See gebracht hatte. „Das ist wieder ein Stückchen des grünen Hutes!“ rief die Schaffnerin. „Doch Musik ist ein gutes Zeichen bei Menschen und Geistern. Ich habe nie gehört, daß sich ein böser Geist damit kund gegeben hätte.“

Neugierig, die wunderbaren Töne mit eigenen Ohren zu hören, gaben Betty und Sara der jungen Freundin das Geleit. Sie hatten sich jedoch umsonst bemüht; der See blieb stumm. Doch, als sie selbander zurück gingen,

ließ ſich unter dem Waſſer ein helles Lachen vernehmen. „Horch, Mütterlein, der Kobold ſpottet über uns!“ flüſterte Betty. „Ei nicht doch!“ antwortete Sara. „Dich täuſchen die plätſchernden Wellen.“ — Die kluge Frau hörte das Gelächter recht gut; allein ſie hatte den Grundſatz, daß man ſich bei ſolchen Neckereien blind und taub ſtellen müſſe, um nicht einen ſo gefährlichen Spottvogel zu ſchlimmern Unbilden zu reizen.

Maria ward noch einige Mal, wenn ſie ihre Geſpielin beſuchte, mit Harfenlaut begrüßt. Still und ruhig ging ſie vorüber, ſenkte den Blick beſcheiden auf ihren Pfad, und ſah beſonders nie dahin, wo die Töne aus dem See herauf klangen.

Einsmals gab es eine neue Ueberraſchung. Es ſang, von der Harfe begleitet, eine anmuthige Stimme:

Die Wolken ziehen ihre Bahn,
Und ſchauen mich ſo freundlich an;
Mich grüßt der Sonne goldnes Licht
Aus unermeſſ'ner Ferne!
Hold ſieht der Mond mir ins Geſicht
Und all' das Heer der Sterne.
Ich blicke dankbar in die Höh',
Doch Himmelsgunſt heilt nicht mein Weh:
Denn ſie, die ſchönſte Maid im Lande,
Blickt, wandelnd an des Ufers Rande,
Nicht auf den Trauernden im See.

Der Schluß des Liedes machte die Horcherin beſtürzt. Von Natur beſcheiden und von Eitelkeit unverdorben, war ſie zwar weit davon entfernt, ſich für das ſchönſte Mädchen in Schottland zu halten: dennoch war es offenbar, daß der Sänger ſie meinte, und das beflügelte ihre Schritte, um Betty's ſchützende Wohnung ſchnell zu erreichen. Sie ſchämte ſich, die hell und deutlich geſungenen Worte, die

ſie vollkommen verſtanden und ins Gedächtniß gefaßt hatte, dort zu wiederholen. Darum verſchwieg ſie lieber die ganze Sache, bat jedoch um Begleitung auf dem Rückwege, damit ihr, wie ſie vorgab, die Zeit nicht lang werde. Betty ging mit und ſcherzte ſo viel über den Grünhut, daß Marien nicht wohl dabei war. Er fand aber jetzt für gut, ſtill und verborgen unter dem Waſſer zu bleiben.

Deſſen ungeachtet enthielt ſich Maria wieder einige Wochen des Ganges zu ihrer Freundin: denn kein anderer Weg, als der am Seegeſtade, führte dahin, wenn ſie nicht über Felſen klimmen wollte. Sie ſtellte ſich unwohl, um nicht den wahren Grund der Stockung ihrer Beſuche geſtehen zu müſſen. Betty ging dagegen täglich zu ihr, und ſo oft ſie an die Stelle kam, wo der grüne Hut aus dem Waſſer emporgeſtiegen war, unterließ ſie nicht, ihn mit einem Spottliedchen zu necken.

Heh da, heh!
Junker Grünhut in dem See!
Haſt du Grillen? haſt du Mucken?
Willſt du gar nicht wieder gucken!
Sieh doch, Mall* iſt da!
Ha, ha, ha!

Aber auch dieſe Herausforderung blieb ohne Erfolg. Der Waſſergeiſt ſchien ganz verſchwunden zu ſeyn. Wenigſtens bemühte ſich Betty, Marien deſſen zu überreden, um ſich ihrer Gegenbeſuche wieder zu erfreuen.

3.

Maria hielt es endlich ſelbſt für eine Schwachheit, ſich wie ein Kind zu fürchten, da ihr doch bisher noch nichts

* Die in England und Schottland gewöhnliche Verkürzung des Namens Maria.

zu Leide geſchehen war. Kaum aber wagte ſie ſich wieder auf die bedenkliche Straße, ſo wartete ſchon ihrer dort ein neues Abenteuer, das wunderſamer als die vorigen war. Ein engelſchöner Jüngling, angethan mit einem Gewande von himmelblauer Seide, kam ihr entgegen, verbeugte ſich ehrerbietig, bot ihr eine fremde Blume von unvergleichlicher Farbenpracht und ſprach:

Laß Dir, als der Achtung Zeichen,
Dieſe Wunderblume reichen,
Der an Seltenheit und Zier
Alle Gartenkinder weichen,
Wie ſich, holdes Fräulein, Dir
Keine Jungfrau kann vergleichen.
Weißt Du, wo die Blum' erblühte?
Dieſer See, deß Uferrand
Deinen Zephyrtritt im Sand,
Wann die Sonne nicht mehr glühte,
Oefter ſah, doch kaum empfand,
Iſt ihr heitres Vaterland.
Aus des Waſſergotts Gebiete
Iſt die Schönheit nicht verbannt.
Dieſes Sees geheimen Grund
Deckt ein Teppich goldner Auen,
Und er läßt mehr Wunder ſchauen
Als das ganze Erdenrund.
In Korallenwäldern thürmen
Sich kriſtallene Paläſte,
Um geliebte fremde Gäſte
Vor der Fluthen Drang zu ſchirmen.
Komm, ſieh ſelbſt das Wunderreich,
Deſſen Geiſterfürſt ich bin.
Herrſche dort mit mir zugleich
Als geliebte Königin!

Behende zog er jetzt eine Krone von Perlen, die größer als Wallnüſſe waren, unter dem Mantel hervor und

wollte sie Marien aufsetzen. Allein das bange Mädchen (das zwar die dargebotene Blume in der ersten Ueberraschung angenommen, aber nachher mit flüchtigen Doppelschritten dem sich zu erkennen gegebenen Geisterfürsten zu entkommen versucht hatte) entfloh der Krönung mit vollen Sprüngen, und stürzte sprach- und athemlos ihrer Freundin in die Arme.

„Gott! was ist dir begegnet?“ rief Betty.

„Gewiß hat der Grünhut das Lämmchen wieder erschreckt!“ fiel Sara ein. „Ich wünschte, man könnte die Felsen am See weiter zurückschieben, damit wir uns nicht, wenn wir einander besuchen, so nahe vorbei drücken müßten. Denn dort ist's nun einmal nicht mehr geheuer.“

Indessen hatte sich Maria wieder gefaßt, daß sie den Vorfall erzählen konnte. Sie ließ vorher nachsehen, ob jemand an der Thür horche, weil sie es für möglich hielt, daß ihr der Seefürst gefolgt sey. Er hatte sich aber sogleich, als sie die Flucht ergriff, mit betrübtem Herzen in sein Reich zurück begeben.

„Nun wird's Ernst!“ sprach die Schaffnerin. „Nun müssen wir Nachbarn des See's uns vereinigen, einen Geisterbanner zu suchen, der uns reinen Weg schafft.“

Indem sie so sprach, erhob sich vor der Thür ein Gelächter, wie von feinen Kinderstimmen, und es gab doch keine Kinder im Hause. Betty sah hinaus; es war niemand da. „Das dacht' ich wohl!“ sagte die Schaffnerin. „Die nasse Majestät hat vermuthlich ein paar Nixchen abgeschickt, uns zu behorchen. Nun mögen die Dinger doch gehört haben, was ich sagte; ich frage nichts darnach. Wir müssen um so mehr der Pauke bald ein Loch machen.“

Maria, die durch die rasche Flucht entkräftet, und doch nach Hause sich sehnend, bat um ein frommes Pferd und

freundliche Begleitung. Betty war die erſte, die ſich zur Gefährtin erbot. Etwas langſamer erklärte ſich auch Sara dazu bereit, um nicht furchtſam zu ſcheinen. Aber es war mit ihrem Muthe nicht richtig. Darum foderte ſie den langen Daniel auf, ſich ebenfalls zum Geleite zu rüſten. Es wurden alſo vier Roſſe geſattelt. Dieſe großen Anſtalten waren jedoch unnöthig: der See regte ſich nicht, als Maria mit ihrem Gefolge vorüberzog.

Die rückkehrende Schutzwache blieb aber auch dießmal, wie einige Zeit zuvor, nicht ungeneckt. Ein Chor ſang unter dem Waſſer:

Die Alte, die Alte
Auf ihrem grauen Roß,
Sie halte, ſie halte
Den Mund doch unterm Schloß!
Uns Geiſter will ſie bannen?
Darüber lachen wir.
Sie fährt dereinſt von dannen,
Wir aber bleiben hier.

4.

Maria mied ſeit dieſem Tage den See; doch Betty und Sara, die nicht zu befürchten hatten, daß ihnen der Waſſerfürſt mit einer Liebeserklärung in den Weg treten werde, wandelten oft den unheimlichen Pfad, und wurden fortan auch niemals erſchreckt oder beleidiget. Dennoch konnte Sara das ihr geſungene Spottlied nicht vergeſſen, und bemühte ſich eifrig, den Bann der Waſſergeiſter zu Stande zu bringen.

Unfern des See's wohnte ein Wundarzt und Quackſalber, Namens Sebaſtian Mull, der viel geheime Weisheit zu beſitzen vorgab, und ſich oft rühmte, ein zweiter

Theophraſtus Paracelſus zu ſeyn. Unter den Künſten, die er zu verſtehen glaubte, war auch die Zauberkunſt. Es ſchien ihm ein Leichtes, mit einigen Beſchwörungsformeln, die er aus Doktor Fauſts Höllenzwang oder einem andern Werklein dieſes Schlages gelernt hatte, die hartnäckigſten Geiſter zu vertreiben, und er wünſchte ſich längſt eine gute Gelegenheit, durch einen ſolchen Sieg noch berühmter zu werden, als er es nach ſeiner Meinung ſchon war. Sara's Aufforderung, die Geiſter des Lomondſee's aus ihrer alten Heimath zu jagen und in's fernſte Meer zu verweiſen, war ihm daher ſehr willkommen. Er verſprach in den nächſten dazu ſchicklichen Tagen den Bann zu unternehmen und auszuführen.

Außer dem Ruhme, den er dabei zu ernten hoffte, war ſein Augenmerk auch noch auf einen andern Vortheil gerichtet. Ihn gelüſtete nach den Markt- und Sparpfennigen, welche Frau Sara in zwanzig und mehrern Jahren, als regierende Schaffnerin eines angeſehenen Hauſes, aufgehäuft haben mußte, und er, ein alter Hageſtolz, hegte ſchon ſeit geraumer Zeit in ſeinem Herzen den Wunſch, dieſes Kapital zu heirathen. Die alte herrſchſüchtige Wittib mit in den Kauf zu nehmen, war ihm freilich ungelegen. Der fünfzigjährige Graukopf, der überdieß eine unangenehme Perſon war, konnte jedoch als Freier keine höheren Anſprüche machen. Er trug ſich daher mit verblümten Worden der Alten an. Sie lächelte beifällig und ſagte: „Schafft uns nur erſt die Geiſter vom Halſe! Dann bin ich vielleicht willfährig, Euch nach Wunſche zu belohnen.“

Er beobachtete nun fleißig den Stand der Geſtirne, bis ſie ſich in einem ſolchen Verhältniß gegen einander befanden, daß eine vortheilhafte Einwirkung auf den vorhabenden Geiſterbann von ihnen zu erwarten war. Hierauf legte

Sebaſtian, um ſeiner ſtangendürren Geſtalt ein ehrwürdiges, Achtung gebietendes Anſehen zu geben, und die Waſſergeiſter, wie Knecht Ruprecht die Kinder, zu erſchrecken, die vollſtändige Tracht eines ächten Zauberers an. Sie beſtand in einem langen, bis an die Ferſe reichenden ſchwarzen Gewande, einem hohen, pyramidenförmigen Hute und einem falſchen ſchneeweißen Barte, der bis über den Gürtel hinab floß. So ausgerüſtet, ging er um Mitternacht an den See und nahm zwei Barbierbecken mit, weil er in Zauberbüchern geleſen hatte, daß ſich die Geiſterbanner nicht nur gewiſſer Beſchwörungsformeln bedienten, ſondern auch zugleich durch Zuſammenſchlagen metallener Becken überläſtige Dämonen zu vertreiben pflegten. Er machte denn ebenfalls am Seeufer eine lärmende Janitſcharenmuſik mit ſeinen meſſingenen Seifengefäßen und ſprach dazu ſchauderhafte Worte, wobei ihm die eigenen Haare zu Berge ſtiegen. Aber die Waſſergeiſter regten ſich nicht.

In der folgenden Nacht ließ er einen noch ſtärkern Bannſpruch über den See hin erſchallen. Es erfolgte jedoch wieder keine Erklärung: ob man Gehorſam leiſten wolle.

Nun erkor er aus ſeinem Zauberbuche den gräßlichſten Bannfluch, von welchem eine Randgloſſe verſicherte: daß ihm die ganze Hölle nicht widerſtehen könne. Dieſen donnerte er in der dritten Nacht durch ein Sprachrohr den Waſſergeiſtern zu.

Jetzt erhob ſich im See ein großes Getümmel und aus den ſtürmiſchen Wogen rief eine Stimme:

O Jammer, o Weh!
Wir müſſen den See,
Die liebliche Heimath, verlaſſen.

Der Zauberer weiß,
Auf Sara's Geheiß,
Uns unwiderstehlich zu fassen.
Auf! züchtiger ihn,
Bevor wir entfliehn,
Und sollt' er die Nacht noch erblassen!

Plötzlich wimmelte eine Schaar kleiner Wassergeister und geflügelter Fischgestalten aus dem See hervor, umzingelte den fliehenden Zauberer von allen Seiten, sprang an ihm empor, riß ihm den falschen Bart ab und die Pyramide vom Kopfe, schlug ihn und kniff ihn, und überströmte ihn mit Wasser. Als ihn die Unholde sattsam gezüchtiget hatten, ließen sie ihn laufen, und er kam triefend nach Hause.

Das Jammergeheul über den ausgesprochenen Bann war jedoch ein bloßes Gaukelspiel, womit die Seegeister den einfältigen Sebastian zum Besten hatten. Er war in der Zauberkunst ein solcher Stümper, daß er ihnen gar nichts anhaben konnte. Um aber den nächtlichen Schreier und Ruhestörer zum Schweigen zu bringen, stellten sie sich, als müßten sie seiner Macht weichen. Ueberdieß glaubten sie den feindseligen Angreifer am empfindlichsten zu strafen, wenn sie es durch scheinbare Besiegung dahin brächten, daß ihm die Hand der gebieterischen Sara zum Lohn würde. Diese Rache gelang auch vollkommen. Sebastian machte bald Hochzeit mit der ehrsamen Wittib; aber die goldenen Tage der Freiheit, da er ganze Nächte lang im Wirthshause bei einem guten Glase Whisky spielen oder aufschneiden konnte, waren vorüber. Seine gestrenge Frau gab ihm höchst selten Urlaub, ein Gläschen auswärts zu trinken; und blieb er einmal über die ihm zugestandene Zeit aus, so holte sie ihn mit Schelten und Toben.

5.

Ein edleres Liebesbündniß erblühte um dieſelbe Zeit zwiſchen Marien und Edward Murray, einem der ſchönſten und wackerſten jungen Ritter in Schottland, deſſen Stammſchloß ebenfalls ein Nachbar des Lomondſee's war. Die Väter der Liebenden, die, als treue Waffenbrüder, manchen rühmlichen Kampf gekämpft hatten, ſahen ſchon ein Jahrzehent zuvor mit inniger Freude, daß die Herzen der Kinder ſich einander zuneigten. Ihre Liebe wuchs mit den Jahren, und ſie verlobten ſich feierlich, als Edward von der hohen Schule zu Edinburg, wo er den Wiſſenſchaften und ritterlichen Künſten obgelegen hatte, zurück kam.

Am Vorabend des Verlobungsfeſtes hatte Edward ſeine Braut beſucht und ritt in der Nacht heim. Indem er vor ſeinem Schloſſe vom Pferde ſtieg, trat hinter einer Thorſäule ein fremder Mann, mit einem funkelnden Schwerte in der Hand, plötzlich hervor und ſagte trotzig: „Edward Murray, ich habe mit Euch ein Wort zu ſprechen.“

„Wer ſeyd Ihr?“ fragte Edward. „Und was wollt Ihr von mir in dieſer nächtlichen Stunde?“

„Meinen Namen,“ ſagte der Fremdling, „ſollt Ihr künftig erfahren. Jetzt laßt Euch an der Verſicherung genügen: daß ſich der edelſte Ritter nicht ſchämen darf, mir Rede zu ſtehen.“

„Nun, ſo erklärt Euch, was habt Ihr mit mir auszumachen?“

„Ich fordere von Euch, daß Ihr Marien Macdonald entſagt!“ ſprach der Fremdling mit drohend erhobenem Schwerte.

„Ich Marien entſagen?“ — rief Edward. „Und wäret ihr ein Gott, ich ſpräche: Nein!“

„So ſtirb!“ ſchrie jener heftig, und rannte mit vorgeſtrecktem Schwerte gegen ihn an. Blitzſchnell aber riß Edward das ſeinige aus der Scheide, und begegnete damit dem feindlichen, das ſogleich, indem es von jenem berührt ward, klirrend in Stücke ſprang. Der entwaffnete Fremdling floh mit ſo geflügelter Eile hinein in die dunkle Nacht, daß ihn Edward alsbald aus den Augen verlor. Das auf der Erde liegende Bruchſtück der zerſchmetterten Waffe war von Kryſtall. Edward nahm es zu ſich, um es zum Andenken des lächerlichen Kampfes aufzubewahren.

Der wunderbare Einſpruch des Ungenannten, der ſich leicht errathen läßt, hemmte natürlicher Weiſe nicht die feierliche Verlobung am folgenden Tage.

Wäre man über den Ritter mit dem gläſernen Schwerte noch einiger Maßen in Zweifel geweſen, ſo hätte er ſich an einem der nächſten Abende doch ſelbſt verrathen. Traulich koſend gingen die Verlobten am See vorüber; da machte der eiferſüchtige Geiſt ein gewaltiges Getöſe unter dem Waſſer, und drohte mehrmals mit geballter Hand aus den Wellen hervor. Die Liebenden wandelten fort, ohne ſich darum zu bekümmern.

6.

Einige Tage darauf ging Edward mit einer Armbruſt ans Seegeſtade, um Möwen oder andere Waſſervögel zu ſchießen. Ein Kopf, mit dem wohlbekannten grünen Hute bedeckt, hob ſich bisweilen aus den Wellen; doch Edward ließ ſich dadurch nicht abſchrecken, ſeine Jagd zu beginnen. Indem er aber den erſten Pfeil abdrücken wollte, rief's

unter dem Waſſer: „Halt ein!“ und mit halbem Leibe fuhr der Grünhut empor. „Weiche von hier!“ ſprach er zornig. „Was erfrechſt Du Dich, mein Gebiet zu verletzen? Die Waſſervögel ſind meine Unterthanen; ich nehme ſie gegen Dich in Schutz. Geh und laß Dich nicht wieder mit Waffen hier finden!“

So ſcheltend, ſchwang er mit drohender Geberde ein neues, gläſernes Schwert, worüber ſich Edward des Lachens nicht enthalten konnte. Das beleidigte den Seefürſten dermaßen, daß er Schimpfreden ausſtieß, die das Ehrgefühl des jungen Ritters verletzten. Im darüber aufwallenden Zorne bedachte er nicht, daß der Beleidiger ein Geiſt war, deſſen unartige Reden er wohl überhören konnte, ohne dadurch in den Verdacht der Feigheit zu fallen. Er richtete den Bogen nach ihm, und der abgeſandte Pfeil traf ſein Ziel. Mit einem gellenden Schrei fuhr der Verwundete in die Tiefe hinab, und die Stelle, wo er verſchwunden war, röthete Blut auf der Oberfläche des Waſſers. Edward, ſeinen Jähzorn bereuend, ging mit Verdruß über ſich ſelbſt von dannen, und hörte noch, als er ſchon fern war, viel Geräuſch und Wehklagen im See.

Kurz darauf kam Sebaſtian mit eilfertigen Schritten des Weges, um einen Kranken zu beſuchen. Plötzlich ſprang vor ſeinen Augen ein ſchnaubendes Wallroß, das einen Reiter trug, aus dem See ans Ufer. Mit Entſetzen prallte der Wundarzt zurück, wandte ſich und nahm Reißaus. Aber der Reiter jagte ihm nach, verrannte ihm den Weg und ſagte: „Du biſt ein elender Geiſterbanner, doch vielleicht ein beſſerer Wundarzt. Sitz' auf und fürchte dich nicht! Du ſollſt die Ehre haben, meinem Fürſten, der eben durch einen Bogenſchuß verwundet ward, den erſten Verband anzulegen.“

„Ich bitt' um Verschonung," sagte der Wundarzt, und wünschte sich Flügel des Windes, um sich über die Felsen zu schwingen. „Ich kenne die Leibesbeschaffenheit solcher Herrschaften nicht; ich würde das hohe Leben in Gefahr setzen — —"

„Keine Ausflüchte!" rief der Reiter und ergriff das dürre Männlein am Kragen, warf es hinter sich wie einen Sack, und das Roß setzte mit einem so ungeheuern Bogensprunge in den See, daß die schäumenden Wogen felsenhoch aufspritzten.

Einige von fern stehende Augenzeugen dieser Entführung verkündeten sie in der Nachbarschaft umher, und man hielt den theuern Mann für verloren. Aber, wie ein aus dem Todtenreiche wiederkehrendes Gespenst, erschien er noch am Abend desselben Tages in Macdonalds Schlosse. Die Herrschaft und die Diener, die zu jener Zeit der Stolz noch nicht so weit, als jetzt, von einander trennte, versammelten sich um ihn in der geselligen Halle, wo wechselseitige zwanglose Gespräche die längsten Winterabende traulich verkürzten. Er erzählte zuvörderst die dem Leser schon bekannten Umstände seines gezwungenen Ritts in den See, und fuhr dann mit guter Laune fort: „Als das furchtbare Roß den entsetzlichen Sprung that, empfahl ich Gott meine arme Seele; denn ich glaubte, das Wasser, das ich zeitlebens gehaßt habe, werde mich jetzt, da ich in seiner Gewalt war, augenblicklich tödten. Es that mir aber kein Leid; ich ward nicht einmal naß; nur die reißende Geschwindigkeit, mit welcher ich, wie ein aus den Wolken fallender Stein, wohl tausend Fuß tief hinab schoß, versetzte mir dergestalt den Athem, daß ich zu dem Hofmarschall, der mich vor dem kristallenen Pallaste des Fürsten empfing, nicht sagen konnte: Unterthäniger Diener. Er gab mir mit einem

großen Stabe, den er in der Hand trug, ein Zeichen, ihm zu folgen. Wir gingen durch eine Reihe Gemächer, in welchen sich zierliche Männlein befanden, die ich für pflichtschuldigst betrübte Hofleute hielt, weil sie sich über alle Maßen kläglich geberdeten, die Hände rangen, seufzten und weinten. An der Thür des letzten Zimmers lagen zwei ungeheure Seehunde, mit weit aufgerissenen Rachen und sahen mich grimmig an, als wollten sie mich verschlingen. Ich trug erhebliches Bedenken, zwischen den schrecklichen Thürhütern hindurch zu gehen. Vorwärts, Herr Doctor! sagte der Marschall. Dir geschieht kein Leid; Du wirst im Gegentheil herrlich belohnt, wenn Du des Fürsten Wunde heilst. Wendest Du aber Deine Kunst nicht treulich an, oder übtest Du wohl gar die Bosheit, mit giftigen Salben das Uebel noch schlimmer zu machen, so werfen wir Dich diesen Ungeheuern vor, und augenblicklich werden Dich die Schwerter ihres Rachens zernichten. — Ich mußte denn vorwärts, und fand den Fürsten, von Blutverlust erschöpft, auf einem Ruhebette. Ohne Laut, ohne Bewegung, ließ er mich die Wunde in seiner Brust untersuchen. Herr Murray hat ihn tüchtig getroffen. Ist ein solcher Wassermensch nicht unsterblich, so stirbt dieser gewiß. Ich that indessen, was meines Amtes war, und verband die Wunde nach meinem besten Wissen und Gewissen. Der steife Hofmarschall geleitete mich wieder vor den Palast hinaus. Da hielt derselbe Reiter, der mich entführt hatte; doch jetzt in der guten Absicht, mich wieder auf's feste Land zu bringen. Ich kletterte geschwind auf das Seepferd; es flog wie ein Pfeil hinauf nach dem Ufer. Dort sprang ich ab, und lief fort ohne Abschied zu nehmen. Halt! rief der Reiter mir nach: Morgen, bei Sonnenaufgang, bin ich wieder hier, um Dich zum Kran-

kenbesuch abzuholen. Laß Dich nicht vergebens erwarten! — Nein, nein, rief ich zurück: ich komme gewiß. — Aber darauf mag er lange passen. Ich lasse mich sobald nicht wieder am Ufer sehen, und sollt' ich alle meine Kunden in dieser Gegend verlieren. Ich habe jedoch die gute Hoffnung, daß der tödtlich verwundete Halbgeist stirbt und der Weg dadurch rein wird: denn der Tod eines solchen Häuptlings hat, wie man sagt, die Folge, daß gleich nachher das ganze Volk auswandert und sich einen neuen Aufenthalt sucht." —

So schien es auch in der That. Jede Spur der Seebewohner war seit diesem Tage verschwunden. Edward ging mehrmals das Ufer entlang, erlaubte sich sogar, das fürstliche Verbot zu übertreten und Wasservögel zu schießen; doch niemals ließ sich ein Geist sehen oder hören.

7.

Indessen rückte die Zeit heran, da Edward's und Mariens Vermählung gefeiert werden sollte. Zu diesem Feste wollte man unter andern Gästen einen Freund einladen, der eine der kleinen Inseln des Lomonds bewohnte. Drei Tage vor der Hochzeit dingte deßhalb der Bräutigam ein Fahrzeug, um hinüber zu schiffen. Das Wetter war heiter und ein günstiger Wind schwellte sanft das Segel. Doch auf der Mitte des Weges erhob sich plötzlich ein heulender Sturm; der See, wüthend und wallend, trieb mit dem leichten Nachen ein furchtbares Spiel; und indem das von einer Seite zur andern geworfene Schifflein umzuschlagen drohte, fuhr eine Riesenhand aus dem Wogengewühl empor, ergriff den jungen Ritter und riß ihn vor den Augen des Schiffers, der vergebens Rettung versuchte,

aus dem Kahn in den Abgrund. Gleich darauf legte sich der Sturm; der treue Schiffer durchkreuzte noch einige Stunden den See, um den verschwundenen Jüngling zu finden; doch alle Mühe war umsonst. Er steuerte nun nach dem Lande zurück und erzählte die traurige Begebenheit Edwards Dienern, die sofort mit brennenden Fackeln, weil es schon Abend geworden war, nach dem See eilten, um ihren geliebten Herrn zu finden. Aber auch sie bemühten sich fruchtlos die ganze Nacht, und sahen sich nun genöthiget, den unglücklichen Vorfall in Macdonalds Schlosse zu melden.

Das Morgenroth eines Sommertages glänzte hinter den Bergen hervor. Der Baron und seine Diener schliefen noch; nur Maria hatte, von bösen Träumen geängstet, ihr Lager schon verlassen und war in ihr Gärtlein gegangen. Hier fanden sie Edwards Diener und machten ihr, ohne vorsichtige Einleitung, die Schreckenskunde bekannt. Sie schlug Marien, die sonst bei jedem widrigen Geschicke sehr gefaßt war, wie ein Wetterstrahl nieder. Aber sogleich hauchte die allmächtige Liebe ihr Geist und Leben wieder ein. Stärker und feuriger als jemals empfand jetzt Maria, wie herzinnig sie ihren Bräutigam liebte. Ihn noch wo möglich zu retten, war ihr schneller Entschluß. „Geht, ihr guten Leute," sagte sie zu den Dienern, „geht still von hinnen, und verschweigt Allen, die euch begegnen, das Unglück, das eurem Herrn widerfuhr. Kann er noch gerettet werden, so vermag's niemand als ich, und ich will für ihn das Aeußerste wagen."

Gehorsam, doch ohne Hoffnung, entfernten sich die Diener. Maria ging auf den Zehen, um die Schlafenden nicht zu wecken, in ihr Gemach, vertauschte schnell ihr leichtes Morgengewand gegen ein anderes Kleid, mit welchem

ſie ſich auf der Straße ſehen laſſen konnte, und eilte fort nach dem See. Sie hoffte, Edward ſey nicht todt, ſondern nur Gefangener des Waſſergeiſtes, den ſie durch dringende Bitten zu bewegen dachte, ihrem Geliebten die Freiheit zu ſchenken.

Als ſie das Schloß kaum hundert Schritte hinter ſich hatte, kam ihr, wie auf den Fittichen des Windes ſchwebend, ein junges weibliches Weſen von überirdiſcher Schönheit entgegen, grüßte liebreich und ſagte:

Maria, find' ich Dich ſchon hier?
Mein raſcher Wanderſchritt galt Dir.
Ich weiß des Seegeiſts Uebelthat,
Und bringe guten Troſt und Rath.

Am beſten, daß ich gleich geſteh':
Auch meine Heimath iſt der See.
Der mächt'ge Seefürſt liebte mich,
Bevor ſein Herz zu Dir entwich.

Was er in ſeinem Reich auch gilt,
Dir iſt er doch ein Schauerbild.
Du biſt dem jungen Edward hold,
Und drob hat Jener längſt gegrollt.

Des Nebenbuhlers los zu ſeyn
Und ſeiner Rachluſt ihn zu weihn,
Zog er das arme junge Blut
Hinunter in die kalte Fluth.

In Todten ähnlicher Geſtalt
Liegt dort der Leichnam ſtarr und kalt;
Doch greift ihn der Verweſung Zahn
Noch nicht, wie andre Todten, an.

Denn Edwards treue Seele fuhr
Nicht feſſelfrei zur Sternenflur:
Sie hemmt ein Kerker eng' und klein,
Da zwängte ſie der Geiſt hinein.

Des gläſernen Gefäſſes Mund
Schließt ein mit ihm verſchmolzner Spund,
Und der Gefangnen glückt es nicht,
Daß ſie dieß Zauberſiegel bricht.

Gelingt's einſt, daß ſie frei entſchwebt,
Flugs wird der Körper neu belebt,
Und dieſes Rettungswerk vermag
Ein raſch geführter Hammerſchlag.

Hier biet' ich Dir ein Hämmerlein,
Des Jünglings Seele zu befrei'n.
Verbirg es ſäuberlich und geh'
Getroſt den Weg entlang den See.

Und zeigt er ſich, der Waſſergeiſt,
So zage nicht und folg' ihm dreiſt,
Wenn er Dich ladet, mitzugehn
Und ſeines Reiches Pracht zu ſehn.

Er führet Dich, den werthen Gaſt,
In ſeinen glänzenden Palaſt.
Begleit' ihn, mit der Liebe Schein,
Durch ſeiner Zimmer lange Reihn.

Der ſchönſten Blumen bunt Gemiſch
Bedeckt auf einem goldnen Tiſch
Das Glas im letzten Prunkgemach;
Doch wende keinen Blick danach.

Zum nächſten Seſſel wanke hin
Und ächze ſanft: „Wie matt ich bin!
O, hätt' ich einen Tropfen Wein,
Der würde neue Kraft verleihn.“

Und eilt der Fürſt auf dieſes Wort
Zu ſeinem Kellermeiſter fort,
Flugs ſchlage mit des Hammers Macht
Gewaltſam in die Blumenpracht.

Und klirrt das Glas, dann flieh' mit Haſt!
Ich warte Deiner am Palaſt,
Und leite mit getreuer Hand
Dich durch die Fluth an's feſte Land.

8.

Mit innerem Grauen, aber durch die Liebe zur Heldin geworden, entſchloß ſich Maria ſogleich, in die gefahrvolle Waſſerwelt, wie Orpheus ins Reich der Todten, hinabzuſteigen und ihren Edward zu retten. Das Seefräulein, das ſich vermuthlich durch das angerathene Unternehmen an dem treuloſen Liebhaber rächen wollte, begleitete ſie bis an den äußerſten Saum des Lomonds, tauchte ſchnell hier unter und verſchwand.

Einſam ging nun Maria mit zagenden Schritten am Ufer hin, und ſang, um ruhig zu ſcheinen und ihre Gegenwart dem Seefürſten anzumelden, ein fröhliches Lied. Es währte nicht lange, als er in derſelben anmuthigen Geſtalt, wie er ſich ihr ſchon einmal außerhalb des Waſſers gezeigt hatte, vor ihr ſtand und ſie einlud, die Herrlichkeiten ſeines Reiches zu ſchauen.

„Ich hätte wohl Luſt,“ antwortete ſie, „aber die Wellen

tragen mich nicht, wie Euch; ich würde meine Neugier mit dem Leben büßen."

„Beſorgt das nicht, ſchönes Fräulein!" ſagte der Geiſt. „Seht, hier ſteigt eine kryſtallene Brücke von den Pforten meines Palaſtes bis ans Ufer herauf. Sie trägt Euch ſo ſicher, als Felſenſtufen, und kein Waſſertropfen benetzt Euch."

„Ich will's glauben," erwiederte ſie: „doch hält mich noch ein anderes Bedenken zurück. Ihr werdet mich, wenn ich unten bin, nicht wieder herauf laſſen. Gelobet mir, daß Ihr mich keinen Augenblick länger, als ich zu bleiben Luſt habe, aufhalten wollt."

Er gab ihr nach verſchiedenen Einwendungen, die nicht angenommen wurden, ſeine kalte Hand darauf, und ſie ließ ſich nun von ihm in ſein Reich hinabführen.

Die erſte Ehrenbezeugung, die er ihr nach der glücklichen Ankunft in ſeiner Glasburg erwies, war ganz im Geiſte der Kaiſer und Könige des feſten Landes, die, hohen Gäſten zu Ehren, einen feierlichen Aufzug ihrer Truppen veranſtalten. Auf ein von ihm gegebenes Zeichen ertönten Muſchelhörner, von untergeordneten Seegeiſtern geblaſen, und ein Heer von Wallfiſchen, Seewölfen und andern Meerungeheuern ſchwamm in geſchloſſenen Reihen vorüber.

Nach dieſer Prunkſchau brachte der Geiſterfürſt, zu Mariens innigſtem Vergnügen, einen Spaziergang durch die Zimmer und Säle ſeiner Hofburg in Vorſchlag. Im letzten Gemache ſtand, wie das Seefräulein voraus ſagte, das gläſerne Seelengefängniß auf einem goldenen Tiſche, mit einem Hügel von Blumen bedeckt. Maria konnte ſich bei dieſem Anblicke kaum der Thränen enthalten; aber ſie bezwang ihren Schmerz, und ſtellte ſich mit dem vollkommen-

ſten Scheine der Wahrheit ermüdet und durſtig. Der Seefürſt bat tauſendmal um Verzeihung, daß er ihr noch keine Erfriſchungen angeboten, und eilte fort, um dem Küchenmeiſter und dem Mundſchenken die nöthigen Befehle zu ertheilen.

Kaum war er aus dem Zimmer, da huſchte Maria vom Seſſel, auf dem ſie Platz genommen, an den goldenen Tiſch, ſchlug mit dem Hammer kräftig in die Blumen, das darunter verborgene und zertrümmerte Glas klirrte, und ein Schmetterling flog aus den Blumen zum Fenſter hinaus. Sie aber ſtürzte durch die Reihe der vorhin durchwandelten Gemächer zurück und war ſchon in einem der letzten, als ſie weit hinter ſich die Stimme des Seefürſten hörte. Er rief ihren Namen und bat mit den rührendſten Worten, ihn nicht zu verlaſſen. Deſto ſchneller floh ſie der Pforte zu, und mit dem ehrlichen Seefräulein, das ſie dort fand, immer weiter fort nach der Brücke. Flüche und Waſſerſtröme rauſchten jetzt hinter ihnen her, und kaum hatten ſie die Mitte der Brücke erreicht, als dieſe, wie von einem Erdbeben erſchüttert, unter ihnen einſtürzte. Aber das Seefräulein faßte Marien in die Arme und ſchwebte mit ihr nach dem Ufer empor.

Freudig empfing hier Edward, deſſen Seele ſich ſchon mit dem Körper wieder vereiniget hatte, ſeine heldenmüthige Retterin und drückte ſie an ſein dankbares Herz.

Kaum hatten ſich die Liebenden umarmt, da durchſchauerte ſie ein Jammergeſchrei des Seefräuleins, das der Geiſterfürſt, aus den Fluthen emporfahrend, vor ihren Augen wüthend ergriff, mit einem Dolche durchſtieß und hinunter riß in den Abgrund.

Nach dieſer grauſamen That unterfing er ſich hinfort nicht mehr, um die Gunſt ſchöner Erdentöchter zu buhlen, und hielt ſich, von keinem menſchlichen Auge weiter geſehen, in den Tiefen ſeines Reiches wie ein büßender Einſiedler verborgen.

Der Sonderling

und ſeine Söhne.

1.

Der Valetſchmaus.

„Auf frohes Wiederſehen, lieber Hermann!“ ſagte der ehrwürdige Pfarrer Brok, und ſtieß mit dem Jüngling die Gläſer zuſammen. „Es iſt für jetzt der letzte Abend, der uns an dieſem Tiſche vereint; aber es wäre Thorheit, dieſe köſtlichen Stunden mit Seufzern und Thränen hinzubringen.“

„Das iſt auch nicht meine Sache,“ erwiederte Hermann. „Und warum ſollt' ich den Kopf hängen? Ich wandere friſch und geſund in die Welt, um das Glück aufzuſuchen, und es wird ſich finden laſſen, da ich wenig von ihm begehre. Weicht es mir aber aus, ſo geh' ich heim zu meinem lieben Vater, der mich mit offenen Armen wieder aufnimmt.“

„Darauf verlaß dich, mein Sohn!“ ſprach der Pfarrer. „Nur kehre nicht ſogleich um, wenn dir ein Unwetter des Aprilenglücks entgegenſchlägt. Der Menſch kann auf der Heerſtraße des Lebens nicht immer im Sonnenſchein wandeln; er muß, gehüllt in den Mantel des Muthes, den Stürmen trotzen, die ihn umtoben. Das iſt eine uralte Lehre; doch kann man ſie jungen Leuten, die in die Welt treten, nicht oft genug empfehlen.“

„Nun, ich habe ſo einen Reiſemantel,“ ſagte Hermann.

„Halt' ihn feſt!“ verſetzte der Pfarrer. „Es ſind elende Menſchen, die ihn entbehren und lebenslang von dem Froſte

der Unzufriedenheit geschüttelt werden. Viele, die sich unglücklich nennen, sind es entweder gar nicht, oder wenigstens in keinem so hohen Grade, als sie glauben. Dagegen ist der Beneidete oft minder glücklich, als seine Neider. Ich erinnere mich hierbei eines Mährchens, das diese Wahrheit sehr anschaulich darstellt.“ —

„O, ich bitte dich,“ fiel die Pfarrerin ein, „bringe so spät am Abend keine Mährchen aufs Tapet! Man hat schwere Träume davon.“

„Sorge nicht,“ sprach er lächelnd. „Mein Mährchen ist nicht von der schauerlichen Art.“

„So erzähl' es in Gottes Namen!“ sagte sie, und er begann, wie folgt.

2.

Unzufriedenheit und Strafe.

„In der Vorzeit lebte ein finstrer Grämling, Namens Job, der mit seinem Loose höchst unzufrieden war, ob er gleich alles besaß, was ein genügsamer Mensch bedarf. Gesund, wie ein Hirsch, bewohnte er mit einem jungen, braven Weibe ein bequemes eigenes Haus, und hatte sein gemächliches Auskommen, wenn er die Hände nicht in den Schooß legte. Das war aber gerade der Platz, wo sie sich am liebsten aufhielten. Murrend ging er jeden Morgen an sein Tagewerk, nannte sich ein unglückliches Lastthier, und haderte mit dem Himmel über die Versagung der Reichthümer, die er sich oft auf den Knien erbat. Er wollte Schätze finden oder durch ein Wunder in den Besitz goldner Berge gesetzt seyn; doch jenseits der Sterne nahm man keine Kunde davon. Der unverschämte

Bettler mußte nach wie vor arbeiten oder — hungern; und das war ihm ganz recht. Da er nun sah, daß sich der Himmel ihm eisern verschloß, so klopfte er an die Pforte der Hölle, und citirte, wie Doktor Faust, den Teufel.“ —

„Hab' ichs nicht gedacht!“ rief die Pfarrerin, und sprang auf, um den Tisch zu verlassen.

„Bleib, Mü'terchen, bleib!“ sagte der Pfarrer. „Der Böse kommt nicht! Er ließ sich vergebens vorladen, und der Beschwörer mußte nachher mit noch größerer Anstrengung arbeiten, weil er bei den fruchtlosen Verhandlungen mit dem tauben Geiste viel Zeit versäumt hatte. Dennoch gab er seinen thörichten Wunsch, ein reicher Tagdieb zu werden, nicht auf. Er trug einem alten Einsiedler, der als ein mächtiger Zauberer berühmt war, sein Anliegen vor. Aber auch der Waldbruder war nicht geneigt, ihm gefällig zu seyn. Er geizte sogar mit einer armseligen Wünschelruthe, die sich Job ausbat, und ermahnte den begehrlichen Menschen, sich mit dem, was er habe, zu begnügen; denn er sey in seinem beschränkten Zustande glücklicher, als mancher Ritter und Fürst.

Das wollte Job durchaus nicht einräumen. Ich weiß besser als Ihr, sprach er, wie es in den Ritterburgen zugeht! Von dem Götterleben der Fürsten will ich gar nicht reden. Ich wäre vollkommen zufrieden, wenn ich mich nur zum Beispiel so pflegen könnte, wie Ritter Dagobert, in dessen Burg ich vormals, eh' er den Kreuzzug ins heilige Land unternahm, oft aus- und einging. — Er schilderte nun mit lüsterner Beredtsamkeit, wie er den Ritter fort und fort hinter einem mit großen Weinhumpen bepflanzten Tische, auf einem Faulbette liegend, gefunden habe. — Das kann seyn, antwortete der Waldbruder: aber der

gute Ritter hatte vielleicht manchen geheimen Kummer, den er im Weine zu ertränken ſuchte. — Was frag' ich darnach, verſetzte Job: wär' ich nur Dagobert und könnte immer trinken und immer ruhen, ſo möchte alles übrige gehen, wie es wollte. —

Mit dergleichen Geſchwätzen ſtörte er oft die Einſamkeit des Eremiten, der ſich mehrmals dieſe langweiligen Beſuche verbat. Dennoch überlief ihn Job immerfort, ſang ſein altes Lied, und begehrte unabläſſig, den Zauberſtab zu ſeinem Vortheil in Bewegung zu ſetzen. Am Ende riß dem Waldbruder die Geduld aus. Er beſchloß, ſich den unleidlichen Geſellen vom Halſe zu ſchaffen. Als er nun eines Tages wieder einſprach und Dagoberts Wonneleben wie gewöhnlich rühmte, fuhr ihn der Graubart an: Ihr ſeyd ein hirnloſer Thor, daß Ihr den Ritter beneidet. Ich ſage Euch: er war nicht ſo glücklich als Ihr; er hatte keine frohe Stunde in ſeinem Hauſe; er zog deßhalb nach Paläſtina, und iſt dort (wie mir eben meine dienſtbaren Geiſter gemeldet haben) vor einigen Stunden unter dem Schwerte der Mahomedaner gefallen. — Es wäre mir nun ein Leichtes, Euch des Entſeelten Geſtalt ſo täuſchend zu verleihen, daß Ihr ohne Gefahr, als ein Betrüger entlarvt zu werden, von ſeinem Ruhepolſter und Weinkeller Beſitz ergreifen könntet; ich bin auch, um Eurer Zudringlichkeit los zu werden, zu dieſer Verwandlung bereit: aber ich rathe wohlmeinend, nehmt mein Erbieten nicht an; denn wahrlich, Ihr würdet Euch in des Ritters Haut übel befinden, und ſein Wein, nach dem Ihr ſo lechzet, würde Euch zu Gift werden! —

Job hörte von allen dieſen Worten nichts, als die Nachricht von Dagoberts Tode, und daß er nun in die erledigte Ruheſtelle einrücken könne. Des Einſiedlers Warnung

ſtreifte vor ſeinen Ohren vorbei. Er drang auf die erwünſchte Verwandlung, und der Zauberſtab ſchlug ihn auf der Stelle zum Ritter. Welche Freude! Er forderte einen Spiegel. Die Eremitenklauſe war nicht damit verſehen. Er mußte ſein neues Angeſicht in einer nahen Quelle beſchauen. Frohlockend kam er zurück. Er hatte ſich dem niedergehauenen Ritter vollkommen ähnlich gefunden, und dankte mit deſſen Stimme dem Zauberer dafür. Freilich war er in Einer Sekunde zwanzig Jahre älter geworden; doch das kümmerte ihn nicht. Er hoffte, durch den Genuß des Weines (den ein berühmter Arzt die Milch der Alten nennt) die verlorne Jugend wieder zu erſetzen und ſich zu einem Neſtor zu trinken. Freudig nahm er Abſchied, um in Dagoberts Burg ſeinen Einzug zu halten. Der Eremit errinnerte ihn an ſeine Gattin, und ſtellte ihm vor, daß ſie durch ſein Verſchwinden in Angſt und Elend geſtürzt werde. Was geht das mich an? ſagte der Egoiſt. Sie glaube meinetwegen, ich ſey geſtorben, und helfe ſich allein durch die Welt. Ich bin mir ſelbſt der Nächſte. — Hiermit eilte er fort. Der Einſiedler ſchlug Kreuze hinter ihm, ſchloß ſeine Zelle und dachte, man werde wohl im Schloſſe dafür ſorgen, daß er ſie dem ſchlimmen Kunden nie wieder öffnen müſſe.

Job zweifelte keinen Augenblick an einer guten Aufnahme in der Burg; denn der Zauberſtab hatte ihm nicht nur Dagoberts Geſtalt, ſondern auch eine vollſtändige Ritterkleidung verliehen. Ein Paar Doggen, die ſich eben vor der Burgpforte ſonnten, erkannten ihn auch ſogleich für ihren Herrn, ſprangen ihm mit Freudenbezeugungen entgegen, erwieſen ihm ſtürmiſche Liebkoſungen, ſtürzten dann in den Schloßhof vor ihm her, und meldeten mit lautem Gebell ſeine Ankunft. Er ging ſtracks hinein. Das Hausge-

finde erhob ein Jubelgeschrei und küßte ihm die Hände. Er benahm sich gegen alle sehr huldreich und nannte sie nach der Reihe bei ihren Namen, die ihm von alten Zeiten her bekannt waren. Dann ging er mit einiger Bangigkeit weiter, um Isabellen, Dagoberts Gemahlin, als die seinige zu begrüßen. Sie, ein junges, üppiges und verbuhltes Weib, hatte sich von dem bejahrten Eheherrn, als er ins gelobte Land zog, mit Vergnügen getrennt, und ganz darauf gerechnet, ihn nimmer wieder zu sehen. Es war daher kein freudiges Schrecken, das bei ihr in einen gellenden Schrei ausbrach, als sie plötzlich die verhaßte Gestalt vor sich erblickte. Die Echtheit seiner Person zu bezweifeln, fiel ihr nicht ein. Sie duldete seine zärtliche Umarmung wie eine kalte Bildsäule und fragte ihn frostig: warum er schon zurück kehre, da doch, ihres Wissens, die Eroberung des heiligen Grabes noch nicht gelungen sey. Er gab zur Antwort: er müsse dieses Geschäft jüngern Helden überlassen, weil er bald nach seiner Ankunft in Palästina gefühlt habe, daß er in seinen Jahren die Beschwerlichkeiten der Feldzüge nicht mehr ertragen könne. Sie rümpfte die Nase und ermahnte ihn höhnisch, seinen alten Platz auf dem Faulbette wieder einzunehmen. Das ließ er sich nicht zwei Mal heißen; er hatte sich lange nach dieser weichen Stelle gesehnt. Isabelle sah seiner frohen Niederlassung mit einem verächtlichen Blicke zu und entfernte sich.

Er glaubte, sie sey weggegangen, um für ihn eine köstliche Mahlzeit zu bereiten; aber er wartete von einer Stunde zur andern vergebens darauf. Es bot ihm niemand einen Trunk Wasser. Er zog endlich die Klingel. Ein Knappe erschien. Ritter Job forderte Wein. Der Diener ging und kam nicht wieder. Job klingelte nochmals und erhielt

nun ein Getränk, das wie Wein aussah und wie Essig schmeckte. Er schalt, und verlangte von einer bessern Gattung. Der Diener (ein ehrlicher Graukopf und vormals Dagoberts Liebling und Vertrauter) zuckte die Achseln und sagte mit Thränen: es stehe nicht in seiner Macht, diesem Befehl zu gehorchen; denn der Kellerschlüssel befinde sich in den Händen der gestrengen Frau, und sie habe erklärt, der Wein sey gut genug. Job trank seufzend den Krätzer und stillte seinen Hunger mit trocknem Brode. Er blieb bei diesem Genuß so nüchtern, daß er über seinen gegenwärtigen Zustand hell und klar nachdenken und Isabellens schnöde Behandlung mit dem gutmüthigen Benehmen seiner verlassenen Gattin vergleichen konnte. Diese empfing ihn, wenn er Abends heim kam, mit herzlicher Liebe und tischte das Beste auf, was sie im Hause hatte. Jetzt, kalt und verächtlich aufgenommen, mußte er mit Ritterzähnen an harten Brodkrusten nagen. Er hatte auf der Stelle nicht den Muth, Isabellen darüber zur Rechenschaft zu ziehen; aber er nahm sich vor, des folgenden Tages das Rauhe herauszukehren und die Rolle des Hausherrn mit Nachdruck zu spielen.

Er that es; nur leider mit schlechtem Erfolg. Isabelle lachte ihm, ohne weitere Antwort, ins Gesicht. Bei der Mittagstafel, wo sie sich einfand, schien sie nur darum gegenwärtig zu seyn, um sich an seinem Aerger über die aufgetragenen unschmackhaften Gerichte zu weiden. Das ist Bettlerskost! fuhr er auf. Sie antwortete: wenn er künftig die Speisen würzreicher verlange, so möge er nur die aus Palästina mitgebrachten Lorbeern in die Küche abliefern. Dieser Spott traf ihn eigentlich nicht; doch seine Rittermaske nöthigte ihn, sich darüber zu entrüsten. Es entstand ein heftiger Wortwechsel, und zuletzt gar ein

Handgemenge, wobei Isabelle den Kürzern zog. Sie floh mit dem Angesicht einer Furie und drohte Rache.

Einige Stunden darauf erschien sie in Begleitung eines baumlangen, stämmigen Ritters, den sie dem staunenden Job als ihren Beschützer vorstellte. Der Cicisbeo, dem der Raufsinn auf der Stirn geschrieben stand, erklärte sich selbst mit frechen Worten zu ihrem Protector, und schlug dabei so kräftig an sein Schwert, daß der Afterritter zu beben begann und es nicht wagte, dem unbefugten Schiedsrichter seiner häuslichen Händel die Thür zu weisen. Er versprach mit zitternder Stimme, sich künftig gegen seine Gemahlin anständiger zu betragen, und so kam er für dieß Mal mit einem Verweise davon.

Isabelle trotzte seitdem bei jeder Gelegenheit auf ihren furchtbaren Schirmhalter. Job durfte nicht mucken, wenn er nicht von dem Raufbold vor die Klinge gefordert seyn wollte. Er hatte zur Handhabung des Schwertes weder Muth noch Geschick, und mußte sich also von der boshaften Xantippe die härtesten Kränkungen gefallen lassen. Diese gingen am Ende so weit, daß er sie nicht länger ertragen konnte. Er begab sich zu dem Waldbruder und bat auf den Knieen, ihn von der lästigen Rittergestalt zu befreien und ihm seinen ursprünglichen Körper wieder zu geben. Er wolle gern, sprach er, doppelt so viel arbeiten als vorher, wenn er sich nur seiner ruhigen Hütte und seines guten, treuen Weibes wieder erfreuen könnte. Aber der Einsiedler sagte: das sey vorbei, und trieb ihn, mit ernster Vorhaltung seiner ehemaligen Unzufriedenheit, aus der Klause. Job ging traurig in die Marterburg zurück und verwünschte die Stunde, da er sich zuerst hineingesehnt hatte.

Kurz darauf fing die Dame an, sich freundlicher gegen ihn zu betragen. Sie forschte täglich, was er gern speisen möchte, bewirthete ihn ohne Widerspruch damit und schonte nicht des besten Weines im Keller. Jetzt ward dem Dulder wohl; er schmauste fröhlich; aber es waren Henkermahle. Isabelle, die ihren Buhler ins Ehebett aufzunehmen und sich daher des alten Gemahls zu entledigen wünschte, bereitete ihm ein Successionspulver und vergiftete damit süßen Wein, den sie selbst in einem goldenen Becher ihm reichte. Er trank ihn hastig aus und starb wenige Stunden darauf, sich selbst und seine Thorheit verfluchend. — Man behauptet: Dagoberts Geist sey ihm in der Todesstunde gräßlich erschienen und habe dann Isabellen so lange verfolgt, bis sie sich aus Verzweiflung in den Schloßbrunnen gestürzt habe. Auch sollen sich, wie die Sage geht, in den Ruinen jener Burg noch jetzt um Mitternacht zwei Ritter von ähnlicher Gestalt sehen lassen, wovon einer den andern mit gezücktem Schwerte aus den wüsten Mauern hinaustreibt.“ —

„Laß ruhn die Todten!“ sagte die Pfarrerin und blickte ängstlich nach der Thür, als besorgte sie, die Geister würden hereinbrechen und sich um den Tisch herumjagen.

Ihr Gatte beruhigte sie und zog aus der erzählten Geschichte sehr vernünftige Nutzanwendungen, die aber füglich ungedruckt bleiben, weil sie der Leser, wenn er sich sonst mit Moral befassen will, selbst machen kann. Außerdem ist es räthlich, uns bei dem Mährchen nicht länger aufzuhalten; denn wir laufen ohnedieß schon Gefahr, daß es ein oder der andere Kunstrichter als ein hors d'oeuvre betrachten werde.

3.

Das Geheimniß.

Als Hermann am folgenden Morgen ſein Reiſebündel gepackt hatte, und im Begriff ſtand, Abſchied zu nehmen, führte ihn der Pfarrer mit einer geheimnißvollen Miene in ſeine Studierſtube und verriegelte die Thür hinter ſich. „Mein guter Hermann,“ ſprach er, „ich habe dir, ehe wir ſcheiden, eine wichtige Entdeckung zu machen. Ich liebe dich ſeit neunzehn Jahren wie einen leiblichen Sohn; aber du biſt es nicht! — Du wurdeſt mir von deinem Vater, deſſen Namen ich dir noch nicht nennen darf, in der früheſten Jugend anvertraut, und ich habe dich nach ſeinen Vorſchriften ſchlicht und kunſtlos erzogen.“

Hermann ſtarrte den Paſtor an und ſtürzte ihm mit liebevoller Heftigkeit in die Arme. „Ich will keinen andern Vater!“ rief er aus. „Ich bin und bleibe Ihr Sohn! Ich kann keinen Andern ſo lieben, und am wenigſten den Unbekannten, der mich vermuthlich bloß darum von ſich entfernte, um der läſtigen Erziehungsſorgen überhoben zu ſeyn. — Oder thu' ich ihm vielleicht Unrecht?“ fuhr er mit ſanfterer Stimme fort: „Zwangen ihn etwa unabänderliche Verhältniſſe, ſich von mir zu trennen?“ —

„Dringe nicht mit ſolchen Fragen in mich!“ ſagte der Pfarrer. „Ich darf ſie nicht beantworten; ich muß dich an die Zukunft verweiſen, die alle Dunkelheiten dir aufhellen wird. Aber bis zu dieſem Zeitpunkte werden wohl noch zehn Jahre verſtreichen.“ —

„Seltſam genug!“ rief Hermann. „Mein Vater will mir erſt dann erſcheinen, wenn ich keiner väterlichen Un-

terſtützung mehr bedarf! — Nun, ich muß mich darein fügen, und ich wage ohne Bangigkeit den Verſuch, meine eigene Stütze zu ſeyn. — Aber wie ſoll ich mich nennen? Ich verliere den theuren Namen Brok, und erhalte keinen andern dafür.“ —

„Dieſer Knoten iſt leicht zu löſen;“ antwortete ſein Pflegevater. „Du kannſt ohne Bedenken meinen Namen fortführen; denn es iſt, außer meiner Frau und einem vertrauten Freunde, keinem Menſchen bekannt, daß du nicht mein Sohn biſt. Eine ehrliche Bäurin, die in einer entfernten Gegend wohnte und ſchon ſeit vielen Jahren todt iſt, war deine Amme. Aus ihren Händen empfing ich dich im zwölften Monate deines Alters auf der Reiſe, als ich, von weitem her kommend, mein hieſiges Pfarramt antrat. Du zogſt in dieſem Hauſe mit mir ein, galtſt für mein Kind, und es konnte niemanden einfallen, daran zu zweifeln.“ —

Das beruhigte den Jüngling. Der Pfarrer verſah ihn nun mit mancherlei guten Lehren, empfahl ihm beſonders männlichen Gleichmuth bei widrigen Schickſalen, warnte ihn vor Müßiggang und böſer Geſellſchaft, und erinnerte ihn an Herders treffliche Worte:

Wie der Schatten früh am Morgen
Iſt die Freundſchaft mit dem Böſen,
Stund' auf Stunde nimmt er ab.
Aber Freundſchaft mit dem Guten
Wächſet wie der Abendſchatten,
Bis des Lebens Sonne ſinkt.

Hermann ſchrieb dieſe Verſe in ſein Taſchenbuch, nahm von ſeinen Pflegeeltern Abſchied, und wanderte fort.

Wir können ihn jetzt nicht begleiten, werden ihn aber zu rechter Zeit wieder einholen.

4.

Die Geschichte geht zwanzig Jahre rückwärts.

Im Schlosse Eibenburg erwartete man damals einen Stammerben. Herr von Falkenhof ging, unruhig horchend, in seinem Zimmer auf und ab, und versah sich jeden Augenblick einer Botschaft von der glücklichen Entbindung seiner Gemahlin. Schon lagen zwei Goldstücke von ungleichem Werthe bereit, um den Eilboten nach dem Verhältniß der Erfreulichkeit seiner Nachricht zu beschenken. Ein Doppel-Louisd'or war für einen Sohn, ein einfacher Dukaten für eine Tochter zum Preise bestimmt. „Ei, ei!“ wird manche Leserin denken oder sagen: „War unser Geschlecht dem Knauser so gleichgültig?“ — Nichts weniger! Aber Falkenhofs Güter waren Mann- oder Schwertlehen; es konnten nur männliche Nachkommen darin zur Erbfolge gelangen, und es war ihm aus diesem Grunde nicht zu verdenken, daß sich seine Wünsche zu einem Sohne hinneigten.

Bei aller seiner Vorsicht war er dennoch auf den Fall, der endlich eintrat, nicht gefaßt. Die Hebamme überraschte ihn mit der Meldung, daß ihn der Himmel mit schönen und gesunden Zwillingssöhnen beschenkt habe. Außer sich vor Freude, umarmte er die Frau, so alt und häßlich sie war, und verdoppelte den Preis, den er auf die Verkündigung eines Stammhalters ausgesetzt hatte.

Als er wieder allein war, geberdete sich der vierzigjäh-

rige Mann wie ein Kind, dem man eine Puppe geſchenkt hat. Er ſprang auf Einem Beine, klatſchte in die Hände, ergriff ſeinen Hausarzt, den Doktor Wigmund, der ihm gerade in den Wurf kam, und wirbelte ſich ſo lange gewaltſam mit ihm herum, bis beide ſchwindelig wurden und aufs Kanapee ſanken.

„Nun, Doktor, wie ſteht's?“ keuchte Herr von Falkenhof: „Was machen meine Jungen?“

„Beide befinden ſich vortrefflich,“ ſagte der Arzt. „Sie zeigen eine Fülle von Munterkeit und Lebenskraft, wie man ſie bei Zwillingen ſelten antrifft.“ —

„Und die Mutter?“ —

„Iſt die geſundeſte Wöchnerin, die ich jemals geſehen habe.“ —

„O, was bin ich für ein glücklicher Mann!“ rief Falkenhof: „Und ich geſtehe Ihnen, Freund, daß mir meine Zwillinge lieber ſind, als drei andere Söhne, die einzeln angekommen wären.“

„Wie ſo?“ fragte Wigmund.

„Erſtens“ — antwortete Falkenhof — „iſt eine Zwillingsgeburt kein ganz gewöhnliches Ereigniß. Es wird unter den Leuten, die mich und meine Frau kennen, einiges Aufſehen machen, und das lieb' ich. Zweitens bin ich nun auf Einmal im Stande, einen gewiſſen Verſuch auszuführen, deſſen Entwurf ich ſchon lange im Kopfe herumtrage. Ich will nämlich einen meiner Söhne mit der möglichſten Sorgfalt, wie ein Fürſtenkind, erziehen laſſen, und den andern wie einen gebornen Bettler in die Welt hinausſtoßen.“ —

„Sie ſcherzen, Herr von Falkenhof!“ ſagte der Arzt. „Wozu ſollte dieſe Sonderbarkeit führen!“ —

„Zu der Erfahrung, wer am Ende von Beiden der glücklichſte iſt.“ —

Wigmund ſchüttelte den Kopf. Von Glück, ſagte er, könne unter ſolchen Umſtänden gar nicht die Rede ſeyn; denn weder der verzärtelte, noch der rohe Menſch ſey wahrhaft glücklich, und aus einer ſo abenteuerlichen Erziehung könne auf keiner Seite etwas Gutes entſtehen. „Ich bitte Sie, Herr von Falkenhof,“ fuhr er fort, „machen Sie mit Ihren Kindern, wenn ſie Ihnen lieb ſind, keine ſo ausſchweifenden Sprünge! Bleiben Sie fein auf der goldnen Mittelſtraße!“ —

„Schweigen Sie mir von Ihrer Mittelſtraße!“ rief Falkenhof. „Ich haſſe dieſen ausgetretenen Allerweltstummelplatz und gehe meinen Weg gern allein. — Doch ein ander Mal mehr darüber. Jetzt will ich Frau und Kinder beſuchen.“ —

5.

Der Sonderling.

Herr von Falkenhof machte in ſeiner Jugend die damals ſogenannte große Tour durch England, Frankreich, die Schweiz und Italien, und hielt ſich am längſten in England auf. Da kamen ihm denn mancherlei Eulenſpiegelſtreiche brittiſcher Sonderlinge zu Ohren und Geſicht, und er bewunderte, nach alter deutſcher Weiſe, dieſe Narrheiten ſo ſehr, daß er ſie, als er ins Vaterland zurückgekehrt war, beſtmöglichſt nachzuäffen ſuchte. Alles mußte bei ihm anders, als bei andern Menſchen ſeyn. Er trug einen grünen Hut, rothe Stiefeln, ließ ein Geſpann weißer Pferde wie Panther malen und baute ſeinen Hunden einen kleinen

Palaſt. Kurz, er ſchonte kein Geld, um ſich von vernünftigen Leuten als ein Phantaſt auslachen zu laſſen, und dieſer erwünſchten Ehre genoß er in vollem Maße. Dagegen fehlte es ihm aber auch nicht an Schmeichlern, die für das Honorar einer guten Mahlzeit alle Einfälle ſeines verſchrobenen Kopfes ſehr genialiſch fanden und ihm darüber Beifall zuklatſchten. Das ermunterte ihn, ſeine tollen Streiche immer weiter zu treiben. Bei dem allem war er ein ganz leidlicher Querkopf, weil ihn ſein gutes Herz unfähig machte, ſich den plumpen Egoismus reicher Großbritten anzueignen.

Er hatte das vierzigſte Jahr ſeines Alters angetreten, als er einſt zu einigen Tiſchfreunden ſagte: er wolle allen ſeinen bisher begangenen Thorheiten die Krone aufſetzen und — heirathen. Bei dieſen Worten (die ſein Geſchichtſchreiber mit Widerwillen und Mißbilligung anführt) entfärbten ſich die Paraſiten; denn es ward ihnen bange, daß eine ſparſame Frau die Herrſchaft des Hauſes gewinnen und den gaſtfreundlichen Falkenhof in einen Knauſer umſchaffen möchte. In dieſer Gefahr wagten ſie es, ihm von ſeinem Vorhaben abzurathen. Aber die armen Tropfen kannten ihren Patron noch nicht genug: er that immer gerade das, wovor man ihn warnte. Dieſer Mucke erinnerten ſie ſich erſt, als er ſie in einem ziemlich herriſchen Tone beſchied: er bedürfe keiner Rathgeber und werde ſeinem eigenen Kopfe folgen. Sie lenkten nun ein und billigten ſeinen Entſchluß, in der Hoffnung, er werde, nach ſeiner gewöhnlichen Art, gegen den Strom ſchwimmen. Allein er durchſchaute ihre Liſt und ließ ſich nicht irre machen. Im Gegentheil verſicherte er mit lachendem Munde: er werde unfehlbar, ſie möchten ihn loben oder tadeln, bin-

nen acht Tagen Bräutigam seyn, ohne sich deßhalb aus dem Hause zu bewegen oder eine Zeile zu schreiben.

Und des folgenden Tages sandte er in einen Umkreis von acht bis zehn Meilen reitende Boten aus, durch die er alle dort herum wohnende Adelsfamilien, in welchen sich heirathsfähige Fräulein befanden, auf einen gewissen Tag zur Tafel einladen ließ. Aus dieser Mädchenflor wollte er seine künftige Gattin wählen. Aber weder Auge noch Herz sollte bei dieser Wahl eine Stimme haben, sondern blos der blinde Zufall entscheiden. Er wollte seine Hand demjenigen Fräulein antragen, das am Tage des Gastmahls zuerst in seinen Hof einfahren würde.

Ein Bedienter, der bei der Tafel aufwartete, als man für und wider das Heirathen sprach, erhaschte davon einige Worte, die in der Bedientenstube, wo er sie sogleich wieder bekannt machte, großes Aufsehen erregten. Man rieth hin und her, aus welchem Hause die Braut heimgeführt werden würde; aber die Meinungen blieben so lange schwankend, bis Herr von Falkenhof zu satteln und aufzusitzen befahl, und das Verzeichniß der einzuladenden Gäste den beorderten Eilboten überlieferte. Daraus ergab sich nun deutlich, daß es bei dem großen Gastmahle, wozu er nur adelige Jungfrauen mit ihren Verwandten berufen ließ, auf eine Brautschau und Brautwahl abgesehen war. Diese Bemerkung theilten die Boten in allen Häusern, wo sie Einladungen zu bestellen hatten, den Bedienten mit, und so kam sie auch bald zu den Ohren der Herrschaften. Bei dieser Kunde blieben die Fräulein nicht gleichgültig. Herr von Falkenhof besaß zwei der größten Rittergüter im Lande, und außer der Sucht, den Sonderling zu spielen, haftete kein Tadel an ihm. Man hielt es also sehr der Mühe werth, durch den sorgfältigsten Schmuck nach dem

goldnen Apfel zu ſtreben, den dieſer neue Paris der Schönſten ertheilen wollte. Aber eben am Putztiſche, wo man dieſes Glück durch mühſame, zeitverſplitternde Künſteleien zu gewinnen glaubte, ward es verſäumt: denn die geſchwätzigen Boten konnten Falkenhofs Entſchluß, die zuerſt Kommende zu wählen, nicht ausplaudern, weil er ihn niemanden entdeckt hatte.

6.

Der Heirathsantrag auf der Treppe.

Die Perle der eingeladenen weiblichen Jugend war Auguſte von Lingen. Ihre Graziengeſtalt bedurfte keines Schmucks, und ihre anſpruchloſe Beſcheidenheit verſchmähte ihn. Ihr kaſtanienbraunes Haar ringelte ſich von ſelbſt in natürliche Locken, die ein leichter Strohhut, ohne ſie zu zerſtören, gegen Wind und Wetter beſchützte. Mit dieſem einfachen Kopfſchmucke verband ſie gewöhnlich nur ein weißes Kleid von feinem Neſſeltuch, und damit glaubte ſie auch bei dem gegenwärtigen Brautfeſte auszukommen. Von keiner Mutter abhängig (denn die ihrige war ſchon geſtorben), konnte ſie frei über ihren Anzug ſchalten: ſonſt hätte mütterliches Dichten und Trachten, die Eroberung des reichen Bräutigams durch Waffen des Putzes zu bewerkſtelligen, ſie ohne Zweifel an dieſem Tage länger an die Toilette gefeſſelt. Aber ihr Vater, ein alter, deutſcher Degenknopf, redete deſto weniger darein, da er ſich, wegen ſeiner äußerſt beſchränkten Umſtände, auf einen hochbegüterten Tochtermann, wie Falkenhof, keine Rechnung machte.

Auguſte war daher am Tage des Gaſtmahls ſehr früh zur Abreiſe fertig. Ihr Vater brauchte zur Anlegung ſeiner

bequemen Armeeuniform (die er, als penſionirter Rittmeiſter, bei Feierlichkeiten trug) noch weniger Zeit, und überdieß war er da, wo es etwas zu ſchmauſen gab, nicht gern der Letzte. Sie fuhren alſo zeitig ab; der Weg nach Eibenburg war nicht weit; die Pferde liefen, als triebe ſie Hymen mit brennender Fackel; und ſo geſchah es denn, daß die ſchöne Auguſte unter allen Gäſten zuerſt in Falkenhofs Schloſſe eintraf.

Er lauerte ſchon ſeit einer Stunde am Fenſter, und flog mit jugendlichem Feuer die Treppe hinab, als er die wohlbekannte altväteriſche Halbkutſche des Rittmeiſters erblickte. Sie war unter allen Equipagen, die er an dieſem Tage bei ſich erwartete, das armſeligſte Fuhrwerk; aber er hätte ſie jetzt nicht um den goldnen Krönungswagen eines Königs oder Kaiſers vertauſcht. Auguſte war längſt unter allen Mädchen, die er kannte, ſein Idol. Er hätte ſie ohne Umſchweife zur Gattin gewählt, wenn ein ſo gerader Weg zum Ziele für einen Sonderling ſchicklich geweſen wäre. Drum war er ſeinem Brautwerber, dem Zufall, recht ſehr dafür verbunden, daß er ihn ſo verſtändig und erwünſcht bedient hatte.

Schon im Fluge zum Wagen ließ er ſeine Freude laut erſchallen. „Willkommen, alter Kriegsmann!“ rief er: „Du machſt mich ewig glücklich, daß du ſo zeitig aufbrachſt! Ich möchte dich auf der Stelle dafür zum Feldmarſchall erheben!“ — Hiermit ſchlug er die lederne Schürze der Halbkutſche raſch zurück, hob Auguſten heraus, führte ſie die Treppe hinauf, erklärte ihr wandelndes Fußes ſeine Liebe, that ihr Schlag auf Schlag einen Heirathsantrag, und war mit dem allen auf der letzten Stufe fertig. Beſtürzt konnte Auguſte nicht antworten. Sie ſchwankte, wie träumend, in das vor ihr geöffnete Zimmer, und ſah ſich ängſtlich

nach ihrem Vater um, der gemächlich die Treppe herauf stieg. „Komm, Schwiegerpapa!“ rief Falkenhof: „Komm geschwind und gib uns deinen Segen!“ — Der Rittmeister machte große Augen; Falkenhof schob ihn zu der Tochter ins Zimmer und verschwand mit den Worten: er werde nach fünf Minuten wieder kommen und sich seine Sentenz abholen.

Auguste erklärte ihrem staunenden Vater das Räthsel. Er rieth wohlmeinend, den Antrag nicht abzuweisen. Ihr Herz war noch frei; des Vaters Rath und Wünsche galten ihr wie Gesetze, und Falkenhofs Person hatte für sie nichts Abschreckendes. So erhielt er denn, als er nach verflossener Bedenkzeit erschien, ohne Umstände das Jawort. Er war hochvergnügt, bat aber vor der Hand um Geheimhaltung, weil er bei der Tafel die Gesellschaft mit dieser Neuigkeit überraschen wolle.

7.

Die Masken.

Nun kam ein Wagen nach dem andern in den Hof gerollt. Blühende und verblühte Schönen hüpften heraus, und jede war nach ihrer Weise geschäftig, den Sieg zu erhalten und sich zur Heldin des Tages zu erheben. Manche schwärmten ausgelassen fröhlich, um dem Ehekandidaten eine recht heitere und wohlgelaunte Lebensgefährtin anzubieten; Andere versuchten durch zärtliche Feuerblicke sein Herz in Brand zu stecken; eine dritte Klasse schlug zimpernd die Augen nieder, weil sie glaubte, daß Falkenhof ein empfindsames, lammfrommes Weibchen jedem andern vorziehen würde. Kurz, es war lustig, die verschiedenen

Charaktermasken in Bewegung zu sehen. Falkenhof merkte, daß man ihm in die Karte geschielt hatte; aber, anstatt sie sogleich offen aufzulegen, war er grausam genug, durch Artigkeiten und Schmeicheleien bald dieser, bald jener Dame zum Gewinn des großen Spiels Hoffnung zu machen. Sie, die es schon gewonnen hatte, saß indessen ganz unbeachtet, und selbst Falkenhof gab sich das Ansehen, sie kaum zu bemerken.

So standen die Sachen, bis sich das Gastmahl zum Ende neigte und der Nachtisch aufgetragen war. Jetzt ergriff Falkenhof sein Glas und brachte mit lauter Stimme den Trinkspruch aus: „Meine Braut, Auguste von Lingen, soll leben!“ — Da war's nicht anders, als hätte der Donner mitten auf der Tafel eingeschlagen. Alle Gesichter, die gemalten ausgenommen, erblaßten und sahen den arglistigen Schadenfroh wie Marmorbilder an. Er hielt lächelnd sein Glas empor und erwartete, daß man mit ihm anstoßen sollte. Aber nur der Rittmeister fand sich freiwillig dazu ein. Die übrigen mußten nochmals aufgefordert werden. Aus Scham rückten sie endlich mit ihren Gläsern langsam heran. Ein paar ältliche Fräulein, die ihren letzten Hoffnungsanker in Falkenhofs Herz ausgeworfen hatten, zitterten so stark, daß sie unter Weges einen Theil ihres Weines vergoßen. Die Gläser küßten sich matt und erklangen dumpf wie Trauergeläut; die Lippen berührten den Wein nur oberflächlich, als wär' er vergiftet, und die Stelle der Glückwünsche vertrat ein leises, unverständliches Gemurmel. Scherz und Freude waren unwiederbringlich verschwunden; die Larven fielen; man sah fast auf allen Gesichtern Verdruß und Zorn ohne Hülle, und ehe noch dem Nachtisch sein volles Recht wiederfahren war, rückten einige mißvergnügte Fräulein, die sich durch Augenwinke dazu beredet

hatten, mit den Stühlen, und gaben so das Zeichen zum Aufbruch. Vergebens bat der Wirth, es sich noch länger in seinem Hause gefallen zu lassen. Die Mißvergnügten blickten auf ihre Taschenuhren und versicherten einmüthig, es sey die höchste Zeit zur Heimreise. Die Wagen wurden eilig bespannt, kalte Komplimente gewechselt, und schnell sah sich Falkenhof mit seiner Braut und ihrem Vater allein.

8.

Fürst und Bauer.

Auguste, die einige Wochen nachher ihr Vermählungsfest feierte, war eine so weiche, biegsame Seele, wie es die Gattin des Sonderlings seyn mußte, wenn eine gute Ehe daraus entstehen sollte. Das fromme Weibchen fügte sich ohne Widerspruch in den wunderlichen Geist; sie lebten daher äußerst zufrieden mit einander. Es zeigte sich bald Hoffnung zu einem Erben, und hiermit öffnete sich dem fröhlichen Vater ein neues Feld, seine Steckenpferde zu tummeln. Er las eine ganze Bibliothek von Erziehungsschriften; doch keineswegs in der Absicht, um zu lernen, wie er den Knaben, dem er entgegen sah, zu behandeln habe: im Gegentheil machte er sich mit den Lehren der Pädagogen blos darum bekannt, damit er von dem Wege, den sie vorzeichneten, desto weiter abweichen könne; und am Ende dieser unmäßigen Leserei beschloß er, seinen künftigen Sohn, ohne alle Erziehung, wie einen Baum im Walde aufwachsen zu lassen.

Doch bald ward er andern Sinnes. Er bedachte, daß sein Vorsatz kein origineller Gedanke sey, sondern daß er damit nur vielen andern Eltern, die ihre Kinder in die

wohlfeile Schule der Natur ſchicken, nachhinken würde. Geſchwind ſprang er nun zu dem entgegengeſetzten Extrem über, und entwarf Plane zu einer üppigen Prinzenerziehung, weil ihm ſein beträchtliches Vermögen hinreichende Mittel dazu bot, und er überzeugt war, daß es kein anderer Edelmann in dieſem Punkte mit ihm aushalten könne. Bisweilen ſchielte er aber noch mit Wohlgefallen nach ſeinem erſtern Einfall zurück, und ſo unentſchloſſen blieb er, bis die Zwillinge erſchienen, und er nun plötzlich auf den Gedanken fiel, beide Extreme zu verwirklichen.

Der Streit, in den er darüber mit ſeinem Hausarzt gerieth, ward in der Wochenſtube fortgeſetzt. Wigmund warnte beſonders vor dem verderblichen Luxus, mit welchem einer der beiden Neugebornen erzogen werden ſollte. „Verzärtelung," ſprach er, „iſt nicht viel beſſer als Kindermord: denn die Reiſe durchs Leben wird mit jedem Tage ſchwerer und theurer; man hat mehr als jemals Muth, Kraft und Genügſamkeit dazu nöthig; und ſogar für geborne Prinzen iſt Unerſättlichkeit in Bedürfniſſen jetzt eine gefährliche Sache. — Durch ihr Gold können ſie zwar gewöhnlich ihre eigenſinnigſten Wünſche befriedigen und werden auf dienenden Händen durch die Welt getragen, damit ihr Fuß an keinen Stein ſtoße: aber wer bürgt dafür, daß nicht einſt auch in ihren hohen Regionen eine rauhe, ſtürmiſche Zeit hereinbricht, und die Götter dieſer Welt fühlen läßt, daß ſie Menſchen ſind? — Wenn alſo — das wollt' ich eigentlich ſagen — wenn ſelbſt Fürſten ihre Kinder gegen mögliche Widerwärtigkeiten durch Erziehung ſtählen ſollten: um ſo mehr iſt dieß die Pflicht anderer Eltern, die es offenbar voraus ſehen, daß mancher Weltſturm ihre Söhne anfallen wird. — Auch als Arzt muß

ich körperliche Abhärtung, als den beſten Harniſch gegen viele Krankheiten, dringend empfehlen.“ —

„Gut, gut, lieber Doktor!“ ſagte Falkenhof. „Sie predigen ſich ganz aus dem Athem, und es wird ſich doch mit der Zeit alles von ſelbſt finden. Jetzt will ich über die Knaben das Loos werfen.“

Er nahm zwei Zettel, ſchrieb auf den einen: Fürſt, auf den andern: Bauer, rollte ſie zuſammen und miſchte ſie in der hohlen Hand. Dann ließ er die Knaben, etwas entfernt von einander, auf einen Tiſch legen, warf in den Zwiſchenraum die Zettel und erklärte dabei, daß jeder derſelben das Schickſal des Kindes, dem er am nächſten falle, entſcheiden ſolle. Der Doktor ſchüttelte bei dieſer Ceremonie finſter den Kopf, und fragte hinter Falkenhofs Rücken die Wöchnerin leiſe, was ſie dazu ſage. Sie faltete mit Ergebung die Hände, blickte gen Himmel und ſeufzte. Das war ihre einzige Antwort.

9.

Hermanns erſte Reiſe.

Indeſſen hatte Falkenhof die Looſe geöffnet, und das mit dem Worte Bauer bezeichnete Blättchen an der Seite des erſtgebornen Knaben gefunden. „Kommen Sie her, Doktor!“ rief er: „Was halten Sie von dieſem Jungen? Iſt ſeine Natur ſtärker oder ſchwächer, als die ſeines Bruders?“

„Dieſe Frage kommt etwas zu früh!“ verſetzte der Doktor. „Können Sie wohl über zwei Hälmchen, die eben erſt aus der Erde geſproßt ſind, mit Gewißheit entſcheiden, welches davon am höchſten aufwachſen und die meiſte Frucht

tragen werde? — So ist es auch hier! Ihre Frage läßt sich erst nach mehreren Monaten mit einiger Gründlichkeit beantworten. Gnügt Ihnen aber jetzt ein unsichres Urtheil, so halte ich, dem äußern Ansehen nach, allerdings dafür, daß der Erstgeborne seinen Bruder einst an körperlicher Kraft übertreffen werde.“ —

„Das ist mir sehr lieb;“ antwortete Falkenhof: „er wird sie brauchen! Denn ihn traf das Loos, aller Bequemlichkeiten des Lebens, die sein Bruder im Vaterhause genießen wird, außerhalb desselben beraubt zu seyn. Erst nach dreißig Jahren — an meinem siebzigsten Geburtstage — will ich ihn, wenn er sich indessen wacker gehalten hat, in meine Arme schließen und ihm sagen: Du bist mein Sohn!“ —

„Wissen Sie gewiß, daß Sie so lange leben?“ fragte Wigmund in einem kalten, verdrießlichen, fast höhnischen Tone.

„Das denk' ich!“ sagte Falkenhof. „Und ich verlasse mich in diesem Stücke ganz auf Sie!“

„Es soll mir lieb seyn, wenn ich so lange mit Ihnen um die Wette lebe;“ versetzte der Arzt. „Und in diesem Falle werde ich mein Bestes thun, Sie bis zu dem wichtigen Tage, an welchem Sie diesem armen Wesen eine dreißigjährige Härte vergüten wollen, gesund zu erhalten.“ —

„Sie behandeln aber auch die Sache verdammt tragisch!“ sagte Falkenhof. „Es ist ja nicht meine Absicht, das Kind auf die Heerstraße zu setzen und hülflos liegen zu lassen. Nein, ich will es bei einem Pfarrer oder Schulmeister unterbringen und Kostgeld bezahlen, bis der Bursch sein Brod selbst verdienen kann. Der Pflegevater muß aber durchaus ein Mann seyn, der ein Geheimniß zu bewahren versteht. Ist Ihnen vielleicht ein solcher bekannt?“ —

Wigmund hatte schon seinen Universitätsfreund, den Pfarrer Brok, im Sinne, und schlug ihn mit der Empfehlung vor, daß er ein braver und gelehrter Mann, und nichts weniger als waschhaft sey.

„Das ist schön!“ sagte Falkenhof. „Nur seine Gelehrsamkeit kann ich nicht brauchen. Mein Sohn soll zur Nothdurft lesen und schreiben lernen, und damit genug!“

„Das hängt von Ihren Befehlen ab!“ antwortete der Arzt. Er war des Streitens müde, und wußte doch, daß sein Freund den Knaben nicht werde verwildern lassen.

Nun kamen die Taufnamen, die den Zwillingen beigelegt werden sollten, zur Sprache. Den ältern wollte der Vater Hans Caspar benennen. Die Mutter wagte mit leiser Stimme den Einwand: diese Namen klängen doch allzu herbe, und brachte, vom Arzt unterstützt, den altdeutschen Namen Hermann in Vorschlag. Herr von Falkenhof, der von seiner Gemahlin keines Widerspruchs gewohnt war, stutzte und murrte darüber, gab aber nach und machte sich blos die Bedingung, daß ihm bei der Benamung des zweiten Täuflings keine Kritteleien gemacht würden. „Dieser soll Emil, Florentin, Magnus, Leopold, Alexis, Eduard heißen!“ sprach er, und die Wöchnerin lächelte beifällig. Der Arzt verzog spöttisch den Mund, ohne jedoch diesen Ueberfluß prächtiger Namen weiter anzufechten.

Die Wahl der Taufpathen veranlaßte einen neuen Streit. Die Mutter schlug ihre nächsten Verwandten und andere Edelleute vor; der Vater hingegen bestand darauf, das ganze Dorf, in dessen Mitte das Schloß Eibenburg lag, zu Gevatter zu bitten, und alle Feierlichkeiten, unter dem Schein einer Nothtaufe, zu vermeiden. Er wünschte, daß man nach kurzer Zeit den kleinen Hermann für todt halte; daher schien ihm eine Nothtaufe die beste Vorbereitung auf

das Gerücht, das er ausstreuen wollte. Mit schwerem Herzen willigte die Wöchnerin ein, und die Taufe ging nach einigen Stunden vor sich. Die Abgeordneten des Dorfs waren mit dieser Gevatterschaft ungemein zufrieden; denn statt des Aufwands, der sonst mit einer Pathenstelle verbunden ist, wurden sie reichlich beschenkt, und für sich und ihre Nachbarn mit verschiedenen kleinen Freiheiten begabt, um die das Dorf bisher vergebens angesucht hatte.

Jetzt stand dem mütterlichen Herzen der schwerste Kampf bevor. Es sollte und mußte sich von dem Erstgebornen trennen, weil ihn der seltsame Vater schon an demselben Tage aus dem Hause verwies. Wigmund hatte sich etwas zu voreilig verlauten lassen, daß er in einem fernen Dorfe eine junge, gesunde Bäuerin kenne, die eben ein neugebornes Kind durch den Tod verloren habe, und sich werde bereit finden lassen, ein fremdes zu säugen. Diese Nachricht war dem Herrn von Falkenhof sehr willkommen, und dringend erbat er sich vom Doktor die Gefälligkeit, den kleinen Hermann sofort als ein Kind der Liebe, dessen Aeltern unbekannt bleiben wollten, jener Bäuerin zu übergeben. Es half keine Gegenvorstellung, keine Ausrede; der Arzt mußte sich in der Abenddämmerung, mit dem Wickelkinde auf dem Schooße, zu Wagen setzen, und der Vater lenkte selbst die Pferde vom Bock herab, um seinen Kutscher nicht zum Mitvertrauten des Geheimnisses zu machen. Den Schloßbewohnern und andern Leuten, die sich über des Kindes plötzliche Deportation wunderten, ward gesagt: die zarte Leibesbeschaffenheit der Wöchnerin gestatte ihr nicht, beide Knaben zu säugen: es werde deshalb der, den man bei Nacht und Nebel fortschaffte, zu einer auswärtigen Freundin in Pension gebracht.

Die Bäuerin nahm den Zögling an, und behandelte

ihn nicht beſſer und nicht ſchlechter, als den Sohn eines Landmanns. Wigmund holte ihn, als er beinahe ein Jahr alt war, wieder von ihr ab, und übergab ihn dem Pfarrer Brok, den damals ſein Weg bei dem Wohnorte der Amme nahe vorbei führte. Indeſſen aber hatte Falkenhof ſchon ſeinen Freunden und Bekannten den vorgeblichen Tod ſeines ältern Zwillingsſöhnleins gemeldet und Beileidsbezeugungen angenommen.

10.

Florentin.

Mit dem Prinzen von Eibenburg (unter deſſen ſechs Taufnamen Florentin die Ehre hatte, zum gewöhnlichen Rufnamen erkoren zu werden) ging man indeſſen ſo behutſam und ſäuberlich um, als ob er das Goldblättchen der Wahrheit wäre, das man, wie ein Sprüchwort ſagt, auf Baumwolle legen muß. Es geſchah alles, was ſich nur erfinden ließ, ihm ſein junges Leben anmuthig zu machen und die geringſte Unannehmlichkeit von ihm zu entfernen. Mit großen Koſten verſchrieb der Vater eine ſehr künſtliche ſchwebende Wiege, und bei derſelben ward eine eigene Fliegenjägerin angeſtellt, die den ganzen langen Tag keine andere Beſchäftigung hatte, als den vornehmen Schläfer vor jenem läſtigen Geflügel zu ſchützen. Das Schloß war zum Glück mit keinem von Fröſchen bewohnten Graben umgeben; ſonſt hätten wahrſcheinlich die Eibenburger Bauern (wie vormals als Frohndienſt in Frankreich geſchah) das Waſſer bei Tag und Nacht mit Ruthen peitſchen müſſen, um die quakenden Sumpfbürger abzuſchrecken, ihr ewiges, ruheſtörendes Wreckekeks-Koax hören

zu laſſen. Eine treffliche Beſchwichtigungsart, die nur leider in der Literaturwelt unwirkſam iſt; denn da ſtimmt mancher eintönige Froſch ſein altes Lied immer wieder von neuem an, ungeachtet ihm von Zeit zu Zeit mit der kritiſchen Ruthe derb genug auf den Kopf getippt wird. — Das Beſte bei dieſem Uebel iſt, daß man bei ſolchem alltäglichen Singſang recht ſanft einſchlafen kann, dahingegen der wirklichen Fröſche Concert im Schlummer ſtört. — Doch das im Vorbeigehen!

Herr von Falkenhof hielt ſich, weil er ſonſt eben nichts zu thun hatte, den größten Theil des Tages in der Kinderſtube auf, hätſchelte ſeinen Florentin, und wachte ſtrenge darüber, daß er auch von allen Perſonen, die zu ſeiner Wartung und Bedienung angewieſen waren, gehätſchelt werden mußte. Wer ſich auf irgend ein Art an dem kleinen Abgott verſündigte, ward mit unerbittlicher Härte dafür beſtraft. Hiervon wollen wir nur folgendes Beiſpiel anführen, das dem Leſer für mehrere ähnliche Fälle, die wir mit Stillſchweigen übergehen, zum Maßſtabe dienen kann.

Florentin, der von Anbeginn die Sprache der Wiegenkinder, das Weinen und Schreien, oft zu vernehmen gab, ließ einſt ſein Silberſtimmchen ganz beſonders laut erſchallen. Der Vater eilte zu ihm hin und entdeckte ſogleich am Lager ſeines Lieblings eine Unordnung, die ihn in Beſtürzung und Zorn ſetzte. „Donner und Wetter!“ fuhr er die Wärterin an: „Mein armer Florentin muß wohl weinen und klagen! Sein Bettlaken iſt voll Falten, die ihn ſchmerzlich drücken.“ — Die Wärterin antwortete: das Tuch habe nicht mehr Falten, als man in jedem andern Bette finde, und es ſey überdieß ſo überfein und zart, daß es auf keine Weiſe einen empfindlichen Druck

verursachen könne. Indem sie das sagte, strich sie mit rascher Hand das Tuch glatt und berührte dabei unglücklicher Weise etwas unsanft den jungen Herrn, der diese Beleidigung sehr übel nahm und ärger schrie als vorher. Herr von Falkenhof gerieth außer sich, beschuldigte die ehrliche Frau, das liebe Kind geschlagen zu haben, und jagte sie auf der Stelle aus dem Hause.

11.

Die Todesstrafe.

Florentin begriff bald, daß man auf seine kleine Person einen großen Werth setzte, und er versäumte nicht, von dieser Bemerkung fleißig Nutzen zu ziehen und den Zwingherrn zu spielen. Streckte er, ehe er sich noch durch Worte verständlich machen konnte, nach irgend einer Sache, die ihm in die Augen stach, die Hand aus, und es ward ihm nicht mit der größten Behendigkeit gewillfahrt, so that er einen grimmigen Schrei und strampelte wie ein Besessener mit Händen und Füßen. Das machte seinen Eltern und seinem ganzen Hofstaat schnelle Beine. Sie stürzten fort, holten das Verlangte, es mochte so kostbar und zerbrechlich seyn als es wollte, übergaben es ihm und besänftigten mit Bitten und Schmeicheleien seinen Zorn. So herrschte und gebot er, ohne gehorchen zu lernen, was doch billig jenem vorangehen sollte.

Es konnte nicht fehlen, ihn auf diesem Wege zu einem eigensinnigen Egoisten zu bilden und sein Gemüth zu verhärten. Er war gegen Menschen und Thiere, die ihn beleidiget hatten, unversöhnlich. Das bewies er unter andern, als er etwa sieben Jahre alt war, an einem Hunde. Es

war ein frommes Thier, das ihm zum Marterholze diente. Die einfältigen Eltern (die in dieſem Punkte viel ihres Gleichen haben) lachten darüber und lobten laut und öffentlich den Henkerwitz des böſen Buben, der für das unglückliche Geſchöpf, das man ſeinen Launen Preis gab, immer neue Qualen erſann. Doch ein getretener Wurm krümmt ſich, und der Hund ſchnappte zuletzt auch nach der Hand, die ihn einſt allzu lange an den Ohren herumſchleifte. Unverwundet, aber höchſt aufgebracht, lief Florentin zu ſeinem Vater, verklagte mit einem Zetergeſchrei den Verbrecher, und forderte zur Genugthuung, daß er ſogleich erſchoſſen werden ſollte. Der beſtürzte Vater legte für den Hund, der auf der Jagd ſehr brauchbar war, eine Fürbitte ein und that den Vorſchlag, die ihm zuerkannte Todesſtrafe, ſo ſehr er ſie auch verdient habe, in eine tüchtige Tracht Prügel zu verwandeln. Florentin wollte von keiner Milderung hören. Das machte dem Alten viel Unruhe; doch nach einigem Beſinnen faßte er den heroiſchen Entſchluß, das ihm zuſtehende Recht über Leben und Tod ſeiner Hunde geltend zu machen und den Miſſethäter zu begnadigen. Florentin ſtampfte bei dieſer Erklärung mit dem Fuße, ſetzte ſich in einen Winkel und ſchmollte. Vergebens bot der Vater für einen freundlichen Blick alle Schätze ſeines Schloſſes. Der zürnende Sohn kehrte ihm hartnäckig den Rücken, wehrte ſeine Liebkoſungen von ſich ab und gab murrend zu verſtehen, er möge nichts von einem Vater wiſſen, der einen beißigen Hund lieber habe, als ſeinen leiblichen Sohn. Was war bei dieſen Umſtänden zu thun? Der alte Schwachkopf bequemte ſich, das Todesurtheil zu beſtätigen und die Exekution im Schloßgarten anzuordnen.

Er that es in der gewiſſen Zuverſicht, daß Florentin, der bei den Anſtalten zugegen war, noch zu rechter Zeit

Pardon rufen werde. Aber weit gefehlt! Er ſah mit ſtiller Freude den Jäger laden, zielen und den Hund ſtürzen. „So wollt' ichs haben!“ ſprach er und küßte verſöhnt dem Vater die Hand. Dieſer begnügte ſich, ihm lächelnd mit dem Finger zu drohen und ihn ein Trotzköpfchen zu nennen. Damit war die Sache abgethan.

12.

Die alte Franzöſin.

Ehe noch Florentin deutſch lallen konnte, war ſchon eine franzöſiſche Gouvernante bereit, um ſeine erſten Sprachlaute gleichſam aufzufangen und nach Frankreich zu entführen. Mademoiſelle Grillon ſollte, nach einer alten Sage, vor Zeiten ſchön geweſen ſeyn und in ihrem Vaterlande viele Verehrer gehabt haben; jetzt war ſie häßlich, wie die Nacht, und es liebte ſie niemand, weil ſie in ihrem ganzen Thun und Weſen eine ſehr unangenehme Perſon war. Von ihren vormaligen Anbetern nicht bereichert oder durch Verſchwendung in Armuth verſunken, und zu bettelſtolz, ſich durch Arbeiten zu nähren, hatte ſie den Ruf nach Deutſchland angenommen. Sie fand zwar alles, was deutſch war, entſetzlich abgeſchmackt und ungeſchickt; doch mit dem deutſchen Brode machte ſie, in Ermangelung des franzöſiſchen, eine Ausnahme und ließ es ſich wohl ſchmecken. Deſſen ungeachtet mäckelte ſie bei jeder Mahlzeit die Speiſen und hielt Lobreden auf die franzöſiſche Kochkunſt, die nach ihrer Behauptung einzig und allein fähig ſeyn ſollte, einen feinen Gaumen zu befriedigen. Man hätte der leckern Demoiſelle antworten ſollen: ſie möchte je eher je lieber nach Frankreich zurückreiſen und ſich dort nach

ihrem Hochgeschmack bewirthen lassen; allein man hatte für die französische Dame so viel deutschen Respekt, daß man sich nie unterstand, sie mit einem muthigen Worte zur Ruhe zu weisen. Im Gegentheil wurden ihre verschwenderischen Küchenrecepte, die sie fleißig vorschrieb, gehorsamst befolgt, ob sich gleich der Tafelaufwand im Schlosse Eibenburg dadurch ansehnlich vermehrte.

Mademoiselle Grillon war aber ihrem Munde eine harte Stiefmutter, wenn sie ihn aus eigener Börse zu beköstigen hatte. Das geschah dann und wann in der Hauptstadt, wo sich Herr von Falkenhof bisweilen Monate lang aufhielt und von da aus mit seiner Familie kleine Landreisen machte, bei welchen er die Gouvernante entbehrlich fand. Sie blieb indessen in der Stadt zurück, und erhielt so reichliches Kostgeld, daß sie sich von einem der französischen Köche, die dort öffentlichen Gasthäusern vorstanden, speisen lassen konnte. Aber die Preise der Herren Landsleute waren ihr zu theuer. Sie wählte die wohlfeilste deutsche Garküche und fastete mitunter ganz, um die ihr ausgezahlten Tischgelder zu schonen. Eine löbliche Sparsamkeit, die man auch in den neuesten Zeiten bei vielen ihrer Landsleute in ähnlichen Fällen bemerkt haben will. —

Da Mademoiselle Grillon geraume Jahre vor der Revolution ihr Vaterland verließ und die französischen Bauern also noch damals die Froschlachen peitschen und alle andere willkührliche Sklavendienste verrichten mußten: so wunderte sie sich nicht wenig, daß man in Deutschland mit dieser Coquinaille, wie sie zu sagen pflegte, etwas besser umging. Sie konnte sich durchaus nicht daran gewöhnen, die Bauern als wahre, wirkliche Menschen zu betrachten. Begegnete ihr, bei Spaziergängen mit ihrem unartigen Eleven, ein Landmann, so nahm sie, statt des schuldigen Danks für

ſeinen Gruß, eine Priſe Schnupftabak, und klagte mit verzogenem Geſicht, daß ihr die Atmoſphäre ſolcher Halunken Vapeurs verurſache. Auch Florentin hielt ſein Näschen zu und öffnete dagegen ſehr aufmerkſam die Ohren, wenn ſie ihn von der Würde ſeines Standes unterrichtete und ihn belehrte, daß der Bauer durchaus blos für den Edelmann geſchaffen ſey und ſich für ihn todt arbeiten müſſe, ohne auf den geringſten Dank Anſpruch zu haben. Dieſe goldnen Worte bewahrte Florentin lebenslang, wie einen Schatz der Weisheit in ſeinem Herzen.

Ueberhaupt ſäete die alte, grämliche Aja viel Unkraut in ſein Gemüth, und erzog ihn beſonders durch ihr Beiſpiel zu einem ewig unzufriedenen Murrkopf. Sie tadelte alles, was um ſie her vorging. Weder Gott noch Menſchen konnten ihr etwas recht machen. Das Wetter war ihr bald zu heiß, bald zu kalt, bald zu naß, bald zu trocken; und kein Bedienter war geſchickt genug, ihr mit dem ehrerbietigen Anſtand, den ſie forderte, einen Teller zu reichen. Der Stoff zum Schelten und Klagen ging ihr alſo nie aus. Florentin, der immer um ſie war und alle ihre Untugenden nachahmte, gab mithin das ſeltſame und widrige Schauſpiel eines Hypochondriſten, der noch bisweilen auf den Armen getragen wurde.

13.

Magiſter Kürbis.

Von den vielen Hofmeiſtern, die in ſpätern Jahren für den Junker angenommen, und immer bald, weil ſie ihn nicht zart genug behandelt haben ſollten, wieder verabſchiedet wurden, ließe ſich ein langes Kapitel ſchreiben; wir

wollen uns aber dabei nicht aufhalten. Florentin nahm jeden ernſtlichen Verſuch, ihn von Unarten zu entwöhnen, als Beleidigung auf. Drum waren ihm alle ſeine Erzieher, die ihre Schuldigkeit thaten, in den Tod verhaßt, und er machte ſich ſobald als möglich wieder von ihnen frei. Das ward ihm auch eben nicht ſchwer. Er beſaß eine große Fertigkeit im Lügen, und verwandte ſie bei ſolchen Gelegenheiten zu Klagen über Mißhandlungen, die er von ſeinem Hofmeiſter erduldet haben wollte. Herr von Falkenhof nahm ſofort mit auflodernder Hitze den Beſchuldigten ins Verhör. Dieſer läugnete natürlich; doch das half ihm nichts. Florentin ſtellte ſich mit eiſerner Stirn ihm gegenüber und ſagte ihm alle erdichtete Klagepunkte frech ins Geſicht. Das war dem verblendeten Vater Beweiſes genug. Er ſchalt und tobte, warf eine Hand voll Dukaten auf den Tiſch und befahl dem Verklagten, ſich mit dieſem Reiſegelde ohne Verzug aus dem Hauſe zu entfernen. Auf dieſe ſchändliche Art erhielten mehr als zehn junge wackre Männer plötzlich ihre Entlaſſung, und das Schloß Eibenburg ward dadurch allen ehrliebenden Gelehrten, die ſich dem Erziehungsgeſchäfte widmeten, ein Noli me tangere! Nur Magiſter Kürbis, ein alter, faſt verdorbener Kandidat der Gottesgelahrtheit, war am Ende noch beherzt genug, die Berufung zu dieſem gefährlichen Poſten nicht abzulehnen, und durch kriechende Unterwürfigkeit gelang es ihm, ſich darin zu behaupten. Geduldiger, als der Hund, der ſeine Nothwehr mit dem Leben büßen mußte, ließ er ſich, um die gute Brodſtelle nicht wieder zu verlieren, von dem ungezogenen Junker verlachen und verſpotten. Florentin brauchte ihn zur Zielſcheibe des boshafteſten Muthwillens. Er malte ihm, wenn er ſchlief, einen Knebelbart, füllte ſeine Tabakspfeife mit Knallpulver, nagelte ihm die Perück,

wenn er ſie gerade ſehr nöthig und ſchnell brauchte, auf den Perückenſtock, oder ſpickte ſie mit Kletten, und verübte noch hundert andere Bubenſtreiche, die keiner Erwähnung verdienen. Magiſter Kürbis lächelte zu allen dieſen Thaten und rühmte ſie ſogar ſeinem gnädigen Patron als witzige Einfälle. Mitunter ward wohl auch, wenn es dem jungen Herrn beliebte, ein halbes Stündchen auf Lehren und Lernen verwandt; und ſo ging es fort, bis er ſein achtzehntes Lebensjahr erreicht hatte und nun Luſt bekam, das einförmige Alltagsleben im väterlichen Hauſe mit den abwechſelnden Vergnügungen einer berühmten Univerſitätsſtadt zu vertauſchen. Die Univerſität ſelbſt kam bei ihm nicht in Betrachtung; es war ihm blos um die lebhafte Stadt mit ihren Bällen, Schauſpielen und Mädchen zu thun.

Er hatte ſich indeſſen, von Seiten des Körpers, zu einem feinen Knaben ausgebildet. Sein Wuchs war zierlich ſchlank und ſeine Geſichtsbildung verkündigte mehr Geiſt, als er wirklich beſaß. Er wäre in der That ein vollkommen ſchöner und einnehmender Jüngling geweſen, hätten nicht grelle Züge von Uebermuth, Eigendünkel und Selbſtgenügſamkeit auf die natürliche Anmuth ſeiner Phyſiognomie einen nachtheiligen Schatten geworfen. Das diene jedem von ſich eingenommenen Zierbengel zur Lehre! Mancher ſuffiſante Geck, den man (wie ein berühmter Schriftſteller ſagt) nicht anſehen kann, ohne an Ohrfeigen zu denken, würde ein ſehr liebenswürdiger Menſch ſeyn, wenn er ſich beſcheiden betrüge, und nicht Eigenliebe und Selbſtſucht ganz unverhüllt auf ſeiner hochſtrebenden Naſe thronen ließe.

14.

Der Waſchbär.

Mit einem anſehnlichen Gefolge, an deſſen Spitze ſich Magiſter Kürbis befand, zog Florentin auf die Univerſität. Seine Equipage und ſein kleiner, mit einigen trefflichen Reitpferden beſetzter Marſtall machte bei den Muſenſöhnen nicht wenig Aufſehen, erweckte aber auch ihren Neid, und ſpornte ſie zu mancherlei Verſuchen, den zu demüthigen, der ſich ſo glänzend über ſie erhob. Es gelang ihnen auf verſchiedene Art, ihn zu züchtigen und ſeinen Stolz zu kränken; doch bewirkten ſie dadurch keine Grundheilung ſeines Uebermuths, der ſich immer frecher aufbäumte, je mehr ſie ihn niederzuſchlagen ſuchten.

Dieſes Niederſchlagen geſchah bisweilen ſogar im buchſtäblichen Wortverſtande. Unter andern ereignete ſich ein ſolcher Auftritt in einem Gaſthauſe, wo Florentin, nebſt mehrern andern wohlhabenden Studenten, zu ſpeiſen pflegte, und ſich durch Hoffart, Vorwitzigkeit und unverſchämte Anmaßungen ſo lange verhaßt machte, bis endlich folgender Vorfall ſeinen beleidigten Tiſchgenoſſen Gelegenheit gab, ihr Müthchen an ihm zu kühlen.

Ein ziemlich betagter Doktor der Rechte, der öffentliche Vorleſungen hielt, nahm auch in jenem Speiſehauſe ſeine täglichen Mahlzeiten ein. Etwas rauh und ungehobelt, ließ er ſich manchen Verſtoß wider die feine Lebensart zu Schulden kommen; doch man verzieh es ihm gern und behandelte ihn, wegen ſeines Alters und ſeiner nicht gemeinen Gelehrſamkeit, mit Achtung. Nur Falkenhof führte ſich

unartig gegen ihn auf, und ſpottete frech über ihn und ſeine Eigenheiten.

Unter dieſe gehörte, daß er in einem weiten Umkreiſe ſeines Platzes nicht das kleinſte Brodkrümchen auf der Tafel leiden konnte. Sobald er ſich geſetzt hatte, reinigte er ſein Gebiet, indem er einige Minuten lang rechts und links mit beiden Händen, die unnatürlich groß und breit waren, das Tiſchtuch glatt ſtrich. Wegen dieſer Verrichtung, die er niemals unterließ, gab ihm Florenten den Spitznamen: Waſchbär, weil ein gewiſſer amerikaniſcher Bär, den man ſo nennt (und mit welchem unſer Junker in einer Schaubude Bekanntſchaft gemacht hatte) auf ähnliche Art den Platz, wo er ſeine Speiſe verzehren will, mit den Vordertatzen ſäubert.

Florentin machte ſich überdieß das kindiſch-boshafte Vergnügen, die Gegend, wo ſich der alte Herr gewöhnlich niederließ, vor ſeiner Ankunft mit Krümlein zu überſäen und ihm auf ſolche Art ſein Reinigungsgeſchäft zu erſchweren. Ein Aufwärter, den der Doktor wegen dieſer verhaßten Unordnung auf dem Tiſche mehrmals ausſchalt, zeigte ihm endlich, um alle Schuld von ſich abzuwälzen, unter vier Augen den Thäter an und verrieth ihm zugleich den erhaltenen Bärentitel. Der Doktor, vormals in ſeinen Studentenjahren ein muthiger Raufbold, überraſchte des folgenden Tages (nach einer kurzen Vorrede: daß er ſich, ein Bär geſcholten, auch wie ein Bär benehmen wolle) den Herrn von Falkenhof bei der Tafel mit einigen unerwarteten Backenſtreichen, und alle Anweſende lachten und klatſchten ihm Beifall zu. Florentin fuhr grimmig auf, und ſeine Jugend hätte wahrſcheinlich über des Gegners Alter einen entſcheidenden Sieg erfochten; doch die ſämmtliche Tiſchgeſellſchaft ſchlug ſich zu des Letztern Partei

und warf den unerträglichen Gast gemeinschaftlich zu eben der Thür hinaus, durch die schon sein feiger Mentor Kürbis, anstatt ihn zu vertheidigen, die schimpflichste Flucht ergriffen hatte.

Des Doktors Bundesgenossen erwarteten Herausforderungsbriefe; aber Florentin schonte Dinte und Blut, und ließ sich in jenem Gasthause nicht wieder sehen.

15.

Der Prachtsessel.

Ein anderes unangenehmes Abenteuer widerfuhr ihm in einem akademischen Hörsaale, den er gern besuchte, weil er zufällig in einer der Vorlesungen, die darin gehalten wurden, der einzige adelige Zuhörer war, und ihn deßhalb der Professor sehr auszeichnete. Er widmete nicht nur bei dem Anfange jeder Lehrstunde dem jungen Domino generosissimo eine besondere schmeichelhafte Anrede, sondern ließ auch aus seinem Prunkzimmer einen mit Seide überzogenen und vergoldeten Lehnsessel für den vornehmen Gast ins Auditorium tragen, und vorn an die Spitze der Schemel und Bänke, die den gemeinen Kunden angewiesen waren, hinstellen.

Dieses Thrones bediente sich Florentin meistens als einer Schaukel. Er beugte sich zurück, zwang den Stuhl, auf den Hinterfüßen zu stehen, und wiegte sich so während der ganzen Vorlesung, mit einem Zahnstocher im Munde, in gedankenloser Behaglichkeit. Diesen Zeitvertreib gönnte man ihm gern; es verdroß aber die übrigen Studenten, die das Collegium mit ihm hörten, daß er sie beim Kommen und Gehen keiner Begrüßung werth hielt, sondern sich,

mit dem Hut auf dem Kopfe, durch ihre Reihen, wie durch einen Pöbelhaufen, hindurchdrängte, und sie auch sonst auf alle mögliche Art seine Verachtung empfinden ließ.

Daraus entstand eine Verschwörung, Rache an ihm zu nehmen; und dieser schon an sich unlöbliche Entschluß ward auf eine Weise ausgeführt, die mit kindischen Schulstreichen sehr nahe verwandt war. Der unschuldige Prachtsessel mußte dabei zum Opfer dienen. Einer der Studenten sägte ihm mit einem feinen Werkzeuge die Hinterbeine halb durch und verband die Wunden so geschickt mit Wachs, daß sie nicht zu bemerken waren. Dieses Geschäft ging, von keinem Verräther belauscht, glücklich von Statten. Falkenhof, der so wenig, als der ihm sehr ergebene Famulus des Professors, die geringste Ahnung davon hatte, setzte sich sorglos auf den gefährlichen Platz. Der Stuhl trug ihn so lange, als er sich mit dem Anstande eines gesitteten Menschen darauf ruhig verhielt. Er fing aber, sobald der Professor den Katheder betreten hatte, sein gewöhnliches Schaukelspiel an, und plötzlich brach der Stuhl unter ihm zusammen. Der krachende Fall und der Verschworenen tobendes Gelächter verursachten einen ungeheuern Tumult.

Bestürzt eilte der Professor von seinem, wie durch ein Erdbeben, erschütterten Lehrstuhle herab, und half mit eigner Hand dem Gefallenen vom Boden auf. Sie untersuchten den verunglückten Sessel, und fanden sogleich die Spur der feindlichen Säge. Aber welche ruchlose Hand hatte sie geführt? Das war ein unauflösliches Räthsel. Der Professor hielt gegen den Unbekannten eine donnernde Strafrede, ließ die Trümmer des Stuhls beseitigen, einen andern von gleichem Werth und Glanz herbeischaffen, und sprach einen derben Fluch über Jeden aus, der sich an dem-

ſelben vergreifen würde. So ward die Ruhe wieder hergeſtellt, und die Vorleſung hatte ihren Fortgang; doch Florentin traute dem neuen Stuhle noch ſo wenig, daß er es nicht wagte, ihn zu einer Wiege zu brauchen.

Als ſich der Profeſſor, nach abgelaufener Lehrſtunde, hinweg begeben hatte, brach das bis dahin verhaltene Gelächter mit verdoppelter Macht aus. Florentin warf zornige Blicke um ſich her. Sie fruchteten nichts. Er ließ Schimpfworte darauf folgen, und ſchnell erhoben ſich hundert Hände, ihn dafür zu beſtrafen; er machte ſich aber geſchwind aus dem Staube. Die Beleidigten hielten nun Rath und beſchloſſen, ihn Mann für Mann mit Einladungen zu Zweikämpfen zu ängſtigen.

Am folgenden Morgen glich ſeine Wohnung einer Poſtexpedition. Es kam Brief auf Brief, und in allen war von Degen oder Piſtolen die Rede. Er fand nicht für gut, ſich mit ſolchen Dingen zu bemengen, und gab ſich daher ſelbſt das consilium abeundi; das heißt: er verließ die Univerſität.

16.

Das Dintenfaß.

Herr von Falkenhof, der Vater, legte bei dieſer Begebenheit ſeine Sonderlingsmaske auf die Seite und betrug ſich wie ein gewöhnlicher Menſch. Er empfing mit den zärtlichſten Umarmungen ſeinen unvermuthet ankommenden Sohn, und lobte höchlich die Klugheit, mit welcher er das Sprüchwort: Weit davon iſt gut vor dem Schuß, in Anwendung gebracht hatte. Uebrigens fiel es dem Affenvater nicht ein, Florentins akademiſche und von ihm

ſelbſt mit Ruhmredigkeit eingeſtandene Ungezogenheiten zu tadeln. Aber was Jener verbrochen hatte, mußte Magiſter Kürbis entgelten. Er ward, wegen ſeiner feigen und treuloſen Flucht bei der Schlägerei im Gaſthauſe, ſofort in Ungnaden entlaſſen.

Nach einer halbjährigen Ausruhe im väterlichen Hauſe begab ſich Florentin, um ſeine ſogenannten Studien zu vollenden, auf eine andere hohe Schule, die mehr als jene im guten Rufe der Friedfertigkeit ſtand. Das gebrannte Kind fürchtete auch nun das Feuer der Zwietracht, und hütete ſich, es irgendwo muthwillig anzufachen. Bei dieſer löblichen Vorſicht verfloß ihm der Reſt ſeiner Univerſitätsjahre ohne weitere Fehden. Er unterwarf ſich jetzt dem gewöhnlichen Examen; und ob er gleich kaum das A B C der Rechtswiſſenſchaft begriffen hatte, ſo beſtand er doch herrlich, weil die Fülle ſeines Geldbeutels der Leere des Kopfes zu Hülfe kam.

Der unwiſſende Vater, der die angeblichen, mit einem Aufwande von mehr als fünfzehn tauſend Thalern erkauften Kenntniſſe ſeines Sohnes nicht beurtheilen konnte, hielt ihn für ein Licht der Welt, und hoffte noch an ihm einen Staatsminiſter zu erleben. Es war daher ſein unmaßgeblicher Wunſch, daß der junge Gelehrte die Bahn der öffentlichen Geſchäfte betreten möchte. Florentin nahm dieſen Vorſchlag mit Vergnügen an, denn er ſehnte ſich nach der Hauptſtadt, um dort ganz andere Geſchäfte zu treiben, als ſein Vater im Sinne hatte.

Er ward als Regierungsaſſeſſor angeſtellt, gefiel ſich aber auf dieſem Platze ſo wenig, als er andern gefiel. Die langweiligen Akten, aus welchen er Vorträge fertigen ſollte, widerten ihn an, und er wußte nicht recht, was er damit anfangen ſollte. Zum Glück wußte das ein geſchick-

ter Sekretär, der sich für ein gutes Honorar bereit finden ließ, die Relationen in geheim für ihn auszuarbeiten. Der Nothhelfer schrieb eine deutliche Hand; der Assessor konnte sie sehr gut lesen; die wohlgerathenen Vorträge gingen ihm daher im Collegio flink vom Munde, und er legte einige Mal viel Ehre damit ein.

Unglücklicher Weise unterbrach ihn aber einst der Präsident mit der Frage nach einem Umstande, der zur Sache gehörte. Florentin antwortete kühn: die Akten gäben keine Auskunft darüber; und hiermit las er geschwind weiter. Doch wie erschrack er, als er bald nachher plötzlich auf den Punkt stieß, den er, aus Unbekanntschaft mit dem Inhalt der Akten, verläugnet hatte! Die davon handelnde Periode war schon zur Hälfte herausgeschnattert; er konnte seine Worte nicht wieder zurück nehmen; mit schamrothen Wangen mußte er fortfahren und enden. Der Präsident lächelte schweigend; aber nach der Sitzung erbat er sich unter vier Augen das Concept des Vortrags. Ungern rückte der Assessor damit hervor. Jener kannte beim ersten Blick die Handschrift des wahren Verfassers. Alle Ausreden waren vergebens; es setzte einen scharfen Verweis.

Aeußerst dadurch verstimmt, warf sich der Assessor des folgenden Tages in der Regierungs-Kanzlei auf seinen Stuhl. Der Aufwärter hatte eben den Tisch abgestäubt, und dabei zufälliger Weise die gewöhnlichen Plätze des Dintenfasses und der Streusandbüchse verwechselt. Das nicht bemerkend, ergriff Florentin, um etwas zu schreiben, hastig die Feder, und stieß sie mit Gewalt in den Sand. Ein anderer hätte darüber keine Miene verzogen; er aber stampfte wie ein Wahnsinniger mit den Füßen, und warf schäumend und fluchend dem Aufwärter das volle Dintenfaß ins Gesicht.

Dieſer, ein alter Ex-Soldat, hatte ziemlich Luſt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Nur der Geiſt der Subordination, an deren Zaum und Gebiß er von Jugend auf gewöhnt war, feſſelte ſeine Hand, doch nicht ſeine Zunge. „Raſen der Herr Aſſeſſor?“ rief er aus: „Bin ich denn der Teufel und ſind Sie Doktor Luther, daß Sie ſo mit mir umſpringen?“ — Mit dieſen Worten ſtürzte er mohrenſchwarz fort ins Seſſionszimmer, und klagte dem Präſidenten und den Räthen die erlittene Unbilde.

Herr von Falkenhof ward gerufen. Der Präſident that ihm Vorhaltung und ließ in ſeine Strafpredigt verſchiedene beißende Anſpielungen auf die Geſchichte des vorigen Tages einfließen. Das litt unſer Aſſeſſor ein paar Minuten geduldig; doch plötzlich brach er in die kecken und unhöflichen Worte aus: er verbitte ſich ſolche Hudelei; denn er ſey kein Lohnarbeiter im Weinberge des Staats, ſondern diene blos par honneur. — „Das heißt auf deutſch: ehrenhalber;“ entgegnete der kaltblütige Präſident: „Aber, mein Herr, ich finde nicht, daß Sie ſich Ehre machen, oder daß wir Ehre von Ihnen haben. — Wir ſprechen über dieſes Kapitel weiter mit einander. Indeſſen ſind Sie entamtet!“ —

Falkenhof forderte noch deſſelben Tages, um einer unwillkührlichen Verabſchiedung zuvor zu kommen, ſeine Dimiſſion, und erhielt ſie.

17.

Die Sentenzen.

Auch wir wollen den Taugenichts jetzt auf einige Zeit von dieſen Blättern entlaſſen und uns zu ſeinem beſſern Bruder wenden.

Vater Querkopf wollte, wie bekannt, daß sein den Mutterarmen entrissener Sohn wie ein Halbwilder aufwachsen, und allenfalls nur ein wenig lesen und schreiben lernen sollte. Mit dieser Verordnung übergab Doktor Wigmund das Knäblein dem Pfarrer; doch er hohnlächelte dabei und stellte es seinem Freunde anheim, dem väterlichen Verhaltungsbefehle so weit entgegen zu handeln, als es zu Hermanns künftiger Wohlfahrt nothwendig sey. Ohne diese Erklärung hätte auch der edle und verständige Brok den Pflegling nicht angenommen. Es wäre mit seinem Gewissen unverträglich gewesen, zur planmäßigen Verwilderung eines Menschen die Hand zu bieten.

Er führte fleißig zwei Sentenzen im Munde, die er für Grundsäulen irdischer Glückseligkeit hielt. Eine war zum Theil aus dem Euripides, und lautete so: „Arbeit ist die Mutter des Ruhms und der Zufriedenheit.“ — (Die letztern drei Worte waren ein eigenmächtiger Zusatz; denn der alte Grieche erwähnt dieser Tochter der Arbeit nicht, und leider lebt sie auch oft mit ihrem Bruder, dem Ruhme, in Zwiespalt). Die zweite Sentenz stammte vom Socrates her, und hieß: „Wer am wenigsten bedarf, ist den Göttern am nächsten.“ — Diese beiden Sinnsprüche waren immer und überall des Pfarrers Richtschnur im Denken und Handeln, und er ließ sie auch bei Hermanns Erziehung nicht aus den Augen. Er gewöhnte den Knaben, sobald er ihn unter seine Aufsicht bekam, an Entbehrungen aller Art, versagte ihm oft mit sanfter Strenge seine bescheidensten Wünsche, und nöthigte ihn bisweilen sogar, von dem kleinen Vorrath seiner Spielsachen irgend ein vorzüglich geliebtes Hauptstück an ein fremdes, armes Kind zu verschenken. Hermann sträubte sich freilich Anfangs ein wenig bei dergleichen herz-

angreifenden Zumuthungen; doch bald ertrug er ſie mit Gelaſſenheit; und wenn in der Folge der Pfarrer Luſt bezeigte, auf Koſten ſeines Pflegeſohns freigebig zu ſeyn, ſo kam ihm dieſer mit gutmüthiger Bereitwilligkeit zuvor, und bot ſeine ganze Habſchaft zur Auswahl. Auf dieſe Weiſe ward die ſocratiſche Lehre ins junge Herz gepflanzt; und eben ſo geſchah auch mit der Zeit dem Denkſpruch des Euripides ein Genüge. Hermann durfte von ſeinem vierten Jahre an nicht müßig gehen; er mußte immer Kopf oder Hand nützlich beſchäftigen.

Doch man denke ſich hierbei ihn nicht unter der Fuchtel eines mürriſchen Schulmonarchen, der ſeine Unterthanen an den beſtäubten Büchertiſch feſſelt, und jeden davon abgleitenden Blick mit Scheltworten und Schlägen beſtraft. Brok lehrte gern, wie Ariſtoteles, wandelnd. Feld und Hain waren im Sommer ſeine gewöhnlichen Hörſäle, und er benutzte ſie auch ſogar an heitern Tagen des Winters. So lernte Hermann meiſtens unter freiem Himmel alles, was ein Knabe lernen muß, der einſt als ein verſtändiger und brauchbarer Mann in der Welt auftreten ſoll. Wandelnde Federübungen waren nicht möglich, und wurden alſo natürlicher Weiſe in der Stube und vor dem Dintenfaſſe gehalten.

18.

Der reiſende Schulmeiſter.

Hermann war acht oder neun Jahre alt, als ſeinen Vater plötzlich die Luſt anwandelte, ihn zu ſehen und ſich mit eignen Augen zu überzeugen, ob ſeiner Erziehungsvorſchrift gebührende Folge geleiſtet werde. Er wollte, da

ihn der Pfarrer nicht von Perſon kannte, bei dieſer Unterſuchung ein ſtrenges Incognito beobachten, verſchnappte ſich aber gegen den Doktor Wigmund. Dieſer machte dem Pfarrer ſogleich durch ein warnendes Eilſchreiben den drohenden Beſuch bekannt, und legte eine Art von Steckbrief bei, worin er des Herrn von Falkenhof Perſon mit der größten Genauigkeit beſchrieb. Brok war nun auf ſeiner Huth, und bereitete auch mit Klugheit ſeinen Zögling auf die angemeldete Erſcheinung vor. Er ermahnte ihn bei einer ſchicklichen Gelegenheit, gegen unbekannte Perſonen vorſichtig zu ſeyn, und ſich nicht zu weit mit ihnen in ein Geſpräch einzulaſſen. „Es ſtreichen bisweilen," ſprach er, „liſtige Gauner im Lande herum, die ſich in die Häuſer einſchleichen und plauderhafte Kinder ausforſchen, um die Aeltern in Verdruß und Schaden zu bringen. Andere Fremdlinge haben zwar keine ſo gefährlichen Abſichten; aber pedantiſch erlauben ſie ſich, den Kindern abzufragen, was ſie gelernt haben, und lachen ſie aus, wenn die Antworten nicht klug und gelehrt genug ausfallen. Kurz, mein Sohn, es iſt jederzeit beſſer, mehr zu wiſſen, als zu reden." —

Herr von Falkenhof war lange unſchlüſſig, unter welcher Verlarvung er ſich ins Pfarrhaus begeben wollte. Die Maske eines reiſenden Schulmeiſters ſchien ihm endlich die beſte, weil er in dieſer Geſtalt, ſo zu ſagen, das Handwerk begrüßen, und einer freundlichen Aufnahme gewärtig ſeyn konnte.

Von einem vertrauten Diener begleitet und mit der nöthigen Rollentracht im Koffer, fuhr er bis in ein Dorf, das von Broks Pfarrei nur eine Stunde Weges entfernt lag. Hier, wo ihn niemand kannte, in der Nacht angekommen, hüllte er ſich bei Anbruch des folgenden Tages in das mitgenommene ſchwarze Gewand, bedeckte ſein Haupt

mit einer runden Perücke und ſtapelte fort, ehe noch jemand im Wirthshauſe das Bett verlaſſen hatte.

Da er in Broks Wohndorf ſo früh einwanderte, glaubte er für gewiß, das Pfarrhaus, deſſen rothes Ziegeldach ſein Leitſtern war, noch mit geſchloſſenen Fenſterladen zu finden. Allein er irrte ſich. Schneeweiße Vorhänge leuchteten ſchon überall durch ſpiegelhelle Scheiben, und alle Umgebungen des geiſtlichen Gebäudes waren ſo nett und reinlich, als hielte man ſich auf vornehme Gäſte gefaßt. Das gefiel ihm, und er klopfte beſcheidener an die Thür, als er bei einem unordentlich ausſehenden Hauſe gethan hätte.

Die Pfarrerin öffnete ihm. Ihr guter Anſtand und ihre zierliche Tracht, die den Schneeglanz der Fenſterbekleidung noch übertraf, ſetzte ihn in eine ſo ehrerbietige Thätigkeit, daß er den Hut mit einem ſchnellen und heftigen Ruck abzog und die Perücke dadurch aus ihrem Gleichgewichte brachte. Die feingeſittete Frau ſchien dieſen Uebelſtand nicht zu bemerken; er aber fühlte ihn mit Erröthen und fragte faſt verzagt, ob er die Ehre haben könne, den Herrn Paſtor zu ſprechen. „Sehr gern!“ ſagte ſie und führte ihn durchs Haus in den anſtoßenden Garten, wo eben Brok und Hermann auf den Blumenfeldern beſchäftiget waren.

Der Pfarrer, der ein ſcharfes Auge und den Steckbrief im Kopfe hatte, ſah ſchon von fern den erwarteten Patron aus der Schulmeiſterhülſe hervorgucken, und lachte mit dem ernſthafteſten Geſichte in ſich hinein, als ihn Jener, um ſich noch unkenntlicher zu machen und ganz den Schulfuchs zu ſpielen, mit einigen mühſam vom Munde gehenden lateiniſchen Floskeln begrüßte. Brok fragte deutſch: was zu Dienſten ſtehe. Der Pſeudoſchulmeiſter, deſſen römiſcher Sprachſchatz bereits erſchöpft war, bediente ſich nun auch

der vaterländiſchen Zunge und gab vor: er komme weit her und wolle weit hin, um eine Erbſchaft zu heben; er habe, um der angenehmen Luftkühle zu genießen, einen ſtarken Nachtmarſch gemacht, und bitte deßhalb um Erlaubniß, hier ein Stündlein zu raſten.

Gaſtfreundlich führte ihn der Pfarrer ins Haus zurück und ließ ein Frühſtück auftragen. Unvermerkt zog er indeſſen den Knaben bei Seite und flüſterte ihm zu: „Sieh, das iſt ein ſolcher ſchulſteifer Pedant, wie ich dir neulich beſchrieb. Gib Achtung, er wird bald ein langes und breites Examen mit dir beginnen! Laß ihn aber anlaufen und antworte kurz: du verſtändeſt von ſeiner Weisheit kein Wort.“ —

Kurz darauf that auch wirklich der verkappte Vater einen lateiniſchen Ausfall auf ſeinen Sohn. „O, mein Herr, ſprechen Sie deutſch mit mir;“ ſagte der kleine Schlaukopf. „Ich weiß nicht, ob Sie Griechiſch oder Hebräiſch reden.“ —

Deutſch fragte nun der Ausforſcher: was er lerne, was er gelernt habe, und was er einſt für einen Stand zu wählen gedenke.“

„Ein Landwirth will ich werden;“ verſetzte Hermann. „Ich habe kein Sitzfleiſch bei den Büchern.“ —

Der Examinator ſchüttelte mißbilligend die Perücke, ungeachtet er mit den Antworten ſeines Sohnes vollkommen zufrieden war. Zur Strafe für ſein argliſtiges Einſchleichen nahm ihn nun der Pfarrer ins Verhör und ängſtigte ihn mit Schulgelehrſamkeit, daß ihm der Schweiß ausbrach. Er war zuvor Willens geweſen, den ganzen Tag in der Pfarre zu verweilen und ſeinen alten ſchwarzen Rock, deſſen er ſich auf der Straße ſchämte, erſt im kühlen Abenddunkel nach dem Dorfe zurückzutragen, wo ſein Wagen

ſtand; aber der Pfarrer ſetzte ihm ſo unbarmherzig zu, daß er noch vor dem Mittageſſen Abſchied nahm und während der ſtärkſten Sonnenglut unaufhaltſam wieder forteilte.

19.

Der Bildnißmaler.

Hermann war ein fähiger Kopf und lernte mit Luſt; als aber ſeine Wißbegierde das Ziel der Nothwendigkeit erreicht hatte, hielt ſie der Pfarrer allmählig in Schranken oder lenkte ſie vielmehr von geiſtigen Dingen auf körperliche Brodkünſte, die einſt den Jüngling, ſo lange ſich ſein Vater vor ihm verläugnete, in der Welt fortbringen konnten. Das beſte Mittel zu dieſem Zweck ſchien die Landwirthſchaft, die Brok ſelbſt aus dem Grunde verſtand und auf ſeinem Pfarrgute mit Vortheil betrieb. Bei dieſem Geſchäfte ward Hermann bald ein geſchickter und thätiger Gehülfe. Noch mehr Neigung aber zeigte der lebhafte Junge zur Jägerei. Er ging bei einem wackern Forſtbedienten, der im Dorfe ſeinen Sitz hatte, fleißig aus und ein, durchzog mit ihm die Wälder, und ward ſo nach wenigen Jahren ein jagdgerechter Weidmann, der beſonders den Bau und die Wartung des Holzes beſſer verſtand, als hundert andere hohe und niedere Nimrode, die das Pürſchen und Hetzen ſehr mit Unrecht für das Hauptfach ihres Berufs halten. Ein uralter Irrthum, deſſen nachtheilige Folgen wir jetzt fühlen, indem er ungleich mehr, als Fichtenraupen und Borkenkäfer, und Verſchwendung auf Herden und in Oefen, an dem immer ſtärker einreißenden Holzmangel veler Gegenden Schuld iſt.

Zufällig fand Hermann auch in seinem neunzehnten Jahre Gelegenheit, ein Bildnißmaler zu werden. Ein französischer Priester, den der Revolutionssturm nach Deutschland verschlagen hatte, durchwanderte das Dorf, ward aber hinter demselben durch ein plötzliches Ungewitter zur Umkehr gezwungen und flüchtete sich unter das geistliche Dach. Der Pfarrer, der gegen Andersglaubende, wie billig, sehr duldsam war, nahm ihn liebreich auf und bot ihm, da das ungestüme Wetter bis zum späten Abend fortdauerte, ein Nachtlager an. Der Emigrant ließ sich diesen freundlichen Vorschlag dankbar gefallen, belebte die Abendmahlzeit mit der Erzählung seiner Schicksale und sagte am Ende: es sey jetzt sein größtes Glück, daß er nicht seine ganze Lebenszeit der Theologie ausschließlich gewidmet, sondern nebenher den Lernfleiß seiner Jugend noch auf manche andere Kenntnisse gerichtet habe, die ihm nun unter fremden Himmelsstrichen den Verlust seines Amtes ersetzen müßten. „Ich bin, zum Beispiel, ein leidlicher Porträtmaler!“ fuhr er fort. „Diese Kunst läßt Keinen sinken, der sie mit Geschicklichkeit ausübt. Sie selbst ruht fest und sicher auf den zwei Säulen: Liebe und Eitelkeit. Jene wünscht, ein getreues Abbild geliebter Gesichtszüge zu besitzen: und diese, die sich selbst und über alles liebt, schont keinen Aufwand, um ihr werthes Ich, von der Schmeichelei des Pinsels verschönert, immer vor sich zu haben. Die Aufrichtigkeit des Spiegels thut solchen Ichlingen kein Genüge, und besonders die Damen hassen ihn, sobald sie alt werden, eben so sehr, als sie in der Jugend ihn liebten.“ —

Nach diesem satyrischen Wespenstiche, den die Leserinnen einem zur Ehelosigkeit gezwungenen Manne verzeihen werden, zeigte er einige kleine, von ihm verfertigte Bildnisse vor, deren Feinheit viel Lob verdiente.

Am folgenden Morgen, als er den Weg wieder unter die Füße nehmen wollte, machte ihm dieß ein anhaltender Landregen faſt unmöglich, und der mitleidige Pfarrer nöthigte ihn, noch einige Tage in ſeinem Hauſe zu verweilen und beſſere Witterung abzuwarten. „Ich bleibe mit Vergnügen," ſagte der Franzmann: „aber damit ich die Ihnen verurſachenden Beſchwerlichkeiten einiger Maßen vergüte, ſo erzeigen Sie mir die Ehre, ſich von mir malen zu laſſen."

Das geſchah, und gelang ſo vortrefflich, daß Hermann über die ſprechende Aehnlichkeit des Gemäldes ganz außer ſich gerieth. Es war das erſte Porträt, das er mit dem lebenden Originale vergleichen konnte, und machte daher einen ſo ſtarken Eindruck auf ihn. Er drang in den Künſtler, ihn mit den Anfangsgründen der Bildnißmalerei bekannt zu machen. Der gefällige Fremdling erfüllte ſeinen Wunſch, und fand an ihm einen gelehrigen Schüler, von ungewöhnlicher Anlage und Emſigkeit. Er verſchob, den Bitten der gaſtfreundlichen Familie nachgebend, ſeine Abreiſe von einem Tage zum andern. Ein Nachtlager dehnte ſich zu einem Aufenthalte von drei Monaten aus, und als er nun ſchied, hinterließ er einen Lehrling, der den Pinſel beinahe eben ſo gut als ſein Meiſter zu führen wußte.

Hermann konterfeite zur Uebung alle Bewohner des Hauſes, mit Einſchluß der Hunde und Katzen. Dann kam die Reihe an die Bauern, die Anfangs einiges Bedenken trugen, ihre Geſichter — wie ſie es nannten — abſchreiben zu laſſen. Da ſie aber von ihrem Beichtvater die Verſicherung erhielten, daß dergleichen Abſchriften weder Schmerzen verurſachten, noch zu Zaubereien gemißbraucht würden, und überdieß auch kein Geld koſteten, wie die Copeien des Gerichtshalters; ſo bequemten ſie ſich, dem

Maler zu ſitzen. Er wählte die bedeutendſten Phyſiognomien, und verwandelte nach und nach ſeines Pflegevaters Studierſtube in eine Gallerie, wo die Bildniſſe des größten Theils ſeiner Kirchkinder um ihn her hingen.

20.

Ein Befehl aus Eibenburg.

Unter ſolchen mannigfaltigen Beſchäftigungen, die durch keinen bedeutenden Vorfall geſtört wurden, erreichte Hermann das zwanzigſte Jahr ſeines Alters.

Jetzt meldete Doktor Wigmund dem Pfarrer: er ſey durch ein Schreiben aus dem Schloſſe Eibenburg befehliget worden, officiel zu erklären, daß hinfort weiter kein Koſtgeld für Hermann bezahlt werde, indem er nun im Stande ſeyn müſſe, ſein eigner Ernährer zu ſeyn, und deßhalb das Haus ſeines Erziehers unverzüglich verlaſſen ſolle.

Brok legte dieſen unangenehmen Brief in das geheimſte Fach ſeines Pultes, und ging über des hohen Befehls unvermeidliche Vollſtreckung im Stillen mit ſich zu Rathe. Nach einer ſorgenvollen Woche, die noch keinen feſten Entſchluß bei ihm erzeugt hatte, erfuhr er von ungefähr, daß ein ihm bekannter reicher Edelmann, der in der Entfernung einiger Tagreiſen auf ſeinen Gütern lebte, einen geſetzten Jüngling von guter Herkunft ſuche, den er als Büchſenſpanner, Leibſchützen und Jagdgeſellſchafter in Dienſte nehmen wolle, um des unmittelbaren und allzu nahen Verkehrs mit den Livreebedienten überhoben zu ſeyn. Herr von Föhrwald (ſo hieß dieſer Edelmann) war ein gewaltiger Jäger: aber die Menſchenjagden des Kriegsgottes, denen er in ſeiner Jugend beiwohnte, hatten ihm den rechten Arm

gelähmt und gesteift; er konnte ohne fremden Beistand nicht mit dem Gewehr umgehen, und war also noch unbehülflicher und ungelenker, als es, nach Mirabeau's Meinung, die Engländer sind, von denen er sagte: sie hätten zwei linke Arme. — Das Gegentheil beweisen sie seinen Landsleuten zur See. —

Der Pfarrer fragte seinen Pflegsohn: ob er Lust habe, des Herrn von Föhrwald rechte Hand zu werden. „Warum nicht?“ antwortete Hermann mit Freudigkeit; denn er hatte schon seit geraumer Zeit gewünscht, seinem vermeinten Vater nicht länger, als ein nichts schaffender und nichts erwerbender Zehrer, zur Last zu fallen. Mancher junge, doch schon ansehnlich bebartete Faut, der im Vaterhause eben so ruhig faulenzet, wie sich die Drohnen im Bienenstocke von den Arbeitsbienen ernähren lassen, wird freilich jene Bedenklichkeit lächerlich finden: aber Hermann war nun einmal ein solcher Grübler, und bat recht dringend, seine Anstellung bei dem Edelmanne ohne Verzug zu Stande zu bringen, damit ihm kein anderer Mitwerber zuvorkomme.

Brok schrieb also an den Herrn von Föhrwald, und die Gnadenthür war glücklich noch offen. „Schicken Sie mir Ihren Sohn!“ antwortete der Edelmann. „Ich werde ihn, aus Achtung gegen Sie, mit Liebe behandeln und ihn an meiner eigenen Tafel speisen lassen. Seinen Jahrgehalt bestimme ich erst nach näherer Bekanntschaft. Bin ich, wie ich hoffe, mit ihm zufrieden, so soll er's auch gewiß mit mir seyn.“

Kurz darauf trat Hermann die Reise an, wovon im Anfange dieser Geschichte die Rede war. Er that es mit dem löblichen Vorsatz, sich in seine neuen Verhältnisse nach Möglichkeit zu fügen, der Schweizerkrankheit des Heimweh's herzhaft zu widerstehen, und auch in dem Falle,

daß er ſich mit ſeinem künftigen Gebieter nicht ſollte vertragen können, lieber in die Welt tiefer hineinzugehen, als muthlos zum väterlichen Herde zurückzukehren.

21.

Vorſchmack der Zukunft.

„Wohin geht die Reiſe, junger Geſell?“ fragte der Gaſtwirth eines Städtchens, wo Hermann auf dem Mittelpunkte ſeines Weges übernachtete.

Er antwortete offenherzig: er gehe nach Hirſchfeld, um ſeinen Dienſt als Leibſchütz des Herrn von Föhrwald anzutreten.

„Wie lange denken Sie dort auszuhalten?“ fragte der Wirth mit einem hinterhältigen Lächeln.

„Ich merke, Sie wollen mir bange machen;“ erwiederte Hermann: „aber dieſe Mühe iſt umſonſt. Es erſchreckt mich nicht im mindeſten, wenn Sie mir auch allenfalls meinen künftigen Herrn als einen harten und unverträglichen Mann ſchildern. Ich bin durch Leute, die ihn wahrſcheinlich beſſer kennen, vom Gegentheil überzeugt.“ —

„Ehre, dem Ehre gebührt!“ ſprach Jener. „Ich habe nichts gegen den Herrn von Föhrwald, und der Dienſt bei ihm wär' ohne Tadel, wenn ſich der gute, gnädige Herr nur nicht ſelbſt unter dem Scepter einer alten, zänkiſchen Haushälterin befände. Aber das iſt ein Höllenweib, die Madame Klotz! Ich kann ein Lied von ihr ſingen, denn auch ich ſtand noch vor zehn Jahren, als Bedienter des Herrn von Föhrwald, unter ihrer Botmäßigkeit.“ —

Das ſey lange her, verſetzte Hermann: indeſſen könne wohl Frau Klotz einen ſanftern Sinn angenommen haben.

Der Gaſthalter brach darüber in ein ſchallendes Gelächter aus. „Da hört man,“ rief er, „daß der Herr noch jung iſt und Welt und Menſchen nicht kennt! — Nein, nein, mein Freund, ein ſolcher eingefleiſchter Teufel ändert ſein Gemüth nicht; da heißt's: je älter, je ſchlimmer!“

Er begann nun eine lange Reihe von Erzählungen aus der Aerger- und Läſtergeſchichte des Schloſſes Hirſchfeld, und beſonders aus dem Lebenslaufe der hochgebietenden Haushälterin. Es waren meiſtens Anekdoten aus der Bedientenſtube, bei deren Unterdrückung der Leſer nichts einbüßt. Eine einzige zeichnete ſich ein wenig vor den übrigen aus, und dieſe wird Referent, des bequemern Vortrags wegen, hier ſo nacherzählen, als ob er ſelbſt bei dem Verlauf derſelben gegenwärtig geweſen wäre.

Herr von Föhrwald, der ein Hageſtolz und kinderlos war, ließ einſt einige Jahre lang einen armen Verwandten bei ſich erziehen. Der Hauslehrer dieſes Junkers war ein wohlgebildeter junger Mann, der ſich durch Kanzelberedſamkeit rühmlich bekannt gemacht hatte, und daher, nach einem kurzen Aufenthalte in Hirſchfeld, ohne ſein Geſuch den Ruf zu einem anſehnlichen Pfarramte bekam. Madame Klotz (die eigentlich eine alte Jungfer war und ſich nur, wegen ihrer weit vorgerückten Jahre, den Frauentitel ſelbſt beigelegt hatte) hielt dieſe Gelegenheit für ſehr bequem, nun wirklich mit Ehren unter die Haube zu kommen; und ſie zweifelte gar nicht, daß der künftige Pfarrherr ihre wirthſchaftlichen Kenntniſſe, ihr ſchönes Bett- und Leinenzeug, und die reiche Ausſtattung, die ſie noch überdieß wegen gewiſſer alter Verhältniſſe vom Herrn von Föhrwald zu erwarten hatte, bei der Einrichtung eines eignen Hausweſens ſehr brauchbar finden werde. Sie lud ihn durch ſüße Worte und Blicke fleißig ein, die ihm zugedach-

ten Schätze in Besitz zu nehmen; aber er schien das zärtliche Glimmern ihrer kleinen grauen Augen nicht zu verstehen, und war stumm wie eine Wand, wenn sie auf den biblischen Spruch: „es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey," anspielte. Da solche feine Lockmittel nichts fruchteten und Gefahr bei längerm Verzuge war, mußte sie endlich mit der Sprache deutlich herausgehen, und dem blöden Schäfer erklären, daß sie entschlossen sey, ihn glücklich zu machen. Er lobte die Großmuth ihrer Gesinnungen mit vielen wohlklingenden Worten; allein hinterher kam ein hinkender Bote mit der Trauerpost, daß er schon Bräutigam sey.

Madame Klotz verlor vor Schrecken die Sprache und zog sich stumm zurück; doch dieser Windstille folgte bald ein heftiger Sturm. Sie tobte wie ein Poltergeist durchs Schloß, warf alle Thüren beinahe aus den Angeln, und ihren Schlüsselbund nach den Köpfen der Hausmädchen. Der verhaßte Bräutigam einer Fremden, dem sie bisher, so lange sie ihn noch zu dem ihrigen zu machen hoffte, jeden Abend einige köstlich zubereitete Schüsseln auf sein Zimmer gesandt hatte, erhielt nun zur Strafe einen kahlen Teller mit Butterbrod. Sie verwandte die Zeit, die sie sonst seinetwegen am Herde zubrachte, zu einem schnellen Ausfluge in die ansehnlichsten Häuser des Dorfes, um ihn zu verläumden. Die geringste ihrer schändlichen Erdichtungen war die Sage, daß er auswärts ein Mädchen in den Zustand gesetzt habe, bald Mutter zu werden. Die gläubigen Zuhörer kreuzten und segneten sich, und gingen fortan dem Verunglimpften, wie einem Aussätzigen, weit aus dem Wege.

Da seine Abreise von Hirschfeld sehr nahe war, so schien es ihm der beste Rath, einen Kampf mit dem Drachen, dessen Gifthauch ihn doch nach wenigen Tagen nicht mehr

erreichen konnte, zu vermeiden. Er ſtellte ſich alſo, als ob ihm von den böſen Gerüchten, die von ihm das Dorf durchflogen, nichts bekannt ſey. Aber er nahm ſich vor, ſeine Feindin an einem Orte zu ſtrafen, wo ſie das furchtbare Schwert ihrer Zunge nicht brauchen konnte. Dieſe Freiſtätte für ihn war die Kanzel. Da wollte er, wie aus einer Feſtung, einen heftigen Ausfall thun; doch nicht eher, als einige Stunden vor ſeinem Wegzuge von Hirſchfeld, wozu er den nächſten Sonntag beſtimmt hatte. Der Pfarrer des Orts, der ſich des Predigens gern überheben ließ, trat ihm mit Vergnügen für dieſen Tag den Rednerſtuhl ab.

Der junge Prädicant fürchtete nur, daß Madame Klotz, ungeachtet ſie ſonſt die fleißigſte Kirchengängerin war, ſeiner Abſchiedspredigt die Ehre ihrer Gegenwart verſagen würde. Aber mit nichten. Sie gehorchte, wie gewöhnlich, der einladenden Stimme der Thurmglocke und zog finſter, wie eine Gewitterwolke, durch das Schiff der Kirche hin gegen den Altar, in deſſen Nachbarſchaft ſie auf ebener Erde ein nettes, buntgemaltes Betſtübchen bewohnte.

Die erſte Hälfte der Predigt enthielt keinen Stachel gegen ſie. Darum thronte ſie keck auf ihrem damaſtenen Stuhle und ſchickte bisweilen, wenn Tugend, Frömmigkeit und gute Sitten von dem Redner empfohlen wurden, ihren umher zerſtreuten Vertrauten mit ſcheinheiligem Achſelzucken ſcharfe Blicke zu, die deutlich ſagten: „Hört doch den Heuchler!“ —

So trieb ſie es frech bis in den zweiten Theil der Predigt hinein. Jetzt aber ward der hämiſchen Krittlerin das Handwerk gelegt. Der Redner, der bisher gegen das geſammte Heer der Sünder und Tugendloſen zu Felde gezogen war, fiel nun plötzlich über die ſchwarze Legion der

bösen Weiber besonders her und griff sie mit einem schrecklichen Kartätschenfeuer an. Er holte dazu die Munition aus der Bibel, die sehr reichlich damit versehen ist, woraus man schließen kann, daß schon in der Urwelt viele Hauskriege geführt wurden.

Die böseste Frau, die jetzt in der Kirche zu Hirschfeld war, hielt ein paar Streifschüsse der geistlichen Batterie standhaft aus. Aber bald führte der Feind das grobe Geschütz auf und donnerte aus Sirachs Hauptmörser: „Ich wollte lieber bei Löwen und Drachen wohnen, denn bei einem bösen Weibe. Wenn sie zornig wird, so verstellt sie ihre Geberde, und wird scheußlich wie ein Sack.“ Diese Bombe schlug in dem Betstübchen ein. Madame Klotz fuhr mit Entsetzen empor, plusterte sich auf, wie ein calcutischer Hahn, stürzte aus ihrem Cabinet ins Kirchenschiff, und, mit geballter Faust nach der Kanzel hinauf drohend, rannte sie mit Sturmschritten, wie eine Furie, den Tempel entlang und zur Pforte hinaus.

Dieser unerhörte Bruch des heiligen Burgfriedens verursachte einen ärgerlichen Aufstand. Die ganze Gemeine riß ihre Schnupftücher aus der Tasche und kicherte hinein. Einige, die nicht geschwind genug zu diesem Dämpfer griffen, ließen sich sogar ein lautes Gelächter entwischen. Selbst der Prediger hatte Mühe, den Ernst seines Angesichts zu behaupten. Er brach so schnell als möglich ab und verließ Kanzel und Dorf, ohne Madame Klotz wieder zu sehen.

22.

Hermann folgt dem Kalbfelle.

Der Wirth ließ sich am folgenden Morgen Zehrung und Herberge sehr theuer bezahlen, weil er vermuthlich die

Schüſſel voll Anekdoten, die er ſeinem Gaſt aufgetiſcht hatte, mit in Rechnung brachte.

Hermann zog dann weiter nach Hirſchfeld zu. Je näher er kam, je häufiger begegneten ihm ſchlimme Sagen von der dort waltenden Hausfürſtin. Jeder, dem er die Abſicht ſeiner Reiſe bekannt machte, bedauerte ihn und rieth wohlmeinend, vor der Höhle des Drachen umzukehren. Aber ſo feig war er nicht. Es lüſtete ihn im Gegentheil, die Unholdin kennen zu lernen, um ſie mit einer grundguten Frau, der Gattin ſeines Pflegevaters, zu vergleichen. Mit dieſer Neugier kam er gegen Abend in Hirſchfeld glücklich an.

Als er ins Schloß trat, war das Geraſſel einer Trommel die erſte Merkwürdigkeit, die ihm aufſtieß. Dieſes kriegeriſche Concert (das ſeither in Deutſchland von Virtuoſen aus ganz Europa bis zum höchſten Ueberdruß aufgeführt wurde) leitete ihn eine Treppe hinauf in einen offenen Vorſaal. Da horchte mit ſchelmiſchem Geſicht ein allerliebſtes junges Mädchen an der Thür eines Zimmers, aus welchem das Getöſe des geſchlagenen Kalbfelles, mit Zank und Gelächter vermiſcht, erſchallte. Er war leiſe aufgetreten; die Horcherin bemerkte ihn nicht. Das verſchaffte ihm Muße, ſie ein Weilchen ungeſtört zu betrachten; und ſie war in der That des Anſehens werth. Nach ihrer Kleidung gehörte ſie zwar nur in die dienende Klaſſe, aber ſie war von ſo herrſchender Schönheit, daß ſich gewiß manche Dame mit Vergnügen entſchließen würde, eine Zeit lang die Geſchäfte eines Hausmädchens maskirt zu verrichten, wenn ſie damit eine ähnliche reizvolle Geſtalt als Jahrlohn gewinnen könnte.

„Es iſt mir doch ſehr lieb, daß ich nicht wie ein Haſe umkehrte,“ ſagte Hermann zu ſich ſelbſt. „Die Welt ſpricht

nur immer Böſes, aber das Gute verſchweigt ſie. Hat mir wohl von allen den Unglückspropheten, die mir die häßliche Häushälterin wie einen Floh ins Ohr ſetzten, ein Einziger geſagt, daß ich auch hier ein nettes Mädchen finden würde? — Die Nachbarſchaft eines freundlichen Weſens iſt ein angenehmer Troſt, und das härteſte Joch wird dadurch leicht, wie des Winters Stürme durch einen Phantaſieblick in den nahen Frühling gemildert werden.“ —

Indem er noch, auf der Saalſchwelle ſtehend, ſo mit ſich ſelbſt ſprach, ſchwiegen plötzlich die Wirbel der Trommel, die Horcherin flog windſchnell von der Thüre hinweg, ſtutzte einen Augenblick über den Fremdling, huſchte aber mit Schamröthe bei ihm vorbei und die Treppe hinunter.

Er ſchwankte eine Secunde lang zwiſchen Nachflucht und ruhiger Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten. Aus dieſer Unentſchloſſenheit riß ihn ein Krachen, mit welchem die Thür des Concertzimmers von innen aufgerannt wurde. Erhitzt, wie ein Kampfhahn, ſtürmte eine dicke Matrone heraus, die ſich durch die Zornglut ihres breiten Antlitzes ſogleich als Madame Klotz ankündigte. Ihre Mienen und Geberden zankten noch rückwärts mit einem ältlichen Manne, der wie ein ehrſamer Verwalter ausſah, und ihr, ſiegfroh lächelnd, auf dem Fuße folgte. Die dritte Erſcheinung war ein zwergartiger, verwachſener Graubart, von ernſtem Angeſicht und Weſen, und belaſtet mit einer großen Trommel, die wenigſtens die Hälfte ſeiner Gnomenfigur von der Vorderſeite unſichtbar machte. Er drückte, als Schlußglied des Aufzuges, die Thür hinter ſich zu. Inwendig ſchallten noch männliche Lachtöne.

„Wer iſt er? Was will er!“ ſchnob Madame Klotz unſern Jüngling an.

Ihn verſchnupfte dieſer Unglimpf; doch fand er weder

Zeit noch Ort dazu geſchickt, ſein Mißfallen darüber zu äußern. Er nannte alſo höflich ſeinen Namen, mit dem Zuſatz: er habe einen Brief (den er vorzeigte) an Herrn von Föhrwald abzugeben.

„Aha! vom Paſtor Brok!“ ſagte ſie barſch und riß ihm den Brief aus der Hand. Sie beſah Aufſchrift und Siegel und machte Miene, ſich am letztern, wie ein Sieger in Feindes Landen, zu vergreifen. Doch, eines beſſern ſich beſinnend, ſtieß ſie die Epiſtel dem Trommelſchläger unter die Naſe und ſchnurrte ihn an: „Knips! trag' er den Wiſch hinein und meld' er den Menſchen!“

Der Gnom nahm den Brief und ſetzte ſich nach der Thüre zurück in Bewegung.

„Hans Ungeſchick!“ rief ſie, am Kragen ihn faſſend. „Kann er nicht ſeine verfluchte Lärmtonne indeſſen ablegen? Es wird ſich niemand daran bereichern.“ —

Der kleine Krüppel glotzte ſie flämiſch an, ſchüttelte unwirſch den Kopf und machte mit beiden Trommelſtäben in der Luft eine drohende Pantomime, als ob er von neuem aufs Kalbfell lospauken wollte. Sie kehrte ihm mit einer pöbelhaften Geberde den Rücken und ſtrampfte von dannen. Knips halfterte ſich nun, immer noch kopfſchüttelnd, von der Trommel los, übergab den Brief an die Behörde, kam zurück, ſchlug die Thür weit auf und ſagte: „Spaziere der Herr hinein!“

23.

Das Jagdexamen.

Herr von Föhrwald befand ſich in einem großen Zimmer, deſſen Thüren mit Hirſchgeweihen gekrönt waren.

Da er ohne Gemahlin lebte, so gaben dieſe Trophäen bei ihm kein ſo ſchlimmes Anzeichen, wie einſt in der Vorzeit, da ein gewiſſer wollüſtiger Fürſt an allen Häuſern, wo er mit ſchönen Frauen geheimer Minne gepflogen hatte, ſolches Gehörn befeſtigen ließ, und dadurch die unſterblich: Redensart: „Hörner aufſetzen,“ in den Gang brachte; denn die Sache ſelbſt war ſchon lange vorher gebräuchlich. Herr von Föhrwald, der ſein Leben lang im Felde der Geſchichte wenig auf die Jagd gegangen war, wußte wahrſcheinlich von jener fürſtlichen Kurzweil kein Wort, und betrachtete die Geweihe der von ihm erlegten Hirſche als rühmliche Siegeszeichen. Sein Zimmer glich übrigens einer Rüſtkammer. Gewehre aller Art hingen an den Wänden herum. Auch bezeugte die Gegenwart verſchiedener Jagdhunde, daß ein Erznimrod hier hauſe.

Er war eben, als Hermann vor ihn trat, mit dem Anſchrauben eines Flintenſchloſſes beſchäftiget. Dieſe Arbeit ging ihm, bei dem Invalidenſtande ſeines rechten Armes, nicht ſonderlich von Statten, und er hatte ſich ſchon ein wenig darüber geärgert. „Sie kommen mir wie gerufen, Monſieur Brok!“ ſprach er, ohne Wegſehen vom Schloſſe. „Bringen Sie mir doch gleich dieſes Gewehr in Ordnung!“

Hermann war in wenigen Minuten damit fertig.

„Bravo!“ rief der Edelmann. „Ich ſehe, Sie verſtehen Ihr Fach. Laden Sie nun auch gleich die Flinte zur Probe!“

Es geſchah mit Geſchwindigkeit und Anſtand.

„Schön! vortrefflich! — Nun, was macht mein alter Freund, Ihr Herr Vater? Noch wohl auf?“

Die Antwort nicht abwartend, hob er ſchnell ein anderes Feuergewehr von der Wand, und befahl, die Ladung herauszuziehen. Das war im Nu gethan, und er be-

lohnte dieſe Fertigkeit wieder mit einem Ausruf des Beifalls. Dann folgte eine prüfende Unterredung von Wildbahnen und Fährten, von Saufindern und Leithunden, von Feld- und Waſſerjagden, und hundert andern zum Waidwerk gehörigen Dingen. Hermann antwortete raſch und beſtimmt; der Edelmann war ungemein mit ihm zufrieden.

„Für heute genug von Geſchäften! Sie werden hungrig und durſtig ſeyn.“ Mit dieſen Worten zog er die Klingel, und befahl dem eintretenden Bedienten, ein Abendeſſen für zwei Perſonen in der Küche zu beſtellen.

Der Burſch blieb ſtehen. Er ſchien einen Einwand auf der Zunge zu haben. Doch ging er endlich, kam nach fünf Minuten wieder, und ſagte ſeinem Herrn etwas ins Ohr.

„Bedenken?“ — fuhr dieſer laut auf. „Alle Teufel! Die Köchin hat Bedenken, ihrem Herrn etwas zu eſſen zu geben? — Ei, da ſoll doch der Donner drein ſchlagen! Laß ſie gleich herkommen!“ —

Sie kam. Es war ein altes Weibsbild von widrigem Anſehen. Herr von Föhrwald ſetzte ſie über ihre Weigerung, ihm ein Abendeſſen zu bereiten, zornig zur Rede. Sie ſchob die Schuld auf Madame Klotz, die ihr, wie ſie ſagte, vor einer Viertelſtunde ausdrücklich verboten habe, dieſen Abend auf dem Herde Feuer anzuzünden.

„Tauſend Element! was unterſteht ſich die Alte? — Sie will mir auf meinem eignen Herde das Feuer verbieten? — Das iſt luſtig! — Ich, der Herr im Hauſe, ich befehle hiermit, daß augenblicklich ein großes Feuer gemacht und geſotten und gebraten werde. Ich verlange Ragout, Forellen oder Aal, ein Paar Rebhühner und Deſert. Alles Nöthige dazu iſt im Hauſe; drum nicht gemuckt und raſch an die Arbeit gegangen! In höchſtens anderthalb Stunden will ich ſpeiſen.“ —

Dieſen Wortſchwall ausſtoßen und die Köchin zur Thür hinausſchieben, war das Werk eines Augenblicks.

24.

Eine Hiobspoſt.

Herr von Föhrwald ging mit weiten Schritten auf und ab und ſchien mit ſeinem bewieſenen Heldenmuthe zufrieden. „Sehn Sie," ſprach er, „ſo muß ich mich bisweilen mit den Hexen herumkampeln! Aber Sie werden hernach finden, daß das alte Küchengeſpenſt in der Kochkunſt eine wahre Meiſterin iſt." —

Er ſtopfte ſich eine Pfeife, und donnerte von neuem wie Jupiter aus Wolken: „Feuer verbieten — mich faſten laſſen — Unerhört! Wär' ein ſolches Ungethüm nicht werth, daß man's in eine Wildhaut ſteckte und mit Hunden zu Tode hetzte?"

„Sie ſtellen ſich härter, als Sie ſind, Herr von Föhrwald!" ſagte Hermann. „Aber ein Biſchof, unter deſſen Krummſtabe wahrſcheinlich nicht gut wohnen war, übte wirklich (wie mir mein Vater mehrmals erzählte) vor ein paar hundert Jahren eine ſolche Grauſamkeit aus." —

„Ein Biſchof? — Nun, ſo könnte ja wohl ein Jäger und Soldat noch viel eher ſo eine Parforce-Jagd anſtellen! — Wie hieß denn der edle Krummſtäbler?" —

„Es war Michael, Biſchof zu Salzburg, der im ſechzehnten Jahrhunderte regierte."

„Ein löblicher Regent! Erzählen Sie mir doch die Geſchichte!" —

„Der Biſchof jagte; ein angeſchweißter Hirſch entkam, verbarg ſich im hohen Getreide und verendete darin." —

„Sie erzählen gut!“ unterbrach ihn Herr von Föhrwald. „Anſchweißen und verenden ſind ächte Weidmänniſche Kunſt- und Kernworte. Nun weiter!“ —

„Der Feldbeſitzer, ein armer Bauer, freute ſich des Fundes, und verzehrte das Wild in geheim mit den Seinigen. Aber der Biſchof erhielt Kunde davon und befahl zornig, den Bauer in die Hirſchhaut einzunähen und ihn den Hunden Preis zu geben. Man bat von allen Seiten für den Unglücklichen: da ſagte der Tyrann: Ich ſchenk' ihm das Leben, wenn es ihm gelingt, auf Händen und Füßen laufend, den Hunden zu entkommen. — Wie war das möglich? Er ward zerriſſen. Aber ſein Mörder, der ſelbſt mit dem Jagdhorne zum Angriff blies, ſtürzte des folgenden Tages auf dem Blutfelde mit dem Pferde und brach den Hals.“ —

„Ein gerechtes Gottesurtheil!“ rief Herr von Föhrwald mit empörtem Gefühl. „Ich liebe die Jagd; aber ich verabſcheue die Gewaltthaten, die deßhalb von Fürſten der ältern und neuern Zeit begangen wurden, und noch heutiges Tages hier und da, wenn auch in einem ſchwächern Grade, vorfallen. Man ſchmiedet jetzt Wilddiebe nicht mehr auf Hirſche; aber es beſtehen noch Jagdgeſetze, die drohend gebieten, das Wild ungeſtört da ernten zu laſſen, wo der Landmann geſäet hat: und wer die Früchte ſeines Schweißes gegen des Waldes Raubhorden zu vertheidigen wagt, den wirft man in Ketten.“ * —

* Es iſt nöthig zu bemerken, daß dieſes Geſpräch im zweiten Jahre nach dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution geführt wurde. Das ſeitdem durch Deutſchland ewig toſende Waffengetümmel hat die Jagdmandate, wie viele andere Geſetze, ziemlich zum Schweigen gebracht und die ungebetenen Feldgäſte vermindert. Aber dieſe Kur war freilich ſchlimmer als die Krankheit.

Dieſe Unterhaltung lenkte ſich nun auf minder wichtige Dinge. Herr von Föhrwald ſprach immer dazwiſchen von dem leckern Abendſchmauſe, den die Köchin bereiten werde, und freute ſich ſeines Triumphs über die Haushälterin.

Auf ein Mal trat der Trommelſchläger mit dem düſtern Geſichte eines Unglücksboten ins Zimmer. „Ich habe,“ ſprach er ſeufzend und achſelzuckend, „einen unangenehmen Rapport abzuſtatten. Man hat mich zu dieſer Sendung erkoren, weil man glaubt und hofft, daß Ew. Gnaden an mir, als einer gleich der Sonne am Himmel unſchuldigen Perſon, keinen Zorn auslaſſen werden.“ —

„Zur Sache, alter Salbader!“ rief Herr von Föhrwald.

„Ew. Gnaden,“ fuhr das Männlein fort, „hatten vorhin die Zubereitung einer Abendmahlzeit anzuordnen geruht, und es iſt nichts billiger, als daß Dieſelben, nach getragener Laſt und Hitze des Tages, einige Erfriſchungen — —“

Der Edelmann ſtampfte ungeduldig mit dem Fuße und hob drohend die Hand.

„Ja, ja, ich will mich ſo kurz als möglich faſſen!“ ſagte der Berichterſtatter, und ſprang ängſtlich einige Schritte zurück. „Ew. Gnaden ließen, wie Denenſelben noch erinnerlich ſeyn wird, die Köchin vorfordern, um ihr die nöthigen Befehle zu ertheilen; aber unter der Zeit, als ſie gehorſamſt erſchien und einige Minuten in dieſem herrſchaftlichen Zimmer verweilte, ward von Madame Klotz, welche die angeordneten Küchenoperationen zu mißbilligen ſcheint, eine behende Diverſion unternommen und ausgeführt. Sie verſchloß die Küche, legte noch einen eiſernen Kettenhund, ein fauſtdickes Hängeſchloß vor, lief ſodann in ihre Wohnſtube, riegelte mit großem Geräuſch hinter ſich zu, und lachte darin mutterſeelenallein, wie eine Lach-

taube. Nun kam die Köchin, um ihres Amtes zu warten, und ſtand vor der verſchloſſenen Küchenthüre, wie — mit Reſpekt zu melden — wie die Ochſen am Berge. Sie eilte ſogleich zur Madame, pochte ſäuberlich an, und bat um Auslieferung der Schlüſſel. Es erfolgte keine Antwort. Pauline und ich, wir ſtanden auch dabei, und bezeugten mit Eidſchwüren, daß der gnädige Herr dieſen Abend durchaus warm zu ſpeiſen verlange. Madame antwortete nicht, rumorte aber gewaltig mit ihren Mobilien. Ich ſpähte durch's Schlüſſelloch und ſah mit Erſtaunen, daß ſie Schränke, Commoden, Tiſche und Stühle zuſammenſchob, über einander thürmte, und ſo dicht an der Thür einen hohen Wall erbaute. „O Himmel!“ rief ich durch gedachtes Schlüſſelloch, „was machen Madame für kriegeriſche Anſtalten?“ Und kaum waren dieſe Worte durch's Schloß paſſirt, ſo empfing ich in mein ehrliches Geſicht einen Strom von Dinte, welche die böſe Madame, aus wahrſcheinlichem Mangel anderer Feuchtigkeiten, in ein Spritzchen geladen hatte, und mir ſo mittheilte. Dabei erklärte ſie mit heftiger Stimme: ſie habe noch eine mächtige Flaſche voll Dinte in Bereitſchaft, und werde Jeden, der die Naſe ins Schloß ſtecke, damit taufen. Ich mußte mich waſchen laſſen wie ein Kind, und wir zogen endlich ſammt und ſonders ab, da ſich bei ſothanen Umſtänden die Feſtung ſchlechterdings zu keiner Capitulation bequemte.“ —

„So muß man ſie mit Sturm einnehmen!“ rief Herr von Föhrwald, der bei dem ſteifen Vortrage bald gelacht, bald geflucht hatte.

„Ich hol' eine Axt,“ ſprach der Tambour freudig, und fuhr zur Thüre hinaus.

„Haben Sie jemals ein ſo tolles Spektakel geſehn?“ fragte Herr von Föhrwald den Leibſchützen. „Es iſt das

Leben eines Hageſtolzen in einer Nuß! — Wohl Ihrem Vater, daß er verheirathet und glücklich verheirathet iſt! Ein tugendſames Weib, ſagt Salomo, iſt edler denn die köſtlichſten Perlen. Ihres Mannes Herz darf ſich auf ſie verlaſſen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln. — Mir aber mangelt ſie heute, weil ich mit lauter Miethlingen wirthſchafte.“ —

Keuchend kam der Trommelſchläger zurück. Er trug in der einen Hand eine Axt, in der andern Bienenkappen und Masken, und auf dem Arme zwei Trauermäntel.

„Biſt du ein Narr geworden?“ fuhr ihn der Edelmann an. „Was willſt du mit allen den Sachen?“

„Sie ſind uns insgeſammt nöthig;“ antwortete Knips. „Mit der Axt ſchlagen wir die Thür ein, und mit Bienenkappen, Masken und ſchwarzen Mänteln machen wir die Dintenſtröme unſchädlich, die uns wahrſcheinlich beim Sturmlaufen entgegenſchießen werden.“

„Geh mit der abgeſchmackten Mummerei!“ rief Herr von Föhrwald. „Ich werde die Feſtung ſelbſt auffordern und ſie wird ſich ergeben.“

Die Aufforderung geſchah; aber mit trotzigen Worten ward Ergebung verweigert.

Knips, von Rachluſt beſeelt, erhob jetzt die Axt, um die Thür wie ein Sappeur einzuhauen; doch der Befehlshaber der Belagerung ſchien den Muth plötzlich verloren zu haben und that ihm Einhalt. „Wir wollen das unterlaſſen,“ ſprach er leiſe. „Es gibt ſonſt eine lächerliche Geſchichte, die wohl gar gedruckt und an den Schandpfahl öffentlicher Blätter geſchlagen wird.“

Der Trommler zog mit dem Belagerungsgeräthe verdrießlich ab; und ſo gelang es der alten Frau, ihre Feſtung beſſer zu vertheidigen, als es oft Kriegsmänner tha-

ten, denen man mit den Worten des Propheten Nahum (Kap. 3. V. 12.) zurufen konnte: Eure festen Städte sind wie Feigenbäume mit reifen Feigen; wenn man sie schüttelt, daß sie dem ins Maul fallen, der sie essen will.

„Wir wollen dennoch nicht hungern und dursten;“ sagte Herr von Föhrwald auf dem Rückzuge. „Ich halte mich, bei der Aprilnatur meiner Haushälterin, auf dergleichen unangenehme Vorfälle immer gefaßt.“ Er öffnete hierauf in seinem Zimmer einen Schrank, worin sich eine Pastete, Confect, eingemachte Früchte, Obst und Wein befanden. Dabei ließ sich der Haushälterin Tücke vergessen.

TAYLOR INST. OXFORD

25.

Pauline.

Der folgende Tag ward sehr früh mit einer Jagd angefangen. Hermann erwarb sich neue Lobsprüche dabei.

„Ich bin doch neugierig, ob wir diesen Mittag etwas zu essen bekommen,“ sagte Herr von Föhrwald auf dem Heimwege. „Die Alte schmollt in der Regel nur bis über Nacht; doch wär' es möglich, daß der gestrige Paroxysmus, der ungewöhnlich heftig war, noch heute fortdauerte, in diesem Falle reiten wir zu einem nachbarlichen Freunde, bei dem ich immer für mich und meine Begleiter offne Tafel finde.“

Hermann wunderte sich im Herzen, daß ein Mann, der sich, als Jäger und Soldat, Entschlossenheit und Thatkraft angeeignet haben sollte, die Empörung eines Weibes in seinem Hause mit solcher Langmuth ertrug.

Als sie das Schloß erblickten, rief der Edelmann mit einer fast kindischen Freude: „Ha! ich seh' ein gutes Zeichen! Der Schornstein der Küche raucht stark!“

Der Leibschütz war es gern zufrieden, wenn der Krippenritt in die Nachbarschaft unterblieb. Er wünschte, je eher je lieber das Mädchen wieder zu sehen, das er, im Schlosse ankommend, beim Horchen überrascht und seitdem nicht weiter bemerkt hatte. Der Name Pauline (der, nach seiner Vermuthung, dem lieblichen Wesen gehörte) war ihm in des Trommelschlägers weitschweifiger Relation das merkwürdigste Wort.

Sie fanden im Schlosse den Tisch gedeckt, und es ward ein so herrliches Mahl aufgetragen, daß die Absicht, ein Friedensfest dadurch zu feiern, in die Augen sprang. Doch ließ sich Madame Klotz an der Tafel, wo sie sonst täglich Sitz und Stimme hatte, vergebens erwarten. Herr von Föhrwald fragte gegen das Ende der Mahlzeit nach ihr. Der aufwartende Diener antwortete: sie habe sich, weil ihr nicht ganz wohl sey, in ihr Schlafgemach begeben, um Mittagsruhe zu halten.

Der Edelmann, von der Jagd ermüdet, folgte bald darauf ihrem Beispiele. Hermann war nun ein paar Stunden sein eigener Herr. Unter dem Scheine, des Schlosses Einrichtung kennen zu lernen, durchstrich er Hallen und Säle, mit der Hoffnung, die Horcherin zu finden. Aber das glückte ihm nicht eher, als bis er zuletzt in den Lustgarten ging, der die Burg von drei Seiten umkränzte. Hier kam ihm das Mädchen, ein Buch in der Hand, in einem laubigen Bogengange entgegen.

„Es ist mir lieb, daß wir uns hier treffen;“ sagte sie mit einer zierlichen Verbeugung. „Ich muß mich wegen der Unart, bei der Sie mich gestern ertappten, vor Ihnen rechtfertigen. Halten Sie mich ja nicht für eine Horcherin von Handwerk! Sie würden mir sehr Unrecht thun. Aber bei lustigen Vorfällen, wie gestern, erlaubt man wohl

ſeinen Ohren eine kleine Ausſchweifung, ohne daraus eine Gewohnheit zu machen.“

Hermann beruhigte ſie, und erbat ſich ihren Namen.

„Pauline Reinhard,“ ſagte ſie. „Ich bin eine weitläuftige Verwandte der Madame Klotz, und diene hier als Hausjungfer, was mir freilich nicht bei der Wiege geſungen wurde. Mein Vater war ein geſchätzter Rechtsgelehrter, der leider zu früh ſtarb, und nichts hinterließ, als den Ruhm eines geſchickten, rechtſchaffenen und höchſt uneigennützigen Mannes.“

„Doch was helfen Jeremiaden!“ fuhr ſie, mit einem ſchnellen Uebergange zur vorigen Heiterkeit, fort. „Statt Sie damit zu langweilen, will ich Ihnen lieber erklären, warum bei Ihrer Ankunft die Trommel gerührt wurde.“

Es verſteht ſich, daß dieſe Belehrung dem Leibſchützen ſehr erwünſcht war, und Pauline nahm wieder das Wort:

„Meine Frau Muhme, die geſtern Abend ſo unartig war, Sie faſten zu laſſen, beſitzt neben manchen guten Eigenſchaften eine ganz unbändige Zunge. Aber Herr von Föhrwald hat ein treffliches Mittel erfunden, ſie zum Schweigen zu bringen. Er läßt nämlich, wenn ſie durchaus keine vernünftigen Vorſtellungen annimmt, den Trommelſchläger kommen und ihn ſo lange wirbeln, bis ſie ſich aus dem Athem geſchrieen hat und vor Erſchöpfung die Segel ſtreicht. Einen ſolchen Auftritt gab es geſtern wegen einer wirthſchaftlichen Irrung mit dem Verwalter. Doch erlebten wir ſchon bisweilen den Fall, daß ſie, bei ähnlichen Wettſtreiten mit dem Trommelſchläger, den Sieg davon trug. Ihr Athem überwand die Kraft ſeiner Arme. Die Schlägel ſanken ihm aus den erſtarrten Händen, und die Zungenheldin behielt das letzte Wort.“ —

Hermann äußerte, daß ihm auch der Trommelſchläger,

wegen seines ernsthaften Wesens und seiner pedantischen Redseligkeit, eine merkwürdige Person sey.

„Der arme Schlucker ißt hier das Gnadenbrod," antwortete Pauline. „Die steife Zierlichkeit seiner Wortsetzung ist ein Erbstück von seinem Vater, der ein Dorfschulmeister war. Aber unser Knips, der wohl in seinen Knabenjahren ein Thunichtgut gewesen seyn mag, entlief den Aeltern, bot der Armee seine Dienste an, ward zum Trommelschläger befördert, aber nach einigen Jahren wieder verabschiedet, weil er sich durch gewaltsames Ringen und Balgen mit seinen Kameraden die Schulter verrenkt hatte, und einen Auswuchs bekam, der in die Uniform nicht mehr paßte. Herr von Föhrwald, der bei demselben Regimente als Offizier diente, erbarmte sich seiner Hülflosigkeit, nahm ihn zu sich und ernährt ihn nun schon gegen vierzig Jahre."

„Sehr edel!" rief Hermann, und breitete sich über diese gute That noch weiter aus; doch wir wollen seine entbehrlichen Zwischenreden künftig übergehen und Paulinen ungestört erzählen lassen.

„Natürlich war es auf dem Dienst, den der Tambour jetzt unserm Herrn leistet, Anfangs nicht abgesehen. Das fügte sich erst seit fünf oder sechs Jahren durch ein bloßes Ungefähr. Knips hatte sein Instrument, die Trommel, so lieb gewonnen, daß er sich nicht von ihm trennen konnte, und Herr von Föhrwald, dem dieses Getöse nicht zuwider war, weil er sich seiner frohen Jugend dabei erinnerte, erlaubt' es ihm gern, sich dann und wann auf dem Kalbfelle lustig zu machen. Madame Klotz hingegen fand großes Mißfallen daran, und schalt weidlich, so oft der Tambour sein Spiel rührte. Doch drang sie nicht damit durch, es ihm ganz zu verbieten. Herr von Föhrwald nahm ihn tapfer in Schutz, und gab ihr in diesem Stücke nicht nach,

ungeachtet sie sonst in andern Dingen eine Allgewalt über ihn hat, die sich noch aus den Zeiten ihrer blühenden Jugend herschreiben soll. Knips, an seinen Rückenhalter gestützt, trotzte ihr und ließ sich die Trommelstöcke nur dann aus der Hand keifen, wenn er sich selbst geneigt fühlte, sie wegzulegen. War er aber gerade nicht zum Nachgeben gestimmt, so lärmt' er fort, bis sie schwieg. Eines solchen Auftritts unbemerkter Zeuge war einst Herr von Föhrwald, und bediente sich nachher oft des Trommelschlägers zum Nothhelfer." —

„Doch es wird Zeit, an meine Geschäfte zu gehen;" schloß Pauline. „Erlauben Sie mir nur noch den freundschaftlichen Rath, sich mit Madame Klotz in ein gutes Vernehmen zu setzen. Sie liebt es sehr, daß man ihr Aufmerksamkeiten beweise, und fordert sie vorzüglich von Männern." —

Das Mädchen eilte aus dem Garten, und Hermann beschloß, der alten Dame eine förmliche Visite zu machen.

26.

Der Besuch.

Bald darauf kam die Erwachte zum Vorschein. Der Mittagsschlaf schien ihre Gemüthsstimmung sehr verbessert zu haben. Sie scherzte sogar, wiewohl etwas bitter, mit ihrem abgesagten Feinde, dem Trommelschläger, der ihr auf einer engen Treppe, wo sie einander nicht ausweichen konnten, begegnete.

Indessen hatte Hermann das bestäubte Jagdkleid mit einem feierlichern Anzuge vertauscht und klopfte an die Thür der Madame Klotz. Ihr Herein klang nicht viel

ſanfter als das Wer da einer Schildwache, und ließ keinen liebreichen Empfang hoffen; aber ſie lächelte ungemein holdſelig, da der ſchöne Jüngling erſchien und mit einer ehrerbietigen Verbeugung ſagte: er habe kein anderes Geſchäft, als das angenehme, ſich ihrem Wohlwollen zu empfehlen.

„Ich bin Ihnen für dieſe Höflichkeit ſehr verbunden,“ antwortete ſie, „und freue mich, daß Herr von Föhrwald ſeinen Jagdgefährten aus einem Prieſterhauſe gewählt hat, weil man von daher gute Sitten und Geſinnungen mit Recht erwartet. Bezeigen Sie ſich Ihrer Abſtammung würdig, und Sie ſollen dann immer an mir eine gefällige Freundin finden. Schränken Sie, um nicht durch böſe Geſellſchaft verdorben zu werden, Ihren Umgang im Schloſſe ganz auf mich ein. Ich will, da ſey Gott vor! keinem Menſchen etwas Uebels nachreden; aber unſre Hausgenoſſen, mit Ausnahme des Herrn, taugen insgeſammt nicht viel. Pauline iſt ein naſeweiſes Ding, das immer nach Mannsperſonen herum äugelt; der Trommelſchläger iſt geſchwätzig wie eine Elſter und von innen ſo häßlich als von außen: und das ganze übrige Volk iſt Pech, woran man ſich beſudelt, wenn man es angreift.“ —

Um ſich von der Ohrenfolter dieſes Geklatſches zu befreien, faßte Hermann das Bildniß eines jungen Frauenzimmers ins Auge und fragte, wen es vorſtelle.

„Meine Wenigkeit,“ antwortete ſie. „Es ſind freilich fünf und zwanzig Jahre her, daß ich mich malen ließ. Finden Sie, daß ich mich indeſſen verändert habe?“

Hermanns Wahrheitsliebe kam bei dieſer unverſchämten Frage ſehr ins Gedränge. Er antwortete ausweichend: „Madame ſind vollkommner geworden.“

Sie nahm das zweideutige Wort im beſten Sinne, und

ſagte mit einem ſanften Schlage auf ſeine Wange: „O, Sie ſchmeicheln! Aber ſo viel iſt gewiß, ich habe mich ziemlich gut conſervirt.“ —

Es war Kunſt, nicht zu lachen. Der Leibſchütz fuhr in dieſer Beklemmung mit dem Geſtändniß heraus, daß er ſelbſt in die Bildnißmalerei pfuſche.

„Das iſt herrlich!“ ſprach ſie. „Aber Sie ſollen mir das nicht vergebens geſagt haben. Ich nehme ihren Pinſel nächſtens in Anſpruch.“

Etwas erſchrocken antwortete Hermann: er ſtehe mit Vergnügen zu Befehl, wenn ihm der Herrndienſt dazu Zeit geſtatte.

Dieſe Bedingung beleidigte ſie faſt. „Merken Sie ſich ein Mal für immer,“ ſagte ſie, „daß ich hier als Frau vom Hauſe gelte. Was ich anordne, wird vor allen andern Dingen gethan, und iſt keiner Einſchränkung, keinem Widerſpruch unterworfen.“ —

Das war alſo ein förmliches Privilegium de non appellando! Mit der Bekanntmachung deſſelben endigte ſich der Beſuch.

Man ſah es einige Tage nachher, daß ſie wirklich die höchſte Gewalt im Schloſſe beſaß. Sie hatte, um in einer möglichſt reizenden Geſtalt dem Maler zu ſitzen, einen Haarkünſtler aus der nächſten Stadt verſchrieben. Dieſer Mann kam eines Morgens, als eben Herr von Föhrwald mit dem Leibſchützen in den Forſt reiten wollte. Sie verlangte, Hermann ſolle zu Hauſe bleiben, um ſie ſogleich, wenn ſie coeffirt ſey, zu malen. Das mußte denn auch geſchehen, ungeachtet der Edelmann heftig dagegen ſtritt. Er gab am Ende ſelbſt die vorgehabte Jagd ſchmollend

auf, weil er den ihm unentbehrlich gewordenen Waldbegleiter nicht mitnehmen durfte.

Der Künstler arbeitete mit Unlust, und es entstand auf der Leinwand um so mehr ein Fratzengesicht, da sich Madame Klotz während des Malens widernatürlich zierte, den breiten Mund spitzte, die kleinen Augen weit aufriß, und mehrere solche Grimassen machte, um sich aus einer Meerkatze in eine Grazie zu verwandeln. Der Maler nahm sie, wie sie sich gab; sie war mit dem Gemälde vollkommen zufrieden und betheuerte: er habe con amore gearbeitet. Bei diesem unverdienten Lobspruche kniff sie ihn con amore in die erröthenden Wangen und verehrte ihm einen feurigen Kuß, den sie für eine mütterliche Liebkosung erklärte.

Das Porträtiren griff nachher im Schlosse noch weiter um sich. Es ward öffentlich und heimlich gemalt. Das letztere geschah bei Paulinen, die Hermann nicht so vermied, als es seine mütterliche Freundin mit einer Art von Eifersucht wünschte. Ihr Mittagsschläfchen, das sie täglich hielt, verschaffte den jungen Leuten die sicherste Gelegenheit, sich mit einander zu besprechen. In diesen Mußestunden malte der Leibschütz mit wahrer Lust und Liebe das Mädchen, und erbat sich dafür selbst den Lippensold, den ihm Madame Klotz wider seinen Willen aufgedrungen hatte.

27.

Der Schreckschuß.

Es verfloß ein Jahr, ohne daß sich im Schlosse Hirschfeld etwas Merkwürdiges ereignete. Heute und Gestern sahen sich immer, wie ein paar Wassertropfen, gleich. Es

war und blieb dem Leibschützen ein Räthsel, wie Herr von Föhrwald, dem, als einem sehr reichen Manne, alle Annehmlichkeiten der Erde zu Gebote standen, ein solches langweiliges und freudenloses Daseyn aushalten konnte. Die Einförmigkeit seiner Lebenstage machte den geringsten Fehler derselben aus; aber seine Abhängigkeit von den boshaften Launen eines gemeinen Weibes war ein Kreuz, das kein Mann tragen sollte, der es abschütteln kann; und wie leicht konnte das Herr von Föhrwald! Ein kräftiges: „Hebe dich weg von mir, Satan!“ dessen Nachdruck sich allenfalls durch den Schwung einer tüchtigen Hetzpeitsche verstärken ließ, hätte dem Unwesen plötzlich ein Ende gemacht. Aber er schleppte die unwürdigen Sklavenfesseln von einem Tage zum andern geduldig fort. Hermann, der tägliche Zeuge seiner Leiden, bekam dadurch vor dem Hagestolzenleben einen solchen Abscheu, daß er sich, kaum ein und zwanzig Jahre alt, muthig entschloß, je früher je lieber zu heirathen. Der ehrliche Milchbart hatte freilich noch nicht das Trauerspiel einer unglücklichen Ehe gesehen; denn seine Pflegeltern schufen sich durch Liebe und Verträglichkeit einen Himmel auf Erden, und er glaubte gutmüthig, daß alle Gatten so lebten.

Madame Klotz ward dem Leibschützen immer gehässiger, je mehr sie sich ihm angenehm zu machen suchte. In sein glattes Gesicht bis zum Sterben verliebt, verrieth sie den Zustand ihres Herzens auf die plumpeste Weise. Das ganze Schloß ergötzte sich an ihrer possierlichen Zärtlichkeit, und neckte darüber den spröden Geliebten, der sich, wo er nur konnte, vor ihr verbarg.

Ein Judas hatte ihr verrathen, daß die Zeit ihrer Mittagsruhe von Hermann und Paulinen zu geheimen Zusammenkünften angewandt wurde, und sogleich mußte ihr

alter Freund, der Schlaf, der Eifersucht weichen. Er ließ sich ungern aus seinem verjährten Besitzstande verdrängen, und schloß noch bisweilen ihre Argusaugen mit unwiderstehlicher Macht; aber sie nahm Maßregeln, daß in der gefährlichen Verdauungsstunde, da sie vor ihm nicht sicher war, kein Unheil geschehen konnte. Pauline (über die sie, als Base, die strengste Zwangherrschaft ausübte) mußte sich jeden Nachmittag bei ihr einfinden und sich so lange einschließen lassen, bis das Sandmännlein vorüber gezogen war.

Unnütze Vorsicht! Es kam in der Nacht wieder, und ließ sich dann nicht so leicht abweisen. Das überlegte die Eifersüchtige nicht; aber Hermann und Pauline dachten besser daran. Das Jahr stand eben in der Mitte seiner Laufbahn und der Mond beleuchtete die warmen Nächte des Brachmonds. Solche Nächte sind für die Liebe geschaffen! Unsere jungen Leute, die sich in aller Unschuld herzlich gut waren, vereinigten sich daher eines Tages mit flüchtigen Worten, einander um Mitternacht in einer gewissen Laube des Gartens zu treffen. Sie glaubten, an dem Orte, wo sie diese Abrede nahmen, ohne Zeugen zu seyn; aber in der Nähe stand eine unbeachtete spanische Wand, hinter derselben horchte ein Verräther, und nach fünf Minuten wußte Madame Klotz die ganze Geschichte.

Nun bildet sich gewiß Mancher ein, sie werde die Angeklagten auf der Stelle zur Untersuchung gezogen und ein schreckliches Gericht über sie gehegt haben; aber das geschah nicht. Sie that gerade das Gegentheil: sie betrug sich gegen Beide, um sie ganz sicher zu machen, höchst unbefangen und gütig.

So verging der Tag. Pauline wünschte ihr, wie gewöhnlich, eine gute Nacht, und begab sich, Kopfweh und

Müdigkeit vorschützend, sehr zeitig in ihr Kämmerlein, das sich am Ende eines langen, zwischen zwei Reihen Zimmer hinlaufenden Ganges befand.

Die alte Schlange kroch ihr von weitem nach; und kaum sah sie das Licht, womit sich Pauline zu Bett leuchtete, in die Kammer hinein verschwinden, so schloß sie das eiserne Gitterpförtchen des Ganges (der sonst niemals, gleich den Judengassen mancher Städte, bei Nacht gesperrt wurde) geschwind und leise zu, umschlang die Stäbe, wo sich der Eingang öffnete, mit einer Kette, und versiegelte diese mit einem Vorlegeschlosse. So war für Paulinen durchaus kein Entkommen, und keine Möglichkeit, den fernwohnenden Freund von ihrer Gefangenschaft zu benachrichtigen.

Für Genuß der Schadenfreude war also gesorgt. Aber das genügte der Arglistigen nicht. Sie wollte einer noch höhern Freude genießen.

Mit dieser Absicht schlich sie, nett gekleidet, eine Stunde vor Mitternacht in den Garten und nahm Besitz von der Laube, die ihr der Verräther bezeichnet hatte.

Kurz darauf fand sich auch Hermann im Garten ein. Er hoffte jetzt noch nicht, seine Freundin zu finden, und war schon im Begriff, bei der Laube vorbei zu gehen, als ihn aus derselben ein schalkhaftes Husten begrüßte.

Befremdet blieb er stehen und fragte schüchtern: „Wer ist hier?“

„Pauline“ — antwortete eine piepende Stimme, die des Mädchens Sprachton so gut als möglich nachäffte, und den Jüngling auch wirklich täuschte. Er ging mit raschen Schritten in die Laube.

Doch in diesem Augenblicke sah er, oder fühlte vielmehr, daß Betrug im Spiele war. Anstatt des sittsamen Mädchens, das ihm nie mit der unschuldigsten Vertraulichkeit

entgegen kam, umklammerten ihn gierige Arme, und seine Rede verschlang (wie Bürger sagt) mancher durstige Kuß. Er brachte mit genauer Noth ein: „Pfui! was ist das?“ heraus: aber die große Raubbiene, die an den Rosen seiner Lippen unersättlich saugte, ließ sich dadurch nicht verscheuchen. Er mußte gewaltsam mit ihr ringen, und es gab einige Minuten lang in der Laube herum ein rauschendes Gerammel.

Plötzlich fiel aus den Schloßfenstern ein rettender Schuß. „Gott sey uns gnädig und barmherzig!“ rief Madame Klotz mit leiser, aber natürlicher Stimme, und entließ den widerspenstigen Knaben aus ihrer Umstrickung.

„Ich beschwöre Sie, Freund,“ fuhr sie bittend fort, „seyn Sie einen Augenblick mäuschenstill, regen Sie weder Hand noch Fuß! Wir schweben beide zwischen Ehr' und Schande.“ —

Indem sie das sagte, stürmten alle Jagdhunde des Schlosses wie ein wüthendes Heer auf die Laube zu.

„O Himmel! da kommen die Vorläufer!“ zischelte Madame Klotz. „Nun ist der Herr auch nicht weit!“

„Ich fürchte ihn nicht;“ sagte Hermann ruhig.

„Ich, wahrhaftig! noch weniger; das sehen Sie täglich!“ flüsterte die Dame. „Aber bei süßen Schwachheiten läßt man sich von niemanden gern betreffen.“

Die Hunde stürzten jetzt mit wetteiferndem Gebell in die Laube, schwiegen aber plötzlich, als sie so gute Bekannten hier antrafen. Schmeichelnd wollten sie da bleiben und die Gesellschaft vermehren; doch Hermann gab ihnen in möglichster Stille ein weidmännisches Zeichen, sich zu entfernen, und sie gehorchten.

Herr von Föhrwald erschien nicht. Er hatte, am Fenster seines Schlafzimmers stehend, das Geraschel in der

Laube gehört und Diebe im Garten vermuthet; darum that er einen Schreckſchuß und ſchickte die Hunde auf Kundſchaft aus. Als aber dieſe ſtill wurden und gelaſſen ins Schloß zurückkehrten, legte er ſich mit dem Gedanken, daß ihn ſein Ohr getäuſcht habe, ohne weitere Beſorgniß zu Bett.

Madame Klotz wagte ſich, um zu ſpähen, aus der Laube hervor. Mit großem Vergnügen ſah ſie die Fenſter des herrſchaftlichen Schlafgemachs nicht mehr erleuchtet, und alle Furcht wich von ihr. Raſchen Schrittes ging ſie zu dem verlaſſenen Geliebten zurück und knüpfte den zerſchoſſenen Faden der Zärtlichkeit wieder an. Aber Hermann, über dieſen Rückfall ihrer Liebeswuth aufgebracht, ſtieß ſie gleich beim erſten Angriff mit Heftigkeit von ſich und entfloh.

Es war noch nicht zwölf Uhr. Er hielt es daher für nöthig, Paulinen zu warnen, daß ſie nicht ihrer manntollen Nebenbuhlerin in die Hände laufe. Mit Erſtaunen fand er den gewöhnlich offnen Gang zu ihrer Kammer in ein Gefängniß verwandelt. Dieſer Umſtand erklärte ihm den ganzen Zuſammenhang des widrigen Abenteuers, das er vorher für eine bloße Neckerei des Zufalls gehalten hatte. Er ging traurig davon, und warf ſich, mit ſchweren Sorgen über des armen Mädchens Schickſal, auf ſein Lager.

28.

Der Diebſtahl.

Nach einer ſchlafloſen Nacht mußte er, bei Anbruch des Tages, mit dem ewigen Jäger zu Holz ziehn. Pauline war noch eingekerkert; Madame Klotz ließ ſich nicht ſehen. Kein Schatten von Troſt begleitete ihn in den Wald. Nie

war ihm die Erfüllung seiner Dienstpflicht schwerer geworden. Er saß zu Pferde wie ein Träumender und machte bei der Jagd alles so ungeschickt, daß ihm Herr von Föhrwald darüber zum ersten Mal ein verdrießliches Gesicht zeigte. Es kam die Rede auf den Schreckschuß in der vergangenen Nacht. Hermann läugnete, ihn gehört zu haben, und ward dabei feuerroth. Der Edelmann sah ihn scharf an und schüttelte den Kopf.

Hermann sehnte sich heim, und war froh, als der Stand der Sonne den nahen Mittag ankündigte; aber leider ritt Herr von Föhrwald nicht nach Hause, sondern zur Tafel bei einem benachbarten Gutsbesitzer, und der Leibschütz mußte ihn, wie gewöhnlich, begleiten.

Es war schon Nacht, als sie nach Hirschfeld zurück kamen. Alle Gesichter schienen ihm einen besondern Vorfall anzukündigen. In manchen glaubte er Schadenfreude, in andern Mitleid zu lesen. Der Trommelschläger winkte ihm mit den Augen und steckte ihm, als sie mit einander bei Seite gegangen waren, einen Zettel zu, auf welchem von Paulinens Hand folgende Worte mit Bleistift geschrieben standen:

„Leben Sie wohl, lieber Freund! Ich werde eines Diebstahls beschuldigt und Knall und Fall aus dem Hause gejagt. Sie wissen, daß ich einer solchen Schandthat nicht fähig bin. Retten Sie meine Ehre!“ —

„Himmel! Pauline ist fort?“ rief Hermann todtenbleich.

„Ja, leider!“ seufzte der Trommelschläger. „Ich will Ihnen das wunderbare Ereigniß in der schönsten Ordnung erzählen.“

„Nur geschwind und kurz!“ sagte der Leibschütz ungeduldig, und der Trommelschläger begann:

„Monsieur Brok und der gnädige Herr hatten am heuti-

gen Morgen kaum das Schloß verlaſſen, ſo kam die Haushälterin mit einer gräßlichen Phyſiognomie aus ihrer Klauſe hervor und erſchreckte uns ſammt und ſonders mit dem Zetergeſchrei: es wäre von dem herrſchaftlichen Silber ein halbes Dutzend der ſchwerſten Löffel entwendet worden; es müſſe deßhalb Hausſuchung geſchehen; und es ſolle, um ihre Unparteilichkeit an den Tag zu legen, bei ihrer eigenen Verwandtin damit der Anfang gemacht werden, ob ſie gleich im voraus wiſſe, daß dieſes ehrliche Mädchen ein ſolches Verbrechen nicht begehen könne. — So brüllte ſie furchtbar. Wir ſtanden alle ſtarr um ſie her. Auch Pauline war gegenwärtig und ſagte mit der Unſchuld eines Engels: ſie ſey bereit, alle Behältniſſe ihrer Wohnung zu öffnen. Wir zogen zehn Häupter ſtark dahin. Madame Klotz durchwühlte die Commode, den Schrank, die Bettſtatt; es fand ſich kein Silber. Endlich kam auch die Reihe an den Koffer. Madame griff darin herum, zog plötzlich die Hand, wie von glühenden Kohlen, zurück, verdrehte die Augen und ſtieß einen kläglichen Ton aus, der uns allen durch Mark und Bein ging. Mein Gott! was iſt denn hier? ſagte Pauline. Damit beugte ſie ſich über den Koffer, ſtreute alle darin befindliche Effecten auf den Fußboden, und plötzlich klirrten aus einem Kleidungsſtücke ſilberne Löffel mit dem herrſchaftlichen Wappen heraus.“

„Iſt's möglich? — O, der teufliſchen Bosheit!“ rief Hermann.

„Wir waren alle wie aus den Wolken gefallen;“ fuhr der Trommelſchläger fort. „Nur Pauline änderte nicht ihre Geſichtsfarbe und ſagte mit feſter Stimme: Ich bin unſchuldig: Gott kennt die Hand, die dieß Silber hier einſtahl, um mich zu Schanden zu machen!“ —

„O, ich bin kein Gott, und ich kenne sie!“ fiel Hermann ein.

„Madame Klotz nannte Paulinens Worte ein elende Ausflucht, und betheuerte weinend und schluchzend: sie möchte lieber nicht geboren seyn, als solche Schmach an einer Verwandtin erleben. Ueber dieses Thema hielt sie nun eine so lange Strafpredigt, daß uns umher stehenden Zuhörern die Füße beinahe in die Dielen wuchsen. Am Ende sagte sie: Dank' es deinem Schöpfer, Pauline, daß der gnädige Herr abwesend ist! Er, der redlichste der Menschen, haßt alle Treulosigkeit, und würde dein Vergehen auf's härteste ahnden. Es gibt kein Mittel, dich vor Gefängniß und andern entehrenden Strafen zu schützen, als daß ich dich auf der Stelle verabschiede. Entferne dich also binnen einer Stunde, und melde mit der Zeit, wo du ein anderes Unterkommen gefunden hast, damit ich dir deine Habseligkeiten nachschicken kann.“ —

„Und ihr feigen Memmen,“ zürnte Hermann, „ihr standet, zehn Häupter stark, maulsperrend dabei und ließt das alles geduldig geschehn? — Pfui über euch erbärmliche Menschen! Konntet ihr euch nicht des unglücklichen Mädchens annehmen, die Alte zu Boden werfen und sie zwingen, ihre Ränke zu gestehn?“ —

„Das wäre, traun! ein gefährliches Wagstück gewesen,“ versetzte der Trommelschläger. „Sie hätte uns wahrscheinlich an ihrem Schlüsselstrauß riechen lassen und uns damit Löcher in den Kopf geschlagen. Ueberdieß forderte uns Jungfer Pauline gar nicht zu ihrer Vertheidigung auf, sondern mit einem edlen Stolz, der ihr recht wohl stand, sagte sie: Ich verlasse diese Mauern mit der Zuversicht, daß mich Gott nicht verlassen wird: denn ich leide unschuldig. — Madame Klotz lachte höhnisch und winkte uns ab-

zutreten. Wir gingen mit Thränen. Eine halbe Stunde darauf drückte mir Pauline das Briefchen an Sie in die Hand und zog von dannen.“ —

„Armes, gemißhandeltes Mädchen!“ rief Hermann: „Ich will Deine Ehre retten, und sollt' ich mein Leben darüber verlieren!“ —

Er eilte fort, um mit dem Herrn von Föhrwald zu sprechen; dieser aber hatte sich, nach einer Unterredung mit der Haushälterin, schon zur Ruhe begeben. Madame Klotz wirthschaftete noch in ihrem Gemach. Hermann klopfte an; Sie fragte, wer da sey. Er nannte sich mit hastiger Stimme. Das war unklug; denn sie schloß aus seinem wilden Tone, daß er ihr Fehde ankündigen wolle, und so erhielt er die Antwort: sie sey bereits in den Federn und könne für heute keinen Besuch mehr annehmen. Bei diesen Umständen war nichts zu thun, als den folgenden Tag abzuwarten.

29.

Der Trommelschläger in Activität.

„Nun, Monsieur Brok,“ begann Herr von Föhrwald, als der Leibschütz am frühen Morgen in sein Zimmer trat, „was sagen Sie zu dem gestrigen Vorfalle? Hätten Sie wohl Paulinen für eine Diebin gehalten?“

„Ich halte sie noch jetzt nicht dafür,“ antwortete Hermann. „Ich klage vielmehr Madame Klotz der Bosheit an, die in des Mädchens Koffer gefundenen Löffel selbst hineingelegt zu haben.“

„Sie erdreisten sich einer sonderbaren Behauptung!“ sagte Herr von Föhrwald mit Staunen. „Wie wollen Sie Beweis führen?“

Hermann erwiederte: er hafte mit ſeinem Leben für Paulinens Ehrlichkeit; aber Madame Klotz ſey eine Ränkeſchmiedin, und er habe längſt bemerkt, daß ihr das Mädchen ein Dorn im Auge geweſen ſey. Er bat, ſie vorzufordern, und verſicherte, er werde ihr einen Spiegel vorhalten, worin ſie ihr Seelenbild mit Schrecken erblicken ſolle.

„Das wird einen heißen Kampf geben!“ ſprach der Edelmann. „Doch die Sache muß unterſucht werden. Es wäre doch unerhört, wenn ſich die Alte auf ſolchen krummen Wegen betreffen ließe!“

Er ſetzte die folgende Stunde zum Vorbeſchied an. Hermann trat indeſſen ab.

„Hören Sie,“ rief ihm der Edelmann nach, „ich ſehe voraus, daß wir den Tambour brauchen werden. Sagen Sie ihm, er möge ſich bereit halten und ſeine Trommel ſtimmen.“ —

Nach Verlauf einer Stunde erſchien der Ankläger wieder. Herr von Föhrwald hatte ſich indeſſen, wie ein General zur Austheilung der Parole, ſtandesmäßig ankleiden laſſen. Mit Stiefel und Spornen, den Hirſchfänger an der Seite und den Federhut auf dem Kopfe, ſaß er bereits auf dem Richterſtuhle.

Madame Klotz ward vorgeladen. Sie kam ſchnell auf klappernden Pantoffeln getrippelt und öffnete mit ruhigen Geſichtszügen die Thür; aber ihre Augen erweiterten ſich mächtig und ſchoßen Flammen, als ſie den Leibſchützen an ſeines Herrn Seite ſtehen ſah.

„Madame,“ hob Herr von Föhrwald feierlich an, „dieſer junge Menſch erkühnt ſich, Paulinens Unſchuld zu verfechten und darüber mit Ihnen eine Lanze zu brechen.“ —

„Was will der Gelbſchnabel?“ fuhr ſie auf, und nun

ging's aus ihrem Munde, wie das Getöse eines Stroms, der von schroffen Felsen herabstürzt.

Herr von Föhrwald gebot Ruhe. Der Rheinfall donnerte fort. Jener sprang auf und rief zur Thür hinaus: „Knips soll kommen!“

Im Geschwindschritt rückte der Tambour ein. „Losgeschlagen!“ commandirte der Edelmann. Knips rührte sich wacker; ein Jagdhund unterstützte ihn mit schmetterndem Gebell; aber Madame Klotz überschrie beide und focht dazu mit den Armen über dem Kopfe des Trommelschlägers, der grämlich zu ihr hinauf sah, weil er es übel nahm, daß sie seinem Instrumente den Sieg streitig machte. Das alles erhielt Föhrwalds Zwerchfell in beständiger Erschütterung und zwang sogar dem Leibschützen, ob er gleich unbarmherzig geschimpft wurde, ein Lächeln ab.

Die Furie strömte ihre Fischmarktsberedtsamkeit aus, bis sie, völlig entathmet, nicht mehr sprechen, nur noch kreischen und stöhnen konnte. Jetzt schwieg sie, um neue Kräfte zu sammeln. Auch der Trommelschläger ließ nun seine ermüdeten Arme triumphirend ruhen.

Während dieser Pause suchte Hermann, durch Zusammenstellung aller sachdienlichen Umstände, seine Gegnerin zu überführen, daß sie eine Feindin Paulinens gewesen sey, und man ihr daher einen heimtückischen Anschlag gegen das Mädchen wohl zutrauen könne. Erröthend gestand er dem Herrn von Föhrwald: er habe vor zwei Tagen einen Spaziergang im Mondscheine mit Paulinen verabredet, aber Madame Klotz habe sie eingekerkert, sich an ihrer Stelle im Garten eingefunden und ihn mit Zunöthigungen geängstet, die für eine Matrone ihres Alters höchst unanständig gewesen wären.

„Was schiert Ihn mein Alter? Monsieur Naseweis!“

fiel ſie ein. „Will Er nicht alt werden, ſo häng' Er ſich jung! Es iſt an Ihm wenig verloren! Er fing mit Paulinen ein ſchändliches Leben an, das in dieſem Schloſſe, wo Zucht und Ehrbarkeit herrſchen, nicht geduldet werden konnte. Eins von Euch mußte fort! Und hätt' ich nun auch, um das Aergerniß vor dem gnädigen Herrn zu vertuſchen, ein ſolches Mittel ergriffen, wie Er denkt, was wär's denn weiter?“ —

„Ei, den Teufel auch, Madam!“ fuhr Herr von Föhrwald auf: da hätten Sie einen ſehr ſchlechten Streich gemacht; und ich ſeh' aus allen Umſtänden, Sie haben ihn gemacht! Pfui, ſchämen Sie ſich in Ihr Herz! Ich überſehe viel und dulde viel, wenn man ſich an meiner Perſon vergeht; aber ſo weit mein Arm reicht, darf Andern kein Unrecht widerfahren. Paulinens Ehre muß gerettet, ihre Unſchuld in das hellſte Licht geſtellt werden; und das ſoll nicht allein durch einen öffentlichen Anſchlag an den Pforten des Schloſſes geſchehn, ſondern ich will auch eine Ehrenerklärung von der Kanzel ableſen laſſen, und in den Zeitungen Paulinen als ein treues und rechtſchaffenes Mädchen allen Herrſchaften empfehlen.“ —

Madame Klotz wollte dagegen einreden, aber Herr von Föhrwald ließ Lärm ſchlagen und führte ſie zur Thür hinaus.

30.

Florentin betritt wieder den Schauplatz.

Paulinens Ehrenrettung geſchah, wie der gerechte Richter beſchloſſen hatte. Uebrigens erhielt Hermann nicht die geringſte Nachricht von ihr. Madame Klotz ſandte des Mädchens zurückgelaſſene Habe an eine vertraute Freundin

in die nächste Stadt, und so erfuhr in Hirschfeld Niemand, wohin sich Pauline gewendet hatte. Alle Briefe, die im Schlosse einliefen, gingen seit langer Zeit durch der Haushälterin Hände. Sie theilte davon aus und unterschlug, wie es ihr beliebte. Dieses Fegfeuer kannte Pauline und unterließ daher wahrscheinlich die vergebliche Mühe, einen Brief an Hermann hineinzuwerfen.

Er und Madame Klotz blieben mit einander über den Fuß gespannt und wichen sich so viel als möglich aus. Bei unvermeidlichem Zusammentreffen bekam sie immer plötzliche Anfälle eines Speichelflusses, und erleichterte sich oft in Hermanns Nähe so unartig, daß er durch behende Seitensprünge sein Kleid vor Befleckungen retten mußte. Auch mit dem Herrn von Föhrwald schmollte sie hartnäckig und bestrafte ihn durch Entziehung seiner Lieblingsspeisen und andere hämische Neckereien für die Gerechtigkeit, die er Paulinen hatte widerfahren lassen.

Er, in allen Dingen, die ihn selbst betrafen, sehr nachgebend, übersah ihre Anfeindungen, ohne sich deßwegen mit ihr zu überwerfen. Sie hingegen fand sich von einem Tage zum andern aufs Neue dadurch beleidigt, daß er ihr Zürnen nicht achtete, keinen Schritt zur Aussöhnung that und ihr nicht durch ein ansehnliches Geschenk ein Sühnopfer brachte, wie bisweilen in frühern Zeiten bei ähnlichen Verstimmungen geschehen war.

Unter solchen Mißhelligkeiten verstrich ein Jahr. Herr von Föhrwald wollte jetzt dem heiligen Hubert, dem Schutzpatron der Jäger, zu Ehren ein großes Fest anstellen und nahe und ferne Freunde, auf deren Gütern er seit mehreren Jahren ähnlichen Jagdfesten beigewohnt hatte, dazu einladen. Dieses kostspielige Vorhaben ließ sich ohne hohe Genehmigung der Küchen- und Keller-Commandantin

nicht ausführen. Er mußte ihr eine mit Gold gefüllte Hand zur Aussöhnung bieten, und um diesen Preis erhielt er nicht allein die gesuchte Erlaubniß, sondern auch von Stunde an wieder das freundlichste Gesicht.

Ein milder Strahl dieser Amnestie fiel sogar auf den Leibschützen. Madame Klotz enthielt sich fortan gegen ihn aller Unanständigkeiten, und trieb ihre Huld so weit, daß sie ihm meldete: Pauline befinde sich wohl und habe ein unerwartetes Glück gemacht. Er hörte diese Nachricht mit scheinbarer Gleichgültigkeit an und fragte nicht, worin das gerühmte Glück bestehe; denn er besorgte, entweder kurz abgefertigt, oder durch Erdichtungen getäuscht zu werden.

Das große, auf acht volle Tage berechnete Jagdfest begann. Es zog ein Heer von geladenen und ungeladenen Gästen ein. Wer einige Ahnen hatte und eine Flinte abschießen konnte, war willkommen. Die Namenliste der gesammten, in Hirschfeld eingetroffenen Herrschaften ist noch in beglaubter Abschrift vorhanden, sie mag aber, um des Papiers zu schonen, ungedruckt bleiben. Wir wollen daraus nur diejenigen Personen ausheben, die auf den Gang der Geschichte eine bedeutende Einwirkung haben.

In diese Klasse gehört vor allen andern Herr Florentin von Falkenhof, der zu damaliger Zeit als der reichste und prachtliebendste Kammerjunker in der Hauptstadt lebte. Er hatte diese Hofstelle sogleich nach seinem Abgang aus der Regierung erhalten, und stand ihr mit Ruhm und Ehre vor.

Herr von Föhrwald kannte ihn vorher nicht. Er kam ungerufen zum Feste, in Gesellschaft eines eingeladenen jungen Edelmanns, der sein Freund war und ihn eigenmächtig mitbrachte.

Sein Aufzug war glänzend. Er hatte nicht weniger

als ſechs Reitpferde, zwei Livreebedienten, einen Leibjäger und einige Koppeln Jagdhunde bei ſich. Einem geizigen Wirthe wäre bei dem Anblick ſo vieler Tiſch- und Stallgäſte bange geworden; aber Herr von Föhrwald empfing ihn mit Vergnügen, und der Kammerjunker entſchuldigte ſich auch mit keinem Worte über ſein zahlreiches Gefolge. Er ſchien vorauszuſetzen, daß ein Mann, wie er, ſich mit keinem geringern Geleite behelfen könne.

Es war gegen Mittag, als er mit ſeinem Geſellſchafter ankam. Man ſetzte ſich bald darauf zur Tafel. Hermann nahm, wie gewöhnlich, ſeinen Platz an derſelben ein. Der Kammerjunker richtete ſeine Augen eine Weile ſcharf auf ihn; und da er aus der tiefen Gegend, wo ſich Hermann niedergelaſſen hatte, und aus der thätigen Aufmerkſamkeit, die er dem Herrn von Föhrwald beim Vorlegen bewies, den richtigen Schluß zog, daß Jener kein Fremdling und Gaſt ſey, ſo fragte er ſeinen Reiſegefährten, der neben ihm ſaß, halblaut: „Kennſt du den Menſchen dort unten?“ — Der Befragte geſtand durch ſtummes Kopfſchütteln ſeine Unwiſſenheit; aber Herr von Föhrwald, der des Kammerjunkers Geflüſter gehört hatte, antwortete ſchnell: „Es iſt mein Leibſchütz; der Sohn eines ſehr würdigen Pfarrers, den ich als meinen Freund verehre.“

„So, ſo!“ ſagte der Kammerjunker mit einem ſchnöden Lächeln. Darauf legte er Meſſer und Gabel nieder, aß nicht, trank nicht und ſprach kein Wort. Herr von Föhrwald bemerkte, daß dem jungen Herrn eine Grille durch den Kopf flog; er nahm aber keine Notiz davon, weil überhaupt das läſtige Einnöthigen der Speiſen an ſeinem Tiſche längſt abgeſchafft war, und er es jeden Gaſt mit ſeinem Magen abmachen ließ, ob er viel oder wenig genießen wollte.

Doch nach aufgehobener Tafel nahm er den jungen Edelmann, der Falkenhofen bei ihm eingeführt hatte, auf die Seite. „Freund," sprach er, „Sie haben die Gesellschaft mit einem stattlichen Mitgliede bereichert; aber wie kam es, daß der Herr Kammerjunker bei Tische so plötzlich Sprache und Eßluſt verlor? Er scheint einen Groll auf meinen Leibschützen zu haben, und gleichwohl kannt' er ihn nicht. Wie hängt das zusammen?"

Falkenhofs Freund entschuldigte sich: er wisse von dem allem nichts. Aber Herr von Föhrwald, der ihn genau kannte und sich deßhalb einige Zudringlichkeit erlauben durfte, bestand auf seiner Forderung, ihm das Räthsel zu erklären. Jener antwortete nun: es liege dabei nichts zum Grunde, als daß der Kammerjunker gegen Leute geringern Standes etwas stolz sey, und, durch das Hofleben verwöhnt, die Tischgesellschaft eines bürgerlichen Subalternen anstößig finde.

Herr von Föhrwald brach in ein Gelächter aus. „Ihr Kammerjunker ist ein Narr, wie es wohl jetzt, am nahen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, nur noch wenige gibt! Ich werde wahrlich seinetwegen meinen treuen Diener, der täglich mit mir speiset, nicht vom Tische verweisen! — Uebrigens ist es mir lieb, daß seine Mißlaune keinen tiefern Grund hat. Ich glaubte schon, es steckte irgend ein Geheimniß im Hinterhalte; denn haben sie noch nicht bemerkt, daß er und mein Leibschütz in ihren Gesichtszügen eine auffallende Aehnlichkeit haben?" —

„Ei wohl!" versetzte Jener. „Es ist ein wunderbares Naturspiel! Aber wir wollen uns ja enthalten, ihm unsere Bemerkung mitzutheilen. Er würde sich dadurch äußerst beleidigt finden."

31.

Agathe.

Ein anderer für uns wichtiger Gaſt war Herr von Harand, ein alter Raufdegen, der ſich in frühern Jahren als ein kühner Parteigänger im Kriege ausgezeichnet, und es auf dieſem Wege vom gemeinen Huſaren bis zum Oberſtwachmeiſter gebracht hatte. Es war eine baumlange, dürre, wilde Geſtalt, die ſich noch täglich mit Huſarenpelz und Dolman bekleidete, und einen klirrenden Säbel auf dem Fußboden neben ſich her ſchleppte. Daß bei dieſem Coſtüm ein Schnurrbart nicht fehlen durfte, verſteht ſich von ſelbſt. Der Major hielt auf dieſen Schmuck ſo viel, daß er ſich um ein Haar davon auf Leben und Tod geſchlagen hätte; und wenn er etwas recht hoch und theuer bekräftigen wollte, ſo ſchwur er bei ſeinem Barte. Er hatte im Kriege viel Beute gemacht, aber wie gewonnen, ſo zerronnen. Das geraubte Gold in der Taſche hatte ſich durch Völlerei in Kupfer auf dem Geſichte verwandelt. Es war ihm von ſeinen Feld- und Streifzügen nichts als rohe Sitten übrig geblieben; denn das Landgütchen, deſſen Herrn er ſich nannte, war bis auf den letzten Dachziegel verzehrt, und er führte davon nur noch den Namen, wie die Biſchöfe von den Bisthümern im Gebiete der Ungläubigen.

Bei dem allen beſaß er einen großen Schatz: eine wohlgebildete und wohlgeartete Tochter, die erſt kürzlich der Tod einer redlichen Tante, bei welcher ſie bis in ihr ſechzehntes Jahr erzogen worden war, ins wüſte Vaterhaus zurück genöthiget hatte. Gewohnt, ſich über alle Schicklichkeit hinwegzuſetzen, brachte der Major das Mädchen zum Jagdfeſte mit, ungeachtet er wußte, daß nur Män-

ner, und größtentheils ſittenloſe Männer, die Geſellſchaft ausmachen würden. Doch eben dieſer Zuſammenfluß reicher Edelleute bildete nach ſeinem Gedanken einen trefflichen Markt, wo er die ſchöne Agathe auf eine vortheilhafte Art an den Mann zu bringen und ſich ſelbſt zur Ernährung auf Lebenszeit mit einzuhandeln hoffte.

Agathe, die viele Jahre lang ſtill und einſam wie in einem Kloſter gelebt hatte und ſchüchtern wie eine Nonne war, erſchrack über den lärmenden Männerſchwarm, in den ſie ſich, von ihrem Vater getäuſcht, plötzlich verſetzt ſah. Sie hatte dies voraus geahnt und befürchtet, und war deshalb zu dieſer Reiſe ſchwer zu bewegen geweſen; aber der alte Parteigänger, dem bei den officiellen Berichten über ſeine Kriegsthaten das Lügen geläufig worden war, hatte ihr zugeſichert, es würden noch viele andere Damen in Hirſchfeld zugegen ſeyn, und ſo war es ihm, mit Beihülfe einiger Flüche, endlich gelungen, ſie in den Reiſewagen zu bringen.

Einen Tag ſpäter, als Herr von Falkenhof, kam er gegen Mittag an. Er hatte nur allein noch auf der Liſte der Eingeladenen gefehlt. Die nun vollzählige Geſellſchaft betrug zwanzig und einige Herren, die ſchon den ganzen Morgen mit der Weinflaſche vertrauten Umgang gepflogen hatten. Sie erhoben ein ausgelaſſenes Jubelgeſchrei, als er mit Agathen in den Saal trat, wo eben getafelt werden ſollte. Beſtürzt und ſchamroth verbeugte ſie ſich und ſuchte mit ſcheuen Augen den erwarteten Damenkreis, um ſich in deſſen Mitte zu flüchten. Sie ſah kein weibliches Weſen, als Madame Klotz; und ob dieſe gleich keine anziehende, Vertrauen erweckende Figur war, ſo eilte doch Agathe zu ihr hin und knüpfte mit ihr ein Geſpräch an. Indeſſen waren mehr als fünfzig Augen auf ſie gerichtet.

Der Kammerjunker belugte ſie blos für ſeine Perſon mit vieren, wovon er zwei im Kopfe und zwei an einer ſeidenen Halsſchnur trug. Agathe hielt dieſe ſcharfe Muſterung nicht länger als fünf Minuten aus. Sie klagte der Haushälterin leiſe: ſie fühle ſich von einer Uebelkeit befallen und wünſche allein zu ſeyn. Madame Klotz führte ſie ſogleich in ihr eigenes Zimmer.

Hier geſtand Agathe: ſie befinde ſich eigentlich nicht krank; aber es ſey ihr unmöglich, im Getümmel ſo vieler Männer zu ſpeiſen, die durch zwangloſes Benehmen ihr ſittliches Gefühl zu beleidigen drohten.

„Sie haben recht, mein ſüßes Täubchen!“ ſagte Madame Klotz. „Es ſind arge Poſſenreißer darunter, die ſogar mir bisweilen eine Schamröthe abnecken; und das will, bei meiner Treue! viel ſagen, da mich mein Amt und Stand ſeit vielen Jahren nöthigte, das alte Leiblied ſolcher Vögel oft anzuhören. Mich hat der Himmel zum Glück mit einem guten Mundwerke geſegnet, und ich wehre mich verzweifelt: das iſt aber freilich nicht Ihre Sache, mein Liebchen! Nun, ſeyn Sie nur ruhig; ich will den muthwilligen Herren den Spaß mit Ihnen verderben, und Sie ſollen recht niedlich hier allein ſpeiſen.“ —

Sie ging hierauf ſtracks in den Saal und verkündigte mit ihrer Heroldsſtimme, daß Fräulein Harand wegen Ermüdung und Unpäßlichkeit nicht bei der Tafel erſcheinen könne.

„Dacht's bald!“ ſprach der Oberſtwachmeiſter, und ſtrich ſeinen Knebelbart. „Das Mädel iſt mir bei den Gebetbüchern der ſeligen Tante ganz zimperlich geworden.“ —

„Nein, nein, Herr Bruder!“ rief ein hohläugiger Kahlkopf. „Es iſt blos eine Intrigue der Madame Klotz, daß

wir die Gesellschaft deiner liebenswürdigen Tochter einbüßen. Sie hat uns das Fräulein listig entführt, um bei Tisch allein zu herrschen und die Schönste zu seyn.“ —

„O schweig, du Ritter von der traurigen Gestalt!“ fuhr sie auf ihn los. „Du hast dir schon alle Haare vom Kopfe gelogen, und lügst immer fort! Denkst wohl gar, ich hab' ein Aug' auf deine miserable Person? — Ho! ho! für dich verdorrten Häring dünkt' ich mich noch viel zu schön, wenn ich auch hundert Jahr alt wäre!“ —

Ein wieherndes Gelächter verschlang des Glatzkopfs Replik, und zugleich ließ sich die Gesellschaft an der Tafel nieder. Aber er lauerte rachlustig, bis die Beschäftigung mit der Suppe einige Ruhe bewirkte. Jetzt hob er schnell wieder an: „Sie zogen mich vorhin über meine Hagerkeit auf, Madame! Wissen Sie was, treten Sie mir Ihr nahrhaftes Aemtchen ab, und ich wette darauf, daß ich bald eben so rund bin, als Sie!“ —

„Ich kann meine Stelle nicht missen;“ erwiederte Madame Klotz. „Aber ich will Ihnen, mein Herr, einen andern einträglichen Posten vorschlagen. Gehn Sie in die nächste große Stadt, vermiethen Sie dort Ihren kahlen Kopf als immerwährenden Mondschein, und lassen Sie sich dafür auszahlen, was Jahr aus Jahr ein die Straßenlaternen kosten.“ —

Es versteht sich, daß abermal weidlich gelacht wurde.

„Sie spielen hier, wie ich merke, die Hofnärrin!“ sagte der Gegner. „Mit solchen Leuten muß sich, wer klug ist, in kein Witzgefecht einlassen.“

„Ja wohl, wer klug ist; aber da hapert's!“ versetzte sie.

„Basta!“ rief Herr von Föhrwald ihr ernsthaft zu: „Sonst muß endlich noch der Trommelschläger hier Tafelmusik machen.“

32.

Das Abenteuer im Garten.

Der kleine Zwiſt war nun beigelegt; aus allen Geſichtern ſtrahlte Frohſinn; nur Falkenhof ſaß mürriſch da und rümpfte die Naſe. Ihm waren zwei Dinge nicht recht. Erſtens verdroß es ihn, daß der Leibſchütz, gegen den er einen ganz beſondern Widerwillen empfand, ſeinen Tafelſitz noch, wie Tages vorher, behauptete; zweitens war ihm durch des Fräuleins Wegbleiben vom Tiſche eine liebliche Hoffnung in den Brunnen gefallen. Er hatte mit ſeinen vier Augen Agathen ungemein ſchön gefunden und ſtehenden Fußes beſchloſſen, ſich an ihre Seite zu ſetzen und einen Liebesroman anzulegen, der ihm den ländlichen Aufenthalt angenehmer, als die Jagd, machen ſollte. Dieſen Plan gab er auch noch keineswegs auf, und handelte ſeinem Zweck dadurch gemäß, daß er den Oberſtwachmeiſter vor allen Anweſenden auszeichnete, ſeinen Großſprechereien aus den Kriegszeiten mit geſpannter Aufmerkſamkeit zuhörte, ihm darüber Schmeicheleien ſagte und mit frecher Stirn verſicherte: er habe den tapfern Harand, als einen der erſten Helden des Jahrhunderts, in vielen Geſchichtbüchern belobt gefunden. Das befremdete den Major nicht im geringſten, ungeachtet die Thaten, deren er ſich rühmte, meiſtens grund- und bodenloſe Aufſchneidereien waren; aber er hatte ſie ſeit zwanzig Jahren ſo oft erzählt, daß er ſie nun ſelbſt für ausgemachte Wahrheiten hielt.

Beim Nachtiſch wurden die Rollen des großen Trauerſpiels ausgetheilt, das folgenden Tages auf der Jagdbühne aufgeführt werden ſollte. Man wollte das Wild zu Fuß und zu Pferde bekämpfen. „Ich alter Reiter muß zu Fuß

fechten;“ ſprach der Major: „ich habe kein Reitpferd bei mir.“

„Das iſt mir ſehr angenehm, Herr Oberſtwachmeiſter!“ ſagte der Kammerjunker. „Ich gewinne dadurch das Vergnügen, Ihnen eins von den meinigen anzubieten.“

Der Freibeuter ſträubte ſich gegen dieſe Höflichkeit nicht. Nach Tiſche ließ ihm der Kammerjunker ſeine ſechs Roſſe vorreiten und forderte ihn auf, ſich eins davon zum morgenden Jagdgebrauch zu erkieſen. Herr von Harand bewies ohne langes Beſinnen, daß er viel Pferdeverſtand, aber wenig Beſcheidenheit beſaß: er wählte nämlich den beſten Gaul, einen fünfjährigen Engländer, der hundert Louisd'or gekoſtet hatte. Falkenhof biß die Lippen ein wenig zuſammen, weil es ſein Leibpferd war; aber er dachte an Agathen, und blitzſchnell entſchloß er ſich, dem Major mit dem theuern Britten ein Geſchenk zu machen.

„Bei meinem Barte!“ rief Harand auf dieſen Antrag: „Sie beſchämen Könige! Aber da Ihnen, Herr Kammerjunker, das Geben ſo leicht zu werden ſcheint, will ich mir das Nehmen auch nicht ſchwer machen. Ich dank' alſo verbindlichſt.“ —

Die Umſtehenden ſahen ſich an und wiſperten ſich die Worte: „Verſchwender und Narr!“ in die Ohren. Falkenhof hingegen ſchmeichelte ſich, man bewundere und preiſe ſeine fürſtliche Freigebigkeit.

Wie aber die meiſten Geſchenke, wenn ſie nicht aus den Händen recht guter Menſchen fließen, von nachhinkenden Anmaßungen begleitet ſind: ſo hielt ſich auch der Kammerjunker berechtigt, für das große Opfer, das er dem Partiſan gebracht hatte, bei deſſen Tochter Entſchädigung zu ſuchen; und er glaubte, Jener müſſe wohl, wenn auch einige Ungezogenheiten vorfielen, darüber ſchweigen, weil

er ihm ein ſolches Kapitalpferd gleichſam in den Mund hinein geritten hatte. Mit dieſen edlen Gedanken ſuchte er, ſobald das Roßgeſchäft abgethan war, Agathen in ihrem Aſyl auf, und Madame Klotz, die Eigenthümerin des Zimmers, geſtattete ihm Zutritt; denn ſie befürchtete von ihm nichts Böſes, da er ſich bei der Tafel ſittſam aufgeführt hatte.

Auch jetzt betrug er ſich anfangs ſo artig, daß nichts dagegen einzuwenden war. Aber bald ließ er den feinen Hofmann dem Wüſtlinge weichen. Er erlaubte ſich Freiheiten gegen Agathen; dieſe rief den Beiſtand ihrer Beſchützerin auf; und wie eine Gluckhenne ihr Gefieder zornig ſträubt, und den Hund, der ihre Küchlein ſcheuchet, mit Entſchloſſenheit angreift: ſo ſtürmte Madame Klotz auf den Kammerjunker ein und ſchalt und trieb ihn raſch aus dem Zimmer.

Dieſer mütterliche Eifer ward von ihm zum ärgſten gedeutet. Er ſtellte ſich vor: ſie wolle die Bewilligung verliebter Frechheiten bloß theuer verkaufen, und nicht anders, als nach einer goldnen Ausſicht hin durch die Finger ſehen. Darum hielt er ſich nicht dabei auf, ihr einen ſolchen Proſpekt in der Ferne zu zeigen, ſondern gab ihn ihr ſogleich in die Hand.

Das geſchah jedoch erſt am folgenden Tage, als ſich Agathe wieder von der Tafel ausgeſchloſſen hatte.

Die wilde Gluckhenne ward auch wirklich, als er ihr goldne Körner vorſtreute, auf der Stelle zahm, und verſprach ohne langes Bedenken, ihm das Küchlein, das ſie unter ihre Flügel genommen hatte, gegen Abend im Schloßgarten auszuliefern; denn in ihrem Zimmer (ſetzte ſie hinzu) dürfte ſie keinen Unfug dulden, weil ſie dadurch Verantwortlichkeit auf ſich lade. Sie beſchied ihn auf eine ge-

wiſſe Stunde in eine einſame, vom Schloß entlegene Gegend des Gartens, und gelobte auf's heiligſte, ihm das Fräulein, unter dem Vorwand eines Spazierganges, dort in die Arme zu führen. Sie wies ihn an, wo er ſich bis zu ihrer Ankunft verſtecken ſollte, und ſchloß mit der Verſicherung: ſie werde ſich auf dem verabredeten Treffplatze mit guter Manier von dem Fräulein wegſtehlen, und ihm hinreichende Zeit laſſen, bei der kleinen Spröden ſein Glück zu verſuchen.

Dieſer Gaunerhandel ward in einem breiten Gange geſchloſſen, der über hundert Schritte lang die Burg durchſchnitt. Zufälliger Weiſe befand ſich Hermann eben am obern Ende deſſelben, als der Kammerjunker und die Haushälterin, in ihr trauliches Geſpräch vertieft, von der andern Seite langſam herauf ſchritten. Sie ſahen ihn nicht; er wollte ihnen auch nicht gern in den Weg kommen, weil er wußte, daß ihm beide nicht hold waren. Da aber oben, wo er ſtand, der Gang durch eine verſchloſſene Thür geſperrt war, ſo ließ ſich ihnen nicht anders ausweichen, als daß er hinter die dort noch aufgeſtellte ſpaniſche Wand trat, die ein Jahr zuvor einen Verräther, der ihn und Paulinen belauſchte, verborgen hatte. Nemeſis, die gerechte Vergelterin, führte jetzt den Leibſchützen hinter dieſen Schirm; denn kaum umgaben ihn die dünnen Wände, ſo waren ihm die Sprechenden ſo nahe, daß ihm kein Wort ihrer Unterredung entging.

Er entſetzte ſich über das verabhandelte Bubenſtück, und konnte ſich vor Erbitterung kaum enthalten, hervorzuſtürzen und das nichtswürdige Paar mit Donnerworten aus einander zu ſprengen. Ein Rathſchlag über des geringſten und ihm gleichgültigſten Mädchens Entehrung hätte ihn mit edlem Zorn erfüllt: um ſo mehr gerieth er in

Flammen, da ihm das Fräulein nichts weniger als gleichgültig war. Paulinens Geſtalt, die ihn bisher immer noch lieblich umſchwebt hatte, zerfloß vor ſeinen Augen, als er Agathen erblickte, wie ein Nebelbild vor der aufgehenden Sonne. Jene war ſo ſchön als dieſe; aber dem wilden Mädchen fehlte Agathens zarte Weiblichkeit, das fromme, Unſchuld und Gutmüthigkeit ausſprechende, Madonnengeſicht. Das feſſelte den Jüngling und erfüllte ihn mit Empfindungen, die ihm bei Paulinen fremd geblieben waren. Als er vollends, vom Herrn von Föhrwald mit kleinen Aufträgen an Agathen geſandt, ihre Graziengeſtalt näher ſah, den Zauberton ihrer Stimme hörte, und ihm der innige Ausdruck ihrer freundlichen Rede bezeugte, daß jedes Wort aus dem Herzen kam: da rief er ſich aus Bürgers hohem Liede zu:

O der Wahrheit, o der Güte,
Rein wie Perlen, ächt wie Gold!
O der Sittenanmuth! Blühte
Je im weiblichen Gemüthe
Jeder Tugend Reiz ſo hold?

Und dieſes edle Mädchen ſollte von einer zwiſchen Bäumen und Blumen verſteckten Schlange berückt werden! — Das zu verhindern, war Biedermannspflicht; der Liebende konnte noch weniger es dulden. Er beſchloß, früher als die Verſchworenen im Garten zu ſeyn und die Geliebte kräftig zu ſchützen.

Ein heiterer Abend begünſtigte den gefährlichen Spaziergang. Der ſchlaue Kammerjunker hatte eine Farobank veranſtaltet, um die Geſellſchaft im Schloſſe feſt zu machen und ſich dadurch vor Störungen zu ſichern. Er nahm Anfangs an dem Spiele Theil; als es aber Zeit war, ſich auf den ihm angewieſenen Poſten zu begeben, ent-

ſchlich er, zum größten Verdruß des Bankhalters, der auf des reichen Höflings ſtraffe Goldbörſe ſtarke Rechnung gemacht hatte.

Hermann, ſchon im Garten verſteckt, ſah des Junkers eilige Ankunft, rührte ſich aber nicht. Kurz darauf führte die Kupplerin unter den freundlichſten Geſprächen das Fräulein nach der Laube, wo ſich der Habicht des wehrloſen Täubchens bemächtigen ſollte. Sie gingen hinein und ſaßen einige Minuten darin. Dann ſprang die Alte plötzlich auf. „Potz tauſend!“ ſagte ſie: „das Alter macht vergeßlich! Ich pflanze mich ruhig da her und hab' im Schloſſe eine nöthige Verrichtung, die augenblicklich gethan werden muß. Bleiben Sie, Herzchen! Ich bin bald wieder bei Ihnen. Was man nicht im Kopfe hat, muß man in den Beinen haben.“ — So ſprach ſie, zum Signal für den Kammerjunker, mit heller Stimme und wackelte fort.

Falkenhof ſchlüpfte leiſe aus ſeinem Verſteck hervor, und machte, wie unabſichtlich luſtwandelnd, mit gemächlichen Schritten, über einander gekreuzten Armen und zur Erde geſenkten Augen, einen Umweg nach der Laube hin. Nahe vor dem Eingang derſelben ſchlug er den Blick ſchnell empor, und heuchelte ein freudiges Schrecken, Agathen hier zu finden. Ihr war dieſe Ueberraſchung nicht angenehm. Sie ſtand beſtürzt auf, eilte aus der Laube und wollte, mit einer flüchtigen Verbeugung, neben ihm vorbei nach dem Schloſſe fliehen. Er umfaßte ſie, mit dringender Bitte, da zu bleiben. Sie verweigerte das, und ſtrebte, ſich zu befreien. Er verſuchte, ſie mit Gewalt in die Laube zurück zu drängen; ſie rief nach Hülfe; der Retter ſprang herbei, ſah den Lüſtling ſcharf an und blieb feſt vor ihm ſtehen.

„Was will Er? Worauf wartet Er?“ fragte der Kammerjunker.

„Ich verbitte das Er!“ antwortete Hermann: „Mein Herr nennt mich Sie; — und was ich erwarte, das ist Ihre schleunige Entfernung.“ —

„Wie?“ — sagte Falkenhof: „Ein Domestik will dem Gastfreunde seines Herrn gebieten?“ —

„Ich gebiete nicht;“ versetzte der Leibschütz: „ich fordre Sie nur auf, die Gastfreundschaft dadurch nicht zu verletzen, daß Sie hier Gewaltthätigkeiten ausüben.“ —

„Lächerliche Anmaßung!“ rief Jener. „Doch es wär', auf meine Ehre! das erste Mal, daß ich mich zum Wortwechsel mit einem Bedienten erniedrigte. Also fort! fort! Ich will hier allein seyn.“ —

„Das sollen Sie!“ sagte Hermann. „Ich geleite das Fräulein ins Schloß.“ —

Froh ergriff Agathe seinen Arm. Der Kammerjunker faßte ihn heftig an der Brust. Hermann zog seinen Hirschfänger und führte so, ohne weitern Widerstand, die Gerettete aus dem Garten. Sie dankte ihm mit den verbindlichsten Worten, und versicherte mit nassen Augen, sie werde diese Schutzleistung nimmer vergessen.

33.

Die Ausforderung.

Zähnknirschend folgte der Kammerjunker von weitem. Als er ins Schloß kam, rief er den Herrn von Föhrwald aus dem Spielzimmer in ein andres und beklagte sich: der Leibschütz habe ihn, indem er mit Fräulein Harand

einige Worte im Garten geſprochen, mit entblößtem Hirſchfänger meuchlings überfallen.

„Nicht möglich!“ rief Föhrwald ſtaunend. „Mein Leibſchütz? Der brave, vernünftige, beſcheidne Menſch?“ —

Falkenhof wiederholte ſeine Anklage, und ſetzte für die Wahrheit derſelben ſeine Ehre zum Pfande.

„Sie ſollen Genugthuung haben;“ ſagte Föhrwald: „Doch zuvor muß ich den Leibſchützen verhören.“

Der Kammerjunker ſchien ſich über dieſe Umſtändlichkeit aufhalten zu wollen, doch ging er ſtill von dannen.

Hermann berichtete ſeinem Herrn die Sache, wie ſie war. Agathe, die Herr von Föhrwald ebenfalls darüber befragte, beſtätigte die Ausſage ihres Retters. Der Kammerjunker erhielt nun, ſtatt der erwarteten Genugthuung (die, nach ſeinen Gedanken, wenigſtens in plötzlicher Verabſchiedung des Leibſchützen beſtehen ſollte), den gerechten Vorwurf, daß ſein Ehrenwort kein ſicheres Pfand ſey, indem ſich der Auftritt im Garten ganz anders verhalte, als er ihn vorgetragen habe.

„Sie glauben alſo Ihrem Bedienten mehr als einem Cavalier?“ ſagte Falkenhof.

„Bei mir gilt Wahrheit, ohne Anſehen der Perſon;“ antwortete Föhrwald.

Es erfolgte ein hitziger Streit, in welchem ſich der Kammerjunker am Ende verlauten ließ: er würde, nach den Geſetzen der Ehre, Genugthuung fordern, wenn ihn nicht des Herrn von Föhrwald körperlicher Zuſtand zur Mäßigung bewegte.

„Thun Sie ſich deßhalb keinen Zwang an!“ erwiederte Dieſer. „Mein Arm iſt ſchwach, aber immer noch ſtark genug, Ihnen auf jede beliebige Art zu Dienſten zu ſtehen.“

Falkenhof verließ mit raſchen Schritten das Zimmer und ſchmetterte die Thür hinter ſich zu.

Nach ſolcher Kriegserklärung ſchien ein Kampf unvermeidlich. Es war zu vermuthen, der Kammerjunker habe ſich blos darum ſo ſchnell entfernt, um ſeine Waffen in den Stand zu ſetzen. Auch Herr von Föhrwald ging in ſeine Gewehrkammer, legte ein Paar Piſtolen bereit und begab ſich dann wieder an den Farotiſch, um den Ausgang der Sache ruhig abzuwarten. Kurz darauf wurde der Edelmann, der den Händelſtifter ins Schloß gebracht hatte, aus dem Spielzimmer gerufen. „Nun iſt's richtig," ſagte Föhrwald zu ſich: „Er ſoll Secundant ſeyn und die förmliche Ausforderung überbringen."

Erſt nach einer Stunde kam der Abgerufene zurück und meldete: der Herr Kammerjunker ſey eben — abgereiſ't, und laſſe ſich der Geſellſchaft beſtens empfehlen.

Alle ſahen den Botſchafter mit ſtarrer Verwunderung an. Nur der Major ſprang mit auffallender Beſtürzung vom Stuhl auf und lief in den Stall, um zu unterſuchen, ob ihm etwa Falkenhof den geſchenkten Engländer wieder entführt habe. Das Pferd war noch da; der Major kam wohlgemuth zurück, ſchwor bei ſeinem Barte, der Kammerjunker ſey ein Ehrenmann und beklagte höchlich, daß er das Schloß ſo plötzlich verlaſſen habe.

„Freuen Sie ſich darüber, Herr Oberſtwachmeiſter!" ſagte Föhrwald. „Der übermüthige Hofſchranz hatte nicht die feinſten Abſichten auf Ihre Tochter."

„Abſichten auf meine Tochter?" rief der Major haſtig. „Das wär' mir erwünſcht!" —

Föhrwald erzählte ihm den frevelhaften Angriff im Garten, und verſah ſich, daß er nun auf den Kammerjunker recht losziehen würde; aber nichts weniger als das. Er

ſagte im Gegentheil: ein ſolcher Scherz beweiſe noch keinen böſen Vorſatz; ſeine Tochter ſey ein einfältiges Geſchöpf, das vor Männern, wie vor Schlangen, fliehe, und der Leibſchütz habe kein Recht gehabt, ſich in den Handel zu miſchen.

Nach dieſer Erklärung, die Herr von Föhrwald nicht ohne Kopfſchütteln anhören konnte, fuhr der Major wie ein wilder Eber in Agathens Zimmer, und warf ihr mit den härteſten Worten vor, daß ſie ſich gegen den Kammerjunker kindiſch aufgeführt habe. Madame Klotz ſchürte die Flamme ſeines Zorns noch mehr an. Herr von Falkenhof, ſagte ſie, habe ihr noch im Moment ſeiner Abreiſe vertraut, daß er die zärtlichſte Liebe gegen das Fräulein empfunden habe, und blos durch die im Garten erfahrene Abneigung und Verachtung bewogen worden ſey, ſein Herz zur Ruhe zu weiſen und ſich ſchleunig zu entfernen. Himmel! in welche Wuth gerieth der Major über den eingebildeten Verluſt des großen Glücks, das ihm, nach dieſer Vorſpiegelung, ſo nahe geweſen war! Er ſtürzte auf Agathen los, um ſie zu ſchlagen. Das verhinderte zwar Falkenhofs Freund, der eben dazu kam; aber auch er bekräftigte der Haushälterin Vorgeben: denn der Kammerjunker hatte beide angeſtiftet, den Oberſtwachmeiſter auf dieſe Art gegen Herrn von Föhrwald und den Leibſchützen in den Harniſch zu bringen. Eine ernſte, geſetzliche Verbindung mit Agathen war dem Wildfang nicht in den Sinn gekommen. Er liebte das ungebundene Leben zu ſehr; doch war er gewillet, ſich mit der Zeit, wenn Vermögen und Geſundheit (die er beide verſchwendete) auf die Neige gingen, nach einer reichen Gemahlin umzuſehen.

Er erreichte durch ſeine Werkzeuge den Zweck, daß der grimmige Freibeuter bei ſeinem Knebelbarte ſchwor: Herr

von Föhrwald müsse entweder den Leibschützen auf der Stelle verabschieden oder sich zu einem Zweikampf entschließen.

„Die Wahl ist nicht schwer," sagte der biedre Föhrwald, als ihm der Major mit ungestümen Worten diesen Antrag machte. „Ich kann einen redlichen Diener wegen einer edlen Handlung nicht bestrafen; also schlagen wir uns." —

Der Major, dieser kurzentschlossenen Antwort nicht gewärtig, stutzte merkbar, und überließ ihm, um vielleicht noch durch Höflichkeit eine Sinnesänderung zu bewirken, die Bestimmung der Waffen.

„Pistolen!" sagte Föhrwald. „Mein gelähmter Arm hindert mich, den Degen zu führen."

Es war indessen Nacht geworden. Das Duell mußte bis zum folgenden Tage verschoben werden. Herr von Föhrwald war ruhig. Er hatte durch ein Testament sein Haus längst bestellt.

Einige vernünftige Männer führten dem Oberstwachmeister zu Gemüthe, daß es unschicklich sey, im Schooße der Gastfreundschaft Unruhe zu stiften; aber er bramarbasirte desto mehr, und überwarf sich mit Ihnen. Andere riethen dem Herrn von Föhrwald: er solle dem Eisenfresser auf eine gute Art zehn Louisd'or in die Hände spielen, und des Duells werde dann nicht weiter gedacht werden. „Welcher Vorschlag!" sagte Föhrwald: „Soll ich als ein Feiger erscheinen? Und würde nicht Harand ein solches Vergleichsmittel mit beleidigtem Ehrgefühl verwerfen?" — Die Unterhändler erboten sich, für das Gegentheil zu bürgen: denn dem Major, sagten sie, hänge noch die Sitte der Freibeuter an, durch Drohungen Geld zu erpressen. Dennoch setzte Herr von Föhrwald diesen

und mehrern Vorstellungen ein standhaftes Nein entgegen. Er wählte einen Secundanten und ging hierauf an den Schreibtisch, um seinem Testamente ein Codicill beizufügen, worin er dem Leibschützen ein Vermächtniß bestimmen wollte.

34.

Der Ausweg.

Kaum war die Feder ergriffen, als Hermann in der größten Gemüthsbewegung und mit Thränen in den Augen ins Zimmer trat. „O, welches Unheil hab' ich angerichtet!" rief er aus. „Nein, Herr von Föhrwald, Sie sollen sich meinetwegen keiner Todesgefahr aussetzen! Haben Sie die Güte, verabschieden Sie mich, um den Zwist ohne Blutvergießen zu enden."

„Lieber Hermann!" antwortete Föhrwald: „Sie sind ein edler Mensch, Sie meinen es herzlich gut; aber verabschieden kann ich Sie nicht. Das wär' eine Ungerechtigkeit, gegen die sich mein Herz empört, und dazu soll mich der Raufer durchaus nicht zwingen!" —

„Das soll er auch nicht!" sagte Hermann: „Gewähren Sie mir freiwillig meine Entlassung, um die ich dringend bitte." —

„Jetzt nicht, mein Sohn!" sprach Herr von Föhrwald. „Wenn ich aber mit dem Major Kugeln gewechselt habe und Sie wollen dann noch Ihr Glück weiter versuchen, so will ich Sie nicht davon abhalten." —

Der Leibschütz ließ nicht nach, seinen Abschied zu fordern, und Herr von Föhrwald verweigerte denselben mit gleicher Beharrlichkeit. „Nun, so bleibt mir nichts übrig," sagte Jener zuletzt, „als wider Ihren Willen in dieser

Nacht meinen Dienſt zu verlaſſen. Wo ſollt' ich in der Welt Ruhe finden, wenn Ihnen meinetwegen ein Unglück begegnete!" —

„Braver Jüngling!" rief Föhrwald, und umarmte ihn. „Dein leidenſchaftlicher Eifer für mein Wohl rührt mich! Er verdient, daß ich ihm Raum gebe. Ich willige mit Schmerz in unſere Trennung. Sieh, ich war eben im Begriff, dir eine kleine Summe zu vermachen, im Fall der Zweikampf für mich unglücklich ausſchlüge. Nimm ſie nun als Reiſegeld von mir an!"

Er reichte ihm eine Rolle, die hundert Louisd'or enthielt. Hermann ſträubte ſich gegen dieſes Geſchenk; doch er mußte nachgeben. Sie waren beide ſehr bewegt.

„Wann willſt du reiſen?" fragte Föhrwald mit gepreßter Stimme.

„Innerhalb einer Stunde," antwortete Hermann.

„Nein, mein Sohn! erwarte den Morgen, und geh nicht ohne Abſchied von mir!"

Hermann verließ weinend das Zimmer und überlegte, wohin er ſich wenden wollte. Er hatte ſeinem Pflegevater verſprochen, nicht ſogleich vor jedem Mißgeſchicke zur Heimath zu flüchten; die gegenwärtige Geſchichte verdiente auch nicht einmal den Namen eines Unglücks: es war daher ſein erſter, feſter Gedanke, nicht heimzukehren. Aber wohin vorwärts? — Er zweifelte, einen ſo guten, menſchenfreundlichen Herrn, als er gehabt hatte, je wieder zu finden; und es wollte ihm nicht in den Kopf, ſich einer härtern Dienſtbarkeit zu unterwerfen. Er ſehnte ſich vielmehr nach voller Freiheit und hielt es für keine unmögliche Sache, ſich die Bedürfniſſe ſeiner Genügſamkeit als Portraitmaler zu erwerben, da er beſonders einen anſehnlichen Nothpfennig beſaß, den er in brodloſen Zeiten zu

Hülfe nehmen konnte. Dieſer Einfall gefiel ihm ſo wohl, daß er auf der Stelle dem Pfarrer Brok ſchriftlich meldete: er verlaſſe Hirſchfeld und gehe als Maler auf Reiſen.

Indeſſen erſchallte ſein Lob aus dem Munde des Herrn von Föhrwald, der des Jünglings hochherzigen Entſchluß der ſämmtlichen Geſellſchaft mit ſtrenger Wahrheit erzählte. „Das iſt brav!“ ſagten Viele und freuten ſich, daß der Zweikampf nun unterbleibe.

„Mit nichten!“ ſchrie der Major. „Verabſchiedung — das heißt: ſchimpfliches Fortjagen — oder Duell; das war die Abrede, und davon geh' ich nicht ab.“ —

Einige elende Wichte gaben ihm Beifall. Es mußte in der Geſchwindigkeit ein Ehrengericht niedergeſetzt werden. Da entſchied denn, nach heftigen Debatten, die Stimmenmehrheit der Gutgeſinnten gegen den Freibeuter.

„Nu, zum Teufel! ſo mag der Burſch meinethalben auch hier bleiben!“ rief er zornig.

‚Nein, er ſoll gehn, ſchlechterdings gehn!“ erwiederte Föhrwald. „Es hätte ſonſt das Anſehen, als beſäßen der Herr Major über mich und meine Leute eine gewiſſe oberherrliche Gewalt, die ich in keinem Fall anerkenne. Ueberhaupt wird es mir lieb ſeyn, wenn Jeder, der ſich nicht freundſchaftlich betragen will, mein Haus von Stund' an meidet.“ —

Dieſer muthige Bannſpruch wirkte auf die Mißvergnügten wie ein Donnerſchlag. Sie wurden im Augenblick alle ſehr freundlich; denn es hatte ihnen an Föhrwalds köſtlicher Tafel zu wohl geſchmeckt, als daß ſie Luſt haben konnten, dieſe gute Weide ſo ſchnell wieder zu verlaſſen.

35.

Die Haarlocke.

Am folgenden Tage ſtand Herr von Föhrwald früh auf und erwartete Hermanns Abſchied mit Unruhe. Der Jüngling kam reiſefertig. Er hatte ſich vorgenommen, viel Schönes zu ſagen; aber er konnte vor Weichmüthigkeit nicht ſprechen. „Leb wohl, mein Lieber!“ ſagte Herr von Föhrwald. „Bleib immer ſo gut und rechtſchaffen, als du es hier warſt, und wende dich getroſt an mich, wenn irgend eine Noth auf dich andringt! Ich werde dich nie vergeſſen; das ſoll dir noch einſt mein letzter Wille bezeugen.“ — Er umarmte ihn, bedeckte ſeine Augen mit der Hand und ging ſchnell in ein Nebengemach.

Hermann wankte fort. Er nahm ſeinen Weg bei Agathens Zimmer vorbei, um ſie vielleicht noch zu ſehen. Sie ſtand, ſeiner harrend, an der Thür und ſagte mit leiſer Stimme, weil Madame Klotz ihre Wandnachbarin war: „O lieber Herr Brok, wie weh thut es mir, daß Sie um meinetwillen hier auswandern müſſen! Nicht wahr, Sie verwünſchten die Stunde, da ich einen Fuß in dieſes Haus ſetzte?“ —

„Nein, gutes Fräulein!“ antwortete Hermann: „Ich zähle ſie vielmehr zu den glücklichſten Stunden meines Lebens.“

„Es war eine ſo edle That und Sie leiden dafür!“ fuhr ſie fort und trocknete ſich die Augen.

„Dieſe Thräne iſt mein ſchönſter Lohn!“ ſagte Hermann. „Und wollen Sie mich ganz beglücken, ſo ſchen-

ken Sie mir zum Andenken das Tuch, das dieſe Thränen aufnahm.“ —

„O wie gern! wie gern!“ ſprach ſie mit Erröthen. „Warten Sie einen Augenblick!“ Sie flog ins Zimmer, nahm vom nächſten Tiſch eine Scheere, ſchnitt ſich eine Haarlocke ab, umwickelte ſie mit dem ſeidenen Tuche, und gab es ihm ſo. Mit ſprachloſem Entzücken küßte er ihre Hand, küßte das Tuch, drückte es an ſeinen Buſen und eilte hinweg.

Madame Klotz (die ſonſt täglich mit den Hähnen aufſtand und alle Winkel des Schloſſes geſchäftig durchkreuzte) ließ ſich mit Bedacht an dieſem Morgen nicht ſehen, und Hermann war zu begeiſtert, als daß er hätte daran denken können, dem gemeinen Weibe ſeinen Abſchiedsgruß aufzudringen.

Die übrige Dienerſchaft, die ihn um den Genuß vorzüglicher Herrengunſt beneidet hatte, trennte ſich kühl von ihm. Nur der Trommelſchläger war gerührt, bemächtigte ſich, aller Einwendungen ungeachtet, des Reiſebündels, lud es auf ſeinen Rücken und begleitete ſo den Wanderer eine Meile weit.

36.

Ein Zeitraum von vier Jahren.

Hier fände nun ein literariſcher Plusmacher die ſchönſte Gelegenheit, ſich durch eine weitſchweifige Reiſebeſchreibung zu bereichern. Aber das verarmte Publikum hat jetzt Urſache, ſich vor dicken und theuern Büchern zu ſcheuen, und es wäre daher nicht übel, wenn dergleichen habſüchtige Schriftſteller durch irgend ein Geſetz, wie einſt sans com-

paraison die Fischhändler in Wien, gezwungen werden könnten, wohlfeile Waare zu liefern. Es galt nämlich vor alten Zeiten in gedachter Stadt eine Polizeiverordnung vom Jahre 1331, worin es hieß: „Kein Fischer, der grüne Fisch feil hat, soll einen Mantel oder Hut haben, sondern Sommers und Winters, im Sonnenschein und Regen, mit bloßem Haupt am Markt stehen, daß er desto baß eile und den Leuten bessern Kauf gebe.“ — Warum verfährt man nicht auf eine ähnliche Weise mit losen Scribenten, die überführt werden können, daß sie durch ungebührliche Weitläufigkeit ihren Ehrensold zu vermehren beflissen sind? — Man lasse sie doch jedes ihrer Werke, das über ein Alphabet stark werden soll, nur in den kältesten Wintermonaten schreiben, und zwinge sie, ihr Pult unter freiem Himmel aufzuschlagen: sie werden sich dann hinfort wohl hüten, das Publikum durch bänderreiche Werke in Contribution zu setzen.

Schreiber dieses kann eine solche Polizeiverordnung kühnlich in Vorschlag bringen. Er hat den Gränzpfahl des Alphabets nur ein einziges Mal überschritten, und es müßte daher keine Gerechtigkeit im Lande seyn, wenn man ihn verurtheilen wollte, seinen Schreibtisch auf Schnee und Eis zu stellen. Um auch künftig nicht in diese Strafe zu verfallen, springt er jetzt über eine Kluft von vier Jahren, die mancher eigennütziger Scribler mit einer Brücke von vielen Bogen überbauen würde, mit gleichen Füßen hinweg, weil in diesem Zeitraume dem reisenden Maler eben nichts Denkwürdiges begegnete. Er durchwanderte einen großen Theil von Deutschland, wandte sich dann in die nordischen Reiche, und drang bis Moskau vor. In ansehnlichen Städten, wo es ihm gefiel, bot er seine willigen Dienste als Bildnißmaler in den Zeitungen an, machte an

den meiſten Orten gute Geſchäfte, und gewann überall ſo viel, daß ſeine beſcheidenen Wünſche völlig befriediget wurden, und er, bei ſparſamer Haushaltung, nie gezwungen war, von der goldnen Schnur zu zehren, die ihm Herr von Föhrwald zur Reiſe geſchenkt hatte. Dieſes freie, anmuthige Künſtlerleben war ihm nirgends durch einen widrigen Vorfall verbittert; ausgenommen, daß er mit einigen veralteten, aber noch eroberungsſüchtigen Damen in Händel gerieth, weil ihnen ſein aufrichtiger Pinſel nicht ſattſam geſchmeichelt hatte, und ſie deßhalb die Aehnlichkeit der Porträte beſtritten. Er endete dieſe kleinen Mißhelligkeiten durch freiwilligen Verzicht auf das Honorar; aber er ſetzte nachher keinen Pinſel mehr an, wo er Coquetterie und Runzeln beiſammen fand.

Im kalten Norden ergriff ihn plötzlich eine unbezwingliche Sehnſucht nach der mildern Luft ſeines Vaterlandes, von dem er nun vier Jahre entfernt war. Er pilgerte dahin zurück und richtete ſeinen Weg nach der Hauptſtadt.

Einige Meilen vor derſelben überfiel ihn in einem öden Walde eine Bande bewaffneter Räuber, die noch kurz vorher unter dem Panier eines ſolchen Helden, wie einſt Herr von Harand geweſen war, gefochten hatten, und jetzt, nach beendigtem Kriege, die Straßen unſicher machten. Für dieſe Vagabunden hatte er geſpart und gearbeitet: für ſie hatte er Föhrwalds hundert Goldſtücke ungetaſtet bis Moskau und wieder zurück getragen. Sie plünderten ihn rein aus, und rechneten es ihm noch als eine Großmuth an, daß ſie ihm, zur Fortſetzung ſeiner Reiſe, drei oder vier Dukaten und die Kleider auf dem Leibe ließen. Auch erkämpfte er Agathens Taſchentuch aus den Klauen des Geſindels zurück, und es war für ihn ein wirkſamer Troſt, daß er wenigſtens ein ihm ſo theures Heiligthum gerettet hatte.

Manchem andern Beraubten hätte vielleicht die Verzweiflung dieses Tuch zu einem Strick gedreht, um sich damit am nächsten Baum aufzuknüpfen; aber Hermann wußte seine gesunden Hände besser, als zum feigen Selbstmord zu brauchen. Mit dem Entschluß, sie schnell wieder in die Thätigkeit zu setzen, schritt er muthig auf die Hauptstadt zu und kam ohne weiteres Ungemach in derselben an. Seine Umstände nöthigten ihn, einen Gasthof vom niedern Range zu suchen. Er nahm von einem Hinterstübchen Besitz, und schrieb sogleich für die Zeitungen ein Avertissement, worin er sich dem Publikum als Porträtmaler empfahl.

37.

Der Vetter in Amerika.

Kaum war diese Anzeige gedruckt, so erschien in seiner Wohnung ein eleganter Bedienter, der ihn, im Namen einer Frau von Bahlingen, der Gemahlin eines Hauptmanns, ersuchte, sich zu ihr zu bemühen.

Er ging sofort in ihr Haus, ward in ein großes Prunkzimmer geführt, und als man ihn da einige Minuten allein gelassen hatte, trat in dasselbe eine schöne, junge Dame, deren Anblick ihn so in Erstaunen setzte, daß er, anstatt ihr entgegen zu gehen, ein paar Schritte zurück wich. Er glaubte, Paulinen vor sich zu sehen; aber der Gedanke, daß es nicht möglich sey, und der Dame fremdes Benehmen brachte ihn wieder in Fassung. Sie fing an zu sprechen; er stutzte von neuem; es war Paulinens Stimme; nur Ton und Mundart näherten sich hier mehr der feinen, vornehmen Welt. „Haben Sie jetzt Muße, mich zu malen?“

ragte sie höflich, doch kalt und kaum hörbar. Er bejahte. „Ich besitze schon ein Porträt von mir;“ fuhr sie fort: „das will ich Ihnen doch vorher zeigen.“

Sie verließ ihn und kam bald zurück mit einem Gemälde, dessen hintere Seite sie ihm so lange zukehrte, bis sie ganz nahe vor ihm stand. Jetzt wandte sie es geschwind um, und was sah er? — Sein eigenes Kunstwerk, das Bildniß Paulinens, das er vor sechs Jahren im Schlosse Hirschfeld gemalt hatte. „Himmel! welche glückliche Verwandlung!“ rief er starrend aus.

„Ja, mein Freund!“ sagte sie lachend. „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden! Ich bin Pauline Reinhard, die von Madame Klotz, nichtswürdigen Andenkens, aus Hirschfeld vertrieben werden mußte, um hier in Fortunens offne Arme zu fliegen. Ich bin reich, und bin die Gattin eines braven Mannes, des Hauptmanns von Bahlingen, den seine Waffengefährten den Ritter ohne Furcht und Tadel zu nennen pflegen. Aber es wäre sehr undankbar, wenn ich jemals vergäße, daß ich Ihnen, mein werther Freund, Ihrer muthigen Vertheidigung meiner Unschuld diesen Glücksfall hauptsächlich verdanke.“ —

„Unmöglich!“ sagte Hermann: „Sie beehren mich mit einem unverdienten Lobspruche.“

„Nein, ich sage nicht zu viel!“ erwiederte Frau von Bahlingen. „Davon wird Sie meine Geschichte, die ich Ihnen jetzt erzählen will, überzeugen. Doch, damit sie Ihnen nicht zu trocken und langweilig werde, lassen Sie uns ein Glas Wein dabei trinken.“

Sie klingelte; ein Bedienter trug Wein und Backwerk auf; dann begann sie folgende Erzählung:

„Ich ging von Hirschfeld schnurstracks in diese Stadt,

wo mich eine arme, alte Verwandte gefällig aufnahm. Sie gab ſich viel Mühe, mich bei einer guten Herrſchaft unterzubringen; aber alle Verſuche ſchlugen fehl, weil ich kein Zeugniß meines frühern Wohlverhaltens aufweiſen konnte. Plötzlich erſchien in der Zeitung des Herrn von Föhrwald gedrucktes Atteſtat. Ich ſah mit Vergnügen daraus, daß ich Sie, lieber Brok, um Rettung meiner Ehre nicht vergebens erſucht hatte; und nun gewann auch ſogleich mein Schickſal eine beſſere Geſtalt. —

An einem der nächſten Tage trat ein alter, ſteifgekleideter Mann mit Beutelperücke, Degen und Armhut in mein Stübchen, und fragte mit bedächtigen, gleichſam auf der Goldwage abgewogenen Worten: ob hier ein gewiſſes lediges Frauenzimmer, das ſich Pauline Reinhard nenne, anzutreffen ſey. Ja, das iſt mein Name! antwortete ich. Er nickte ſchweigend mit dem Kopfe, zog eine Brille aus ihrem Futteral, polirte ſie auf dem Rockärmel, ſetzte ſie auf die Naſe, langte aus ſeiner Brieftaſche ein Zeitungsblatt hervor, ſuchte vorn und hinten in demſelben herum, und machte das alles mit ſo tempernder und zaudernder Bedachtſamkeit, daß eine Viertelſtunde verging, ehe ich wußte, was der ſeltſame Patron wollte. Endlich, nachdem er ſich noch erſt mehrmals geräuſpert hatte, hob er mit einem feierlichen Predigertone an: In gegenwärtigem Zeitungsblatte Nro. 82, vom zehnten Julius anni currentis, iſt von einer jungen Perſon weiblichen Geſchlechtes, Namens Pauline Reinhard, folgender Maßen und alſo die Rede — —

Ich unterbrach ihn ſchnell mit der Erklärung, daß ich den mich angehenden Zeitungsartikel vollkommen kenne; er ließ ſich aber dadurch nicht abhalten, ihn pathetiſch vorzuleſen und mich auf's Gewiſſen zu fragen: ob ich das quäſtionirte Frauenzimmer (ſo drückte er ſich aus) in der That

und wahrhaftig ſey. Ich berief mich auf die Alte, bei der ich wohnte, die aber gerade nicht zu Hauſe war. Er legte ſinnend den Finger an die Naſe, und gab einige Minuten lang nichts als Hum! und Hem! von ſich zu hören. Dann ſprach er: Meine wertheſte Jungfer, nach reifer Erwägung und genauer Combination aller Umſtände, hoffe und glaube ich, weder irre noch fehl gegangen zu ſeyn, und ich trage demnach weiter kein erhebliches Bedenken, Derſelben den Grund und die Urſache meiner Ankunft sub rosa zu eröffnen. —

Kurz, — denn wann würde ich fertig, wenn ich den Wortverſchwender immer redend einführen wollte! — er ſuchte ein Mädchen in ſeine Junggeſellenwirthſchaft, war durch Föhrwalds Empfehlung auf mich aufmerkſam geworden, und hatte zufällig in einer Familie, wo mein Hausmütterchen aus und ein ging, meine Wohnung erfahren.

Ehe er ſich aber noch in weitere Verhandlungen mit mir einließ, fragte er nach meiner Herkunft. Ich ſagte, mein verſtorbener Vater ſey ein Rechtsgelehrter geweſen. Wie? ſprach er: ein Jurisconsultus? — Doch nicht etwa gar der ehrliche Paul Abraham Reinhard, weiland Notarius publicus und Jurispracticus in Liebenſtein? — Derſelbe! ſagte ich. — O, Himmel! wie wunderbar ſich das fügt! rief er aus: Der Herr Vater, ſeligen Andenkens, war vor Olimszeiten mein Univerſitätsfreund und Special. Ich kannte mein Leben lang keinen treuern und redlichern Compan; und da ich das gute Vertrauen hege, daß der Apfel nicht weit vom Stamme gefallen ſeyn wird, ſo bin ich um ſo mehr entſchloſſen und bereit, meines Freundes nachgelaſſene Jungfer Tochter als Wirthſchafterin zu mir zu nehmen. Ich bin der geheime Secretarius Gimpel. Der Himmel hat mich mit einigen Glücksgütern geſegnet, und ich bin, ohne

Ruhm zu melden, ein generöſer Mann, wenn man ſich in mich zu ſchicken weiß. —

Jetzt kam meine Verwandte nach Hauſe. Sie rieth mir, die angetragene Stelle nicht auszuſchlagen: ich nahm ſie an. Herr Gimpel behandelte mich gut; nur ſein ewiges langweiliges Geſchwätz war unleidlich. Seine jüngern Collegen hatten ihm einen griechiſchen oder lateiniſchen Spottnamen gegeben, den ich jetzt noch kaum über die Zunge bringen werde. Sie nannten ihn den Herrn Ple — Pleo — ach! ich habe das kauderwelſche Wort vergeſſen. —

„Pleonasmus vielleicht?“ ſagte Hermann.

„Getroffen! Herrn Pleonasmus nannten ſie ihn. Aber was heißt das?“

„Der Pleonasmus,“ antwortete Hermann, iſt ein fehlerhafter Ueberfluß der Rede, ein Doppelausdruck für eine einfache Sache; kurz, eine abgeſchmackte Worthäufung, wie ſie ſich Herr Gimpel angewöhnt hatte. Sein eigener Amtstitel war zum Beiſpiel ein vollkommener Pleonasmus: denn ein geheimer Secretär iſt ein geheimer Geheimſchreiber.“

„Jetzt bekomm' ich Licht!“ ſagte Frau von Bahlingen. „Nun weiter in meiner Geſchichte! Herr Gimpel betrachtete mich nach und nach mit zärtlichen Augen, und erbot ſich endlich ſogar, mich zu ſeiner Gemahlin zu erheben. Ich konnte — um einmal ganz in ſeiner Sprache zu reden — den alten, hochbejahrten, ſiebzigjährigen Greis unmöglich lieben; aber ich verehrte ihn, und ſein häuslicher Wohlſtand (der noch durch Beerbung eines reichen Vetters in Amerika vermehrt werden ſollte) lachte meine Armuth an. Nur der häßliche Name meines Freiers hätte ihm beinahe einen Korb zugezogen. Ich konnte mich wirklich kaum entſchließen, mich vor dem Altare zu einer Frau

Gimpelin einweihen zu laſſen; doch die Vernunft ſiegte über dieſe kindiſche Bedenklichkeit, und der Herr geheime Geheimſchreiber ward mein Gatte.

Wir lebten ein Jahr in friedlicher Ehe; dann ſtarb er und hinterließ mir als Univerſalerbin reine zwanzigtauſend Thaler, ohne die amerikaniſche Erbſchaft, die damals noch nicht in unſern Händen war und deren Beſchaffenheit wir auch noch nicht kannten. Ich erhielt erſt einige Monate nach meines Gatten Tode über England die Nachricht, daß ſie gegen hunderttauſend Thaler betrage. Doch ſtand der Empfang noch im weiten Felde: denn einige Verwandten meines Mannes nahmen das ganze Erbe, mithin auch die amerikaniſchen Schätze, in Anſpruch, und ich mußte den baaren Nachlaß zu gerichtlicher Verwahrung ausliefern. Dennoch umſchwärmten mich bald in der guten Hoffnung, daß ich den Prozeß gewinnen würde, viele Freier, unter welchen ſich ein gewiſſer Kammerherr von Falkenhof und mein jetziger Gatte auszeichneten.“ —

„Kammerherr von Falkenhof?“ rief Hermann. „Ich gerieth einſt in Hirſchfeld mit einem Kammerjunker dieſes Namens in Streit.“ —

„Wahrſcheinlich derſelbe,“ ſagte Frau von Bahlingen. „Er hat den Kammerherrnſchlüſſel erſt ſpäter erhalten. Sein Vorname iſt Florentin; er ſtammt aus dem Hauſe Eibenburg und ſieht Ihnen etwas ähnlich.“ —

„Richtig! Er iſt's!“ ſprach Hermann. „Ich werde Ihnen nachher meine Fehde mit ihm erzählen.“

„Ich muß geſtehen,“ fuhr Frau von Bahlingen fort, „daß ich den widrigen Namen Gimpel ſobald als möglich wieder los zu werden wünſchte. Narren und Närrinnen ſpöttelten darüber. Unter andern begegnete mir einſt in einem öffentlichen Luſtgarten, wo die elegante Welt der

Hauptſtadt verſammelt war, der fatale Streich, daß eine meiner Freundinnen, die eine wahre Poſaunenſtimme beſitzt, über zwanzig Kaffetiſche hinweg: Madame Gimpel! rief. Da hätten Sie hören ſollen, was für ein unartiges Gelächter rings umher ausbrach! Ich war faſt des Todes, und entſchloß mich auf der Stelle, den ſchönern Namen Falkenhof je eher je lieber anzunehmen. Aber man warnte mich in der Folge von allen Seiten vor dem Kammerherrn als einem ungeheuern Verſchwender. Man ſagte mir: ſein Vater ſey vormals ein hochbegüterter Mann geweſen: doch der wilde, ausſchweifende Sohn habe ihn ganz heruntergebracht; und es ſey alſo nichts gewiſſer, als daß der Kammerherr mir blos darum den Hof mache, um das vom Vetter in Amerika aufgehäufte Gold zu erobern und zu vergeuden. Auch meinen jetzigen Mann, der damals noch Lieutenant und arm war, ſuchte man, als einen eigennützigen Liebhaber, bei mir verdächtig zu machen.

Ich ſchwankte zwiſchen Ihm und Jenem; ich wußte nicht, welchen ich wählen ſollte. Für Bahlingen ſprach mein fühlendes Herz; für den Kammerherrn der rangſüchtige Kopf. Ich veranſtaltete zuletzt eine Prüfung, welcher von beiden mich redlich liebe. Mein Sachwalter half mir ſie ausführen. Er ſtreute, von mir darum erſucht, überall aus: mein Prozeß habe durch neue, von den Gegnern beigebrachte Urkunden eine ſo ſchlimme Wendung genommen, daß ich ihn ohne Rettung verlieren würde. Falkenhof kam ſogleich zu mir und fragte mich mit ängſtlicher Haſt, ob die umlaufende Sage gegründet ſey. Ich ſeufzte: Ja! Er entfärbte ſich, ſchalt auf Richter und Advokaten, brach in ſichtbarer Zerſtreuung ſeinen Beſuch ſchnell ab, und noch denſelben Tag erfuhr ich, daß er an der öffent-

lichen Tafel eines Hôtels geäußert hatte: er müßte selbst ein Gimpel seyn, wenn er sich mit einer bürgerlichen Pauvresse mesalliirte. — Bahlingen hingegen sagte: Sie Freundin, beklag' ich, mir aber wünsch' ich Glück, daß der Verlust Ihres Vermögens die Reinheit meiner Liebe enthüllt. — Diese Herzensworte entschieden auf der Stelle unsere Verbindung, und nun erst entdeckte ich ihm den Ungrund des Stadtgesprächs. Auch der Kammerherr kam bald hinter die Wahrheit, und war unverschämt genug, sich wieder bei mir einschmeicheln zu wollen. Ich antwortete ihm, wie sich's gebührte. Er betrug sich sehr ungeberdig und drohte Rache. Ich sagte lächelnd: dagegen werde mich Bahlingen, mein Verlobter, wohl schützen. Er verließ mich mit übermüthigem Hohn. Seitdem sprach ich ihn nicht wieder.

Kurz nachher gewann ich meinen Prozeß, erhielt die Erbschaft aus Amerika und heirathete Bahlingen. Der Krieg rief ihn von meiner Seite ins Feld; er kehrte als Hauptmann zurück, und ist jetzt verreist, um für uns den Kauf eines schönen Landgutes abzuschließen. Ich freue mich ungemein auf diese Besitzung. Sie hat den einzigen Fehler, daß sie nahe bei Eibenburg liegt; doch der verschwenderische Kammerherr wird bald mit den väterlichen Gütern vollends fertig werden, und also nie dort residiren." —

38.

Gute Nachrichten.

Nun kam der Maler an die Reihe, seine Fata zu erzählen, und er that es mit Aufrichtigkeit. Frau von Bah-

lingen neckte ihn mit dem Vorwurf, daß er ihr, wegen des Fräuleins Harand, untreu geworden ſey. „Doch damit Sie ſehen, wie gutherzig ich bin," fuhr ſie fort, „ſo will ich Ihre Flatterhaftigkeit nicht allein verzeihen, ſondern Ihnen ſogar Mittel und Wege zeigen, allenfalls noch heute Agathen zu ſprechen." —

„Nein, das iſt nicht möglich!" rief Hermann frohbeſtürzt, und ſprang mit glühenden Wangen vom Stuhl auf.

„Ha! wie Ihr Geiſt gleich Flügel bekommt!" ſagte Frau von Bahlingen. „Setzen Sie ſich und hören ſie mich ruhig an! Agathens Vater iſt ſeit drei Monaten todt. Sie, ſchon längſt mutterlos, ward dadurch eine ganz verlaſſene Waiſe, und wußte kaum, wohin ſie ihr Haupt legen ſollte; denn Harand ſtarb in der ſchmählichſten Armuth. Einer ſeiner vormaligen Kriegskameraden, der Oberſte von Morlach, der hier außer Dienſt lebt, bot der Unglücklichen einen Zufluchtsort in ſeinem Hauſe an, und da befindet ſie ſich." —

„Wo wohnt der Edle?" rief Hermann, indem er haſtig nach ſeinem Hute griff.

„Das iſt luſtig!" ſprach Frau von Bahlingen. „Ich laſſe Sie rufen, mich zu malen, und Sie wollen mir unverrichteter Sache wieder entwiſchen! — Keine Uebereilung, Freund! Fallen Sie bei dem Oberſten nicht, wie man ſagt, mit der Thüre ins Haus, machen Sie vorher Bekanntſchaft mit ihm, und dazu finden Sie noch in dieſer Stunde eine bequeme Gelegenheit. Er beſucht täglich um die jetzige Zeit ein nahes Weinhaus, das ich Ihnen aus dem Fenſter zeigen will. Sie werden ihn, wenn Sie ſich hier noch ein halbes Stündchen aufhalten, hinein gehen ſehn und können ihm folgen." —

Sie führte ihn ans Fenſter und zeigte ihm gegenüber

den Bacchustempel, der mit einer goldnen Inschrift prangte. „Meistens ansehnliche Leute," sagte sie, verkehren darin; doch sind auch viel verkehrte Menschen darunter. Besonders hat sich ein lärmender Hummelschwarm gelehrter Querköpfe und politischer Schmähschriftler dort niedergelassen. Mein Mann, der sie bisweilen bei einer Flasche Wein behorchte, versicherte mich: der freche, anmaßende Ton dieser Staatsklügler sey unerträglich. Er verglich sie, weil sie immer mit Zunge und Feder in Deutschlands Eingeweiden wühlen, mit ruchlosen Kindern, die auf ihre kranke Mutter losschlagen." —

Indem sie so sprach, kamen drei Herren, die stark gegen einander gestikulirten, die Straße herab. „Betrachten Sie dieß Kleeblatt!" sagte Frau von Bahlingen. „Es gehört zu dem politischen Clubb, dessen ich eben gedachte."

Die Unterredung der Herren wurde mit jedem Schritte lebhafter; doch plötzlich blieben sie nahe vor dem Weinhause stehen, um über einen Hauptpunkt zu debattiren. „Sehen Sie," sagte Frau von Bahlingen, „der tölpische Halbriese, der sich auf sein spanisches Rohr stützt und die Beine weit ausspreißt, als ob Wagen durchfahren sollten, ist der berüchtigte Magister Haarspalter, der vormals eine Erziehungsanstalt unternahm, aber sie bald wieder aufgeben mußte, weil er einige Knaben zu Krüppeln geschlagen hatte. Seitdem nährt er sich von Flugschriften, und muß nolens volens jede Woche wenigstens eine liefern, wenn er nicht von seiner Rippe und Xantippe die Schläge wieder haben will, die er einst als Schulmeister austheilte. —

Der kleine, faßrunde Mann, der vor ihm steht und haranguirt, ist ein gewisser Doktor Sprinzel, der durch eine Reihe verunglückter Kuren alles Vertrauen als Arzt ver-

lor, und nun die Wunden des Staats heilen will. Er hat ein großes erheirathetes Vermögen verjubelt, und soll sich jetzt in einer ewigen Flucht vor den Hebräern befinden. —

Der Drittmann mit dem gräßlichen Backenbarte ist ein Dichterling, dessen Namen ich noch nicht erfahren konnte. Beweises genug, daß er kein berühmter Mann ist! Er hat, wie man sagt, etwas Anlage zur Dichtkunst; aber er hält sich schon für einen Meister, und bleibt also ein Stümper. Der politische Weinclubb hat ihn wegen einiger Kriegslieder — die er jedoch nicht einmal selbst gedichtet haben soll — als Ehrenmitglied aufgenommen.“ —

Es schien, als hätten die drei Zechbrüder ausdrücklich darum auf der Straße Halt gemacht, um sich abschildern zu lassen; denn Frau von Bahlingen war kaum damit fertig, so setzten sie ihren Weg ins Weinhaus fort.

Einige Minuten nachher ging auch der Oberste Morlach hinein. Er trug bürgerliche Kleidung, und war ein Mann vom ehrwürdigsten Ansehen.

„Nun, Freund, will ich Sie nicht länger aufhalten;“ sagte Frau von Bahlingen. „Suchen Sie dem Obersten ein Gespräch abzugewinnen und sich bei ihm beliebt zu machen. Er geht, wie ich von meinem Manne weiß, bloß darum ins Weinhaus, um sich an den tollen Geschwätzen jener Staatsklügler zu belustigen. — Noch eins! Damit Sie mich bald wieder besuchen und an meinem Bildnisse zu arbeiten anfangen, so erlauben Sie mir, darauf zu pränumeriren.“ — Unter dieser Einkleidung nöthigte sie dem Geplünderten zwanzig Dukaten auf, und er ließ sich, nach einiger Weigerung, diesen Vorschuß von seiner Freundin gefallen.

39.

Die Federhelden im Weinhauſe.

Magiſter Haarſpalter und ſeine beiden Geſellen ſaßen in der Mitte des Zimmers an einer runden Tafel. Im Hintergrunde, an der Wand, hatte ſich der Oberſte einſam niedergelaſſen. Es war neben dem kleinen Tiſche, auf welchem ſeine Flaſche ſtand, noch ein Stuhl leer. Hermann nahm davon Beſitz. Das Zimmer lag im Erdgeſchoſſe. Die Fenſter waren geöffnet.

Der Doktor und der Magiſter ſchwadronirten von Staatsſachen. „A propos!“ fiel der Dichterling ein: „ich kann mit einem neuen Kriegsliede aufwarten.“

„Wirklich?“ rief Haarſpalter. „Sie ſind unermüdet befliſſen, den Geiſt der Nation zu erwecken und zu ermuthigen!

„Laßt Euer Lied hören, edler Barde!“ ſagte der Doktor.

Der Dichter ſtürzte geſchwind ein Glas Wein aus und ſang dann mit einer rauhen Stimme, die zum Vortrag eines Solo's wenig geſchickt war, folgende Strophen:

Wohlan, wohlauf! Es lohnt mit Ruhm und Ehre,
Ein tapfrer Mann zu ſeyn.
Der ehrne Wald der blitzenden Gewehre
Sey mir ein Lorbeerhain!

Ade! ade! Beklaget nicht den Krieger,
Wann er zum Kampfe zieht!
Beklaget Euch, daß nie der Kranz der Sieger
Um Eure Stirnen blüht!

Hatt der Soldat des Feindes Trotz bezwungen,
Geſchützt des Bürgers Herd,
Und Friedensheil dem Vaterland errungen,
Dann fühlt man ſeinen Werth!

Mit Achtung zeigt der Vater ihn den Söhnen,
Stellt ihn als Vorbild dar,
Und hold lacht ihm das Auge mancher Schönen,
Die vormals spröde war.

Der Held ist dann auch nicht aus Erz geschaffen;
Er, der dem Feind nicht wich,
Streckt vor der Macht der Schönheit seine Waffen,
Und ihr ergibt er sich.

Die Beisitzer der runden Tafel lobten den Sänger außerordentlich und sagten ihm die Schmeichelei: es würde besser um Deutschland stehn, wenn die Kriegsheere ihren matten Geist durch solche Kraftlieder gestärkt hätten. „Aber, mein Himmel! was singen unsere Soldaten!“ fuhr der Magister fort: „Hört man wohl, so weit die deutsche Zunge reicht, vor Wachhäusern und in Feldlägern etwas anders, als elende Gassenhauer, deren Hauptinhalt Bier und Tabak ist?“ —

Die Politiker versetzten sich nun in den eben beendigten Krieg zurück und bestätigten, was Jean Paul in seiner Friedenspredigt an Deutschland sagt: daß im längsten Frieden nicht so viel Unsinn und Unwahrheit, als im kürzesten Kriege gesprochen werde. — Sie tadelten die Operationen der Feldherren, beschuldigten die Besiegten, ohne Ausnahme, der Feigheit, und thaten Machtsprüche, wie man es hätte anfangen müssen, um den Feind zu schlagen. Dabei führten sie immer als unumstößliche Beweise ihre eigenen Schriften an. Mit besonders kritischer Strenge ging der Doktor alle verlorne Schlachten durch, und sagte frank und frei: sie wären unfehlbar gewonnen worden, wenn er den Commandostab geführt hätte.

Hermann, der diesen frechen Dünkel nicht länger aus-

halten konnte, fing an zu trällern und ſang, wie vor langer Weile:

Hurli, burli! es ſauſet der Wind!
Er nährt den Müller mit Weib und Kind.

Das Triſolium verſtummte, ſah ihn ſtutzig an, und mit einem naſeweiſen Tone fragte der Doktor: „Iſt der Herr vielleicht ein Windmüller?“ —

„Zur Zeit noch nicht,“ antwortete Hermann: „ich bin aber Willens, dieß Handwerk zu ergreifen, ſobald in Ihrer Nachbarſchaft, mein Herr, eine Mühle käuflich zu haben iſt.“ —

„Warum eben in meiner Nachbarſchaft?“ —

„Weil mir's dann nie an Wind fehlen kann.“ —

„Herr Gelbſchnabel!“ rief der Doktor, und fuhr drohend auf; aber plötzlich duckte er ſich unter den Tiſch und drehte den Kopf nur ſo weit behutſam hervor, daß er über das Tiſchblatt hinweg nach dem Fenſter ſchielen konnte. In dieſer lächerlichen Poſitur blieb er ein paar Secunden, dann ſchoß er wie eine Schwalbe nach ſeinem Hute hin, warf ihn auf den Kopf und ſprang durch eine Seitenthür hinaus.

Faſt im gleichen Moment ſtolperte ein graubärtiger Jude ſehr eilfertig durch die Hauptthür herein, guckte haſtig unter die runde Tafel, ſchüttelte brummend den Kopf und drehte die funkelnden Augen nach allen Winkeln des Zimmers.

„Guten Abend, Moſes!“ ſagte der lange Magiſter. „Was ſuchſt du hier?“

„Was ich ſuche?“ ſprach Moſes und ſchlug ärgerlich mit dem Stocke ſeine eigenen Beine. „Den werthen Herrn Doktor ſuch' ich, den Sprinzel.“

„Er iſt nicht hier,“ antwortete Haarſpalter mit träger Gleichgültigkeit.

„Mein! wie geht das Ding zu?“ rief der Hebräer und klopfte ſeine ſchwarzen wollenen Strümpfe noch emſiger aus. „Ich hab' ihn doch geſehn mit meinen leiblichen Augen, als ich draußen ging vor dem Fenſter. Er fuhr untern Tiſch wie 'ne Sternſchnuppe und iſt nun verſchwunden als 'n Rauch.“ —

„Ei bewahre! Deine Augen haben dich getäuſcht.“

„Na, na! Meine Augen ſind ſuperfein; aber getäuſcht hat mich der ſpitzfindige Herr Doktor. Er hat mich getäuſcht und geſchnäuzt um fünfhundert blanke, baare Thaler, die er hier jagt durch die Gurgel. Aber, ſo wahr ich heiße Moſes! ich ziehe den Flauſenmacher vor Gericht, und die hohe Obrigkeit läßt nicht mit ſich ſpielen Verſteckens.“ —

Moſes rannte, mit beiden Armen zornig rudernd, wieder zur Thür hinaus und ſtellte ſich auf der andern Seite der Straße auf die Lauer. Der Dichter, der das merkte, fand ſogleich, da es jetzt Abend ward, ein leichtes Mittel, dem Aufpaſſer die Ausſicht in die Weinſtube zu verbauen. Er befahl dem Aufwärter, Licht zu bringen und die Fenſterladen zu ſchließen. „Nachher auch ein Wörtchen mit Ihnen, Herr Windmüller!“ ſprach er patzig. Doch ehe noch Hermann den ihm zugeworfenen Fehdehandſchuh aufheben konnte, ſchoß dem ankommenden Lichte eine Fledermaus durch's offne Fenſter entgegen und ſtreifte bei des Dichters buſchigtem Backenbarte ſo hart vorbei, daß ſie ſich beinahe darin verfangen hätte. Mit einem Zetergeſchrei ſprang der Poet auf und ſchwor: er fürchte ſich vor nichts in der Welt, als vor dieſen geflügelten Teufeln. Haarſpalter und der Lichtbringer wollten ihn überreden, die

Fledermaus habe sich wieder durchs Fenster davon gemacht; er hingegen behauptete: sie halte sich noch irgendwo in der Stube versteckt, und es sey ihm, in beständiger Angst vor ihr, nicht möglich, einen Augenblick länger da zu bleiben. Hiermit setzte er seinen Hut auf, beschirmte mit beiden Händen den köstlichen Backenbart und eilte fort.

Es war offenbarer Eigennutz, daß ihn der Magister nicht aufhielt. Mit freundlichen Augen betrachtete er die noch ziemlich volle gemeinschaftliche Flasche, die er von den beiden Abgeschiedenen geerbt hatte. Er bezeigte auch nicht die geringste Lust, den Windmühlenstreit fortzusetzen und sich den Genuß des Weines durch Gezänk zu verbittern. Aber indem er ein volles Glas zum Munde führte, stürzte eine sehr kleine, ältliche Frau (deren schiefstehende Haube bewies, daß die Toilette in der größten Uebereilung gemacht worden war) von der Straße herein auf ihn los. „Dacht' ich's doch," rief sie, „daß der faule Schläks hier sitzen und zechen würde! Und, bei meiner Seele! er hat eine ganze Flasche vor sich! Nee, das ist zu arg! Er verschlemmt in Einer Stunde mehr, als er die ganze Woche verdient. Marsch nach Haus und geschrieben! Der Buchdrucker wartet auf Manuscript." —

Der Magister sprang gleich bei der Ankunft seines Hausteufels erschrocken auf und suchte, ohne sich mit einem Laut zu verantworten, Hut und Stock. Die Furie riß ihm den letztern aus der Hand und trieb ihn damit vor sich her zur Thür hinaus. Es war ein spaßhaftes Schauspiel, einen Riesen, furchtsam gebückt, vor einer Zwergin fliehen zu sehn. Hermann und der Oberste lachten herzlich. Doch schnell kam das Weib zurück, warf ihnen einen strafenden Blick zu, trank das eingeschenkte Glas gierig aus, ergriff

die Flaſche, ſteckte ſie unter die Enveloppe und flog mit dieſer Beute dem Ausreißer nach.

40.

Hermann und Agathe.

„Wir ſind heute recht zur glücklichen Stunde hierher gegangen;“ ſagte der Oberſte zu ſeinem Tiſchnachbar. „Man kann ſchwerlich auf dem Theater eine luſtigere Poſſe ſehn, als eben vor uns aufgeführt wurde.“

„Das iſt wahr!“ antwortete Hermann. „Aber die Sache hat auch eine ſehr ernſthafte Seite. — Iſt es nicht eine ſchändliche Frechheit, daß ſolche elende Wichte, die vor Juden, Fledermäuſen und Weibern zittern und laufen, auf dem geduldigen Papiere großſprechen, über Plan und Ausführung der Feldſchlachten dummdreiſt urtheilen und mit ihrer ſtumpfen Brodfeder ganzen Kriegsheeren das Brandmahl der Feigheit aufdrücken wollen?“ —

„Der ausgeartete, menſchenfeindliche Geiſt unſrer Zeit ſpricht und ſchreibt nicht anders;“ erwiederte Herr von Morlach. „Ich ſelbſt könnte mich dadurch äußerſt beleidigt fühlen, da ich noch vor Kurzem in der verunglimpften Armee als Oberſter diente; aber das Bewußtſeyn, meine Schuldigkeit gethan zu haben, und mehrere Wunden, die ich dabei erhielt, laſſen mich das gehaltloſe Geſchwätz und Geſchreibe ſolcher Libelliſten kaltblütig verachten. Bei dem allen freute mich's, daß Sie vorhin den drei Federfechtern die Spitze boten. Sie zeigten dadurch ein lebendiges Gefühl für Wahrheit und Recht, wie man es heutigen Tages bei den wenigſten jungen Männern findet. Ich wünſchte daher wohl, mein Herr, Ihre nähere Bekanntſchaft zu machen.“

„Ich bin ein Maler;“ ſagte Hermann: „mein Name iſt Brok.“

„Brok?“ — rief der Oberſte mit freundlicher Lebhaftigkeit. „Sie führen einen Namen, der mir lieb und werth iſt! Haben ſie vielleicht einen Bruder, der ſich vor ungefähr vier Jahren bei einem gewiſſen Herrn von Föhrwald in Hirſchfeld als Jäger aufhielt?“

„Der bin ich ſelbſt, mein Herr Oberſter!“

„Wie? Sie ſind der brave Mann, der damals ein junges Fräulein von Harand gegen die Angriffe eines unartigen Buben beſchützte?“ —

Hermanns Geſicht tauchte ſich gleichſam in Blut. Er bejahte die Frage mit einer ſtummen Kopfbeugung. er Oberſte umarmte ihn und machte ihm bekannt, daß Agathe in ſeinem Hauſe wohne und daß er jene Begebenheit aus ihrem Munde gehört habe. Hierauf lud er den jungen Mann, dem immer neue Blutſtröme aus der klopfenden Bruſt in die Wangen ſchoſſen, zum Abendeſſen ein.

Wir haben bisher von Hermanns Liebe wenig oder gar nicht geſprochen; denn das Berichterſtatten von Gedanken und Empfindungen iſt ein undankbares Geſchäft, und es entſteht meiſtens daraus für den Leſer ein eben ſo trocknes Gericht, als wenn ſich die Neuigkeitslieferanten der Zeitſchriften über Concerte und Schauſpiele weit und breit auslaſſen, und in der langweiligſten Kunſtſprache die Leſewelt von Trillern, Takt und Minenſpiel zu unterhalten verſuchen. Aber hier iſt's nun an der Zeit, es mit drei Worten zu ſagen, daß Hermann Agathen über Alles liebte. Er brannte vor Sehnſucht, ſie zu ſehen, und dennoch zitterte er vor dieſer Zuſammenkunft und folgte dem Oberſten mit wankenden Knieen.

Agathe ſaß ruhig, in ein Buch vertieft, als Herr von

Morlach mit seinem Gaste, auf dessen Erscheinung sie nicht im mindesten vorbereitet war, ankam und ihr sogleich, bei Oeffnung der Thür, zurief: „Hier, Fräulein, bring' ich Ihnen einen alten, werthen Bekannten!“ Sie erhob sich mit Bestürzung, und Röthe und Bläße wechselten wie fliegende Wolken auf ihrem Gesichte, als sie den Fremdling erkannte. Von beiden Seiten begegneten sich stumme Verbeugungen und fruchtlose Versuche, einander mit Worten zu begrüßen. Der Oberste blieb eine Minute lang ein stiller Beobachter dieses verrätherischen Auftritts; dann aber war er, man möchte fast sagen, so mitleidig, die jungen Leute von den Fesseln ihrer Verlegenheit zu erlösen und ein unbefangenes Gespräch einzuleiten.

Hermann erzählte, von ihm dazu aufgefordert, während der Abendmahlzeit seine Lebens- und Reisegeschichte. Der Oberste fand an des Jünglings Bescheidenheit und rechtlicher Denkart, die aus allen seinen ungekünstelten Worten hervorleuchteten, ein solches Gefallen, daß er beim Abschiede, mit einem herzlichen Handdruck, zu ihm sagte: „Ich betrachte Sie von nun an als meinen Hausfreund und bitte Sie, mich in Ihren Muſestunden so oft, als Sie von keiner angenehmern Gesellschaft abgehalten werden, zu besuchen.“

Von diesem Paßport zur Geliebten machte Hermann einen sehr mäßigen Gebrauch, ungeachtet ihn sein Herz immer mahnte, sich dessen täglich zu bedienen. Auch diese Beherrschung der Leidenschaft gefiel dem Obersten, und in jeder Rücksicht schien ihm Hermann, je länger er mit ihm umging, Agathens würdig. Daß auch sie ihn liebte, war dem aufmerksamen Menschenkenner, der die unwillkührliche Mienensprache der Empfindungen verstand und richtig zu deuten wußte, kein Geheimniß geblieben. Darum beschloß

er, die Liebenden in ſofern glücklich zu machen, daß er ſie in den Stand ſetzte, ſich mit einander zu verbinden und anſtändig zu leben. Er wollte Agathen wie eine leibliche Tochter ausſtatten und ausſteuern, und zugleich das junge Paar zu ſeinen Univerſalerben einſetzen. Er beſaß ein anſehnliches Vermögen, und es waren bei ihm keine Notherben vorhanden, die auf ſeinen Nachlaß einen rechtmäßigen Anſpruch machen konnten. Sein nächſter und faſt einziger Verwandter war ein Bruder, der ſich ebenfalls in der Hauptſtadt aufhielt; aber der Oberſte lebte ſchon ſeit vielen Jahren mit ihm in Zwieſpalt, weil er ſich unedler Handlungen ſchuldig gemacht, und überdieß eine übel berüchtigte Perſon, eine der Verworfenſten ihres Geſchlechts, geheirathet hatte.

Nach ſchicklichen Einleitungen (die ſich, ohne Verluſt für den Leſer, mit Stillſchweigen übergehen laſſen) brachte der Oberſte Hermanns und Agathens ſtumme Liebe zur Sprache. Der Bund der Treue ward geſchloſſen, und die Verlobung unter ſechs Augen gefeiert.

Ungefähr um dieſe Zeit machte der Herr Kammerherr von Falkenhof, der Agathens Aufenthalt in der Stadt erfahren hatte, einen neuen Verſuch, ſich mit ihr in Verbindung zu ſetzen. Er drängte ſich, obgleich dem Oberſten fremd, aller Orten an ihn und ließ ſich durch die kälteſte Behandlung nicht abſchrecken, ihn eines Tages zu beſuchen. Allein das Fräulein verbarg ſich, und Herr von Morlach wog dem Kammerherrn die unentbehrlichſten Höflichkeitsworte ſo ſparſam zu, daß ihm, nach einer peinlichen Viertelſtunde, nichts übrig blieb, als ſich zu entfernen und alle weitere Annäherungen vor der Hand einzuſtellen.

Dem wackern Oberſten war es nun eine angenehme Sorge, Agathens Ausſtattung mit Geſchmack und Freige-

bigkeit zu bereiten. Aber das beſchloſſene Teſtament verſchob er, auf ſeine Geſundheit ſich verlaſſend, von einer Zeit zur andern. Wollte er auch bisweilen dazu Anſtalten treffen, ſo hintertrieb ſie auf mancherlei liſtige Weiſe ſein vertrauter Kammerdiener, den der lauernde Inteſtaterbe, Morlachs Bruder, zu dieſen Ränken angeſtiftet und beſtochen hatte. So ward der gute Wille des Oberſten, ohne daß er es ſelbſt ahnte, ſechs Monate lang von dieſer Kabale gefeſſelt.

Schon war einer der nächſten Tage zur ſtillen Hochzeitfeier beſtimmt, als Hermann eines Morgens durch einen von Agathen an ihn abgefertigten Boten die Schreckensnachricht erhielt: der Oberſte ſey in der vorigen Nacht von einem Schlagfluß befallen worden und befinde ſich in Lebensgefahr.

Beſtürzt eilte Hermann ins Haus ſeines väterlichen Freundes; aber im Vorzimmer vertrat ihm der Kammerdiener den Weg und ſagte, es werde, nach des Arztes Gebot, Niemand zu dem Kranken gelaſſen. Hermann, mit den geheimen Intriguen des alten Schalks bekannt, wollte dieſem Vorwande nicht weichen, und es erhob ſich darüber ein lauter Wortwechſel. Plötzlich flog eine Thür auf, und mit der gebieteriſchen Frage: „Was gibt's hier?“ trat des Oberſten Bruder heraus. Der Kammerdiener beſchwerte ſich über Zudringlichkeit; Herr von Morlach ſchlug ſich auf ſeine Seite; Hermann mußte ſich, ſo überſtimmt, zurückziehen, und man antwortete ihm nicht einmal, als er fragte, in welchem Zuſtande ſich der Oberſte gegenwärtig befinde.

Um ſich davon zu unterrichten, ſuchte er den Hausarzt auf und hörte mit Entſetzen von Dieſem: der Kranke liege

beſinnungslos in einem anhaltenden Todeskampfe und keine Arznei könne ihn retten.

Zwei Stunden darauf bekam Hermann von Agathen ein thränenfeuchtes Billet: „Unſer Freund iſt verſchieden, und ſchon beſtürmt man mich, das Haus zu räumen. Gott! wo ſoll ich hin?“

41.

Häusliches Künſtlerleben.

Welche ſchreckliche Lage! Einer Fülle des ſchönſten Glücks ſo nahe, und plötzlich zurückgeſchleudert in ein Labyrinth von Kummer und Noth! — Es erforderte wahrlich! eine feſte Bruſt, dieſen furchtbaren Schlag des Schickſals auszuhalten.

In den erſten Augenblicken vergaß Hermann ſich ſelbſt und Agathen; er trauerte und weinte nur um den edelherzigen Freund, den er verloren hatte. Doch er mußte dieſe Todtenfeier bald unterbrechen, um für Agathen zu ſorgen und ſie ſo ſchnell als möglich vor den Mißhandlungen der Habſucht und Tücke ſicher zu ſtellen.

Er ſann, wie er das ausführen wollte, und es ſchien ihm der beſte Weg, ſeine Freundin, Frau von Bahlingen, darüber zu Rathe zu ziehen. Sie und ihr Gemahl (der auch nach ſeiner Rückkunft von der Reiſe Hermanns Freund geworden war) erſchracken über Morlachs Tod: aber einſtimmig erboten ſich beide ſogleich von ſelbſt, Agathen in ihr Haus aufzunehmen.

Wie froh war Hermann! Da er nur die Geliebte für jetzt unter den Schutz guter Menſchen zu bringen wußte, ſo bangte ihm nicht vor der Zukunft. Er war ſeiner

Kunſt ſo mächtig, daß er ein Paar genügſame Leute bequem damit ernähren konnte.

Frau von Bahlingen ließ zu Agathens Abholung ihren Wagen anſpannen. Hermann fuhr vor das Morlach'ſche Haus. Der Kammerdiener machte große Augen und fragte, was er hier ſuche. „Nichts von dem allen, was Ihr mir durch Argliſt entriſſen habt!“ war Hermanns Antwort. „Ich komme blos, um das Fräulein von Harand abzuholen und von der Leiche des edeln Oberſten Abſchied zu nehmen.“ —

„Das Fräulein ſteht unbedenklich zu Dienſten,“ ſagte der hämiſche Kammerdiener: „Aber wegen des letztern Verlangens muß zuvor bei dem gegenwärtigen Erbherrn angefragt werden.“ — Er betonte das Wort Erbherr ſehr ſtark, ging ins herrſchaftliche Zimmer und kam bald mit der Antwort zurück: es ſey erlaubt, die Leiche zu ſehen.

Hermann warf ſich vor dem Lager des Entſeelten nieder und bedeckte mit Thränen und Küſſen die ſtarre Hand, die nur von Liſt und Todesgewalt gehindert worden war, ihn durch einige Federzüge glücklich zu machen. Dann führte er Agathen in den Wagen, und fuhr hinweg, ohne des Hohngelächters, das ihm aus den Fenſtern nachſchallte, zu achten.

Frau von Bahlingen und Agathe gewannen einander ſehr lieb, und lebten vier Wochen lang wie zärtliche Schweſtern beiſammen. Fern davon hauſend, widmete Hermann die Tage ſeinem Kunſtfleiße, und freute ſich bei jedem Pinſelſtrich auf den Abend, der ihn zum kleinen, fröhlichen Kreiſe der Liebe und Freundſchaft rief.

Indeſſen war Frau von Bahlingen im Stillen geſchäftig, das vom Oberſten angefangene gute Werk einiger Maßen zu vollenden. Sie miethete eine freundliche Woh-

nung, verſah ſie mit den zierlichſten Hausgeräthen, führte die Verlobten dahin, und überreichte ihnen, zum Zeichen des Eigenthums, die Schlüſſel der Zimmer. „O, wie angenehm überraſchen Sie uns!“ ſagte Hermann. „Sie haben Alles, was uns zum ehelichen Leben noch fehlte, ſo umſichtig und ſorgfältig zuſammengebracht, daß ich mich in der That wundere, nicht auch ſchon einen Prieſter, zu unſerer Trauung bereit, hier zu finden.“ —

„Scherzen Sie nicht, es kann Ernſt daraus werden!“ antwortete Frau von Bahlingen, als eben ein Wagen am Hauſe vorfuhr. Agathe lief neugierig ans Fenſter. Der Hauptmann und ein Geiſtlicher ſtiegen aus. „Himmel! was bedeutet das?“ rief ſie, und eine brennende Glut beflog ihre Wangen. Hermann, der jetzt auch zum Fenſter ſprang und noch einen Zipfel des ſchwarzen Mantels ins Haus flattern ſah, fragte haſtig, wer komme. Frau von Bahlingen erklärte nun mit lachendem Munde den Verlobten, daß heute ihr Hochzeittag ſey. Sie erſchracken und wollten ihre Stimmen dagegen erheben; aber die Freundin legte, wie der Gott des Schweigens, den Zeigefinger auf den Mund und winkte mit den Augen nach dem Nebenzimmer, wo man eben den Hauptmann mit ſeinem ehrwürdigen Begleiter eintreten hörte. Da nun doch kein Entrinnen möglich war, bezwang Agathe ihre jungfräuliche Schüchternheit. Die Trauung ward vollzogen. Ein frohes Familienmahl beſchloß den heiligen Tag. Der Hauptmann und ſeine Gattin fuhren gegen Mitternacht nach Hauſe und ließen die Neuvermählten in Amors und Hymens Geſellſchaft zurück.

Jener, der oft ſchon am nächſten Morgen das Gebiet ſeines Bruders mit raſchen Flügeln verläßt, hielt bei unſern jungen Eheleuten ſtandhaft aus, miſchte für Hermann

die Farben, zeichnete Agathen Blumen am Strickrahmen, und diente beiden sogar als Koch so trefflich, daß sie mit dem besten Appetit speiseten, wenn er ihnen auch nur einen Eierkuchen auftrug. Frau von Bahlingen bestrebte sich oft, das dürftige Hauswesen der geliebten Malerfamilie zu bereichern; aber so fein auch immer die Art war, mit welcher sie Geschenke gleichsam einzuschwärzen versuchte, so gelang es ihr doch nie: denn Hermann war gegen dergleichen Partiererei stets wachsam, und bestand mit rühmlichem Starrsinn darauf, sich nicht weiter zu strecken, als seine eigene Decke reichte. Ein durch Arbeit erworbener Bissen Brod schmeckte ihm besser, als ein geschenkter Fasan. Er wollte sich auch überhaupt nicht noch tiefer in Verbindlichkeiten verwickeln und legte so oft als möglich etwas zurück, um der Frau von Bahlingen mit der Zeit ihre Auslage für die Einrichtung seiner kleinen Wirthschaft wieder zu erstatten.

Als er ungefähr ein halbes Jahr in einer höchst glücklichen Ehe gelebt hatte, ward seine häusliche Ruhe gestört. Er ging eines Tages in Geschäften aus; Agathe blieb allein. Kaum war er fort, so hörte sie am Vorhause klingeln. Vorsichtig öffnete sie nur eine Spanne breit die Thür, um zu spähen, wer da sey. Siehe, da stand zu ihrem Schrecken der Kammerherr Falkenhof und fragte mit der freundlichsten Höflichkeit, ob er das Vergnügen haben könne, Herrn Brok zu sprechen. „Mein Mann ist nicht zu Hause," sagte sie. Er wußte das sehr gut; doch äusserte er viel Bedauern darüber. Der Fußboden brannte unter Agathens Füßen. Sie wünschte nichts sehnlicher, als daß sich Falkenhof schnell wieder entfernen möchte. Er hingegen begann von Neuem: „Kennen mich meine Gnädige nicht mehr?" — Agathe glaubte am besten zu thun,

wenn sie Nein sagte. „Ich weiß nicht, ob ich mich über diese Vergessenheit freuen oder betrüben soll;“ fuhr er fort. „Mein Name ist Falkenhof. Ich war einst im Garten zu Hirschfeld so unglücklich, Sie zu beleidigen. Da ich aber, wie ich eben erfahre, ganz aus Ihrem Gedächtnisse verschwunden bin, so ist mir dieß auf der andern Seite ein angenehmer Beweis, daß Ihr Zorn keine tiefe Wurzel geschlagen hat. Dennoch möcht' ich mich gern über jenen verdrießlichen Vorfall bei Ihnen vollkommen rechtfertigen. Haben Sie die Gnade, mir nur fünf Minuten Gehör zu geben.“

„Nicht einen Augenblick!“ rief Agathe mit Heftigkeit aus, und zog sich, ohne das Vorhaus zu verschließen, in ihr Zimmer zurück.

Sie hatte keine Verfolgung zu fürchten. Die Vorhausthür war so eingerichtet, daß sie mit der unbedeutenden Kraft, die ein entnervtes Hofmännchen gewöhnlich besitzt, nicht weiter als eine Spanne breit aufgedrängt werden konnte. Ein künstlicher eiserner Riegel, dem sich von außen nicht beikommen ließ, hielt sie in diesem Stande fest, und gewährte den Vortheil, daß man die Person, welche die Klingel gezogen hatte, mit Muße betrachten konnte, ohne daß es ihr möglich war, im Augenblick der Thüröffnung gewaltsam einzudringen, wenn man ihr den nähern Zutritt versagen wollte.

Diese Anstalt (die einsam wohnenden Leuten als ein bewährtes Schutzmittel gegen ungestüme Bettler und Gauner zu empfehlen ist) bemerkte der Kammerherr nicht. Er glaubte, die Thür werde bloß durch einen zufälligen Anstoß gehindert, den Halbmond ihres gewöhnlichen Weges frei zu durchlaufen. In diesem Wahn gab er sich die größte Mühe, sie durch Drücken und Stoßen in Gang zu

bringen. Er zwängte endlich den Kopf durch die Oeffnung, um zu ſehen, wohin Agathe geſchwunden ſey, und ob ſie vielleicht noch hinter der Thüre lauſche. Unglückliche Neugier! Wie ein Droſſel in der Dohnenſchlinge gefangen, konnte er den eingeklemmten Kopf weder vorwärts noch rückwärts bewegen. Nach langen, vergeblichen Verſuchen, ſich in Freiheit zu ſetzen, rief er um Hülfe. Agathe kam, ſchlug es aber rund ab, ihn durch Lüftung des Schutzriegels zu erlöſen. „Gedulden Sie ſich, bis mein Mann kommt!“ ſagte ſie. „Ich bin allein und fürchte mich vor ähnlichen Unarten, wie ich in Hirſchfeld erdulden mußte.“ — So ſcheltend, verließ ſie ihn wieder.

Der Gefangene, der ſich um keinen Preis von dem Maler betreffen laſſen wollte, arbeitete nun noch ängſtlicher als zuvor an ſeiner Befreiung. Es gelang ihm zuletzt, ſich von dem Pranger loszumachen; doch ging es nicht ohne ſchmerzliche Quetſchungen ab, und er ließ bei der Flucht einen großen goldnen Ohrring zurück, der ſich durch die heftigen Reibungen geöffnet hatte und auf den Fußboden gefallen war. Agathe fand ihn, und entdeckte zugleich an der Thür und an der Pfoſte rothe Stellen, die ſie für Blut hielt; aber bei genauerer Beſichtigung war es — Schminke.

Hermann lachte und ärgerte ſich, als er bei ſeiner Heimkunft den Vorfall erfuhr. Er ſandte dem Kammerherrn die verlorne weibiſche Ohrenbaumel, in ein Handbriefchen eingeſiegelt, worin er ihm ſchrieb: „Ew. Hochwohlgeboren haben, im Kampf mit der Thür meines Vorhauſes, die Inlage verloren. — Iſt es, wie ich faſt zweifle, Ihr wahrer Ernſt, mich zu ſprechen, ſo ſichert Ihnen die Gewißheit, daß Sie mich von heut an acht Tage lang in den Frühſtunden zu Hauſe finden, einen freien Zugang zu mir.“

Falkenhof antwortete nicht und kam nicht. Das war zu erwarten.

Einige Wochen nachher wurde Hermann zu einer adeligen Familie (die der Angabe nach in einer fernen Gegend der Stadt wohnte, aber in der ganzen Welt nicht vorhanden war) in Kunstgeschäften berufen, und ihm Tag und Stunde, wenn er unfehlbar kommen sollte, genau bestimmt. Diese pünktliche Vorschrift fiel ihm erst auf, als er schon unter Weges war. Er roch Lunte und ging schnell zurück, um dem drohenden Schuß auszuweichen. Die Richtigkeit seiner Ahnung erwies sich, sobald er seine Schwelle wieder betrat. Schreiend rang Agathe auf dem Sopha mit einer weiblichen Gestalt, die sich, unter der Firma einer Modehändlerin, bei ihr eingeschlichen hatte und ihr eben Küsse und andere Liebkosungen aufdringen wollte. Hermann (der mit einem bei sich habenden Schlüssel das Vorhaus leise geöffnet hatte) ging der verdächtigen Dame rasch zu Leibe, und ahnte sogleich, den Kammerherrn Falkenhof, durch theatralische Toilettenkünste in eine ältliche Matrone verwandelt, vor sich zu haben. So verhielt sich die Sache in der That; doch war er nicht völlig davon überzeugt, und es widerte ihn, eine Geschlechtsuntersuchung anzustellen. Er begnügte sich also, das verliebte Mannweib wie eine Tollhäuslerin zu behandeln und zur Thür hinauszustoßen. Falkenhof floh so eilig, daß er eine mit Modewaaren gefüllte pappene Schachtel, die ihm zum Trugzeichen seines angeblichen Standes gedient hatte, mitzunehmen vergaß. Hermann warf sie ihm nach.

Des Kammerherrn Rachsucht veranstaltete kurz darauf einen neuen ärgerlichen Auftritt. Ein lumpig gekleideter Kerl (von dem sich aber Hermann erinnerte, daß er ihn

oft in Falkenhofs Livree geſehen hatte) kam zu ihm und hatte einen häßlichen räudigen Hund bei ſich. „Hören Sie,“ ſprach er in einem brutalen Tone, „mein Herr, der Graf von Unſtern, läßt Ihnen ſagen, Sie ſollten ihm dieſen Hund abmalen. Er meinte: das Thier ſey freilich nicht ſchön, aber Ihre Pinſelkunſt ſey auch nicht weit her, und ſo paſſe das recht gut zuſammen.“

„Schurke!“ rief Hermann, ihn die Treppe hinab prügelnd: „Das iſt meine Antwort! Und wenn ſich dein mir wohlbekannter Herr, der ſich einen ſehr ominöſen Namen beigelegt hat, noch ein einziges Mal in meiner Wohnung ſehen läßt, ſo werd' ichs ihm eben ſo machen!“ —

„Das ſoll Euch theuer zu ſtehen kommen!“ keuchte der fliehende Lump.

Es war keine leere Drohung. Das erfuhr Hermann nach Jahren.

Doch auch jetzt noch ſetzte der Kammerherr, der ſonſt nichts zu thun hatte, den kleinen Krieg der Neckereien gegen ſeinen Zwillingsbruder unabläſſig fort, und warb dazu Bundesgenoſſen aus allen Ständen. Er wiegelte beſonders den jungen muthwilligen Adel der Hauptſtadt auf. Hermann durfte ſich mit ſeiner Gattin weder im Schauſpielhauſe, noch auf Promenaden ſehen laſſen. Ueberall verfolgte ihn freches Gehöhne. Sogar Straßenbuben wurden gedungen, ihm die Fenſter einzuwerfen.

Zu gleicher Zeit ſtanden auch andere Feinde gegen ihn auf. Es waren die Federhelden, die er im Weinhauſe beleidiget hatte. Eine öffentliche Gemäldeausſtellung, wozu er einige Bildniſſe lieferte, gab ihnen einen erwünſchten Anlaß, ſich an ihm zu reiben. Sie verſtanden zwar ſammt und ſonders nichts von der Malerei; doch da ſie jede Gelegenheit, mit ihren Kielen ein paar Groſchen zu erwerben, be-

gierig ergriffen, so ließen sie auch über jene Bildersammlung kritische Flugblättchen in die Welt flattern. Es war nichts leichter als das. Sie schlichen Tag für Tag in den Zimmern der Gallerie herum, behorchten die Urtheile der Kenner, und schickten sie in die Druckerei. Da aber an solchen Orten gewöhnlich nur das Lob laut ausgesprochen, der Tadel hingegen verschwiegen, und überhaupt viel geschmeichelt und geheuchelt wird, so kam auf solche Weise manche Schülerarbeit zu der Ehre, von den horchenden Kritikastern hinterher am Schreibpulte bis in den Himmel erhoben zu werden. Nur Hermanns Gemälde wurden von ihnen in den Abgrund der Verdammniß geworfen, ungeachtet das unbefangene Publikum so rühmlich über sie urtheilte, als sie es wirklich verdienten. Bei diesem Lobe waren die Krittler taub und gaben lieber Blößen ihrer Unwissenheit, als daß sie dem verhaßten Künstler Gerechtigkeit widerfahren ließen. Sie übten sogar die kleinliche Bosheit, auf den mit ihm gehabten verjährten Streit in der Weinstube anzuspielen, und sich dadurch als Verfasser ihrer anonymen Kritik vor ihm zu entlarven. In seinen Schildereien sollte, nach ihrem Ausspruche, bald ein ausgestreckter Arm und bald ein flatterndes Gewand den Flügeln einer Windmühle ähnlich sehen, und sie riethen daher dem Stümper wohlmeinend, seinen Pinsel, den er wider Minervens Willen handhabe, niederzulegen, und als ein ehrsamer Müller vom Winde zu leben.

Hermann lächelte über diese unverständige Rezension. Er erinnerte sich dabei der Worte Bürger's:

Wenn dich die Lästerzunge sticht,
So laß dir das zum Troste sagen:
Die schlechtsten Früchte sind es nicht,
Woran die Wespen nagen.

Aber er ſah doch bald, daß jene boshafte Krittelei auf die Blüthe ſeines Erwerbszweiges wie ein giftiger Mehlthau wirkte. Das ſchwache, wetterwendiſche Publikum glaubte den Läſterkielen mehr als ſeinen eigenen Augen, und hielt ihn, deſſen Bildniſſe bisher allgemein geſchätzt worden waren, nun mit Einem Male für einen armſeligen Gurkenmaler, weil ihn drei heimtückiſche Dummköpfe dafür erklärt hatten. Die ihm ertheilten Aufträge wurden von allen Seiten zurückgenommen; auf neue war nicht weiter zu rechnen. Seine Lage fing alſo an mißlich zu werden. Er mußte darauf denken, einen andern Wohnort zu wählen. Die Hauptſtadt war überhaupt für ihn ſchon dadurch reizlos geworden, daß Frau von Bahlingen und ihr Gemahl ſie verlaſſen und ſich auf ihr Landgut, in der Gegend von Eibenburg, begeben hatten.

42.

Landleben.

Indem Hermann einſt mit Agathen rathſchlagte, wo ſie ſich anderwärts niederlaſſen wollten, brachte ihm der Poſtbote einen wichtigen Brief von ſeinem vormaligen Pflegevater, mit dem er in beſtändiger Correſpondenz ſtand.

„Mein lieber Sohn,“ ſchrieb der ehrwürdige Pfarrer, „ich erhalte eben jetzt eine theils traurige, theils erfreuliche Nachricht aus Hirſchfeld. Der Tod hat die Welt um ein Biederherz ärmer gemacht: unſer guter alter Gönner und Freund, Herr von Föhrwald, iſt vor einigen Wochen geſtorben. Ich beweine ihn aufrichtig, und auch deine Augen werden nicht trocken bleiben. Des braven Mannes Aſche verdient deine dankbare Verehrung um ſo mehr, da er dir

in ſeinem letzten Willen zehntauſend Thaler ausgeſetzt hat. Dieſe Summe liegt innerhalb vierzehn Tagen zur Hebung bereit. Ich erwarte dazu deine Anordnung und Vollmacht.“ —

„O du edle Seele!“ rief Hermann aus, und wandte die naſſen Augen gen Himmel. „Du haſt ehrlich und in reichem Maße Wort gehalten! — Sieh, Agathe, das iſt der Brautſchatz, den du mir zubringſt! Ich hatte dich gegen Falkenhofs Brutalität vertheidigt; darüber gerieth Föhrwald mit deinem Vater in einen heftigen Streit; er ſollte mit Piſtolen ausgemacht werden; ich löſte den Knoten durch meinen ſchleunigen Abzug aus Hirſchfeld, und dieſes kleine Sühnopfer hat mir der Selige nun ſo überſchwänglich vergolten. Möchte nicht Falkenhof berſten vor Neid, wenn er hört, daß er ſelbſt uns zu dieſem Glücke verhalf? — Aber ſo geht's oft, daß der Verfolger eine Fallgrube gräbt, und über dieſe hernach wider ſeinen Willen eine goldne Brücke für den Verfolgten ſchlagen muß!“ —

„Eine wahre Rettungsbrücke für uns!“ ſagte Agathe. „Und wenn du meiner Meinung biſt, Hermann, ſo ſoll ſie uns aus dieſer feindſeligen Stadt hinweg in eine friedliche Landgegend tragen.“ —

„Ja, aufs Land, aufs Land!“ rief er aus. „Dahin trugen mich längſt meine Wünſche. Dort ärgert uns kein frecher Hofſchranz, kein hungriger Winkelkunſtrichter! Dort will ich meinen Pinſel gegen das Grabſcheit vertauſchen; und führ' ich es auch Anfangs nicht ganz geſchickt, ſo werde ich wenigſtens nicht darüber in gedruckten Wiſchen getadelt.“ —

Ein paar Tage nachher ward in den Zeitungen ein ihm angemeſſenes, zehn Meilen entlegenes Landgut zum Verkauf ausgeboten. Er beſprach ſich mit dem Beſitzer, der in

der Reſidenz wohnte. Die Bedingungen waren billig. Als der Eigenthümer vollends hörte, daß er den Kaufſchilling ſogleich baar erhalten könne, da ließ er von ſeiner Forderung noch ein Beträchtliches nach, und erklärte ſich auch bereit, die Koſten der Beaugenſcheinigung zu tragen. Die Reiſe ward unverzüglich gemacht. Hermann, der in der Landwirthſchaft kein Neuling war, fand die Felder und Wieſen des Gutes im beſten Stande und die Lage des Ganzen ſehr anmuthig. Es war ein anſehnlicher, von Frohnen und andern Dienſtbarkeiten entbundener Freihof. Das dazu gehörige nette Gebäude war die Hauptzierde eines freundlichen Dorfes, das ein guter Schlag Menſchen bewohnte.

Der Kauf ward geſchloſſen. Das Geld aus Hirſchfeld kam an. Hermann bezahlte ſein Gut und behielt noch tauſend Thaler übrig. Nun wurden ihm und Agathen die Mauern der Stadt zu enge. Sie bezogen ohne Aufenthalt ihr ländliches Sorgenfrei. Die erſte Anſtalt, die ſie dort machten, war ein Denkmal der Dankbarkeit, das ſie in der Mitte eines kleinen Luſtgartens, der ans Wohnhaus ſtieß, ihrem Wohlthäter Föhrwald errichten ließen.

Gemeiniglich ſind diejenigen Menſchen die glücklichſten, deren Leben ſtill, wie ein Wieſenbach, und ſo einförmig dahin fließt, daß ſelbſt die ſpürnaſigſten Nachbarinnen ſich nichts von ihnen zu erzählen wiſſen. So lebten Hermann und Agathe. Nur ihr Einzug und die Taufe eines Sohnes, deſſen Geburt bald nachher ihr häusliches Glück erhöhte, machten einiges Aufſehen im Dorfe. Uebrigens gab es in einem Zeitraume von zwei Jahren wenig von ihnen zu ſprechen. Sie führten, da ſie beide auf dem Land erzogen waren, ihre Feld- und Hauswirthſchaft ohne Fehler und Mißgriffe, durch die ſie ſich bei den Landleuten

(die den Städter, der Ackerbau zu treiben beginnt, scharf beobachten) hätten lächerlich machen können. Daß Hermann nicht selbst pflügte, fiel nicht auf; das war man von den Freihofsbesitzern schon gewohnt. Andern Arbeiten unterzog er sich aber mit einer Gewandtheit, die oft das ganze Dorf in Verwunderung setzte. Es war zum Beispiel eine Lust, ihn in der Erndte Garben binden zu sehn. Auch Agathe schämte sich nicht, ihren Flachs zu jäten und mit dem Rechen auf der Schulter ihren Mann zur Heuerndte zu begleiten.

Doch ist es hier weder Zeit noch Raum, ein vollständiges Idyllengemälde aufzustellen. Nur noch ein Wort vom Winter, der gemeiniglich zu den auf's Land verschlagenen Städtern als ein langweiliger, gähnender Gast, mit bleiernen Füßen ins Haus tritt. Freundlicher, und ohne ein Gefolge träger Stunden, erschien er unserm arkadischen Paare. Die Tage verflogen unter Geschäften im Innern des Hauswesens, und für Abendzeitvertreib sorgte der nachbarliche Freund, der Pfarrer, ein heitrer, jovialischer Mann, den sein gutes Geschick mit einer eben so frohsinnigen Gattin beglückt hatte. Er war in der geselligen Unterhaltung ein wahrer Proteus. Er spielte Klavier, deklamirte vortrefflich, erzählte selbsterfundene witzige Mährchen, war in Räthseln und Charaden ein Meister, und machte über jeden lustigen Vorfall, der sich im Dorfe begab, einen Schwank in Hans Sachsens Manier, um seine Freunde damit zu ergötzen. Bei diesen abwechselnden Vergnügungen überraschte des Nachtwächters Horn die lachende Gesellschaft immer zu schnell, und sie trennte sich nie ohne das freudige Versprechen, den folgenden Abend wieder zusammenzukommen.

Diese kleinen, unzechigen Kränzchen fanden auch im Som-

mer Statt; nur mit dem Unterſchiede, daß dann Hermanns ſchattiger Garten der beſtändige Sammelplatz war, und daß die Frau Pfarrerin, wenn die Reihe der Bewirthung ſie traf, einen gefüllten Speiſekorb aus ihrer Wohnung mitbrachte. Hermann erklärte das anfangs als eine Verletzung ſeiner Territorialrechte. „Das Befugniß der Gaſtfreiheit," ſprach er, „ſteht mir auf meinem Grund und Boden allein zu." Aber der Pfarrer, ein erklärter Feind der Schmarotzerei, beſtand darauf, jene Gebietseingriffe fortzuſetzen, und Hermann mußte nachgeben, wenn er nicht einen Tag um den andern zwiſchen zwei unbeſchatteten Kohlbeeten tafeln wollte, das war des guten Pfarrers ganzer Gartenbezirk, den er bisweilen, ſich ſelbſt damit aufziehend, ſein Wörlitz nannte.

Doch ach! dieſe ſchuldloſen Freuden nahmen ein betrübtes Ende. Einem frohen Abend folgte eine ſchreckliche Nacht! —

Tages vorher drang ein Menſch, der das Anſehen eines betrunkenen Landſtreichers hatte, in Hermanns Wohnſtube und forderte mit einem trotzigen, befehlenden Tone einen Zehrpfennig. Hermann ſtutzte, ungeachtet ihm dergleichen Beſuche nichts Seltnes waren. Die Stimme klang ihm bekannt. Ein langer Bart, Schmutz und Pflaſter entſtellten des Bettlers Geſicht, und dennoch ſtach unter dieſer Maske der Bube hervor, der zwei Jahre vorher einen räudigen Hund zum Porträtiren vorführte. Hermann war einen Augenblick unſchlüſſig, ob er ihn, als einen ſo ſchlechten Bekannten, anreden wollte; doch, um ſich mit dem Schuft in keinen ärgerlichen Streit einzulaſſen, reichte er ihm ſchweigend doppelt ſo viel, als er andern Bettlern zu geben pflegte.

„Ich brauche fünf Thaler!" rief der Vagabund mit ge-

bieterischer Stimme, und warf ihm die erhaltene Münze vor die Füße.

Hermann ermahnte den Unverschämten, seines Weges zu gehen, oder man werde ihn durch die Dorfgerichten aufgreifen lassen. „Ho! ho!“ lachte der Grobian; „die hohen Magistratspersonen pflügen und säen weit von hier auf dem Felde: die erwischen mich nicht. Also nur her mit den fünf Thalern!“ — Er blickte bei diesen Worten scharf auf das Schreibpult, und that ein paar rasche Schritte nach demselben hin, als ob er sich das Sümmchen selbst auszahlen wollte. Hermann griff an die Wand nach einer Pistole. „Nur gnädig!“ sagte der Bettler gelassen, und zog sich an die Stubenthür zurück. Da blieb er stehen und fragte: „Wollen Sie einen rothen Hahn kaufen?“ — „Nein!“ antwortete Hermann. „Nun, so sollen Sie ihn umsonst haben!“ brummte der Kerl zwischen den Zähnen und ging fort.

Hermann verstand die mordbrennerische Drohung nicht. Er sah den Bettler zum Dorfe hinaus eilen, dachte dann nicht weiter an die Sache, erinnerte sich ihrer nicht einmal in der Abendgesellschaft, und legte sich sorgenfrei zu Bett.

Eine Stunde nach Mitternacht weckten ihn gewaltige Schläge an seine Hauspforte. Er fuhr empor. Sein Zimmer war erleuchtet, als brennten alle Wände. Agathe, die zugleich erwachte, sprang mit einem Angstgeschrei nach der Thür, sank aber dort ohne Bewußtseyn zu Boden. Er trug sie in den Hof, kehrte zurück, riß sein Kind aus dem Bette, und floh mit ihm vor den einbrechenden Flammen. Die Glut wüthete mit unbezwinglicher Macht. Sie spottete gleichsam der schwachen Wasserströme, womit man ihr Einhalt thun wollte. Ihr fürchterlicher Andrang ließ keinen Versuch, etwas zu retten, gelingen. Nur die kleine

Heerde der Hausthiere entriß Hermann mit einiger Lebensgefahr den Flammen; und er dachte dabei nicht an ihren Geldwerth, sondern handelte blos als Mann von Gefühl. Dieſe gutmüthige That war kaum glücklich vollführt, da ſtürzten hinter ihm Dach und Mauern ein, und nach wenigen Stunden war die Wohnung des Friedens und der Glückſeligkeit in einen glühenden Schutthaufen verwandelt. Alle andere Häuſer umher blieben verſchont.

43.

Die Reiſe in die Heimath.

Indem noch das Feuer ſeinen Raub verzehrte, entſtand unter den wohlhabenden Einwohnern des Dorfes ein Wettſtreit der Menſchenliebe. Sie drängten ſich zu Hermann und boten ihm Wohnung und jede nur mögliche Hülfe. Aber der Pfarrer war ihnen zuvorgekommen, hatte ſchon Agathen und ihr Söhnchen zu ſeiner Gattin gebracht, führte dann auch ſeinen Freund, der noch das Feuer wie ein gleichgültiges Schauſpiel anſtarrte, von der Brandſtätte hinweg, und ſprach ihm unterwegs kräftige Worte des Troſtes zu. „Lieber Paſtor,“ antwortete Hermann, „ich habe viel verloren, nur die Faſſung nicht. Es iſt ja nicht das erſte Mal, daß mich das untreue Glück von einem Freudengipfel hinabſtürzt. Ich betrachte ſeine Gaben nur als Darlehne, die man ohne Murren zurückgeben muß, wenn ſie aufgekündiget werden.“ —

Indeſſen war der Tag angebrochen. Man ſetzte ſich im Pfarrhauſe zum Frühſtück und rieth hin und her, wie das Feuer entſtanden ſeyn könnte. „Eine verruchte Hand hat es angelegt; das iſt gewiß!“ ſagte der Pfarrer. „Ich

kenne nur im ganzen Dorfe keinen Menſchen, dem ich dieſe Gräuelthat zutrauen möchte.“ — Jetzt erinnerte ſich Hermann des Bettlers und erzählte den Auftritt. „Himmel!“ rief der Pfarrer, „wie konnten Sie nach dieſer Begebenheit ſo ruhig ſeyn! Wiſſen Sie denn nicht, daß der rothe Hahn in der Kunſtſprache der Mordbrenner Feueranlegen bedeutet?“

Er eilte, ohne Hermanns Bekenntniß ſeiner Unwiſſenheit abzuwarten, zum Dorfrichter, und forderte ihn zur Verfolgung des Brandſtifters auf. Mehrere Bauern ſetzten ſich in dieſer Abſicht zu Pferde; doch keiner fand den Verbrecher, in deſſen Perſon ſich Hermann weder jetzt, noch damals, als er das Hundeporträt beſtellte, geirrt hatte. Er war wirklich in Falkenhofs Dienſten geweſen und erſt einige Monate vor Anlegung des Feuers verabſchiedet worden, weil ſich der Kammerherr nun in ſo zerrütteten Umſtänden befand, daß er keinen Diener mehr unterhalten konnte. Er hatte ſich durch die tollſte Verſchwendung völlig zu Grunde gerichtet, und ſich durch ein ehrloſes Leben in einen ſo übeln Ruf gebracht, daß ſogar keine andre Herrſchaft den vieljährigen Vertrauten und Gehülfen ſeiner Ausſchweifungen in Dienſte nehmen wollte, weil Sittlichkeit und Ordnung nicht von ihm zu erwarten waren. Er verließ als Bettler die Hauptſtadt, erfuhr in der Gegend, wo er ſich herumtrieb, Hermanns Aufenthalt, und faßte den Vorſatz, ihn zu beſtehlen. Die Piſtolen an der Wand ſchreckten ihn davon ab; doch auf der Stelle fiel ihm nun ein, wegen der einſt empfangenen Schläge durch Feueranlegung Rache zu nehmen, und er that es, nachdem er ſich bis zum Einbruch der Nacht in einem Wäldchen vor dem Dorfe verborgen hatte. Alles das geſtand er in der Folge ſelbſt.

Das halbe Dorf jagte ihm noch in den Morgenſtunden nach, als Hermann und Agathe die dampfenden Ruinen ihres Wohnhauſes beſuchten. Die junge Frau brach bei dieſem grauſen Anblick in Thränen und Klagen aus. „Weine nicht, Beſte!“ ſprach er, und hob den Knaben aus ihren Armen empor: „Siehe, wir haben unſer Liebſtes gerettet; Alles andre läßt ſich erſetzen, und ich hoffe, wir werden noch viel glückliche Jahre mit einander verleben.“

Plötzlich ſprengte ein Poſtreiter daher. „Sie ſind, wie ich höre, Herr Brok,“ ſprach er. „Ich habe einen Brief an Sie abzugeben.“ Er that es, wandte ſein Pferd und galoppirte zurück.

Staunend erkannte Hermann die Handſchrift ſeines Pflegevaters und las: „Mein Sohn, reiſe unverzüglich nach Eibenburg und melde dich den zwölften dieſes Monats in den Vormittagsſtunden bei dem Beſitzer des Schloſſes, Herrn von Falkenhof, dem Vater. Grüble nicht über dieſen Ruf, folg' ihm mit Vertrauen auf mich, es wird dich nicht reuen.“ —

„Was denkſt du von dieſem Räthſel?“ fragte Hermann Agathen, als er ihr den Brief vorgeleſen hatte.

„Ich bitte dich, reiſe nicht!“ ſagte ſie. „Der Kammerherr Falkenhof iſt unſer Feind und mißbraucht wahrſcheinlich ſeines Vaters Namen, um dich in eine Falle zu locken.“

Hermann widerſprach. Er kenne, ſagt' er, ſeines Pflegevaters Handſchrift zu genau, und es ſey nicht möglich, daß dieſer brave Mann an einem boshaften Anſchlage gegen ihn Theil nehmen könne.

Kurz, er entſchloß und rüſtete ſich zur Reiſe. Es war keine Zeit zu verlieren. Er mußte, da ſein Geldvorrath und ſeine Garderobe verbrannt waren, eine Summe vom Pfarrer entlehnen, um ſich in der Hauptſtadt, durch die

ihn der Weg führte, Kleider zu kaufen. Agathe bat ihn, sich dort auch mit Pistolen und einem Degen zu versehen. Er versprach's und hielt Wort, ungeachtet er nicht besorgte, dieser Waffen zu bedürfen.

Spät am Abend vor dem bestimmten Tage kam er in Eibenburg an. Er trat im Wirthshause ab. Es lag kaum hundert Schritte vom Schlosse. Er war nicht gewohnt, sich mit Gastwirthen in ausforschende Gespräche einzulassen; doch erfuhr er zufällig, daß Herr von Falkenhof des folgenden Tages seinen siebzigsten Geburtstag feiere und daß sein Sohn, der Kammerherr, vor wenigen Stunden aus der Residenz eingetroffen sey.

44.

Die Räuber.

Der Reisende ging zu Bett. Das Lager war hart und sein Geist unruhig; er konnte nicht schlafen. Grabstille herrschte durch's Dorf. Aber zwei Stunden nach Mitternacht hörte er ein nahes Getöse, als würde eine Thür mit behutsamer Gewalt erbrochen. Er sprang auf und sah bei Mondlicht, daß zwei lange, in Mäntel verhüllte Gestalten vor der Schloßpforte herumstrichen. Das sind Räuber, dacht' er, und schnell warf er sich in Kleider, weckte den Wirth und beschwor ihn, sich mit seinen Leuten zu bewaffnen. Das geschah. Er ließ indessen das Schloß nicht aus dem Gesichte. Plötzlich klirrten dort zerschlagene Fenster, und eine Stimme rief: „Zu Hülfe! zu Hülfe!“ Er stürzte fort. Die Männer vor dem Schlosse zogen ihre Säbel, als er gegen sie anrannte. Er feuerte eine blindgeladene Pistole auf sie ab. Sie ergriffen die Flucht.

Er eilte nun ins Schloß und drängte den Wirth, der eine Laterne trug, als Wegweiser vor sich her. Ein Mordgeschrei schallte ihm aus einem Zimmer entgegen. Er sprengte die Thür. Ein Greis und eine bejahrte Dame lagen gebunden auf dem Fußboden; zwei Räuber standen mit bloßen Degen vor ihnen. Es kam ohne Wortwechsel zu einem Gefechte. Hermann empfing eine leichte Wunde; doch sein kräftiger Gegenhieb lähmte den einen Räuber, daß er den Degen fallen ließ; den andern machte der Gastwirth und sein Gefolge wehrlos. Indessen hatte der Pistolenschuß mehrere Nachbarn herbeigerufen. Die Entwaffneten wurden mit denselben Stricken gebunden, die sie dem Edelmann und seiner Gemahlin angelegt hatten. Alles übrige Raubgesindel war entflohen. Man fand, als man das Schloß durchsuchte, einen alten Bedienten und ein Dienstmädchen geknebelt; aber frei und ledig traf man im heimlichen Gemache — den Kammerherrn, der sich beim ersten Lärm dahin geflüchtet und seine hochbetagten Eltern ihrem Schicksal überlassen hatte. „Ist der Weg wieder rein?“ sprach er mit einer lächelnden Miene. Als er aber jetzt Hermannen erblickte, verfinsterte sich sein Gesicht, und er fragte stolz: „Was machen Sie hier?“ — „Ich werde davon Ihrem Herrn Vater Rechenschaft geben;“ antwortete Hermann mit Gelassenheit. Der Kammerherr kehrte ihm den Rücken, ging in sein Zimmer und legte sich wieder zu Bett.

Unter der Zeit hatte Falkenhof, der Vater, die Umstände seiner Rettung von dem Gastwirth erfahren, und befohlen, daß der Fremdling (dessen Namen der Wirth nicht wußte) zu ihm gerufen werde. Hermann kam. Der Greis und seine Gattin waren allein. „Ich höre,“ redete Jener ihn

an, „daß Sie unſer Schutzengel geweſen ſind. Mit wem habe ich das Vergnügen zu ſprechen?“

„Ich bin Hermann Brok, der ſich heute bei Ihnen einfinden ſollte.“

„Gott!“ rief der Alte, und Freudenſchauer durchbebten ihn: „Gott! iſt's möglich? — Du biſt mein Sohn! — Mutter, es iſt unſer Sohn!“ Sie ſtürzte herzu. Beide umarmten ihn ſchluchzend. Es war eine heilige Minute, die jeder Verſuch, ſie zu beſchreiben, entweihen würde.

Hermann, dem dieß alles wie ein ſchöner Traum vorkam, erfuhr nun aus des Vaters Munde das Geheimniß ſeiner Geburt. Wie erſtaunte er, da ihm ſein abgeſagteſter Feind als ſein Zwillingsbruder bekannt wurde! — „Lieber Sohn,“ ſagte der Vater, „vergib mir, daß ich mich bis jetzt vor dir verbarg! Ich habe durch die vielen Jammerſtunden, die mir Florentin machte, für dieſen Sonderlingsſtreich hart gebüßt und büße noch.“ —

Hermann mußte nun die Begegniſſe ſeines Lebens ausführlich erzählen, ungeachtet Doktor Wigmund von Zeit zu Zeit bei dem Pfarrer Brok darüber Nachrichten eingezogen und ſie nach Eibenburg befördert hatte. Daher wußten es die Eltern auch ſchon, daß die Brüder zu verſchiedenen Malen mit einander in Streit gerathen waren.

Während dieſer vertraulichen Geſpräche ſchlief der Kammerherr noch ſechs bis ſieben Stunden. Endlich erſchien er, um zu frühſtücken. „Was will der Menſch hier?“ fragte er mit großen Augen, als er Hermannen in der Mitte ſeiner Eltern fand. „Umarme ihn!“ ſagte der Vater. „Er iſt dein Bruder und hat in der vorigen ſchrecklichen Nacht mein Leben gerettet.“ — Der Kammerherr lachte wie unſinnig. „Mein Bruder? — Du ſpaſſeſt, Väterchen!“ — „Mit nichten, Florentin!“ verſetzte der Greis.

„Er iſt wirklich dein Zwillingsbruder, den ich wenige Stunden nach Eurer Geburt fremden Händen überlieferte und bald nachher für todt ausgab. Das weiß deine Mutter, das weiß Doktor Wigmund, das bezeugen dieſe Schriften.“ — Er legte ihm einen Stoß Papiere vor. Bleich und ſtumm blätterte Florentin einige Minuten darin, warf ſie dann dem Vater wieder zu und ſagte hitzig: „Das ſind Tollheiten! Ich ſoll mir einen Menſchen, der als Domeſtik gedient hat, zum Bruder aufſchwatzen laſſen und einſt mein Erbe mit ihm theilen?“ — „O ſprich nicht vom Erbe!“ ſeufzte der Vater. „Deine Verſchwendung hat Vorernte gehalten; es iſt nicht mehr der Mühe werth, meinen Tod zu wünſchen. Ich beſaß zwei treffliche Güter; ich freute mich, ſie unter euch Brüder zu theilen: aber du haſt ſo übel gewirthſchaftet, daß ich ſchon längſt das eine verkaufen mußte und von dem andern nur noch den Scheinbeſitz ſo lange habe, als mich meine Gläubiger darin dulden. — Hier ſteh' ich mit leeren Händen vor dem beſſern Sohne und zittre vor ſeinen Vorwürfen, daß ich ſein Erbtheil von dem ſchlechtern verpraſſen ließ.“ —

„O, mein Vater!“ rief Hermann, ihm um den Hals fallend. „Ich begehre nichts, ich bedarf nichts, als Ihre Liebe.“ —

Unter dieſer Herzensergießung ſtrotzte Florentin mit zornigem Geräuſch aus dem Zimmer. „Was er tobt, der Trotzige!“ ſagte der Vater. „O wie verkehrt fiel das Loos, das *ihm* Ueberfluß und *dir* Mangel zutheilte!“ — Bald darauf hörte man eines Pferdes Galopp im Hofe. Der Greis ging ans Fenſter. „Da jagt er mit meinem letzten Pferde fort!“ ſprach er. „Er hat mir ſchon nach und nach ein Dutzend zu Schanden geritten, und ſcheint nun

auch diesem armen Thiere den Untergang geschworen zu haben.“

Jetzt meldete der Gerichtshalter: einer der gefangenen Räuber habe, nach eigener Aussage, noch vor Kurzem in des Kammerherrn Diensten gestanden und daher des Schlosses Gelegenheit gekannt. Hermann muthmaßte sogleich, daß es eben derselbe sey, der bei ihm Feuer angelegt hatte. Das bestätigte sich, als ihm der Gefangene in der Gerichtsstube vorgestellt wurde. Er wollte Anfangs, ungeachtet man viel Schwefel bei ihm gefunden hatte, die Brandstiftung läugnen; doch, in Widersprüche verwickelt, gestand er endlich dieses Verbrechen.

45.

Nemesis.

Nun folgten angenehmere Scenen. Es kamen zwei Wagen mit eingeladenen Gästen an. Einer brachte den Pfarrer Brok und den Doktor Wigmund; der andere den Hauptmann von Bahlingen und seine Gattin. Welcher Jubel! Die Letztern, die es noch nicht wußten, daß Hermann ein geborener Falkenhof war, hörten diese Neuigkeit mit freudigem Erstaunen.

Die Tafel war gedeckt. Florentins Rückkunft ward vergebens erwartet. Man mußte sich ohne ihn zum Mittagsmahle setzen.

„Nun sehen Sie, Doktor!“ sagte Herr von Falkenhof: „wir haben meinen siebzigsten Geburtstag erlebt. Aber vor dreißig Jahren glaubt' ich nicht, daß mein Experiment, vor welchem Sie mich prophetisch warnten, auf Florentins Seite so übel ausschlagen würde. Ja, Doktor, es

gibt eine Nemesis! Sie bestrafte meine Thorheit, daß ich, ohne von der Natur dazu geschaffen zu seyn, den Sonderling spielte, und mich besonders in einer so wichtigen Sache als Querkopf benahm. — Würde diese Geschichte in einem Roman erzählt, man erklärte sie ohne Zweifel für eine unnatürliche Erfindung.“ —

„O nein, Herr von Falkenhof!“ antwortete Wigmund, „Sie haben sogar in der Wirklichkeit Ihres Gleichen. Ich will Ihnen nur zwei berühmte Namen nennen, die mir eben beifallen. Rousseau, der durch seinen Emil eine Umschaffung des Erziehungswesens bewirken wollte, schickte seine Kinder ins Findelhaus, und Frau von Genlis, die Verfasserin vieler pädagogischen Schriften, ließ ihre zwei Töchter als vorgebliche Waisen in London erziehen.“

Die Tischgespräche gewannen bei jedem Glase Wein an Heiterkeit. Man stand vergnügt von der Tafel auf. Jetzt sprengte Florentin wie ein Rasender in den Hof. Das keuchende, schaumbedeckte Roß stürzte an der Treppe unter ihm zusammen. Er kam aus einer zwei Meilen entfernten Stadt, wo er einen Rechtsgelehrten um Rath gefragt und sich zugleich halb von Sinnen getrunken hatte. „Vater!“ schrie er, in den Saal stürmend, „schaffen Sie diesen Bastard hinweg, oder es geschieht ein Mord!“ — Der Greis bebte zurück. „Sohn, du bist schrecklich!“ sprach er. „An mir geht in Erfüllung, was die Bibel sagt: Zärtle mit deinem Kinde, so wirst du dich einst vor ihm fürchten müssen!“ —

Bahlingen und die übrigen Männer stellten sich wie eine Schutzmauer vor den zitternden Alten, und Hermann umschloß ihn mit beiden Armen. „Ich beschwöre Sie, Vater,“ rief er aus, „treten Sie meinem Bruder alles ab, was Sie noch besitzen, und beschließen Sie mit meiner

Mutter Ihre Tage bei mir! Mein ſchuldenfreies Gütchen gewährt uns Nahrung und Frieden.“ —

„Ja, Hermann, wir ziehen mit dir!“ ſagte der Greis. „Du, Florentin, biſt von dieſem Augenblick an hier gebietender Herr! Erlaube nur mir und deiner Mutter, uns noch eine einzige Nacht in dieſen Mauern aufzuhalten.“ —

Mit ſtummer Verſtocktheit entfernte ſich der Kammerherr, blieb den ganzen übrigen Tag unſichtbar, und ging am folgenden Morgen ſehr früh auf die Jagd, um dem Abſchiede von ſeinen Aeltern auszuweichen.

Hermann führte ſie im Triumph zu ſeiner Gattin, die mit ihm noch bis dieſe Stunde wetteifert, das greiſe Paar gleichſam auf den Händen zu tragen. Vater Falkenhof kam übrigens nicht mit ganz leerer Hand. Er hatte längſt für ſeinen guten Sohn einige tauſend Thaler bei Seite gelegt, und erbaute damit auf der Brandſtelle ein bequemes Haus, in welchem nun Liebe und Zufriedenheit wohnen.

Florentin ward bald von den Gläubigern aus ſeiner Reſidenz vertrieben. Seitdem abenteuert er unſtät in der Welt umher, und nährt ſich abwechſelnd vom Spiele, von Gaunereien und — Bettelbriefen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

A. F. E. Langbein's

prosaische Schriften.

Neue Auflage in zwölf Bänden.

Zweiter Band

enthält:

Thomas von Pampel. — Unterhaltungen für müßige Stunden.

Mit sechs Stahlstichen.

Stuttgart:

Verlag von Scheible, Rieger & Sattler.

1847.

Digitized by Google

Thomas von Pampel,

genannt

Kellerwurm.

Geschrieben 1806.

TAYLOR INST
OXFORD

Erſtes Kapitel.

Umriß des Helden.

„Halt, Kutſcher! — Potz Wetter! ſo halt doch, du tauber Eſel!“ — rief Junker Thoms, als er in der Vorſtadt nah am Thore eines Bäckerladens anüchtig wurde, wornach er ſchon lange ſeine Augen vergebens auf Kundſchaft ausgeſandt hatte. Der Pferdelenker, den die dicken Backen ſeiner Pudelmütze etwas harthörig machten, vernahm endlich das Zetergeſchrei ſeines hungrigen Herrn, und zügelte das Rappen- und Schimmelgeſpann. Thoms wälzte ſich aus der Kaleſche und kaufte für drei Groſchen Semmeln, nach langer Auswahl der größten und vollwichtigſten Zeilen. Dann fuhr er, luſtig ſpeiſend, hinein in die Stadt und antwortete kauend auf die gewöhnlichen Thorfragen: er heiße Thomas von Pampel, und komme vom Landgute ſeines Vaters, um bei der Garniſon als Kadett angeſtellt zu werden.

Der wachhabende Officier (ein gewiſſer Herr von Springwall, den wir in der Folge näher werden kennen lernen) ſah den wohlbeleibten Jüngling mit Verwunderung an, wünſchte lächelnd ihm Glück und entließ ihn ohne weitere Umſtände, weil er ihn, wie er ſagte, nicht länger abhalten wolle, ſein anſehnliches Frühſtück in Ruhe zu genießen.

Der Wagen rumpelte fort. Die verſammelte Thorwache dünkte ſich durch den Scherz des Officiers berechtigt, ein lautes Gelächter aufzuſchlagen und über die drollige Figur des neuen Waffenbruders tapfer zu witzeln. Nun, es war nicht zu läugnen, daß ihn ein ſtattlich runder Bauch, ſtrotzende Pausbacken, eine Unterkehle von einigen Stufen, und kurze, dicke Elephantenbeine vor tauſend andern jungen Burſchen auszeichneten, und ihn, da er übrigens von kleiner Statur war, zu einer purzlichen Tonnengeſtalt machten, die man nicht ohne Gemüthsergötzung anſehen konnte. Ihn focht das nicht an und er zähmte deßhalb ſeinen raſchen Appetit nicht im geringſten. Der Bauch war ſein Gott und ſein Staat, den er eben ſo thätig zu arrondiren ſuchte, wie die Fürſten den Körper ihrer Reiche.

Schon als Säugling ſchien er mit dieſem Vorhaben beſchäftigt. Es mußten ihn zwei Ammen verpflegen, denn Eine that ihm nicht genug; und nebenher genoß er noch von derben Speiſen ſo viel, als ein erwachſener Menſch. Seine unmäßige Eßluſt vermehrte ſich mit den Jahren, und ward von ſeiner Mutter, die etwas ſchwachen Verſtandes war und ſelbſt gern den ganzen Tag ſchlampamte, eben ſo gefliſſentlich befördert, wie andere vernünftige Aeltern dieſer widrigen und verderblichen Unart entgegenarbeiten. Sie unterhielt Jahr aus Jahr ein für ſich und ihr Goldſöhnchen ein großes Magazin von Leckereien aller Art, und ſo oft er ſich vor ihr ſehen ließ, fragte ſie recht ängſtlich: „Biſt du nicht hungrig? Willſt du nicht eſſen?“ Es verſteht ſich, daß er immer Ja ſagte. Nun bot ſie ihm alle ihre Nahrungsſchätze, und drang ihm noch mehr davon auf, als er ſelbſt wählte. So erlangte ſein Magen eine unglaubliche Fertigkeit, viel zu beherbergen. Mutter Gans hatte ihre einzige Freude daran; und da ſie des Glaubens

lebte, daß Kopfanstrengung den Körper und besonders die Verdauungswerkzeuge schwäche, so stritt sie heftig dagegen, wenn Thomschen zum Lernen angehalten werden sollte. Sie selbst hätte die schönste Gelegenheit gehabt, ihn wenigstens in der Geographie nach der neuen Methode zu unterrichten, die im Pariser Almanach des Gourmands empfohlen wird und darin besteht: daß man bei jedem Lande und bei jeder Stadt, die man den Kindern nennt, ihnen die vorzüglichsten Speisen, die dort erzeugt oder bereitet werden, zu genießen gibt. Zum Beispiel: bei Westphalen — ein Stückchen Schinken: bei Göttingen — eine Wurst; bei Nürnberg — einen Pfefferkuchen und so weiter. Wäre diese Lehrart bei dem kleinen Thomasius angewandt worden: er hätte gewiß in der Erdkunde die herrlichsten Fortschritte gethan. Aber Mama ließ ihn die halbe Welt durchschmausen, ohne ihm nur zu sagen, daß er in Deutschland zu Hause sey.

Es hatte ganz das Ansehen, als wollte sie ihn aus blinder Affenliebe zu Tode füttern; doch kaum war er sechs Jahre alt, da starb sie selbst plötzlich an einer unheilbaren Ueberladung des Magens. Nun übernahm der Vater (der sich bisher, aus Liebe zum edlen Hausfrieden, um die Erziehung wenig bekümmert hatte) das Verpflegungsamt und griff die Sache ganz anders an. Er besorgte, das junge Herrlein würde zuletzt ein wahrer Nimmersatt werden, und beschränkte deßhalb seine Mundportionen mit spartanischer Strenge. Allein der Versuch, den kleinen Vielfraß zur Mäßigkeit zu gewöhnen, kam zu spät. Er schnurrte, über Hunger klagend, im Dorfe herum, erwarb sich Gastfreunde durch lustige Possen, und schnellte manchen einfältigen Bauerknaben durch Ränke und Schwänke um sein Butterbrod. Auch im väterlichen Hause war nichts Ge-

nießbares vor ihm ſicher. Er ſchüttelte das Obſt noch unreif von den Bäumen, plünderte die Hühnerneſter und ließ ſich heimlich Eierkuchen backen. Als er älter ward, mußte der Vater die Kellerſchlüſſel immer in der Taſche führen und bei Nacht unter ſein Kopfkiſſen legen: ſonſt ſtand der Herr Sohn wie ein Blitz vor den Wein- und Bierfäſſern und zapfte ſo lange, bis er ſich ein Räuſchchen getrunken hatte.

Dabei liebte er Ruhe und Bequemlichkeit über alle Maßen, und trieb dieß ſogar bis zur leidenſchaftlichen Verehrung oder vielmehr Anbetung der Faulheit; denn ſie ward ja in unſern Tagen für göttlich erklärt. Den Himmel dieſer Göttin und ſeinen — das Bett — verließ er keinen Morgen eher, als bis ihn ein v terliches Donnerwetter herausjagte; und auf dem nächſten Stuhle ſchlief er wieder ein, ſobald er irgend eine Arbeit vor die Hand nehmen mußte. Nur dann war er geſchäftig wie eine Biene und verſchmitzt wie ein Fuchs, wenn es darauf ankam, ſeinem Gaumen einen behaglichen Genuß zu bereiten. Mit Einem Worte: Müßiges Wohlleben war ſein Dichten und Trachten von Jugend auf.

Bei allen dieſen Untugenden konnte man ihm nicht gram ſeyn. Er war ohne Falſch, hatte Mutterwitz und eine reiche Ader von luſtiger Laune, die auch bei den empfindlichſten Widerwärtigkeiten, die ihn betrafen, nicht verſiegte.

Seine ſchwächſte Seite war ein hoher Grad von Feigheit. Er verſtand ſich jedoch meiſterlich darauf, dieſe Aehnlichkeit mit dem Haſengeſchlechte unter der Larve der Prahlerei zu verſtecken, und ſich vor Leuten, die ihn nicht genau kannten, das Anſehen eines Löwen zu geben. Sein eigener Vater wußte nicht, wie ſchlimm es mit ſeiner Herzhaftigkeit ausſah, und beſtimmte ihn ohne Bedenken zum Sol-

datenſtande. Der Chef des nächſten Regiments, der ſein alter Freund war, gewährte die erbetene Kadettenſtelle aufs erſte Wort. Thomas war damals ſchon ein Knäblein von zwanzig Jahren.

Als ihn der Vater an den Reiſewagen begleitete, kam der Schenkwirth des Dorfs außer Athem gelaufen und überreichte die Rechnung einer ſtarken Bierſchuld, die unſere angehende Kriegsgurgel — eine veraltete, aber hier ſehr paſſende Benennung eines unmäßigen Soldaten — heimlich gemacht hatte. Dieſer Auftritt verſäuerte die Zärtlichkeit des Abſchieds ein wenig; doch nach kurzem Sträuben übernahm der Vater die Löſung des angebundenen Bären.

Zweites Kapitel.

Die Kinder und der Papa. — Rekruten-Leiden.

„Alle Wetter!“ — rief der General bei der Vorstellung des neuen Kadetts — „Das heißt doch ein stammhafter Rekrut! — Oder hat er vielleicht ein halb Schock Röcke und Wämser über einander gezogen?“

Thomas war nicht beherzt genug, diesen falschen Verdacht zu widerlegen; aber der Feldwebel, der ihn hergeführt hatte, versicherte für ihn: er habe nur ein einziges Fähnchen auf dem Leibe.

„Nun, da kann er sich, bei meiner Seele! für Geld sehn lassen!“ sagte der spaßhafte Feldherr. „Aber so ein Prälatenbauch und die knappe Löhnung! — Wie werden sich die zusammen vertragen? — Gibt's brav Zuschuß von Hause?“

Der Junker antwortete: sein Vater habe ihn beim Doktor Kirchhof in Kost und Wohnung verdungen.

„Bei unserm Kirchhof?“ — sprach der General und lachte gewaltig. „Das hat er gut gemacht, der Herr Vater! Des Doktors Küche ist ein wahrer Gesundheitstempel für solche Fleischmassen. — Nun geh, mein Sohn, laß dich in der Montirungskammer kleiden und lerne fleißig den Dienst! Ein großer Held wirst du wahrscheinlich nicht; aber einen tüchtigen Lückenbüßer in der Arme kannst du wohl abgeben.“ —

Thomas probte vergebens die Montirungskammer durch: es fand sich kein Rock, der ihm weit genug war. Der Regimentsschneider lieferte ihm eine neue Uniform, worin er Platz hatte, und nun sah er aus, wie der Großvater der übrigen Kadetten und Fahnjunker. Die muthwilligen Kinder neckten Anfangs den dicken Papa; allein er war doch nicht so feig, sich das gefallen zu lassen. „Ihr Spulwürmer! ihr Häringsleiber!“ fuhr er sie an: „Höhnt ihr mich deßwegen, weil ich keiner Schneiderelle gleiche, wie ihr? — Kommt nur in den Krieg, da stößt euch jeder Troßbube über den Haufen: aber ich — ich stehe fest, wie ein Berg!“ — So schalt er um sich herum mit geballter Faust, und schaffte sich Ruhe.

Die ersten Waffenübungen wurden ihm blutsauer, ob er sich gleich lange nicht so albern dazu anstellte, wie jener Rekrut, der nicht wußte, was rechts und links war und seinen Exercitienmeister in die Nothwendigkeit setzte, ihm auf den rechten Arm ein Büschel Heu und auf den linken ein Büschel Stroh zu binden, und Heu-um! Stroh-um! zu kommandiren. Unser Thomas begriff alles leicht; sein unbehülflicher Körper konnte nur das Begriffene nicht rasch genug ausführen. Da es vollends zum Abfeuern des Gewehrs kam, machte seine Furchtsamkeit das Uebel noch schlimmer. Er zitterte bei jedem Schuß, weil er sich immer die Möglichkeit dachte, der Flintenlauf könne zerspringen und ihn auf der Stelle seines jungen Lebens berauben.

Auch sein armer, aus dem Gliede hervorstrebender Bauch hatte mancherlei Verfolgungen auszustehen. Die Officiere nahmen an ihm eben so viel Aergerniß, als ehemals ein französischer Revolutionsschwärmer an dem berühmten Münsterthurm in Straßburg, der ihm ein solcher Dorn im Auge

war, daß er im Jacobinerklubb ernſtlich und dringend vorſchlug, ihn abzutragen, weil es den Grundſätzen der Gleichheit entgegen ſey, daß ein Gebäude ſo unverſchämt ſtolz über alle andere hervorrage.

Drittes Kapitel.

Der Kadett blokirt eine Festung.

Thomasens Vater diente weiland als Hauptmann in der Armee, und Kirchhof war Feldscheerer bei seiner Kompagnie. Daher schreib sich ihre Bekanntschaft. Der Wundarzt pfuschte nebenher ins Fach der innern Heilkunde, und erhielt von einer gefälligen Universität, die nicht ihn, sondern nur sein Geld examinirte, das Doktordiplom. Er hatte das Pulver nicht erfunden, das auf dem Schlachtfelde Tausende hinstreckt; aber die lateinischen Namensvettern dieses Mönchskindes, die er auf seinen Rezepten verschrieb, thaten wahrscheinlich dieselbe Wirkung: denn niemand in der ganzen Stadt grüßte ihn so höflich und so ehrerbietig, als der Todtengräber.

Nach diesem verdächtigen Zeichen zu urtheilen, war Kirchhof gewiß, dann und wann an der Verminderung des Menschengeschlechts nicht unschuldig. Er hätte daher auch billig für dessen Vermehrung sorgen und möglichsten Schadenersatz leisten sollen; allein er ließ den Segen: Seyd fruchtbar und mehret euch! nie über sich sprechen, sondern wirthschaftete als Hagestolz mit einer Haushälterin, deren ehrwürdiges graues Alter und beispiellose Häßlichkeit ihn übrigens vor dem Stich böser Zungen sicher stellten.

Diese Matrone, Namens Jutta, suchte in der Sparsam-

keit ihres Gleichen. Tausend lächerliche Anekdoten von ihrem Geize waren im Umlauf. Daher lachte denn auch der General, als er hörte, daß Thomas ihr Kostgänger ward. Sie hielt jedem zehn Mal umgewandten Pfennig, von dem sie sich trennen mußte, eine bewegliche Abschiedsrede, wobei ihr bisweilen Thränen in den Augen standen.

Unter ihrer Leitung war der Tisch immer so mäßig bestellt, daß der Doktor gewiß nie eine Magen-Ueberladung, die man sich in seinem Hause zugezogen hatte, in die Kur bekam. Er und sie schienen an dem dürftigen Gehalt der aufgetischten Zeisigsnäpfchen volle Genüge zu haben; Thomas hingegen machte große Augen, als ihm kleine Bissen vorgelegt wurden, die kaum ein Duodezmännchen aus Liliput gesättiget hätten. So lange sein von Hause mitgebrachtes Taschengeld aushielt, kümmerten ihn diese spaßhaften Schatten-Mahlzeiten wenig. Er eilte, sobald sie vorbei waren, in die nächste Garküche und aß mit Herzenslust auf Ein Mal so viel oder wohl gar noch mehr, als er in acht Tagen auf der Tafel seines Verpflegers zu sehen bekam.

Unter diesen Umständen ging es aber mit seinen Nothpfennigen bald auf die Neige; denn sein Vater hatte ihn mehr mit Lehren und Ermahnungen, als mit Silber und Golde versehen. Nun war guter Rath theuer, der Garkoch und der Bäcker versagten ihm Kredit, und seine Kameraden ein Darlehn. Der Hunger setzte ihm täglich mehr zu; er wurde matt wie eine Herbstfliege, und gerieth oft in Versuchung, seine Patrontasche anzubeißen.

In diesen Aengsten spielte er eine kleine Komödie, durch die er wenigstens auf ein paar Tage eine bessere Leibespflege zu gewinnen hoffte. Er fing nämlich an, über tausend Uebelkeiten zu klagen, wankte mit schleichenden Schritten herum, legte sich ins Bett und that so schachmatt, als

ob ſein letztes Stündlein vorhanden ſey. Nach ſeinen Gedanken ſollte nun der Doktor die ſchleunigſten Anſtalten treffen, ihn durch Kraftſpeiſen und alte, köſtliche Weine wieder auf die Beine zu bringen. Herr Kirchhof war jedoch nicht gewohnt, mit der Rheinweinflaſche gegen den Tod ins Feld zu rücken, wie heutigen Tages viele muthige Aerzte thun. Er kämpfte, wie deren Gegenfüßler, mit Purgiermitteln und Haferſuppen wider ihn, und griff auch jetzt eilig zu dieſen Waffen, als er hörte, daß der Feind des Lebens gegen den Herrn von Pampel im Anzuge ſey. Der verſtellte Kranke ſah ſich alſo mit Verdruß in ſeiner Erwartung getäuſcht, genoß aber dennoch, um ſein Trugſpiel nicht zu verrathen, eine Hand voll Pillen und ſchwemmte ſie mit einer Tiſane hinunter. Als das überſtanden war, verließ er unverzüglich das Bett, um mit dem zweiten Gange dieſes mediciniſchen Gaſtmahls verſchont zu bleiben.

Es war ihm lange unbegreiflich, wie der Doktor und die ehrſame Schaffnerin das tägliche Faſten und Kaſteien ihres Leibes aushalten, und dabei ſo munter und kugelrund ſeyn konnten. Beſonders war Frau Jutta ſo wohlbeleibt, daß ſie in dem Lande der Mauren, wo die ſchwerfälligſten und dickſten Weiber für die ſchönſten geachtet werden *, eine Venus vorgeſtellt hätte. Thomas kam endlich der Quelle ihres Wohlſeyns auf die Spur. Er entdeckte, daß ſie immer nach aufgehobener öffentlichen Tafel einen Privatſchmaus mit einander hielten, und hierzu allerhand Leckerbiſſen aus der Speiſekammer herbeiſchafften.

Dieſes Magazin blokirten nun ſeine Augen ſo ſcharf, als bald nach Anfang des laufenden Jahrhunderts Englands Flotten die franzöſiſchen Häfen. Wie aber Napo-

* Mungo Park's Reiſe in Afrika.

leons Schiffe oft ausliefen, ohne daß es den Britten gelang, sie aufzufangen: so sah auch er von einem Tage zum andern verdeckte Schüsseln hin und her tragen, die er nicht wegkapern konnte. Einer so fruchtlosen Blokade müde, beschäftigte er sich mit Entwürfen, die Bratenfestung zu überrumpeln. Doch das war nicht leicht. Die Kommandantin trug den Schlüssel nebst mehreren andern an ihrem Schürzenhaken, und rasselte damit wie ein Gespenst im Hause herum, ohne sich einen Augenblick von diesem Ehrenzeichen ihrer Würde zu trennen.

Viertes Kapitel.

Die Festung wird erobert.

Eines Abends, als der Doktor ausgegangen war, lud Frau Jutta den Kadett in ihr Stübchen ein, damit in dem seinigen Licht und Heizung erspart werden konnte. Er nahm die Ehre ihrer Gesellschaft mit Vergnügen an und bot allen seinen Witz auf, sie angenehm zu unterhalten, weil er durch eine gute Bewirthung dafür belohnt zu werden hoffte. Aber diese Rechnung schlug fehl. Er sprach sich den Mund vergebens trocken, und verschwendete sogar ohne glücklichen Erfolg eine Menge Handküsse, die zwar äußerst gnädig aufgenommen wurden, doch die undankbare Alte nicht bewogen, ihm ein Glas Wasser anzubieten. Sie hingegen watschelte mehrmals in ein Nebengemach und letzte sich im Stillen an einer Herzstärkung, die nach und nach wie ein Opiat auf sie wirkte. Sie schlief unter den geistvollen Reden ihres Gesellschaftskavaliers ein und gab so rauhe Töne von sich, als ob in der Nähe eine Bretmühle im Gang wäre.

Schweigend und mit verschränkten Armen betrachtete Thomas die reizende Schläferin, sah das Schlüsselbund an ihrer Hüfte, und ein böser Dämon, der in seinem leeren Magen wohnte, gab ihm den gefährlichen Rath, diese Gelegenheit zu einem Streifzuge in die Speisekammer zu

nutzen. Sein beſſerer Genius betete ihm zwar das ſiebente Gebot vor: allein er achtete das nicht, weil ihn ſchon in der früheſten Jugend ſeine Wärterin und andere Dienſtboten belehrt hatten, daß Eßwaaren nicht darunter begriffen wären. Es kam alſo nur darauf an, ob Jutta feſt genug ſchlafe. Er prüfte ſie durch Huſten und anderes Geräuſch: ſie rührte ſich nicht. Er rüttelte und ſchüttelte ſie, zupfte ſie ſogar an der Naſe: ſie lag wie ein gefühlloſer Stein. So geſichert, ſchritt er behutſam zum Werke und häkelte mit katzenartiger Geſchicklichkeit den Schlüſſelring aus dem Schürzenbande.

Er kannte den rechten Burſchen, und fand ihn bald aus der übrigen Geſellſchaft heraus; doch plötzlich verlor er den Muth, die Sache weiter zu treiben. Es war ihm nicht bange, auf der That ertappt zu werden; er fürchtete blos, daß irgend ein Unhold die Schätze der Speiſekammer bewachen und ihm das Genik brechen möchte. Man verdenke ihm das nicht! Viel klügere Leute, als er, glaubten vormals Geſpenſter. So ſoll ſich, zum Beiſpiel, im Stadtarchive zu Hechingen in Schwaben ein landesherrlicher Befehl vom Jahre 1725 befinden, worin Jedem, der einen Kobold, Nix oder anderes Ungethüm, lebendig oder todt, dem Oberjägermeiſter einliefert, eine Belohnung von fünf Gulden verſprochen wird.

Aber wären auch fünf Millionen zu gewinnen geweſen, eine ſo halsbrechende Jagd hätte Thomas gewiß nicht unternommen; denn er zitterte vor ſolchem grimmigen Wilde, wie vor dem lebendigen Teufel, und das machte ihn jetzt eine lange Weile ſehr unentſchloſſen. Der Sporn der Lüſternheit ſtachelte ihn vorwärts; der Zügel der Angſt zog ihn wieder zurück. Doch am Ende ward er hartmäulig und achtete des Zaumes nicht mehr. Er nahm das Licht

vom Tiſche, ſchlich auf den Zehen aus der Stube, ſchloß die Thür — um vor einem Ueberfall ſicher zu ſeyn — leiſe hinter ſich zu, öffnete mit gleicher Vorſicht die Speiſekammer, ſenkte geſchwind ein paar geräucherte Würſte in die Taſche, und als er zurück kam, ſchlief die Matrone noch wie ein Hamſter.

Wohlgemuth brachte er die Schlüſſel wieder an ihren gewöhnlichen Ort, und lechzte vor Sehnſucht, die gemachte Beute in ſeinem Kämmerlein ruhig zu verzehren. Es ſchien ihm aber nicht räthlich, wie die Katze vom Taubenſchlage davon zu gehen und ſich dadurch verdächtig zu machen. Er ſetzte ſich daher auf den Fußboden, und warf neben ſich mit großem Gepolter einen Stuhl um. „Herr Jemine! was gibt's?“ rief Frau Jutta, aus dem Schlaf empor fahrend. Der Schalk ſprang auf, rieb ſich die Augen, und bat um Verzeihung, daß er ſie erſchreckt habe. Er ſey eingeſchlummert, gab er vor, und mit dem Stuhl umgefallen. Sie glaubte das, lachte ſich aus dem Athem, und rieth ihm, zu Bette zu gehen. Er empfahl ſich mit Freuden, und ſchlief ſo ſatt und fröhlich ein, als er ſeit langer Zeit nicht geweſen war.

Fünftes Kapitel.

Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht.

Die Speisekammer war so reichhaltig, daß zwei oder drei Plünderungen, die der Kadett kurz nach einander auf ähnliche Art unternahm, nicht bemerkt wurden. Durch sein Glück kühner gemacht, that er aber nun einen gar zu unverschämten Griff in die Würste, und hieß sogar einen ganzen Schinken mitgehn. So war es natürlich, daß die Hausverwalterin bei der nächsten Uebersicht ihrer Vorräthe die beträchtlichen Mängel wahrnehmen mußte.

Sie lief mit Jammergeschrei zum Doktor und gab ihm Kunde davon. Beide zerbrachen sich eine Weile mit schwankenden Muthmaßungen über den Thäter den Kopf. Am Ende ruhte der Verdacht auf dem eßgierigen Miethmann, und sie erriethen so ziemlich, wie er seine Partirerei angestellt hatte.

Aus Achtung gegen seinen ehemaligen Vorgesetzten, den alten Kapitän Pampel, wollte Kirchhof nicht an die große Glocke schlagen, daß der junge Herr lange Finger gemacht hatte; doch fand er nöthig, diesen ein Bißchen darauf zu klopfen, damit er künftig das Speisegewölbe in Ruhe lasse. Nach kurzem Besinnen gab ihm die Feigheit seines Hausgenossen, die seiner Beobachtung nicht entgangen war, eine Ruthe in die Hand, womit er ihn zu züchtigen beschloß.

Er vertraute sein Vorhaben der Haushälterin nicht, sondern befahl blos, den jungen Raubritter auf den Abend wieder in ihre Stube zu nöthigen, scheinbar einzuschlafen und sich nicht zu regen, er möge mit ihr vornehmen, was er wolle.

„Pfui, Herr Doktor!“ rief Jutta entrüstet: „Mit mir vornehmen lassen, was er will? — Das wär' mir gelegen! Ich bin eine tugendhafte Person, daß Sie's wissen! Eine Person, die auf Ehre hält; und der junge Lecker, der mir immer schon freundlich nachgeschlichen ist, könnte wahrlich auf Dinge verfallen, die mich zeitlebens in Schande brächten.“

„Hat nicht Noth!“ sagte Kirchhof. „Er wird nach Ihrem Schlüsselbunde greifen, und weiter nicht.

„Nun, das wollt' ich mir auch ausbitten!“ versetzte sie. „Ich schreie sonst, daß man's über zehn Häuser weg hört.“ —

Es ward Abend. Der Doktor machte geheime Anstalten in der Speisekammer und versteckte sich darin. Thomas wußte von dem allem nichts; und da er seit einigen Tagen keine Gelegenheit gefunden hatte, seine Naschbegierde zu befriedigen, so schlich er, wie der Fuchs um ein Hühnerhaus, vor der Stubenthüre der Alten herum und beehrte sie mit einem zierlichen Scharrfuß, als sie unter dem Schein, etwas in der Küche zu besorgen, herauskam.

„Guten Abend, Junkerchen!“ sagte sie freundlich. „Wie geht's? wie steht's? Friert Sie oben in Ihrem Pallaste?“

„Ganz verdammt, liebes Mamachen!“ antwortete er und hauchte in die Hände.

„Na, so kommen Sie doch in meine warme Stube!“ sagte sie. „Ich bin freilich eine traurige Gesellschafterin; ich nicke bald ein.“

„Thut nichts!“ verſetzte Thomas. „Sie ſind mir auch ſchlafend die ſcharmanteſte Frau von der Welt.“

So gegen einander höflend, traten ſie in die Stube. Jutta pflanzte ſich in ihren Lehnſtuhl am Ofen und ſpielte bald die Schlafende. Thomas unterſuchte die Feſtigkeit ihres Schlummers, erließ ihr ſogar die Naſenprobe nicht, ſtahl ihr dann ſauber die Schlüſſel und ſchwebte ſo leicht, als ein ſolcher Bleimenſch auf den Zehen ſchweben kann, mit einem Lichte in der Hand, aus dem Zimmer.

Er kam vor der Speiſekammer glücklich an, öffnete ſie ſacht, drückte die Thür mit Vorſicht wieder zu und wandte ſich raſch nach der Gegend, wo er fouragiren woll e. Aber o Himmel! welche gräßliche Schildwache fiel ihm dort in die Augen! Der Tod, der leibhafte Tod ſtand da, mit ſeiner Senſe bewaffnet, klapperte mit allen ſeinen Gebeinen und bewegte ſich ihm entgegen.

Er entſetzte ſich, daß ihm Hören und Sehen verging, that einen Rückſprung, trat auf Erbſen, die am Fußboden verſtreut lagen, glitt aus und fiel mit dem Gefäß in einen großen, bis oben an den Rand angefüllten Buttertopf, der unter ihm krachend zerplatzte. Da klebte nun der arme Schelm, wie ein Vogel an der Leimruthe; und als er ſich mit Gewalt in die Höhe riß, blieb wenigſtens ein Pfund Butter am Hintertheile ſeiner Beinkleider hangen. Unbewußt dieſer Eroberung, floh er über Hals und Kopf. Seine Fußſtapfen trieften, mit David zu reden, von Fett. Er ſtürzte wie ein gehetzter Hirſch in ſeine Kammer, warf ſich unentkleidet in's Bett, wühlte ſich tief in die Federn, und ſchlief unter Heulen und Zähnklappen ein.

Sechstes Kapitel.

Das ſeltſame Fieber. — Fatale Krankenbeſuche.

Ein Kind kann es errathen, daß der Knochenmann in der Speiſekammer nichts anders als ein Skelett war, das Kirchhof heimlich dahin ſtellte, und, hinter einem Schranke verborgen, durch Zugfaden bewegte. Thomas hatte ſein Leben lang ein ſolches Beingerüſt weder geſehen, noch in ſeinem Dorfe davon gehört: es war alſo kein Wunder, daß ihn ein paniſches Schrecken ergriff. Das eben wünſchte der Doktor, und ſchaffte noch in der Nacht das Geripp auf den Boden zurück, wo ſein gewöhnlicher Standort war.

Am folgenden Tage ſollte Thomas zum erſten Mal auf die Wache ziehen. Aber wie war das möglich, da die unglücklich abgelaufene Unternehmung des vorigen Abends ſeiner einzigen Montur eine Menge Butter- und Schandflecken angehangen hatte! Er mußte ſchlechterdings fehlen, als ſich ſeine Kompagnie vor der Wohnung des Hauptmanns zur Wachparade ſtellte. Der Feldwebel kam, ihn zu holen, und wetterte barbariſch, als er ihn noch im Bette fand. „Ach, beſter Herr,“ ſeufzte Thomas, „eifern Sie nicht ſo ſehr! Ich ſtand mit Anbruch des Tages auf, und bin, wie Sie ſehn, ſchon im Zeuge; aber plötzlich überfiel mich ein Schwindel — eine Art von Schlagfluß —

ich mußte wieder ins Bett kriechen, und bin noch so matt, daß ich nicht auf den Beinen stehen kann.“ —

„Mordpestilenz!“ fluchte der Feldwebel, „warum ließen Sie sich nicht bei Zeiten krank melden? Es ist Ihr Glück, daß wir nicht Krieg haben; sonst glaubte man, hol's der Henker! Sie hätten das Kanonenfieber.“ —

Hiermit ging er eilig davon, um einen Nothnagel auf den Paradeplatz zu schaffen. Auf der Treppe begegnete er dem Doktor, und empfahl ihm den Patienten. Kirchhof versprach mit schlauem Lächeln, ihn sogleich zu besuchen, und kaum freute sich Thomas, des donnernden Feldwebels los zu seyn, als schon der doppelt gefürchtete Hauswirth vor sein Bett trat. „Ich höre mit Bedauern,“ sprach er, „daß Sie plötzlich krank geworden sind. Lassen Sie mich doch Ihren Puls untersuchen!“

Zitternd reichte ihm Thomas den Arm. Kirchhof befühlte ihn und schien zu stutzen. „Sie sind wirklich sehr krank!“ sprach er: „Sie haben das Butterfieber! — Ums Himmels willen! wie kamen Sie dazu?“ —

„Ich wüßte doch nicht“ — stammelte Thomas, und ward kirschbraun im Gesichte.

„Sie haben's, auf mein Wort! Die Natur half sich aber schon, wie mich dünkt, durch einen starken Schweiß. Erlauben Sie doch!“ —

Rasch und unbarmherzig entzog er dem armen Junker, den ein vollständiges Angstfieber schüttelte, das Deckbett, und verbiß mit Mühe das Lachen, als er ihn in zerschmolzener Butter schwimmen sah. „Stehn Sie in Gottes Namen auf!“ sprach er: „Sie haben sich wieder gesund geschwitzt! — Aber ein unbegreifliches Räthsel ist mir der sympathetische Zusammenhang Ihrer Krankheit mit der Butter in meinem Speisegewölbe. Die ist in der vorigen

Nacht rappelköpfisch geworden, hat den größten Topf zersprengt, und ist durch die Thür, die ihr eine untreue Hand geöffnet haben muß, herausgelaufen, um Ihnen einen Besuch abzustatten. Das beweisen die Fußstapfen, die sie auf der Treppe und bis in Ihre Kammer herein zurückgelassen hat. Was sagen Sie dazu?“ —

„Was ich dazu sage?“ — rief Thomas, und sprang mit Verzweiflungsmuth aus dem Bette — „Ich sage, daß die Butter weiß, wohin sie gehört!“ —

„Ei! wohin denn?“ fragte der Doktor.

„In meinen Magen!“ sprach der Junker mit Nachdruck. „Mein Vater zahlt ein reichliches Kostgeld für mich: aber Sie und Ihre Frau Jutta lassen mich hungern, daß mich die Sonne durchscheinen könnte.“ —

„Das wird sie wohl bleiben lassen, die liebe Sonne!“ versetzte Kirchhof. „Ihr Bürgermeisterbauch, junger Herr, sagt mir gut dafür und ist mein bester Vertheidiger gegen Ihren Vorwurf, daß Sie an meinem Tische Hunger litten. Ich füttre Sie freilich nicht, daß Sie bersten möchten: wie wollt' ich, als Arzt, das verantworten? — Aber satt essen können Sie sich, und hätten nicht nöthig, Streiche zu machen, die Ihnen wie dem Hunde das Gras bekommen würden, wenn ich beim Regimente darüber Klage führte.“

Kirchhof nahm nun weiter kein Blatt vor den Mund, und es gab einen harten und unverblümten Wortwechsel; doch des Klappermanns gedachte keiner von Beiden. Thomas erwähnte vor Grausen dieser Erscheinung nicht, und sein Hauswirth ließ ihn gern glauben, daß es in der Speisekammer nicht geheuer sey, weil er sie dadurch am besten geschützt wußte. Aber während des Gezänks warf ihm sein Gewissen vor, daß er doch in der That seinem Kostgänger den Brodkorb zu hoch gehangen habe. Das be-

wog ihn, gelindere Saiten aufzuziehen und den erſten Schritt zur Verſöhnung zu thun. Frau Jutta, die ſich während der Unterhandlungen einfand, trat dem Friedensſchluß bei; denn Thomas hatte ſich durch fleißige Schmeicheleien — die ihr freilich ein ſeltner Genuß waren — einen guten Stein in ihrem Herzensbrete verſchafft. Sie erbot ſich ſogar, ſeine fetten Montirungsſtücke zu reinigen, was ihr denn auch mit einem anſehnlichen Aufwand von Fleckkugeln trefflich gelang.

Siebentes Kapitel.

Geſpenſtergeſchichten.

Einige Tage nachher zog Thomas wirklich auf die Wache und erhielt ſeinen Poſten vor dem Hauſe des Generals, in einer einſamen Gegend, die bei den Rockenphiloſophinnen der Stadt im Rufe war, daß es da ſpuke. Der Kadett hatte davon gehört, und die Angſt ſeines Herzens war groß. Er ſann hin und her, wie er ſich von dem nächtlichen Schildern an dieſem unheimlichen Orte befreien könnte, und hielt endlich für den beſten Rath, plötzlich zu erkranken, da er auf der Hauptwache wenigſtens nicht in Gefahr war, mit Pillen und Tiſanen geängſtigt zu werden. Als der Abend anbrach, warf er ſich auf die Pritſche, krümmte ſich wie ein Wurm, klagte über fürchterliche Leibſchmerzen, und winſelte ſo lange, bis ihm der wachhabende Officier erlaubte, nach Hauſe zu gehen. Aber ſein Krankenſpiel war nicht natürlich genug ausgefallen. Die ganze Wachſtube behauptete nach ſeinem Weggange, es ſey eitel Verſtellung geweſen, weil er ſich vor der Nachtwache gefürchtet habe.

Dieſes Geſchwätz lief oder flog vielmehr — denn böſe Gerüchte haben Flügel — im Regimente herum, und kam auch dem Lieutenant Springwall zu Ohren, der ein Neffe des Generals und ein erzmuthwilliger Geiſt war. Er hatte (wie man ſich aus dem erſten Kapitel erinnern wird)

bei der Ankunft des Herrn von Pampel die Thorwache, behielt ihn seitdem, wegen seiner grotesken Figur, immer auf dem Korne, und trachtete nach einer Gelegenheit, sich einen Hauptspaß mit ihm zu machen. Eine solche schien ihm jetzt gefunden, und er ergriff sie, als Thomasen das nächste Mal die Reihe des Wachdienstes wieder traf.

Der schlimmste Posten für feige Soldaten waren die Ruinen eines Nonnenklosters, dessen noch vorhandene Kapelle zu einem Magazin eingerichtet und mit einer Schildwache besetzt war. Es ging die Sage, daß die Geister der Klosterfrauen um Mitternacht auf den Trümmern ihrer irdischen Wohnung lustwandelten und sich nicht höflich bezeigten, wenn ihnen jemand zu nahe komme. Springwall, der Schadenfroh, brachte es durch den Adjutanten dahin, daß dieser Posten dem dicken Kadett zugetheilt wurde.

Dies schreckliche Loos trieb ihm die Haare zu Berge. Die Kameradschaft in der Wachstube bemerkte seine Angst, und einige der losen Gesellen vermehrten sie durch Mährchen, die sie aus dem Stegreif erfanden. Einer wollte einen großen schwarzen Bock, mit glühenden Augen und feurigen Hörnern, gesehn haben, und gab ihn keck für einen verwünschten Beichtvater der Nonnen aus; ein Anderer versicherte: es sey dort ein Reiter, mit dem Kopf unter dem Arme, auf einem dreibeinigen Esel bei ihm vorbeigetrabt; ein Dritter fabelte gar: ihn habe ein Nonnenhändchen mit so kräftigen Maulschellen heimgesucht, daß sein Kopf wie ein Kürbis aufgeschwollen sey. Kurz, sie wetteiferten mit einander, den armen Thomas, ihren gläubigen Zuhörer, wie ein Kind fürchten zu machen, und es gelang ihnen so vollkommen, daß er fast den Verstand, und — was bei ihm noch mehr sagen wollte — allen Appetit verlor. Er aß den ganzen Tag wenig oder nichts,

und befand sich gegen Abend in der That nicht wohl. Aber der wachhabende Lieutenant war gegen seine Klagen taub und betheuerte mit einem Strom von Flüchen: er müsse Schildwache stehn, lebendig oder todt.

Die Glocke schlug Elf. Der Kadett schauderte zusammen, stürzte voll Verzweiflung ein großes Glas Branntwein aus, schob ein Fläschlein dieses Muthtranks in die Tasche und schritt mit wankenden Knieen und leisen Stoßseufzern dem Gefreiten nach, der ihn zum Kloster führte.

Gleichwie — nach den Worten eines alten Kirchenliedes — gleichwie sich fein ein Vögelein im hohlen Baum versiecket, wenn's trüb hergeht: — so faßte auch er unter Weges den tröstlichen Entschluß, tief ins Schilderhaus zu kriechen, das Gesicht an die Hinterwand zu drücken und die ganze Welt mit dem Rücken anzusehen. Als er aber auf seinem Posten ankam, vermißte er mit Schrecken das wohlthätige Schutzgehäuse, worauf er gerechnet hatte, und der Gefreite wies ihn an, bei üblem Wetter in eine Halle zu flüchten, die sich vor der Pforte der Klosterkirche befand.

Diese hölzerne und schon ziemlich verfallene Laube, die gleichsam die Vorrede des Gotteshauses war, hatte für ihn eben so wenig Werth, als meistens die Vorreden der Bücher für den großen Haufen der Leser. Sie schien ihm ein unzulängliches Asyl; denn sie war so weit und so offen, daß ihn die Heerschaaren des Fürsten der Finsterniß von allen Seiten umzingeln konnten. Da jedoch keine vortheilhaftere Festung vorhanden war, so wählte er darin den sichersten Platz und stärkte fleißig sein zagendes Herz aus der Muthflasche. Diese ward leer, ohne daß sich irgend ein furchtbarer Popanz wittern ließ. Ein paar Fledermäuse, die ihm um den Kopf schwirrten, schienen ihm

zwar verdächtige Weſen; doch ward er bald mit ihnen vertraut, weil ihn der Geiſt der Flaſche gegen andere Geiſter beherzt machte. Dafür hielt er ſich wenigſtens, und glaubte ſchon über den Berg ſeiner Noth hinweg zu ſeyn; aber der hinkende Bote kam nach. In der Ferne zeigte ſich plötzlich eine weiße, vermummte Geſtalt, dehnte ſich zu einem Rieſen aus, ſchrumpfte wieder zu einem Zwerge zuſammen, und kam, ſo mit ſich ſelbſt ſpielend, immer näher. Unſer Held gerieth in Todesangſt und lief wie eine verzagte Maus, die ein Schlupfloch ſucht, in der Halle herum. Indeſſen rückte die Erſcheinung heran und war kaum noch zwanzig Schritte von ihm entfernt. Er riß den Mund weit auf, um Wer da? zu rufen, brachte aber ebenſowenig als ein Schlafender, den der Alp drückt, einen Laut hervor. Dagegen brummte das Geſpenſt wie ein alter Zeiſelbär. Vor Entſetzen vergaß der Kadett ſeines Fahneneides, warf das Gewehr von ſich, ſuchte ſein Heil in der Flucht und lief durch acht oder zehn Gaſſen, um ſich in einem Hauſe zu verbergen. Keine Thür war mehr offen. Endlich ſah er vor einem Gaſthofe einen Frachtwagen ſtehen, der oben und auf allen Seiten mit einem ausgeſpannten Tuche bedeckt war. Raſch entſchloſſen kroch er unter dieß Zelt, ſtreckte ſich auf eine Schütte Stroh, die er im Wagen fand, und — ſchlief ein.

Achtes Kapitel.

Nächtliche Spazierfahrt. — Der Liebestempel auf Rädern.

„Donner und Hagel! Wo iſt die Schildwache?“ lärmte der Gefreite, als er um Ein Uhr mit der ablöſenden Mannſchaft an's Kloſter kam.

„Kreuzſapperment! die iſt durch die Lappen gegangen!“ rief ein anderer Soldat.

„Blitz! da liegt das Gewehr und ich dabei!“ ächzte ein Dritter, der über die weggeworfene Muskete fiel.

Sie riefen Pampels Namen nach allen vier Himmelsgegenden aus, hielten dann Kriegsrath und beſchloſſen nach reifer Ueberlegung. ohne den abhanden gekommenen Kadett nach der Hauptwache zurückzugehen und den Vorfall anzuzeigen. Der Officier meldete die Sache weiter, und drei Kanonen verkündigten vom Walle, daß ein Ausreißer auf der Flucht ſey.

Aber ſie ſagten eine Unwahrheit. Thomas war nicht auf der Flucht; wenigſtens nicht mit freiem Willen. Benebelt und von Angſt ermattet, ſchlief er hart und feſt im Frachtwagen, und erwachte auch nicht, als der Fuhrmann in der zweiten Stunde nach Mitternacht mit wildem Halloh ſeine vier Hengſte anſpannte und aus der Stadt fuhr, ohne zu wiſſen, was er geladen hatte. Am Thore, durch das er auspaſſirte, war die Entweichung der Magazinwache

noch unbekannt, denn die Lärmkanonen hatten noch nicht gedonnert. Es fiel also Niemanden ein, den Wagen zu untersuchen.

Die Reise ging auf der Landstraße fort. In einem Dorfe, das ungefähr eine Meile von der Stadt lag, hielt der Fuhrmann vor der Schenke, um zu frühstücken und mit seiner Amante, der Stallmagd, ein Wörtchen im Vertrauen zu kosen. Dieß letztere Geschäft mußte mit Vorsicht behandelt werden. Der Wirth, ein strenger Sittenrichter, litt durchaus keine Liebeleien in seinen vier Pfählen. Er lauerte den durchreisenden Verehrern der Jungfer Mieke in allen Winkeln auf, und wen er auf bösen Wegen ertappte, dem wusch er unbarmherzig den Kopf und ließ ihn seine Zeche dreifach bezahlen.

Der gegenwärtige Leibkutscher unsers schlafenden Helden war schon mehrmals in dergleichen Bußen verfallen und hatte jetzt, um solchen kostspieligen Händeln auszuweichen, den genialischen Einfall, das Sprachzimmer seiner Zärtlichkeit in den Frachtwagen zu verlegen, wohin sich, wie er meinte, die Gerichtsbarkeit des mißgünstigen Gastwirths nicht erstreckte. Er gab Jungfer Mieken einen Wink; sie verstand ihn und eilte, sobald sie sich aus den Augen ihres Herrn wegstehlen konnte, zum beweglichen Liebestempel, wo sie ihren fahrenden Ritter (der jedoch um Vieles jünger und mannhafter, als der welke Ritter von der traurigen Gestalt war) schon zu finden hoffte. Allein er war noch nicht eingetroffen, und so hatte Thomas an seiner Stelle das Glück, von Miekchen inbrünstig umarmt zu werden.

Sie küßte, ihrer derben Natur gemäß, recht tapfer. Er, darüber erwachend, raffte sich auf und stieß mit heftiger Stimme das Wer da! aus, das er zwei Stunden zuvor dem Gespenste schuldig geblieben war. Das zärtliche Mägd-

lein erſtarrte vor Beſtürzung. In dieſem Augenblicke kam der rechte Mann. Er hielt den militäriſchen Anruf für einen Scherz ſeines Liebchens, antwortete: „Gut Freund!“ und ſchwang ſich luſtig auf der Seite, wo Thomas lag, in den dunkeln Wagen hinauf. Hier fiel ihm ſogleich, da er mit verliebter Haſt um ſich griff, die Patrontaſche des Kadetts in die Fäuſte. O Himmel! was fluchte der eiferſüchtige Kerl, und wie grimmig draſch er mit ſeiner Peitſche drauf los! Thomas fand nicht für gut, ſich mit dem unbekannten Grobian zu katzbalgen, kollerte ſich vom Wagen herunter und ergriff das Haſenpanier.

Er lief, ſo lange ſein Athem aushielt, auf der Landſtraße zurück, und glaubte immer, die Peitſche hinter ſich ſauſen zu hören. Doch der zürnende Liebhaber, der ſich mit ſeiner Schönen verſtändigen mußte, hatte nicht Zeit, ihm das Geleit zu geben. Dagegen machten zwei Bauern, die jetzt, da der Tag zu grauen begann, auf's Feld gingen, Jagd auf ihn. Schon matt, und überhaupt ein erbärmlicher Läufer, ward er bald eingeholt und ergab ſich. Sie führten ihn, ſcharf bewacht, in die Stadt und überlieferten ihn dem Regimente.

Neuntes Kapitel.

Nachrichten von einer großen Räuberbande.

In der Hauptwache ward er mit schadenfrohem Jubel empfangen, und seine adelige Geburt schützte ihn nicht vor der Schmach, wie ein gemeiner Gefangener behandelt und in den gewöhnlichen hölzernen Käfich, der in die Wachtstuben eingebaut ist, gesteckt zu werden. Die ungehobelten Soldaten neckten und narrten ihn von außen wie einen Affen, und ließen ihm wenig Muße, über seinen Zustand nachzudenken und sich auf das Verhör vorzubereiten. Dennoch kam er noch zeitig genug mit der Erfindung eines Mährchens zu Stande, das er dem Kriegsgerichte muthig erzählte.

„Es war ungefähr gegen zwölf Uhr," — sprach er, — „als ich drei große, baumlange Männer, die mit Säbeln und Pistolen bewaffnet waren, und überhaupt wie Straßenräuber aussahen, in der Nähe meines Postens gewahr wurde. Sie standen beisammen und berathschlagten über die Ausführung eines Diebstahls. Ich hörte, wie sie die Rollen austheilten. Zwei von ihnen wollten die Leute, denen ihr Besuch zugedacht war, binden und knebeln; der Dritte sollte die Geldkasten erbrechen. Sie bemerkten mich nicht, weil ich unter der Halle stand, und sprachen sehr vernehmlich. Plötzlich trat ich hervor und rief: Wer da?

Sie stutzten und flohen. — Steht, Kanaillen, oder ich schieße! rief ich stärker. Sie liefen aus Leibeskräften; ich verlor sie aus dem Gesicht und hörte nur in der Ferne den schneidenden Ton eines Pfeifchens. Nun war einige Minuten lang alles ruhig. Doch, indem ich noch meine Augen starr nach der Gegend richtete, wohin die Bärenhäuter ihren Weg nahmen, ward ich plötzlich von hinten ergriffen und zu Boden geworfen. Ich sprang wieder auf, riß mein Seitengewehr aus der Scheide und hieb auf die Räuber — denn sie waren's, die sich leise herangeschlichen und mich niedergerissen hatten — mörderlich ein. Zwei stürzten, der Dritte lief davon, kam aber plötzlich mit einer Verstärkung von zwölf bis fünfzehn Mann zurück. Dieß Gesindel fiel vereint über mich her, rang mir den Pallasch aus der Hand, verband mir die Augen, drehte mir ein Schnupftuch in den Mund, schleppte mich eine Stunde lang unaufhaltsam fort, ließ mich dann los und entsprang. Ich riß die Binde von den Augen; es war noch Nacht, und ich überzeugte mich blos durch Anlaufen gegen Bäume, daß ich mich in einem Walde befand. Sobald es tagte, suchte ich den Heimweg, und ward von den Bauern, als vermeintlicher Deserteur, angehalten.“ —

Diese Aussage ging ihm, wie ein Vaterunser, vom Munde. Der Auditeur schrieb sie mit Kopfschütteln nieder, und fand sie so unwahrscheinlich, als sie es wirklich war. Thomas blieb aber bei mehrern Verhören, die in der Folge noch mit ihm angestellt wurden, unerschüttert dabei, und von Zeit zu Zeit wuchs die Zahl der Räuber in seinem Munde.

Zehntes Kapitel.

Der Klosterspuck zeigt sich bei hellem Tage und verhilft dem Kadett zu einer guten Mahlzeit.

Am Morgen des Tages, da das Urtheil gesprochen werden sollte, überraschte Herr von Springwall seinen Onkel mit dem Geständniß: daß er, in der Gestalt eines Gespenstes, den Kadett von seinem Posten verschreckt habe. Hinterher bat er dringend für den Gefangenen.

Der General starrte seinen Neffen an und bezeugte nicht wenig Lust, ihm selbst den Degen abzufordern. Doch ließ er sich besänftigen und überlegte, wie man den Desertionsprozeß in der Stille niederschlagen könnte, denn er hatte Mitleiden mit dem feigen Wicht, ungeachtet er Strafe verdient hatte.

Indem diese Sache dem alten Biedermann im Kopfe herumging, kam der Auditeur, um mit ihm über andere Geschäfte zu sprechen. Ehe er aber noch davon anfing, erzählte er die Neuigkeit, daß in der vergangenen Nacht auf einem nahen Rittergute ein gewaltsamer Einbruch geschehen sey, den eine Rotte von zehn bis zwölf bewaffneten Räubern verübt habe. „Nun, sehen Sie!“ fiel ihm der General lebhaft ins Wort. „Da kommt die Unschuld des Kadetts auf ein Mal an den Tag! Das ist die Bande, die ihn von seinem Posten schleppte!“ —

Der Auditeur zuckte ungläubig die Achseln; der General hingegen war kurz entschlossen, den Gefangenen sogleich loszulassen, der sich auch jetzt schon in einer anständigern Verwahrung als anfangs befand, da er einige Stunden in dem Kerker der Gemeinen zubringen mußte. Diese Schmach wäre ihm — beiläufig gesagt — bei einer andern Armee wahrscheinlich nicht widerfahren, und er hätte da wohl überhaupt, als adeliger Kadett, mehr Auszeichnung im Ganzen, und besonders mehr Schonung im Dienste genossen: allein hier war es nun einmal nicht anders, und man verzärtelte ihn um so weniger, da er kein Kind mehr, sondern ein erwachsener Mensch von zwanzig Jahren war, und sein Vater sich ausdrücklich erbeten hatte, den Weichling brav anzustrengen und seinem angebornen Hange zur Gemächlichkeit nicht durch die Finger zu sehen. —

Doch wieder zur Sache! Der General wollte also den Knoten zerhauen und den Arrestanten sofort der Haft entlassen. „In zweifelhaften Fällen“ — sprach er — „ist's meine Art, lieber einem Schuldigen die Strafe zu schenken, als einen Unschuldigen zu verdammen. Ueberdieß haben ja auch die Bauern, die den Kadett einbrachten, ausgesagt, daß er nach der Stadt hin gelaufen sey. Er hätte doch, wahrlich! den Gegenweg genommen, wenn es seine Absicht gewesen wäre, zu desertiren.“ —

Der Auditeur gab zu, daß dieser Umstand (den er selbst noch nicht gehörig erwogen hatte) dem Gefangenen sehr zu Statten komme; doch dürfe man dennoch nicht wagen, ihn eher in Freiheit zu setzen, als bis das General-Kriegsgericht, nach vorläufiger Berichtserstattung, darüber entschieden habe.

„O, der langweiligen Umschweife!“ rief der General.

„Was kann denn am Ende daraus entſtehen, wenn wir eigenmächtig verfahren?“

„Ein ſcharfer Verweis“ — antwortete der Auditeur — „vielleicht gar meine Entſetzung vom Dienſt.“

„Fürchten Sie nichts!“ ſagte der Chef: „Ich übernehme alle Verantwortung.“

Es war Mittagszeit. Der General ging zur Tafel. Gegen das Ende derſelben ließ er den Kadett durch eine Ordonanz von der Hauptwache holen, in ein Nebenzimmer führen, ihm einen Tiſch decken und eine große Hammelskeule auftragen, die auf der Tafel faſt gar nicht berührt worden war. Thomas, der ſeit acht Tagen wenig zu beißen und zu brocken gehabt hatte, fiel mit Heißhunger darüber her, und nach einer kleinen halben Stunde waren nur noch die kahlen Knochen davon übrig. Jetzt ſah er erſt mit Schrecken, daß er zu unbeſcheiden zugelangt hatte. Er war in der peinlichſten Verlegenheit und wußte ſich nicht beſſer zu helfen, als daß er die ungenießbaren Ueberbleibſel in die Taſche ſteckte, um ſie den Augen der Livree und ihren ſpöttiſchen Gloſſen zu entziehen.

Doch ehe man noch ſeinen Tiſch abräumte, trat der General ins Zimmer und ward unglücklicherweiſe durch den Anblick der leeren Bratenſchüſſel auf den Verdacht geleitet, daß hier ein Unterſchleif von Seiten der Bedienten vorgegangen ſey. Er fragte den zitternden Gaſt, was man ihm vorgeſetzt habe. „Einen Hammelbraten,“ ſtammelte Thomas. „Vielleicht nur ein Schnittchen davon?“ ſagte der General. „Nein, er war ſo ziemlich ganz;“ antwortete die ehrliche Haut. „Und du allein haſt reine Arbeit damit gemacht?“ — Thomas ward feuerroth und ſchlug die Augen nieder. Gott ſegne deinen Appetit!“ ſprach der General. „Aber hatte denn der Braten keine Knochen?“ —

Der Kadett zog ſie langſam aus der Taſche, legte ſie in die Schüſſel, und als er über ſeine Abſicht bei Einſammlung dieſer Schätze befragt wurde, gab er ſtotternd zur Antwort: er habe den Pudel ſeines Hauswirths damit traktiren wollen.

„Ei, ſo hätteſt du ihm auch mehr Fleiſch gönnen ſollen!“ verſetzte der General. „Doch das ſey darum! Laß uns von wichtigern Dingen ſprechen. — Du biſt frei und ſtraflos! — Aber, trotz der Tapferkeit, die du gegen zwölf bis zwanzig Räuber bewieſen haſt, hab' ich gute Gründe, dich für eine feige Memme zu halten. Solche Burſche, wie du, taugen nicht zu Soldaten. Ich werde daher an deinen Vater ſchreiben und ihm den Rath geben, dich wieder zu ſich zu nehmen und ruhig hinter dem Ofen ſitzen zu laſſen. Geh vor der Hand in dein Quartier und ſpiele mit dem Pudel; ſieh aber wohl zu, ob die Beſtie nicht etwa ein maskirtes Geſpenſt iſt. Man hat ſolcher Beiſpiele.“ —

Eilftes Kapitel.

Macht der Schmeichelei. — Der Abschiedsschmaus.

Diese Stichelreden fielen Thomasen etwas auf. Er schaffte sich jedoch die Sorgen darüber bald vom Halse, und ertränkte sie bei dem nächsten Weinschenken in einer Flasche Rebensaft, woran es zu seinem großen Mißfallen bei der genossenen Bewirthung gefehlt hatte. Daß er die Bahn der Helden schon wieder verlassen sollte, war ihm übrigens eine sehr erfreuliche Nachricht.

Anders dachte sein Vater. Er las des Generals Schreiben, das er in den nächsten Tagen empfing, mit dem höchsten Unmuth, und betrachtete die Ausstellungen, die darin gegen seinen Sohn gemacht wurden, als blose militärisch-pedantische Grillen: denn der Brief erwähnte mit keinem Worte des Spuks am Kloster, sondern enthielt, statt aller andern Gründe, nur die Bemerkung: daß Thomas, wegen seiner unbehülflichen Korpulenz, nicht geschickt sey, die Strapatzen des Kriegsdienstes zu ertragen.

Der Kapitän antwortete: er müsse sich gefallen lassen, daß man seinen Sohn zum Militärdienst unbrauchbar finde; doch wünsche er, ihn auf eine anständige Art verabschiedet zu sehen. Der Herr General möchte daher die Gnade haben, ihn zum Fahnjunker zu avanciren, und dann beim Landesherrn auszuwirken, daß er mit dem Charakter als Fähnrich entlassen werde.

Wie gebeten, so geschehn! Thomas trug einige Mal bei der Wachparade die Fahne, und erhielt dann das Officierspatent und den Abschied zugleich.

Niemand beklagte es mehr, als Frau Jutta, daß er in seine Heimath zurück ging. Sie war ihm jetzt außerordentlich gewogen, weil er ihr oft ins Angesicht voll Runzeln gesagt hatte: sie müsse in ihrer Blüthenzeit ein Ausbund von Schönheit gewesen seyn: denn ihre Reize hätten sogar der zerstörenden Macht der Zeit widerstanden, und wären noch kräftig genug, einem verliebten Menschen schlaflose Nächte zu machen. – Solche tolle Schmeicheleien brachten sie freilich immer in einen losen Zorn, der ihr ganz wunderlich stand, und es setzte bisweilen auch derbe Schläge; aber Thomas konnte sicher darauf rechnen, kurz nachher ein leckeres Küchen- oder Kellergeschenk zu erhalten, wovon der Doktor nichts wußte.

Der alte Meistersänger Heinrich Frauenlob, der sich sein Leben lang ein Geschäft daraus machte, das weibliche Geschlecht in süßen Liedern zu preisen, hatte dafür vor beinahe fünfhundert Jahren die trockne Ehre, von den schönsten Frauen in Mainz (wo er als Doktor der Theologie starb) zur Gruft getragen zu werden; unser Thomas Juttenlob hingegen — der noch lange nicht zu Grabe getragen seyn wollte — hatte das genußreiche Vergnügen, am letzten Tage, den er im Kirchhof'schen Hause zubrachte, eine der herrlichsten Mahlzeiten seines Lebens auf den Tisch tragen zu sehen. Die Dankbarkeit der geschmeichelten Haushälterin war dabei so verschwenderisch zu Werke gegangen, daß der Doktor darüber murrte. Und was that der hämische Neidhardt! Er holte, um seinem scheidenden Gast den Appetit ein wenig zu verderben, das Menschengeripp vom Boden herunter und stellte es im Speisezimmer auf. Der

Fähnrich trat herein, erblickte den alten, furchtbaren Bekannten, und entfärbte ſich ſchaudernd. Doch, da es heller Tag und er nicht allein war, hielt er Stand. Kirchhof faßte ihn am Arm und führte ihn hin ans Skelett. „Hier hab' ich die Ehre," ſprach er mit grinſendem Lächeln, „Ihnen den frommen Knochenmann vorzuſtellen, der Sie einſt — Sie wiſſen ſchon wo — ſo gewaltig ins Bockshorn jagte. Ich hielt's für nöthig, Sie näher mit ihm bekannt zu machen, damit Sie nicht etwa meinem Hauſe nachſagen: es rumorten Geſpenſter darin." —

„Beſorgen Sie das nicht, Herr Doktor!" antwortete Thomas entſchloſſen: „An eigentliche Geſpenſter hab' ich nie gedacht. Es ſchien mir blos möglich, daß Ihnen der Tod einen freundſchaftlichen Beſuch abſtatten könnte, da Sie ſo ſtarke Geſchäfte mit ihm machen." —

„Und Sie, Herr Fähnrich," verſetzte Kirchhof, „wollen wahrſcheinlich gar nichts mit ihm zu thun haben, da Sie die Kriegsdienſte ſchon wieder quittiren." —

„Wenigſtens will ich nicht an Ihren Pillen ſterben, Herr Doktor!" erwiederte Thomas.

Dergleichen bittere Schlagreden fielen noch mehr, bis endlich Frau Jutta zwiſchen die Kampfhähne trat und ihnen anſagte: die Suppe ſey aufgetragen. Nun rächte ſich der Fähnrich am Doktor, und aß mit der ausharrendſten Tapferkeit. Da Kirchhof ſah, daß von ſeinen köſtlichen Gerichten nichts zu retten war, als was er mit dem Munde davon brachte, ſo griff auch er feindlich zu, und verſchlang Fiſch und Braten ſo gierig, wie Saturn ſeine eigenen Kinder. Während dieſes Wettkampfs der Zähne hatten die Zungen einen Waffenſtillſtand geſchloſſen. Keiner wollte durch Zanken um einen Biſſen zu kurz kommen. Nur der Fähnrich verwunderte ſich bisweilen in abgebrochene Syl-

ben, daß der Doktor jetzt wie ein hungriger Wolf eſſen konnte, da er ſonſt immer ſo mäßig wie ein Vögelchen geſpeist hatte.

Nach Tiſche trennten ſich die Herren ziemlich kalt. Aber Frau Jutta war ſehr gerührt, bot dem ſcheidenden Freunde einen holdſeligen Kuß, und ihre röthlichen Rebhuhnsaugen thränten ſogar etwas mehr als gewöhnlich.

Zwölftes Kapitel.

Leben und Wandel auf der Universität.

Der Herr Fähnrich traf nun in seiner Heimath wieder ein, und bewies hier, daß ihn das Porte-epée nicht stolz gemacht hatte. Er nahm, wie vormals, bei den Bauern fürlieb, stöberte die Hühnernester aus, verzehrte den heimlich zubereiteten Raub in einem Winkel der Küche und zog sein Heldenschwert gegen Birnen und Aepfel, die er damit von den Bäumen hieb.

Seinem Vater war es nicht gemüthlich, ihn auf der Bärenhaut liegen zu lassen. „Herr Sohn," sprach er, „ich bin nicht so reich, daß du dein Leben lang faulenzen könntest, und das würde dir auch verdammt wenig Ehre bringen. Ein müßiger Schwelger, sagt das Sprüchwort, sollte vor jedem sacktragenden Esel den Hut ziehn. Also rühr' dich und setz' dich in den Stand, künftig dein Brod zu erwerben! Dein Fähnrichstitel macht dich nicht satt, und du brauchst mehr als andere Leute." —

„So scheint's mir fast selbst," sagte Thomas.

„Nun also!" fiel der Vater ein. „Was soll werden? was willst du anfangen? Zum Soldaten bist du zu dick, zum Jäger zu bequem! Was bleibt dir übrig, als daß du studierst?" —

„Ja, Schwerenoth! das will ich!“ rief Thomas, der unter den Soldaten recht artig fluchen gelernt hatte.

Der Vater verwies ihm dieſe Wachſtubenſprache, lobte ihn aber wegen ſeiner raſchen Entſchließung. Dieſe befremdet vielleicht; doch man muß nur wiſſen, daß ihm ein verdorbener Muſenſohn, der jetzt die Muskete trug, von dem flotten Burſchenleben auf der Akademie viel erzählt und dadurch ſeine Begierde gereizt hatte, an ſolchen luſtigen Schmäuſen Antheil zu nehmen.

Bald darauf bezog er eine Univerſität, wo er drei Jahre lang die Vorleſungen der berühmteſten Lehrer ordentlich und pünktlich — bezahlte, ohne ihre Hörſäle durch ſeine Gegenwart zu verengen. Es war ihm von ungefähr zu Ohren gekommen, daß Friedrich der Große geſchrieben oder geſagt habe: „die Menſchen ſchienen, ihrem phyſiſchen Zuſtande nach, von der Natur mehr zu Poſtillons, als zu ſitzenden Gelehrten geſchaffen zu ſeyn.“ — Dieſer Gedanke (dem einer der größten Aerzte unſerer Zeit viel Wahrheit zugeſteht) gefiel dem Herrn Fähnrich-Studenten ſo wohl, daß er faſt täglich, indem die berühmteſten Profeſſoren ihre Collegia laſen, die berühmteſten Miethpferde beſtieg und die Stationen der umherliegenden Dorfſchenken beritt. Da er aber ein eben ſo ſchwerer als ungeſchickter Reiter war und alle Klepper wund drückte, ſo machten die Pferdeverleiher bald einen Bund, ihm ihre Roſſe zu verweigern. Eben ſo unhöflich waren mehrere Gaſtwirthe, die ihn aus ihren Speiſezimmern hinauskomplimentirten, weil er an der gemeinſchaftlichen Tafel für ſechs Perſonen aß und nur für e i n e bezahlte.

Einem dieſer Geizhälſe zum Trotz, ſpann er mit der hübſchen Tochter deſſelben einen Liebeshandel an, wobei es mehr auf Befriedigung des Magens, als auf etwas anders abgeſehen war. Trudchen Schnick (ſo hieß das Mädchen)

war eine rasche, flinke Dirne von achtzehn Jahren, sah aus wie Milch und Blut, hatte besonders ein Paar schwarze, geistvolle Augen, und war, mit einem Worte, von der braungelockten Scheitel bis zu den niedlichen Füßchen eine nette Gestalt, deren Liebenswürdigkeit von den Herren Studenten einhellig anerkannt wurde. Sie hielten auch mit dieser Ueberzeugung nicht hinter dem Berge, sondern kamen in Schaaren, dem schönen Trudchen zu huldigen und Minnesold zu empfangen. Aber sie theilte keinen aus; denn die jungen Flattergeister standen bei ihr in dem Verdacht, sie hätten meistens den Wahlspruch: „Ein and'res Städtchen, ein and'res Mädchen!“ Drum ließ sie sich gar nicht mit ihnen ein, sondern befolgte Bürgers Warnung:

„Traut, Mädchen, leichten Rittern nicht;
Manch Ritter ist ein Bösewicht.
Sie löffeln wohl und wandern
Von einer zu der andern,
Und freien keine nicht.“

Mit dem einzigen Herrn von Pampel machte das vorsichtige Trudchen eine Ausnahme. Er schien ihr zu schwer und zu gediegen, als daß er flatterhaft seyn könnte. Sie zeichnete ihn deßhalb vor allen ihren Verehrern aus und belohnte seine bescheidene Zärtlichkeit mit den delikatesten Pfaffenbißchen, die sie sehr geschickt auf seinen Teller zu bringen wußte.

Nur Schade, daß diese Versorgungsanstalt bald ins Stocken gerieth. Vater Schnick befürchtete gleich bei der ersten Mahlzeit, die Thomas an der table d'hôte einnahm, daß er einen schlimmen Kundmann bekommen habe, bei dem wohl dreimal mehr zu verlieren, als zu gewinnen seyn möchte. Es gab daher finstre Gesichter und kalte Be-

handlung, als er sich an den nächsten Tagen wieder einstellte, weil ihm die Beschaffenheit und Fülle der Speisen behagte. Er sah, daß ihm der scheelsüchtige Gastgeber nicht hold war, und strebte nun desto mehr, sich Trudchen gewogen zu machen, um an ihr eine Schutzpatronin zu erhalten. Ihr Vater, der sich nicht gern für einen Knauser und Grobian wollte ausschreien lassen, duldete ihn einige Monate mit unterdrücktem Verdruß, bis sich endlich ein Paar hämische und eifersüchtige Tischgenossen auf die kleinlichste Weise bei ihm beklagten, daß Trudchen den schädlichen Gast allen nützlichern Gästen vorziehe und ihm immer zum Nachtheil derselben das Nierenstück der Kalbsbraten und andere gute Bissen zuschanze. Auf diese jämmerliche Beschwerde erfolgte Pampels Verweisung, und nicht mit der höflichsten Art.

Aber Trudchen ließ ihren verstoßenen Freund nicht im Stiche. Sie sandte ihm täglich durch eine vertraute Magd Speise und Trank in solchem Ueberfluß, daß er oft nicht alles verarbeiten konnte. Man denke, was das sagen will, da sein Magen ein so trefflicher Arbeiter war! — Freilich war Eigennutz, der in alles die Nase steckt, auch bei dieser Wohlthätigkeit mit im Spiele. Trudchen glaubte nämlich, Freund Thomas habe einst eine beträchtliche Erbschaft zu heben, und werde für das genossene Gute so dankbar seyn, sie mit ihr, als seiner Gemahlin, zu theilen. Das versprach er denn auch immer in den zärtlichsten Briefchen, wenn sie bisweilen schmollend unterließ, die mittägige Küchenpost an ihn abzufertigen. Solche Vögel, wie er, singen am besten, wenn sie sparsam gefüttert werden.

Noch am Tage der Trennung sang er das liebliche Hochzeitlied, und Trudchen gelobte ihm dagegen ewige Liebe und Treue. In dieser Herzensverfassung verließ er den Ort, wo er alle Speisehäuser und Weinkeller durchgekostet,

den trocknen Weisheitsmarkt in den Lehrzimmern aber wenig beſucht, und doch hier und da einen wiſſenſchaftlichen Brocken aufgeſchnappt hatte. Das hält auf Univerſitäten nicht ſchwer. Da fliegt die Gelehrſamkeit, wie der geflügelte Same des Nadelholzes, weit und breit herum, und verliert ſich ſogar in die hohlen Köpfe der Küper und Pferdeverleiher. Findet nun auch allenfalls ein luſtiger Studioſus keine Zeit zum Studieren, ſo lernt er dennoch von Jedem, mit dem er Verkehr hat.

Auf dieſe Weiſe ging auch unſer Thomas nicht leer aus. Zum Ueberfluß nahm er noch im letzten Monat ſeines akademiſchen Lebens einen graubärtigen Studenten, ein eiſernes Inventarienſtück der Univerſität, zum Lehrer an, und meldete ſich (als dieſer alte Tröſter in acht oder vierzehn Tagen die Pandekten mit ihm durchgepeitſcht hatte) ſehr muthig zum ſogenannten Kavalier-Examen. Dieß ging — weil ſich in derſelben Stunde noch ein anderer Kandidat auf den juriſtiſchen Weisheitszahn fühlen ließ — nicht in Gegenwart der verſammelten Fakultät, ſondern in einem Nebenzimmerchen vor ſich, wo die beiden liebreichen Männer, denen es aufgetragen war, von keinem läſtigen Zeugen gehindert wurden, dem jungen Herrn (der ſich ihnen Tages vorher beſtens empfohlen hatte) die Sache ſehr leicht zu machen. Der Bericht, den ſie nachher ihren Kollegen über dieſe Spiegelfechterei erſtatteten, gereichte ihm zum größten Ruhm, und nun erſchien ein gedrucktes Programm, worin die geſammte Fakultät feierlich bezeugte, daß Herr Thomas von Pampel in der mit ihm angeſtellten Prüfung ungemein wohl beſtanden habe.

Mit dieſem Triumph ſchied er von der Univerſität, und erhielt ſogleich die Stelle eines Referendars bei der Landesregierung.

Dreizehntes Kapitel.

Der Weinprozeß und der Streit über einen Bettler.

Die erste Proceßsache, die der neue Geschäftsmann zum Vortrag erhielt, wählte sein günstiges Schicksal offenbar für ihn aus, damit er das Licht seiner Gelehrsamkeit sogleich auf den höchsten Leuchter stellen konnte. Sie betraf die Klage eines Domherrn gegen einen Weinhändler, der seinem vornehmen Kundmann verschiedene Weine geliefert hatte, die der feine Züngler für sauer und verdorben erklärte. Proben davon befanden sich bei den Akten. Der Referent kostete sie so lange, bis alle Flaschen leer waren, und entwarf dann über die Beschaffenheit derselben ein eben so weitläuftiges als gründliches Gutachten, das der erfahrenste Weinvisierer nicht besser hätte ausarbeiten können. Als er dieses Meisterwerk im Collegio vorlas, erstaunten alle Regierungsräthe über die Weisheit ihres jungen Mitglieds, und versprachen sich große Dinge von ihm. Die Sache wurde ganz nach seinem unmaßgeblichen Ausspruch entscheiden. Der Domherr gewann den Proceß, und war so dankbar, dem gelehrten Referenten ein Fäßchen Burgunder zu senden, das die schärfste Kritik aushielt.

Weniger Ehre legte der Herr Referendar Thomas bei einem andern Rechtshandel ein, den er bald darauf unter

die Hände bekam. Zwei Dorfgemeinen ſtritten, welche von ihnen einen armen, hülfloſen, ſiebzigjährigen Greis, den Alter und Schwachheit an den Bettelſtab gebracht hatten, bei ſich aufnehmen und ernähren müſſe. Sie warfen den Unglücklichen wie einen Ball einander zu. Keine wollte ihn dulden, keine ihm einen Biſſen Brod geben. Das eine Dorf ſagte: „Bei euch ward er geboren!“ Das andere entgegnete: „Euch hat er in den letztern fünf Jahren als Gemeinhirt gedient!“ — Von beiden Seiten führten berüchtigte Rabuliſten den Federkrieg, und verwüſteten ſo viel Papier, daß man die Gerichtsakten auf einen Schiebkarren laden und ſo dem Referenten ins Haus ſchaffen mußte.

Er ſchauderte Anfangs vor dem herkuliſchen Geſchäfte, das er vor ſich ſah, arbeitete ſich aber dennoch mit der größten Anſtrengung durch das Papiergebirge, und entwarf darüber eine ſo dickleibige Reiſebeſchreibung, daß ſie auch beinahe auf die Ehre, gefahren zu werden, Anſpruch machen konnte. Mit dieſer ungeheuern Nuß, worein er, ſeiner Meinung nach, den Kern der Akten ſehr zierlich gepackt hatte, erſchien er nicht ohne Selbſtzufriedenheit in der Regierung und legte ſeinen Kram aus.

Eine halbe Stunde hörten die Räthe ſeine langweilige Salbaderei geduldig an, und jeder übe legte für ſich in ernſter Stille, welche der ſtreitenden Gemeinen zur Annahme und Verpflegung des Bettlers von Rechts wegen zu verurtheilen ſey. Dem Präſidenten ward endlich das Ding zu lange, und er unterbrach den Vortrag mit der Bitte, ſich kürzer zu faſſen. Allein Thomas fuhr fort, die unbedeutendſten Scheingründe, mit welchen die Sachwalter gegen einander zu Felde gezogen waren, maſchinenmäßig

herzuleiern. Dieß trieb er eine volle Stunde; die Zuhörer hätten auswachsen mögen.

Nun riß dem Präsidenten die Geduld aus. „Wo ist des Amtmanns Bericht, mit dem er die Akten eingeschickt hat?“ fuhr er auf. Der Referendar überreichte mit einer etwas empfindlichen Miene die verlangte Schrift, die nur aus wenigen Zeilen bestand. Der Präsident durchflog sie und schlug vor Erstaunen die Hände zusammen. „O, Herr von Pampel! Herr von Pampel!“ rief er aus: „Wie in aller Welt können Sie uns noch mit Ihrem endlosen Vortrage quälen, da der Tod schon den Streit geschlichtet hat? — Hier berichtet ja der Amtmann, daß der Bettler vor acht Tagen gestorben ist!“ — Alle Räthe brachen in ein unaufhaltsames Gelächter aus. „Ich war eben im Begriff, diesen Umstand vorzutragen;“ sagte der bestürzte Referendar. „Ei, hätten Sie das vor einer Stunde gethan,“ erwiederte der Präsident, „so wären wir des unnützen Zeitverlustes überhoben gewesen! — Der Amtmann fragt ja nur noch wegen der Proceßkosten an, und darüber entscheiden wir kurz: daß beide Gemeinen, da sie gegen einen hülflosen Menschen gleiche Hartherzigkeit bewiesen, auch zu gleichen Theilen die Unkosten bezahlen sollen.“ —

Beschämt preßte der Referendar den dicken Wälzer seines Akten-Auszugs (den er noch nicht bis zur Hälfte vorgelesen hatte) in die Tasche, und sah mit gluthrothem Gesichte vor sich nieder, um den Spottblicken auszuweichen, die von allen Seiten wie Pfeile auf ihn zuflogen. Scheinbar tröstend, aber in der That etwas hämisch, lobte der Präsident seine treffliche Behandlung der Weinsache, und setzte lächelnd hinzu: „da er auf diesem Felde vorzüglich zu Hause zu seyn scheine, so solle der nächste Proceß dieser

Gattung ihm wieder zum Vortrage zufallen, damit er die gegenwärtige Scharte dadurch auswetzen könne.“ — Dieſer Scherz war die Loſung zu einem neuen Gelächter, wovon ſich auch die älteſten und ernſthafteſten Perücken der rechtsgelehrten Verſammlung nicht ausſchloſſen.

Vierzehntes Kapitel.

Der Kellerwurm und der Giftmiſcher.

Die Domherren des Landes wurden jetzt eine Weile von ihren Weinlieferanten ſo gut bedient, daß ſie nicht Urſache hatten, Klage zu führen. An andern Proceſſen war kein Mangel; doch der Präſident nahm ſich in Acht, dem Herrn von Pampel mit ſolchen trocknen und auſſer ſeiner Sphäre liegenden Streitigkeiten beſchwerlich zu fallen. Unſer Referendar hatte nun im Sitzungszimmer der Regierung nichts zu thun, als zu ſitzen und zu gähnen, wenn Andere vortrugen.

Dieſe ewigen Feiertage waren ihm ungemein behaglich, und er kehrte ſich nicht daran, daß ſie von manchen Grübelköpfen für ſchimpflich gehalten wurden. Verſchiedene Leute, die es gut mit ihm meinten, gaben ihm den Rath, um Beſchäftigung zu bitten. Ei, die kamen ſchön an! „Ihr ſeyd Narren!“ rief er lachend: „Welcher vernünftige Menſch wird um Arbeit bitten! Das käme ja heraus, als ob das Arbeiten eine rechte Glückſeligkeit wäre!“ — Und ſo blieb's beim Alten.

Obſchon ihn aber der Präſident nicht beſchäftigte, ſo war er dennoch nicht unthätig, ſondern mit Eifer befliſſen, ſeine ſchönen Weinkenntniſſe immer höher zu treiben. Nach dieſer Höhe ſtrebte er in der Tiefe der Italienerkeller, wo er

zu allen Stunden des Tages anzutreffen war. Ein Witzbold nannte ihn deßhalb den Kellerwurm, und bald war er der ganzen Stadt unter diesem Namen bekannt. Andere Spaßmacher hießen ihn den Viertelsmeister, weil er seine Weinstudien gewöhnlich mit einer halben Flasche begann, und mit Viertelchen so lange fortsetzte, bis ihm der Kopf rauchte. Der letztere Scherztitel kam jedoch wenig in Umlauf. Der Kellerwurm behielt die Oberhand.

Es gibt finstre, mit der Rippknorpelsucht* behaftete Menschen, die von dergleichen Kellerwürmern wenig halten und ihnen öffentlich nachsagen: sie untergrüben ihre Gesundheit und tödteten auf eine unnütze Art ihre Zeit. Solche milzsüchtige Urtheile wurden aber durch unsern Thomas Kellerwurm — so nannte man ihn allgemein — völlig zu Schanden gemacht. Er blühte wie eine Rose, verhinderte durch geselliges Vierteln mit lustigen Kompanen, daß kein Galldunst (wie der belobte Sprachkünstler die Melancholie nennt) in ihm aufsteigen konnte, und gewann auch sogar durch seine treuen Bachusdienste ein Aemtchen, wobei er nicht erst, wie mancher andere Beförderte, hoffen und harren durfte, daß ihm Gott, nach dem bekannten Sprichworte, den dazu erforderlichen Verstand geben werde, denn er besaß ihn schon. Er wurde nämlich zum Oberhaupt und Direktor derjenigen Polizeipersonen ernannt, welche von der Regierung den Auftrag erhielten, die Weinläger der öffentlichen Gast- und Trinkhäuser in Rücksicht ihrer Aechtheit und Unschädlichkeit für den menschlichen Körper zu untersuchen, weil einige gewissenlose Weinschenken ihren elenden Krätzer durch giftige Mittel für den Geschmack verbessert, und auf diese neu-

* So dolmetschte der deutsche Sprachverbesserer, Doktor Saiffert in Paris, das undeutsche Wort Hypochondrie.

chelmörderiſche Weiſe verſchiedene Kellerwürmer, die bei ihnen fleißig aus- und eingekrochen waren, in die andere Welt befördert hatten.

Die Kommiſſarien waren ſo einfältig, oder ſo ſchlau, in der Stadt bekannt werden zu laſſen, daß ihnen dieſes Viſitationsgeſchäft aufgetragen ſey und längſtens in acht Tagen vor die Hand genommen werden würde: die Giftmiſcher hatten alſo Zeit, ihre arſenikaliſchen Getränke bei Seite zu ſchaffen, und dem Chef der Kommiſſion ein Flaſchenfutter ihres beſten und aufrichtigſten Rebenſafts zu überſenden, um dadurch ihre Unſchuld und Redlichkeit im Handel und Wandel ſchon vorläufig zu beweiſen. Dieſe Spenden nahm Freund Kellermann zwar an und ſie mundeten ihm vortrefflich: er ließ ſich aber ſo wenig dadurch beſtechen, daß er vielmehr gerade bei dieſen freigebigen Leuten ſeine Augen, die er nach ihrer Meinung zudrücken ſollte und mußte, am weiteſten aufthat. Er war auch in der That ſo glücklich, einen dieſer Verfälſcher, der ſich durch ſein Geſchenk gegen eine ſtrenge Unterſuchung feſt gemacht zu haben glaubte, auf dem fahlen Pferde zu ertappen; und er beſann ſich keinen Augenblick, dem überwieſenen Sünder, der ihm in der Angſt ein Päckchen Gold zuſtecken wollte, dieß vor die Füße zu werfen und ihn der ſtrafenden Gerechtigkeit zu überliefern.

Der Schuft war bei der Inquiſition boshaft genug, dem Referendar die empfangene und genoſſene Schenkung vorzurücken; allein er bewirkte dadurch nichts, als daß er ſeine böſe Sache noch ſchlimmer machte. Er mußte den Betrag des Flaſchenfutters, womit er ſich, wie durch die Paſſauer Kunſt, gegen die Angriffe der Polizei zu harniſchen dachte, dreifach zur Armenkaſſe bezahlen, und die ihm zuerkannte Zuchthausſtrafe ward wegen jener hinterliſtigen

Absicht noch um ein Jährchen erhöht. Thomas hatte freilich durch die Annahme des Bestechungsweines gefehlt; er kam aber mit dem blauen Auge eines kleinen Verweises davon, und der Präsident legte sogleich auf diese Wunde den Balsam des Lobes, daß er in die ihm gestellte Falle nicht gegangen war und seine Weingelehrsamkeit so nutzbar und ersprießlich für das gemeine Beste angewandt hatte.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Liebesbrief aus leerem Magen.

Dieſes rühmlich vollführte Geſchäft trug dem Referendar einige Sporteln ein, die aus dem Vermögen des Verbrechers, das bei der Inquiſition in die Brüche ging, erhoben wurden. Außer dieſer zufälligen und unbedeutenden Ernte hatte Thomas keinen Heller Beſoldung, ſondern lebte blos von der Gnade ſeines Vaters, der in dieſem Punkte nicht ſehr gnädig war. Die geringe Apanage, die er ſeinem hoffnungsvollen Sohne monatlich ausgeſetzt hatte, reichte in der Reſidenz (wo alles, was gut ſchmeckte, unchriſtlich theuer war) weder her noch hin; und ward er um Zulage gebeten, ſo erhielt der Supplikant, ſtatt des erwarteten ſchweren Briefes, ein leichtes Blatt, das jedes Lüftchen verwehen konnte, und gemeiniglich nichts als die dürre Ermahnung enthielt, ſich durch Fleiß und Anſtrengung die Stelle eines Juſtizraths zu erwerben, da es denn an einem bequemen Auskommen nicht weiter fehlen werde.

Dieſe Verbeſſerung ſtand aus mehrern triftigen Urſachen noch im weiten Felde. Indeſſen wollte er doch ſeinem Munde nichts abgehen laſſen. Das ſpornte ihn zur ernſtlichſten Ueberlegung, wie er ohne Mühe und Arbeit gute Tage genießen könnte. Er erinnerte ſich mit Sehnſucht und Rührung der köſtlichen Schüſſeln, womit ihn vormals

Trudchen erquickte; und bei dieser Gelegenheit dachte er auch ein wenig an sie selbst. Das war seit langer Zeit nicht geschehen und machte ihm auch jetzt nur ein ziemlich kaltes Vergnügen. Doch hieß es bei ihm eben nicht: „Aus den Augen, aus dem Sinn!“ Das paßt nur auf Leute, denen die Liebe durch die Augen ins Herz drang. Bei ihm hingegen hielt sie in Braten- und Pastetengestalt ihren Einzug durch den Mund, und es schien ihm daher, seitdem der Abschiedsschmaus verdaut war, eine unnütze Ziererei, noch immer und ewig, wie der närrische Don Quixotte, nach seiner Dulcinea zu schmachten. Aus dem Magen, aus dem Sinn! war in sechs Worten der Lebenslauf seiner Liebe.

Aber eben durch den Magen ward er jetzt sehr lebhaft an Trudchen gemahnt. „Wie wär' es,“ sprach er zu sich selbst, „wenn du ihr deinen gegenwärtigen Nothstand beweglich vorstelltest! — Gutherzig, wie sie ist, packt sie gewiß alle ihre Sparpfennige zusammen und schickt sie dir mit umgehender Post.“

Voll dieser Hoffnung setzte er sich hin und schrieb:

Herzliebste Gertrud!

Du glaubst wohl, ich habe Dich vergessen? Ei, da wär' ich ja ein schlimmer Zeisig, der nie verdient hätte, von Deinen schönen Händen gefüttert zu werden! Nein, mein Goldpüppchen, ich denke sehr fleißig an Dich, und am höchsten steigt meine Sehnsucht nach den süßen vergangenen Zeiten, wenn ich in der Residenz (wo ich jetzt als Regierungsreferendar mit Ruhm und Beifall arbeite) die schale Sudelei der Garküchen mit schwerem Gelde bezahlen muß. Man wird weder satt noch froh: denn nichts ist so kräftig, nichts so mit Hochgeschmack bereitet, wie ich's von

Deiner Meisterhand erhielt. Ist's nicht schändlich, daß sich solche Stümper nicht mehr Verdienst um die Menschheit erwerben? Essen ist und bleibt das solideste Vergnügen. Wenn den Menschen im hohen Alter Trieb und Kraft zu allen andern Freudengenüssen verläßt, so schmeckt ihm doch noch ein guter Bissen. Aber das nehmen diese Heiden nicht zu Herzen. Ihre Kochkunst ist ein Wiegenkind; ihre Habsucht ein ausgewachsener Riese. — Ich bin, leider! da ich noch von einem allzu ökonomischen Vater abhänge, nur ein schwacher Zwerg, in Ansehung meiner Moneten, und soll und muß doch gegen diesen Riesen ankämpfen! Wie kann ich bestehen? — Ich erliege, wenn Du, treffliches Mädchen, mir nicht zu Hülfe kommst. Sende mir Pulver und Blei aus dem Zeughause Deiner Sparsamkeit! Es ist nicht leer, das weiß ich; und ich werde die Zahl der Patronen, die Du mir zuschickst, als den Maßstab Deiner Liebe betrachten. Ewig

Dein

treuer Thomas v. P.

N. S.

Verzeih, liebes Trudchen, daß ich Dir das Postgeld aufbürde. Es geschieht blos der Sicherheit wegen. Man hat mir gesagt, daß unfrankirte Briefe seltener verloren gehen, als die frankirten. — Leb' wohl und laß auch mich wohl leben!

v. P.

Sechzehntes Kapitel.

Trudchens Antwort. — Die Handelsreise durchs Zimmer. — Inventarium von Thomas Kellerwurms fahrender Habe.

Als er den Brief geschrieben und ins Postfensterchen hineingeschoben hatte, fühlte er seine beklemmte Brust um einen ganzen Mühlstein leichter. Er berechnete genau, wenn die erbetenen Kriegsbedürfnisse ankommen könnten: denn er war fest überzeugt, daß ihm seine Herzensalliirte damit beispringen werde. In dieser Zuversicht ging er mit der wenigen Munition, die er noch im Vorrath hatte, nicht räthlich um. Er verschoß am Morgen des Posttags, der ihn nach seiner Rechnung mit frischem Kraut und Loth versorgen mußte, die letzte Patrone in einem Weinhause.

Nachmittags wich er nicht vom Fenster, und spähte mit unverwandten Augen nach der Gegend, woher der Briefträger gewöhnlich kam. Zu rechter Zeit und Stunde trabte auch der erwartete Schildcourier die Gasse daher, blickte zum Lauerer hinauf, zog mit besonderer Ehrerbietung den Hut und schritt ins Haus.

„O du braves Trudchen!“ rief Thomas und rannte dem Boten entgegen. Mitten auf der Treppe stießen sie auf einander. „Bringt Er mir etwas?“ fragte hitzig der Referendar. „Einen Brief, gnädiger Herr, wofür ich mir fünf Groschen erbitte.“ — Mit dieser untröstlichen Antwort

hielt ihm der Poſtmerkur ein unbefreites und mißgeſtaltetes Brieflein, mit Trudchens wohlbekannten Krähenfüßen bemalt und mit einem Kupferpfennig verſiegelt, unter die Naſe. Thomas Kellerwurm erbleichte und fuhr geſchwind in die Taſche, ob er gleich wußte, daß kein Heller darin wohnte. „Wart' Er einen Augenblick!“ ſprach er und eilte in ſeine Stube. Haſtig erbrach er hier das Pfennigſiegel, immer noch in der Hoffnung, unter deſſen Obhut ein Wechſelchen, auf Sicht zahlbar, zu finden. Aber, leider! ſah er ſich getäuſcht und bekam darüber einen Anfall von Starrſucht, die ihm ſogar die dringende Poſtſchuld in Vergeſſenheit brachte.

Nach fünf Minuten klopfte der ungeduldige Gläubiger an die Thür, öffnete ſie zugleich und bat um Abfertigung. „Ach, lieber Freund!“ ſtotterte der Referendar: „ich bin jetzt keines Groſchens mächtig. Hier in meinem Schreibepult liegen zwar drei- bis vierhundert Thaler, aber ich bemerke mit Verdruß, daß ich den Schlüſſel verloren habe, und muß alſo bis morgen um Kredit bitten.“ — „Viel Ehre für mich!“ ſagte der höfliche Briefbote und zog, mit einem flüchtigen Blick auf das reichhaltige Pult, ſcharrfüßelnd ab.

Thomas nahm nun den empfangenen Brief wieder vor und fing ernſtlich an, die räthſelhaften Schnörkel zu entziffern: denn Trudchen briet zwar eine treffliche Gans, aber des Gänſekiels kunſtmäßige Führung war nicht ihre Sache; und in der Falſchſchreibung hatte ſie es ſo weit gebracht, daß ihre Epiſteln eine Art von Geheimſchrift waren, die nur ihre vertrauteſten Korreſpondenten verſtanden. Da nun nicht zu vermuthen iſt, daß die Mehrzahl der Leſer zu dieſen Auserwählten gehöre, ſo war es hier beim Abdruck gedachten Briefes durchaus nothwendig, der

babyloniſchen Buchſtabenverwirrung des Originals abhelfliche Maße zu geben. Uebrigens iſt die zum Behuf der Preſſe gemachte Kopie ſo treu, als wäre ſie unter dem Inſiegel eines Kaiſerlichen Notars ausgefertigt, und lautet alſo:

Hochwohlgeborner Herr Referendar!

Du biſt ein Vocativus: das ſag' ich Ew. Wohlgeboren unter vier Augen. Du, Leckermaul, denkſt nur an mich, wenn Dir ein verdorbenes Gericht aufgetiſcht wird. Das iſt ſehr erbaulich, ſehr ſchmeichelhaft! Solche Seladons ſind mir umſonſt zu theuer. Ich hörte neulich eine Geſellſchaft luſtiger Zechbrüder ein altes Liedlein ſingen, das klang ungefähr ſo:

Der liebſte Buhle, den wir han,
Der liegt im kühlen Keller,
Er hat ein hölzern Röcklein an,
Und heißt der Muskateller.

Nicht wahr, Du Weindroſſel, das iſt auch Dein Wald- und Herzensgeſang?

Mit dem verlangten Pulver und Blei kann ich nicht dienen. Ich habe nicht mehr, als ich ſelbſt brauche, und Du wärſt im Stande, das Zeughaus des großen Moguls auszuräumen.

Scherz bei Seite, mein dicker Freund! Willſt Du künftig ſchmauſen, ſo ſchaff' Dir ein Dienſtchen mit einer erklecklichen Beſoldung von ein paar tauſend Thalern und halte mir am Altar Dein Wort: dann ſoll der Tiſch immer mit Deinen Leibgerichten beſetzt ſeyn. Mußt Du indeſſen arme Ritter backen, ſo kann ich Dir nicht helfen. Es ſchadet Dir ganz und gar nichts, wenn Du mitunter

ein wenig am Hungertuche nagst und sich das Faß Deines Leibes um eine Elle im Durchschnitt vermindert. Man will bemerkt haben, daß magere Leute in der Welt weiter kommen, als faule Bäuche.

Was Du vom sichern Postlauf der unfrankirten Briefe sagst, war mir neu: aber ich widerspreche Dir nicht, und mache sogleich Gebrauch von Deiner Belehrung.

Adieu! Ich muß in die Küche. Wir braten heute einen delikaten Rehziemer. Nicht wahr, Dir wässert der Mund? — Nun, mach' Dich geschwind auf, nimm Doktor Fausts Mantel zwischen die Beine und sey mein Gast! Ich möchte Dich so als Luftcourier reiten sehen. Aber nein! Du erstickst mir, Du Fettmännchen. Bleib' also lieber auf Deinem Sopha und denke fleißig an

Deine

Gertrud Schnick.

„Ei, ja doch!" brummte Thomas und quetschte zornig den Brief zusammen: „Du wärst werth, daß ich an Dich dächte, du eisernes Herz, du Erbsenzählerin, du geiziger Hamster! — Und nicht genug, daß sie mich in meiner Noth stecken läßt: sie höhnt mich noch obendrein, die wilde Hummel, schimpft mich ein Fettmännchen u. s. w. Hätte sie mir lieber einen Sack voll Fettmännchen* geschickt, so wär' ich doch vor der Gefahr, mager zu werden, ein paar Tage gesichert. Aber ihretwegen will ich mich gewiß nicht abhärmen und abfasten — durchaus nicht! Wenn ich ihr zu rund bin, so ist sie mir zu eckig, und wir sind geschiedene Leute. Wahrscheinlich hat sie auch schon meine Stelle wieder besetzt und irgend ein Blasrohr von Studenten

* Eine Scheidemünze, die damals in den Rheingegenden gangbar war.

auf der Seite: denn die Spitzbolzen, die sie in ihrem schnöden Briefe auf mich abschießt, scheinen aus einem solchen windigen Instrumente zu kommen. — Hol' sie der Henker, die Treulose!" —

Als er seinem Aerger so Luft gemacht hatte, warf er die Augen auf seinen Geldbeutel, der welk und platt, wie ein Handschuh, vor ihm lag. „Armes, schwindsüchtiges Ding!" redete er ihn an: „du hast die Auszehrung im höchsten Grade, und ich weiß nicht, wie ich dich heilen soll!" —

So seufzend, begab er sich auf eine Reise durch's Zimmer, um unter seiner fahrenden Habe etwas auszumitteln. das sich in klingende Münze verwandeln lasse. Die Wahl fiel schwer; denn er war fast ein Crösus, wie Jener, der einem einsteigenden Diebe lachend zurief: „Thor! du suchst hier etwas bei Nacht, wo ich bei Tage nichts finden kann!" — Die Uhr des Reisenden war abwesend, um in einem jüdischen Hause hebräisch zu lernen: verschiedene von seinen Kleidern befanden sich in eben dieser Schule: — nur ein einziges unentbehrliches Feigenblatt hing noch einsam an der Wand; — das fressende Kapital der gemietheten Möbeln (denn er zahlte in ungefähr drei Monaten so viel Leihgeld, als die Wurmnester käuflich werth waren) durfte er nicht angreifen; und sonst besaß er nichts von beweglichen Gütern, als ein mächtiges Kelchglas, einen Korkzieher, eine Magenbürste und mehr solch kleines Handwerkzeug, worauf ihm der unternehmendste Sonnenkrämer des Plundermarkts keinen Batzen geboten hätte. Was sollte er also versilbern? — Beim ersten Ueberblick schien alle Hoffnung verloren; doch, als er anfing, recht ernstlich darüber zu meditiren, sprangen ihm auf

ein Mal Leyſers Meditationen* und noch ein paar ältere Helden aus dem Fache der Rechtsgelahrheit ins Auge, die in ſchweinsledernen Quartbänden auf einem Bücherbrete ſtanden und beinahe Furchen darin eingedrückt hatten, weil ſie ſeit undenklicher Zeit nicht von ihren Plätzen gekommen waren. „O, ihr ehrlichen alten Schwarten!“ rief er ſeelenfroh: „euch wird's wohl thun, wenn ihr aus dem Staube, unter dem ihr hier begraben ſeyd, an die freie Luft kommt! Das Corpus Juris ſoll euch Geſellſchaft leiſten.“ — So höhnend ergriff er die ehrwürdigen Alten und ſtriegelte ſie mit einer Schuhbürſte, damit ſie bei dem Handel, den er mit ihnen treiben wollte, ein lockendes Anſehen hätten. Hierauf ſchnürte er ſie mit einem Strick zuſammen, und trug ſie huckepack in der Dämmerung auf ſeinem eigenen Rücken fort; denn er war nicht im Stande, einen fremden zu miethen.

Keuchend kam er bei der Bücherbude, wo er dergleichen Geſchäfte zu machen pflegte, kurz vor dem Thorſchluß derſelben an. Der Antiquar ſtand eben auf dem Sprung, ins Bierhaus zu gehen, und ſchnitt ein verdrießliches Geſicht, als er aufgehalten und ihm die Koppel Juriſten zum Kauf angetragen wurde. „Brächten Sie mir lieber einen Strick Jagdhunde!“ ſprach er: „Damit wär' in herrſchaftlichen Häuſern mehr zu gewinnen.“ — Und nun fuhr er dem guten Leyſer und den übrigen mit ihm zuſammengefeſſelten Rechtsgelehrten wie Bettelbuben auf den Hals, und verkleinerte ſie ſo jämmerlich, daß kein edler Jagdhund ein Stück Brod von ihnen angenommen hätte. Dem Corpus Juris ging es nicht beſſer. Es ſey ganz aus der Mode, ſagte der freche Trödler, und bot endlich,

* Ein bekanntes juriſtiſches Werk.

nach mehrern ſolchen Läſterungen, auf die groſse, ſchwere Bücherlaſt ein leichtes Lumpengeld, das Thomas zwar einſtrich, aber nicht des Heimtragens werth hielt. Er verzettelte ſogleich die paar Thälerchen im Speiſehauſe, im Weinkeller und im Punſchladen.

Siebenzehntes Kapitel.

Der ſchwarze Bußprediger. — Das Kammermädchen.

Als er nach dieſer luſtigen Nacht am andern Morgen erwachte, fand er in ſeinen Taſchen nichts als den Strick, womit er die verſchacherten Bücher fortgebuckelt hatte. „Sieh doch!“ ſprach er: „da könnte man ſich ohne weitere Koſten aufhängen! Der Teufel ſpielt mir ordentlich den Strick dazu in die Hände. Aber ich wär ein Narr, wenn ich zugriffe! Die Höll' iſt heiß und kein friſcher Trunk dort zu haben.“ —

Er warf ſich in den Sopha, um über die Erfindung neuer Trinkquellen nachzudenken. Allein er ſaß kaum, als ihn die unwillkommene Erinnerung an ſeinen Poſtgläubiger ſchon wieder aufjagte. Er hatte geſtern mit großen Reichthümern geprahlt: was ſollte er nun heute ſagen, wenn der Mann im Vorbeigehen herauf kam, um ſeine fünf Groſchen einzukaſſiren? — Der Vorwand: es ſey kein Schloſſer zur Oeffnung des Schatzkäſtleins zu erlangen, hätte gar zu kindiſch geklungen, und jede andere Ausrede fand noch weniger Statt. So war der beſte Rath, ſich ſchnell in die Kleider zu werfen und nüchtern die Flucht zu ergreifen.

Erſt Nachmittags wagte er ſich wieder in ſeine Wohnung, und die Armuth, die mit ihm ausgegangeu war,

kehrte mit ihm zurück. Alle Versuche, sich dieser lästigen Gesellschafterin zu entledigen, waren verunglückt. Sie setzte sich neben ihn auf den Sopha und bot ihm Trotz, sie zu vertreiben.

Indem er nun auf ein wirksames Bannmittel sann, überraschte ihn der Besuch eines Raben, der durchs offene Fenster hereinflog, sich zu seinen Füßen niederließ und ihm starr ins Gesicht sah. „Was willst du, schwarzer Spitzbube?“ fragte der mürrische Referendar: „Hier kommst du falsch an; bei mir gibt's nichts zu mausen!“ — Der Rabe that den Schnabel auf und verantwortete sich mit vieler Geschwätzigkeit; aber er schnarrte sein Kauderwälsch so undeutlich, daß man kein Wort davon verstand. Thomas lachte ihn aus. Der Redner griff sich nun stärker an. „Du Sünder!“ — rief er sehr vernehmlich: „Du Sünder! — thu Buße! — bekehre dich!“ — Der Referendar staunte über diese Bußpredigt; und indem sie der geflügelte Schwarzrock wiederholte, klopfte jemand an die Thür. Der Vogel that wie zu Hause und rief: „Herein!“ Da erschien ein junges, artiges Mädchen, neigte sich zierlich und sagte: „Verzeihen Sie, Herr von Pampel, daß ich diesen Ausreißer bis in Ihr Zimmer verfolge. Fräulein Wimmerling, meine Herrschaft, die Ihnen gegenüber wohnt, ist seinetwegen in Angst und Sorgen, und wird Ihnen sehr verbunden seyn, wenn Sie ihn ausliefern.“ —

„Mit Vergnügen!“ sagte Thomas Kellerwurm. „Aber setzen Sie sich doch einen Augenblick, mein schönes Kind! Sie rauben mir sonst die Ruhe.“ —

Das Mädchen lächelte, setzte sich und hob den Flüchtling, der sich sogleich fangen ließ, auf ihren Schooß. Herr Thomas schmunzelte um sie herum, und erlaubte sich, sie sanft auf die Backen zu klopfen. „Du Sünder!“ rief der Rabe,

und hackte nach der dicken Hand, die das Ungebührniß beging.

„Ei, du unartiger Grobian!“ schalt der Referendar: „Wer hat dich so zum Murrkopf erzogen?“

„Mein Fräulein selbst,“ antwortete das Mädchen.

Nun gab ein Wort das andere, und Thomas erfuhr, daß Fräulein Beate von Wimmerling sehr reich, sehr fromm und ziemlich betagt sey. Schnell fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, mit der alten Dame Bekanntschaft zu machen, ihre Gunst zu erschmeicheln, und sich als Gemahl oder Universalerbe in den Besitz ihres Vermögens zu setzen. Mit diesem löblichen Vorsatz eröffnete er der Kammerjungfer: er werde sich die Ehre geben, dem Fräulein ihren entwichenen Bußprediger in Person zu überliefern.

„Thun Sie das!“ sagte das Kammerkätzchen. „Sie werden willkommen seyn. Fräulein Beate ist keine Menschenfeindin, wie man ihr nachsagt: sie mag nur von der heutigen Modewelt nichts sehen und hören. Diesen Haß treibt sie aber freilich ins Weite. Wer sich mit Geschmack kleidet, oder Tanz- und Schauspiel liebt, begeht in ihren Augen eine Todsünde. Ein armer Neffe, dem sie einige Monate Gnadenbrod gab, that nichts Uebels, als daß er sich ein wenig stutzerhaft trug und gern in die Komödie ging: das war aber schon genug, in die tiefste Ungnade bei ihr zu fallen. Sie nörgelte unaufhörlich über sein Sündenleben, lehrte diesen Raben schimpfen und predigen, damit er sie, wenn sie des Scheltens müde war, ablösen konnte, und als sich der junge Mensch dennoch nicht bekehrte, ward er aus dem Hause gestoßen und aus dem Testamente gestrichen.“ —

„Ei, was Sie sagen!“ rief Thomas mit heimlicher Freude. „Sogar aus dem Testamente gestrichen?“ —

„Glatt und kahl heraus! Und er war beſtimmter Univerſalerbe.“ —

„O, wie hart!“ ſeufzte der Schalk. „Ich beklag' ihn von Herzen. Sie wird ſich aber wohl wieder mit ihm ausſöhnen, wenn ihm nicht etwa ſchon ein Erbſchleicher die Schuhe ausgetreten hat.“ —

Bei dieſem Schlag auf den Strauch fuhr die angenehme Nachricht heraus: das Fräulein ſey gegen den jungen Stutzer unverſöhnlich aufgebracht, habe jedoch zur Zeit noch keinen andern Erben gewählt, ſondern werde wahrſcheinlich ihr ganzes Vermögen einer Kirche vermachen.

„Keinen Pfennig ſoll der Steinklumpen haben!“ dachte der Referendar, und ſteckte geſchwind ſeinen ſteifen Zopf in das finſtre Gefängniß eines großen Haarbeutels, um recht ehrbarlich vor dem Fräulein zu erſcheinen. Zum Unglück befand ſich gerade ſein einziges Paar Schuhe in der Kur eines Schuharztes: er mußte daher ſeine Aufwartung in Stiefeln machen, und gewann ſo das Anſehen eines förmlichen Spießbürgers. Das Mädchen trieb ihn, als ſie jetzt mit einander fortgingen, ſpottend und lachend wie einen Faſtnachtsnarren vor ſich her.

Achtzehntes Kapitel.

Die Betſchweſter und der chriſtliche Kavalier.

Im Vorſaale des Fräuleins übernahm Thomas den Raben aus der Hand der Zofe, die ihn, des Anſtands wegen, über die Gaſſe getragen hatte, und nun zu ihrer Gebieterin eilte, um den Herrn Nachbar zu melden. Er ward augenblicklich vorgelaſſen, und hielt, mit dem Vogel auf dem Arm, ernſt und feierlich, wie ein Leichenbitter, ſeinen Einzug.

Aber es war ſchwer, dieſe Gravität zu behaupten, als er Beaten erblickte. Sie ſaß, mit einer Brille auf der Naſe und einem grünen Schirm vor den Augen, am Tiſche und las in einem Gebetbuche, das auf dem Rücken einer großen, ſchlafend zuſammengeringelten Katze lag, die ihr als Leſepult diente. Thomas Kellerwurm ſchnitt ein halbes Dutzend Bücklinge von der ehrerbietigſten Sorte, und ſcharrte wacker dazu mit ſeinen Stiefeln, ehe die eifrige Beterin von ihm Notiz nahm. Endlich ſchlug ſie die frommen Augen auf, und erhob ſich langſam vom Stuhle. Der Geiſt einer Matrone des ſiebzehnten Jahrhunderts ſchien aus dem Grabe zu ſteigen: ſo altmodiſch war ſie gekleidet. Sie ſetzte ſich weder mit einer Verneigung noch mit einem höflichen Wörtchen in Unkoſten, ſondern griff ſtumm nach einer hinter dem Spiegel ſteckenden Ruthe,

hielt sie drohend empor, und rückte so mit zornigen Gesichtszügen heran. Dem Herrn von Pampel war übel dabei zu Muthe. Er befürchtete, ohne Kriegserklärung angegriffen zu werden, und zog sich mit verlegenen Mienen nach der Stubenthür zurück; doch ehe er sie erreichte, begannen schon die Feindseligkeiten mit hitzigen Ruthenschlägen, die zwar dem Raben galten, aber meistens seinem Träger zu Theil wurden. Bei diesem tapfern Einhauen erhob Beate ein geistliches Kriegsgeschrei und sang (nach der Melodie des Liedes: Zion klagt mit Angst und Schmerzen) mit kreischender Stimme:

Ach, wie hast du mich betrogen!
Bist nach Noâ Rabenart
Weit und breit herum geflogen,
Hast die Buße lang gespart! *

Und immer schlug sie dazu den Takt mit der Ruthe. Thomas hielt diese unverdiente Staupe geduldig aus, und machte bei dem Gesange ein so andächtiges Gesicht, als ob er sich in der Kirche befände: aber das schwarze Zion auf seinem Arme klagte jämmerlich vor Angst und Schmerzen. Er fand es schicklich, für die leidende Kreatur ein gutes Wort einzulegen; und da er zugleich seine Bekanntschaft mit der geistlichen Liedermuse darthun wollte, so sang er in einem angenehmen Baß:

Warum willt du so zornig seyn
Ueber dieß arme Würmelein?

Die Zuchtmeisterin stutzte bei dieser melodischen Fürbitte, und es entstand eine kurze Strafpause; doch nach einigen

* Ein Halbvers, in alten Gesangbüchern befindlich, doch von der Sängerin, zum Behuf des gegenwärtigen Gebrauchs, etwas verändert. Das gilt auch zum Theil von den folgenden Liederversen.

Sekunden ward die Ruthe wieder thätig, und der Baſſiſt ſang aufs neue:

Straf ihn nicht in deinem Zorn,
Edles Fräulein, ſchone!
Ach, laß ihn nicht ſeyn verlor'n,
Nach Verdienſt nicht lohne!

Dieſer bewegliche Geſang brachte das Mitleiden bei ihr zum Durchbruch. Sie legte die Ruthe weg, nahm den Raben auf den Arm, hätſchelte ihn und ſprach in einem kläglichen Tone:

Verirrte Seele, wem zu Ehren
Entflohſt du in die weite Welt?
Dort wird man dich nichts Gutes lehren,
Wo Satan ſelber Schule hält,
Wo nur Geſpenſter anzutreffen,
Die jeden Pilgrimm ſchändlich äffen.

„Ach, ja wohl!“ ſeufzte Thomas halblaut, und dachte an das Geſpenſt, das ihn vom Wachpoſten jagte.

Der ſchwarze Miſſethäter erhielt noch nicht völligen Pardon. Beate ſchob ihn in einen Käfig und ſagte mit aufgehobenem Zeigefinger: „Hier ſollſt du mir drei Tage büßen und faſten!“ —

Nun hatte denn endlich auch der Referendar die Ehre, von ihr in Betrachtung gezogen zu werden. Sie wandte ſich zu ihm mit einer tiefen Verneigung, dankte für die Uebergabe des Gefangenen, erbot ſich, wie ein Steckbrief, bei ähnlichen Vorfällen zu gleicher Rechtshülfe, und bezeugte ihr Vergnügen, bei dieſer Gelegenheit einen ſo chriſtlichen Kavalier kennen zu lernen.

„Halten mich Ihro Gnaden wirklich dafür?“ fragte Thomas mit einem Handkuß.

„Warum zweifeln Sie daran?“ verſetzte Beate.

„Weil Ihro Gnaden“ — antwortete er lächelnd — „meine Wohnung für die Schulſtube des Satans erklärten.“ —

„Gott ſey bei uns!“ rief das Fräulein, und bekreuzte ſich. „Wie können Sie mir dieſen Vorwurf beweiſen?“ —

„Sehr leicht. Sie beliebten zum Raben zu ſagen: Warum entflohſt du in die Welt, wo der Satan ſelber Schule hält? — Der ehrliche Vogel iſt aber, ſo viel ich weiß, nicht weiter als in mein Zimmer gekommen.“ —

„O, wenn das iſt,“ ſagte ſie, „ſo hätt' ich meinen Liedervers ſehr übel gewählt, und bitt' um Verzeihung.“ —

„Sie nehmen meinen Scherz zu ernſthaft, gnädiges Fräulein! Doch etwas iſt an der Sache: es ward in der That bei mir Schule gehalten. Der Rabe war Präceptor, ſchalt mich einen Sünder, und ermahnte mich zur Buße und Bekehrung.“ —

„Deuten Sie das nicht übel, Herr Referendar!“ fiel die Betſchweſter ein. „Das gute Thier ſpricht ſo mit allen Menſchen, und die meiſten würden das ewige Heil ihrer Seele befördern, wenn ſie den erbaulichen Zuruf des unvernünftigen Geſchöpfs achteten und befolgten. Aber bei Ihnen, Herr Nachbar, war er freilich ganz überflüſſig.“ —

„O nein, meine Gnädige!“ — ſeufzte Thomas Kellerwurm — „Wenigſtens heute nicht! — Ein weltlich geſinnter Freund hatte mich überredet, dieſen Abend mit ihm ins Schauſpiel zu gehn; ich kleidete mich ſchon dazu an —“

„Ei, ei, Herr von Pampel!“ —

„Aber die warnende Stimme des trefflichen Raben brachte mich ſchnell auf beſſere Gedanken.“ —

Beate lobte ſeine Reue, zog dann alle Regiſter ihres Eifers gegen das Komödienweſen, und ſang nach dieſem Vorſpiele:

Du, Welt, ſollſt nun und nimmermehr
Was richten bei mir aus,
Lock' du und kirre noch ſo ſehr
Mich in dein Fratzenhaus!
Ich folg' in Ewigkeit dir nicht,
Du falſche Teufelsbraut!
Gar wenig mich, Gott Lob, anſicht
Dein' glänzend Schlangenhaut.

Thomas faltete die Hände und ſchlug, mitſingend, bei ſchicklichen Stellen einen kräftigen Baßtriller. Das gefiel ihr ungemein. „Sie ſind ein Mann nach meinem Herzen!“ ſagte ſie. „Laſſen Sie uns dieſen Abend in frommer Stille mit einander zubringen, und nehmen Sie mit einer mäßigen Mahlzeit fürlieb!“ —

„Nur nicht gar zu mäßig!“ ſprach der Hungernde für ſich; doch ſtand er keinen Augenblick an, der Einladung Folge zu leiſten, da das Wenigſte, was man ihm auftiſchen konnte, immer mehr war als das Nichts, worauf ihn die Armuth zu Gaſte bat.

Neunzehntes Kapitel.

Abendtafel und Tischgespräche. — Der Raben-Dukaten.

Beatens gastfreundliche Anstalten ließen sich indessen nicht übel an. Sie waltete viel in der nahen Küche, das Feuer prasselte mächtig auf dem Heerde, und der Kredenztisch wurde mit einigen Flaschen Wein geschmückt. Die geschäftige Martha entschuldigte sich bei dem Referendar, daß sie ihn bisweilen allein lasse, und empfahl ihm, mittler Weile zum Zeitvertreib in Arnds Paradiesgärtlein spazieren zu gehen und ein Glas von Speners lauterer Milch zu kosten. Er mußte denn freilich thun, als ob ihm die vorgeschlagenen Ergötzlichkeiten trefflich behagten; aber er zog den aus der Küche wallenden Duft eines Hasenbratens dem Geruch der Paradiesblumen vor, und trank im Geiste den Wein auf dem Schenktische mit starken Zügen, indem er nur zum Schein aus der papiernen Milchflasche nippte.

So verschlich die Zeit bis zum Auftragen der Suppe. „Komm, Herr Jesu, sey unser Gast, und segne, was du bescheeret hast!“ betete Thomas mit rascher Stimme, machte dem Fräulein eine Verbeugung, und griff nach dem Stuhle; doch er irrte sich in seiner Rechnung, die Sache so zu beschleunigen. Beate, mit dem flüchtigen Stoßreim nicht zufrieden, schüttelte etwas unwillig den Kopf, verwies den

voreiligen Gaſt durch einen Wink zur Ruhe, und deklamirte dann langſam und pathetiſch ein ſehr feierliches Tiſchgebet, deſſen Verfaſſer zu der Zeit, da er's entwarf, gewiß nicht ſo hungrig als unſer Referendarius war; denn es dauerte faſt eine Viertelſtunde, und die Suppe ward kalt, ehe das Amen erfolgte.

Der Schmaus an ſich ſelbſt war ohne Tadel: nur Schade, daß der arme Thomas nicht mit Ruhe und Seelengenuß eſſen konnte, weil ihn ſeine Wirthin mit neugierigen Fragen über ſein Geſchlechtsregiſter beſtürmte. Er antwortete Anfangs ſehr kurz, und ſie ließ ſich das gefallen, ſo lange von Ahnherren die Rede war, die im Heere gedient oder als Landjunker gelebt hatten. Als er aber, um ihr recht nach dem Munde zu reden, einen Aeltervater aus dem Stegreif erſchuf, der ein wohlverdienter Seelſorger und erbaulicher Liederdichter geweſen ſeyn ſollte: da verlangte ſie genauere Nachrichten von dieſem ehrwürdigen Manne, und ängſtete den muthwilligen Lügner mit einem Bienenſchwarm der dringendſten Fragen nach dem Leben und Wandel dieſes geiſtlichen Urahnen, nach ſeinen Hühnern und Gänſen, und ſogar nach ſeiner Perücke. Thomas hatte alle ſeine Verſchlagenheit nöthig, um ſich mit geſchickten und unverdächtigen Antworten aus dieſer Klemme zu ziehen; aber es gelang ihm vollkommen, und ſeine Zähne verſäumten dabei ihr Geſchäft ſo wenig, daß einige nicht zeitig genug gelüftete Weſtenknöpfe dem Andrang des ſchwellenden Bauches weichen mußten und abſprangen.

Fräulein Beate, die eben nicht geizig war, bemerkte mit Vergnügen, daß es ihrem Gaſt ſo wohl ſchmeckte; doch weniger ſchien ihr zu gefallen, daß er weder ein volles noch ein leeres Glas vor ſich leiden konnte, ſondern jenes immer ſchnell ausſtürzte, und dieß eben ſo geſchwind

wieder füllte. „Wie finden Sie meinen Wein?“ sagte sie, und spöttelte wahrscheinlich durch diese Frage, die ausserdem höchst überflüssig gewesen wäre, weil Thomas schon vorläufig durch Ausleerung einer ganzen Flasche darauf geantwortet hatte. „Ein köstlicher Burgunder!“ rief er begeistert aus, und hielt das Glas gegen das Licht. „Er ist nicht übel;“ sagte sie; „aber —“ und singend fuhr sie fort:

Ein Tröpflein von den Reben
Der süßen Ewigkeit
Kann mehr Erquickung geben,
Als dieser eitlen Zeit
Gesammte Wollustflüsse,
Und wer nach jenen strebt,
Tritt unter seine Füße,
Was hier die Welt erhebt.

„Mit billiger Ausnahme des Weins!“ fiel Kellerwurm ein. „Es wäre doch Sünde, die edle Gottesgabe mit Füßen zu treten.“

Diesen Einwurf mußte das fromme Fräulein gelten lassen. Thomas zechte nun triumphirend noch stärker, und liebäugelte mitunter (wenn Beate, die Augen gen Himmel — oder vielmehr nur an die Stubendecke — richtend, nicht auf ihn Acht gab) mit der anmuthigen Kammerjungfer, die leichtfüßig die Tafel umschwebte und die Geschäfte eines Truchseß und Mundschenken versah.

So befand sich der Schmauser vortrefflich; nur durfte er nicht daran denken, daß er von allen Münzen der Welt verlassen war. Das mischte Galle unter seinen Wein, und er dünkte sich der ärmste Lazarus auf Erden, weil er einer Dame gegenüber saß, die er für wohlhabender hielt als den berühmten reichen Mann im Evangelio, der aber wahr-

ſcheinlich jetzt eine ſehr unbedeutende Rolle ſpielen und ein ſchlechtes Haus machen würde.

Glücklicher, und wohl auch pfiffiger, als der alte Lazarus, ergriff der neue folgende zufällige Gelegenheit, ſeine traurigen Umſtände vor der Hand ein wenig zu verbeſſern.

Beate rühmte gegen das Ende der Tafel mancherlei Tugenden ihres Raben, und fragte bei dieſer Veranlaſſung: „Iſt Ihnen, mein Herr Referendar, die Anekdote bekannt, daß vor mehrern Jahrhunderten ein König von Ungarn einen Raben, der ihm einen Ring entwandt hatte, im Fluge ſchoß, und, zum Andenken dieſes Vorfalls, Dukaten prägen ließ, die man Raben-Dukaten nennt?“ —

Thomas hatte nie ein Wort von dieſer Geſchichte gehört, und antwortete dennoch raſch: er kenne ſie aus dem Grunde, ſey aber noch nicht ſo glücklich geweſen, einen ſolchen Dukaten zu Geſicht zu bekommen, ob er ſich gleich, da er das Steckenpferd der Münzliebhaberei mit Leidenſchaft reite, die äußerte Mühe darum gegeben habe. „Vielleicht kann ich Ihren Wunſch befriedigen,“ ſagte Beate, und das war gerade der Punkt, nach dem er gezielt hatte.

Sie ſtand auf und holte aus ihrem Kleinodenſchranke ein ſchwarzes Käſtchen, das an Größe und Geſtalt einem Geſangbuche glich. Dafür hielt es auch der lauernde Spekulant, und es war ihm ſchon bange, der beſprochene Dukaten möchte vergeſſen und wieder ein Lied angeſtimmt werden. Als aber Beate das ſchwarze Buch öffnete, zeigte ſich ein erfreulicher Inhalt, der tauſend andern Büchern zu wünſchen wäre, und ſicher den Beifall aller Leſer und Rezenſenten erobern würde — kurz es war mit den ſchönſten Dukaten gefüllt.

„Potz tauſend!“ rief der Referendar: „Wer ſolche Geſangbücher hat, der kann mit Luſt ſingen!“

Dieſer Einfall kam ihr entweder etwas unheilig oder allzu vertraut vor: denn ſie drohte mit dem Finger, und es ſchien gar, als wollte ſie das köſtliche Buch ungeleſen wieder verſchließen. Doch, anders ſich beſinnend, ſuchte ſie unter den vielen Goldmünzen, die es enthielt, einen Raben-Dukaten heraus und zeigte ihn vor.

Der Referendar betrachtete ihn mit lüſternen Augen und warf die Angel der Schmeichelei durch die Bemerkung aus: daß der mit dem geſtohlenen Ring im Schnabel darauf abgebildete Dieb bei weitem kein ſo ehrliches Geſicht habe, wie der Bußprediger im Käfich, ſondern eine wahre Galgenphyſiognomie. „Uebrigens möcht' ich wohl einen ſolchen Dukaten beſitzen;“ fuhr er fort. „Ich wollt' ihn auf der Stelle gegen zwei vollwichtige Holländer eintauſchen.“ — Mit dieſer Prahlerei griff er in die Taſche, als läge da ein ganzes Regiment Holländer im Quartier. Das Fräulein bat höflich, ſeine Börſe ruhen zu laſſen und den Raben-Dukaten als ein Ehrengeſchenk und freundſchaftliches Denkzeichen von ihr anzunehmen. Er wehrte ſich heftig dagegen, und gab endlich blos unter der Bedingung nach, daß ihm erlaubt ſeyn müſſe, das Goldſtück zu erſetzen, ſobald er eine Dublette aufgetrieben habe. Um ihn zu beruhigen, willigte Beate in dieſen Vorbehalt, bat jedoch dringend, ſich nicht ängſtlich darum zu bemühen, ſondern die Sache dem Zufall zu überlaſſen. „Mit nichten, mein gnädiges Fräulein!“ ſprach er: „Ich werde von Stund' an weit und breit darnach aufſtellen.“ —

Hiermit ſteckte er, nach unterthänigſter Dankſagung, den goldnen Raben ein, ließ ihn aber kurz darauf, als er von Beaten weg ging und in eine Geſellſchaft luſtiger Nachtſchwärmer gerieth, ſchon wieder fliegen.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Andacht am Fenster. — Der Vikar in der Kirche. — Erbschaftsaussichten.

Das Abenteuer dieses Tages kitzelte ihn mit der Hoffnung, einen rechten Hauptschlag zu machen. Da ihn aber das gottselige Fräulein nicht ausdrücklich eingeladen hatte, sie wieder zu besuchen, so mußte er auf Mittel sinnen, sich bei ihr aufs neue zu empfehlen und in geneigtem Andenken zu erhalten.

In dieser Absicht entlehnte er von seinem Hauswirthe ein ansehnliches Gebetbuch, dessen schwarzer Band und goldner Schnitt die Heiligkeit des Inhalts verbürgten, und auch bei dem flüchtigsten Beschauer den Verdacht nicht aufkommen ließen, daß unter diesem Schafskleide ein Romanwolf verborgen sey. Mit diesem ehrbaren Buche in der Hand, trat er Stunden lang ans offne Fenster und gab sich die Miene des andächtigsten Beters. Er wollte so von Beaten gesehen seyn. Sie that aber selten einen Blick ins Weltgetümmel, und die Kammerjungfer war boshaft genug, sie nicht auf den frommen Nachbar aufmerksam zu machen, weil er aus leidigem Geldmangel unterlassen hatte, sich ihre Gönnerschaft durch ein Geschenk zu erwerben, als sie ihm nach dem Abendschmause die Treppe hinab leuchtete. Seine öffentliche Gleißnerei schaffte ihm daher nicht den

geringsten Vortheil. Ein andres Mittel mußte gewählt werden.

Nun war eben damals ein neuer Prediger vom ersten Range in die Stadt berufen worden, dessen magnetische Beredtsamkeit einen Sonntag wie den andern die Häuser entvölkerte und ihre Bewohner an sich zog. Wer seit zehn Jahren keinen Fuß in die Kirche gesetzt hatte, sprang mit beiden hinein, um ihn zu hören. Wehe dem, der einen Katarrh mitbrachte und ihn unter der Predigt laut werden ließ! Tausend Köpfe drehten sich, bistend und zischend, nach ihm hin und durchbohrten ihn fast mit den Augen. Hielt er nicht augenblicklich Ruhe, so stand er in Gefahr, aus dem Tempel geworfen zu werden. Ein großer Theil der enthusiastischen Versammlung stellte nicht nur, wie Vater Plautus sagt, den Vogelherd mit den Ohren, sondern auch mit der Leimruthe des Bleistifts und dem Meisenkasten der Schreibtafel. Sogar Officiere und Staatsmänner mit Ordenssternen sah man so beschäftigt. — Wie haben sich die Zeiten geändert! Heutiges Tages wird nicht einmal mehr die liebe Jugend mit dem Nachschreiben der Predigten behelligt, sondern lieber dafür von klugen Aeltern angehalten, den Inhalt der Schauspiele aufzuzeichnen. — Damals war man aber noch so einfältig, gute Kanzelreden zu schätzen; und die, von welchen hier die Rede ist, wurden bald ein beträchtlicher Handelsartikel für arme Kandidaten, die sie durch eine Menge Abschriften vervielfältigten und das Exemplar um einige Groschen verkauften. Dieser Umstand leitete unsern Kellerwurm auf den Gedanken, einen solchen Hausirer in Nahrung zu setzen, die erhandelte Predigt mit eigner Hand wieder abzuschreiben, und sie Fräulein Beaten, als einen Beweis seines Kirchenfleißes, zu überreichen.

Dieß that er den nächsten Sonntag, verdiente sich aber schlechten Dank damit. Sie schalt den geistlichen Cicero einen irrgläubigen Neuerer, der die Pest der Ketzerei durch seine Lehren verbreite. Ihr Held war ein herrenhuthischer Kopfhänger, der noch stillere Zuhörer als sein vielbewunderter Amtsbruder hatte: denn er predigte meistens nur dem schlafenden Küster und den öden Mauern der Kirche. Fräulein Wimmerling erhob aber die Salbung seiner Vorträge bis in den Himmel, und empfahl dem Referendar, sich so oft als möglich dadurch zu erbauen. „Ich selbst," fuhr sie fort, „werde durch Alter und Schwachheit gehindert, die weit entlegene Lämmleinskirche zu besuchen, wie ich in jüngern Jahren niemals versäumte; allein eben deßhalb werden Sie mich ungemein erfreuen und Ihnen verbinden, wenn Sie an meiner Stelle dahin gehn, die Predigten genau nachschreiben, und mir von Zeit zu Zeit mittheilen." —

Eine starke Zumuthung! Doch er versprach, ihr Genüge zu thun, und ward für diese Bereitwilligkeit herrlich bewirthet. Dennoch war es ihm, wie man denken kann, kein Ernst, sein Wort in Person zu erfüllen. Er bestellte einen alten Magister zu seinem Vikar, brauchte aber die Vorsicht, Sonntags früh auszugehen, seinen Weg nach der Gegend der Lämmleinskirche zu nehmen und in einem dort in der Nähe befindlichen Weinhause so lange zu frühstücken, bis der Gottesdienst beendigt war. Abgeredeter Maßen kam nun der graue Meister der sieben freien Künste in die Weinstube, übergab den nachgeschriebenen Sermon, und empfing seine Gebühr. Thomas ging ehrbar nach Hause, schrieb die Predigt ins Reine, lieferte sie gegen Abend ab, erquickte sich an Beatens gut besetztem Tische, und erhielt bisweilen sogar ein halbes oder ganzes Dutzend Dukaten zu Papier und andern Schreibematerialien.

So ging's alle Sonntage. Doch war er auch in der Woche nicht unthätig. Er fing seine öffentlichen Fenster-Andachten wieder an, und Beate sah jetzt, da er ihr interessanter geworden war, oft mit Wohlgefallen zu ihm hinüber. Da es ihm aber unerträglich langweilte, ein Gebetbuch, worin er nicht lesen mochte, vor die Augen zu halten, so ließ er sich eine Buchschale von schwarzem Korduan mit goldnen Zierrathen fertigen, bekleidete mit diesem geistlichen Kaputtrock oder Schanzläufer weltliche Schriften, und las auf solche Art manchen muthwilligen Roman, indem seine lauernde Patronin glaubte, er wärme sich an Müllers göttlicher Liebesflamme.

Durch dergleichen Listen und Ränke kam er seinem Ziel immer näher und gewann Beatens Gunst mit jedem Tage mehr. Sie betrachtete ihn als einen aus dem Feuer gerissenen Brand, und rechnete seine Bekehrung dem Himmel für einen großen Gewinn an. Irdische Absichten hatte sie nicht auf ihn. Sie erklärte sich, wenn er bisweilen ihre Gedanken über den Ehestand von weitem erforschte, im Allgemeinen so entscheidend abgeneigt dagegen, daß ihm alle Lust verging, ihr seine Person anzutragen. Weit erfreulicher waren seine Aussichten, sie zu beerben. Sie versprach mehrmals bestimmt und feierlich: daß sie ihn, wenn er seinen christlichen Lebenswandel fortsetze, in ihrem Testamente bedenken wolle.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Jungfer Blaustrumpf. — Bauchdienst und Gottesdienst. — Das Verhör auf der Gasse.

Ein Meister auf der Orgel — erzählte man — gerieth mit seinem Bälgetreter in Unfrieden und ließ ihn sein Uebergewicht fühlen. Schon gut! — dachte der beleidigte Windmacher — ich werde mich rächen! — Den nächsten Sonntag, als gerade der Meister vor einer zahlreichen Kirchenversammlung seine ganze Kunst aufbot, lief der hämische Kalkant plötzlich von seinem Posten, und die Orgel — verstummte.

Dieß an und für sich unbedeutende Geschichtchen lehrt, wie gefährlich es ist, die Herren Bälgetreter gering zu schätzen und böse zu machen. Es gibt ihrer in allen Fächern.

Thomas Kellerwurm zum Exempel spielte die Orgel der Scheinheiligkeit als Meister; aber bei einem Haare wäre ihm der Wind ausgegangen, weil die Kammerjungfer die Bälge nicht trat. Sie versuchte sogar, ihn ganz von der Hütsche zu stoßen. Es war aber auch unartig, daß er sie von einem Tage zum andern vergebens auf ein Geschenk warten ließ. Die verstohlenen Liebesblicke, womit er ihre Dienstleistungen zu vergelten dachte, hatten für sie keinen Werth. Eine Weile ließ sie sich geduldig damit bezahlen, denn sie betrachtete sie als Anweisungen auf klingende

Münze. Als er aber so wenig, wie vormals die französische Republik, Anstalt machte, seine Assignate mit baarem Gelde einzulösen: da ward Lisette — so hieß die eigennützige Dirne — bitterböse und lauerte ihm auf den Dienst.

Seine fleißigen Kirchengänge wurden ihr bald verdächtig. Sie theilte dem Fräulein ihre Zweifel mit, fand aber kein Gehör, und ward eine Verläumderin gescholten.

Am Morgen des folgenden Sonntags schlich sie ihm auf dem Fuße nach, und sah mit boshafter Freude, daß er, hinter der Kirche herum, in die Taverne ging. Windschnell flog sie nach Hause und meldete dem Fräulein, was sie gesehn hatte. „Schlange, du lügst!“ sprach Beate. Die Spionin bestand darauf, sie solle sich mit eigenen Augen von der Wahrheit der Sache überzeugen. Das Fräulein entschloß sich dazu, schickte nach einem Miethwagen, und fuhr mit der Denunciantin geraden Weges vor's Weinhaus.

Das Ankleiden und Anspannen hatte so lange aufgehalten, daß die Predigt schon vorbei war. Thomas saß aber noch in der Trinkstube und traktirte seinen Kirchen-Statthalter mit einem Gläschen Wein. Diese seltne Freigebigkeit — denn er war gewöhnlich gegen Andere sparsam, um im Selbstgenuß verschwenden zu können — wandte, wie wir gleich sehen werden, den Schlag von ihm ab, den ihm sein Geiz gegen die Zofe beinahe zugezogen hätte.

Sie sprang aus dem Wagen, trippelte ins Weinhaus, fragte den Küper, der ihr gerade in den Weg kam, ob Herr von Pampel hier sey, und ließ ihn, als es bejaht wurde, herausrufen. Er kam und entsetzte sich ein wenig. Sie sagte spottlächelnd: Fräulein Wimmerling halte vor der Thür und wolle ihn sprechen. Doppelt bestürzt lief er zu ihr an den Wagen. Sie war schon mit einem Liederverse zu seinem Empfange gerüstet und seufzte ihm entgegen:

„Was pflegst du deines Leibes hier
Und läß'st den Geist verschmachten?
O Sünd' und Schande! Ziemt es dir,
Den Knecht als Herrn zu achten?
Dem Geist gebührt das Regiment;
Bei dir ist solches umgewendt,
Der Leib den Geist regieret!" —

„Gnädiges Fräulein," — sagte Thomas mit schneller Fassung — „ich leide ganz unschuldig! Der Schein ist gegen mich, denn ich komme wirklich aus der Weinstube; aber ich ging nicht hinein, um meines Leibes zu pflegen, und noch weniger hat mein Geist heute geschmachtet. Ich war in der Kirche, schrieb die Predigt nach, hier ist sie!" —

Er hatte zum Glück die Schreiberei seines Stellvertreters schon in der Tasche und übergab sie dem Fräulein. Es war ihm nicht bange, mit den beiden Frauenzimmern fertig zu werden, wenn sie ihm die Ausstellung machen sollten: er habe das nicht geschrieben. Allein es hatte keine Gefahr. Beate maß ihm vollen Glauben bei, und warf, ohne das Blatt weiter zu untersuchen, auf die Angeberin, die verdutzt dastand, einen strafenden Blick.

„Nun will ich aber auch" — fuhr er beherzt fort — „Ihro Gnaden das Räthsel lösen, warum ich ins Weinhaus gegangen bin. Verziehen Sie eine Sekunde!"

Er sprang in die Taverne zurück und zog den alten Kandidaten hinter dem Tische hervor. „Magister!" — raunte er ihm ins Ohr — „kommen Sie geschwind mit heraus — ich will Sie zum Spaß einer alten Dame vorstellen — sprechen Sie aber kein Wort als Ja und immer Ja zu allem, was ich sage. — Hören Sie, Magisterchen? Es soll Ihr Schade nicht seyn." —

Der menschenscheue Kandidat rückte sich ängstlich die

Perücke zurecht. Er wäre der geheimnißvollen Audienz gern überhoben gewesen und stammelte einige Entschuldigungen; doch zur Demuth und zum Gehorsam gewöhnt, ließ er sich fortschleppen.

„Dieser gute, ehrliche Mann“ — hob Thomas an der Wagenthür an — „war mein Kirchen-Nachbar und hörte der schönen Predigt mit exemplarischer Aufmerksamkeit zu. Doch plötzlich ward er ohnmächtig und sank um. Ich richtete ihn, mit Beihülfe einiger andern Leute, wieder auf. Er erholte sich bald, blieb aber ausserordentlich matt. Ein gegenwärtiger Arzt rieth ihm, sich durch Wein zu stärken. Er bekannte seufzend, daß er zu arm sey, sich diese Erquickung zu verschaffen. Der Herr Doktor zuckte die Achseln und schlich fort. Auch die andern Leute verkrümelten sich. Nun ich — ohne Ruhm zu melden — hielt's für Christenpflicht, den wackern Mann in dieß Haus zu führen und ihm ein Glas Wein reichen zu lassen.“

Dem Magister war dieß Lügengewebe so dunkel, wie die Offenbarung Johannis. Er bückte sich verlegen, bald gegen den Sprecher, bald gegen die Dame: und ob ihm gleich seine Ehrlichkeit kein deutliches Ja erlaubte, so machte doch sein erdfahles Gesicht, sein abgezehrter Körper, und der Stempel der Armuth, der auf sein ganzes Wesen gedrückt war, das Mährchen sehr wahrscheinlich, und Beate nahm es ohne Bedenken für baare Münze. Sie lobte das gute Werk, dessen Thomas sich rühmte, und entließ den Magister mit einem ansehnlichen Geldgeschenke, das er zu stärkenden Weinen und Arzeneien anwenden sollte.

Dessen ungeachtet war Kellerwurm noch nicht von aller Verantwortung frei. Die feindselige Kammerjungfer hatte seine Abwesenheit, als er den Magister herbeiholte, benutzt und gesagt: sie wolle darauf leben und sterben, daß er

vor ihren Augen, bei der Kirche vorbei, ins Weinhaus gegangen sey; doch wisse sie freilich nicht, ob er da sitzen geblieben, oder, nach abgewartetem Bauchdienst, den Gottesdienst besucht habe. Ueber diesen Punkt nahm ihn das Fräulein, als sich der Magister sehr demüthig empfohlen hatte, noch scharf in die Presse. Aber er läugnete standhaft, vor der Kirche die Schwelle des Trinkhauses betreten zu haben. Wenn jemand, sprach er, seine Gestalt da gesehn hätte, so müsse diese Erscheinung durchaus ein Blendwerk des Satans gewesen seyn.

Beate traute dem höllischen Philadelphia dergleichen Gaukelkünste wohl zu, und widersprach daher so wenig als Liselte, die dem Referendar den Krieg nicht öffentlich erklären und sich überhaupt nicht als Urheberin der obschwebenden Untersuchung verrathen wollte: sonst hätte sie den Küper als Zeugen aufrufen können, daß kein satanisches Taschenspiel ihre Augen getäuscht habe.

So endigte sich das gehaltene Straßengericht, das viel müßige Gaffer herbeigelockt hatte. Die lange Peitsche des Miethkutschers hielt sie in Schranken, daß sie nicht aus bloßen Zuschauern auch Zuhörer wurden, ungeachtet die Richterin und der Beklagte sehr leise mit einander sprachen. Sie erkannte ihn vollkommen für nicht schuldig, und stellte gleichsam seine Ehre dadurch wieder her, daß sie ihm einen Platz im Wagen anbot. Da dieser nur zweisitzig war und Thomas die erwünschte Bequemlichkeit nicht ausschlug, so hatte Jungfer Blaustrumpf* den wohlverdienten Verdruß, daß sie zu Fuß nach Hause wandern und mit seidenen Schuhen die Tiefe des Gassenkoths messen mußte.

* Der bekannte Spottname eines Angebers.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Postillenreiter. — Der gefangene Fuchs.

Nach diesem Siege galt Thomas bei seiner Gönnerin mehr als zuvor, und ward überdieß der Mühe überhoben, sich noch in seinen alten Tagen mit der hebräischen Grammatik den Kopf zu zerbrechen. Denn als er einst, um Trinkgeld zu sparen, mit dem Kammerkätzchen liebäugelte, ward es Beate gewahr, und gab ihm nicht nur unter vier Augen einen scharfen Verweis, sondern machte es ihm auch zur Pflicht, hebräisch zu lernen, weil — sagte sie — der heilige Hieronymus diese Beschäftigung, als ein an sich selbst erprobtes Schutzmittel gegen die Anfechtungen der Wollust, empfehle. — Doch da nun hell am Tage lag, daß Thomas und die Jungfer mit einander über den Fuß gespannt waren, so nahm ihm Beate das aufgelegte Sprachkreuz wieder ab, und war, wie gesagt, mehr als jemals mit ihm zufrieden.

Das gab seinem Spekulationsgeiste neues Leben, und befeuerte ihn zur Anwendung aller möglichen Erbschleicherpfiffe, um ein ersprießliches Testament zu Stande zu bringen. Er ließ sich nun nicht wieder in jenem Weinhause betreffen, sondern ging immer stracks in die Kirche, und hatte, so lange der Pfarrer auf der Kanzel verweilte, Bleistift und Schreibtafel zum Schein in der Hand, weil er sich nicht

für ſicher hielt, von Kundſchaftern beobachtet zu werden. Die Predigt wörtlich nachzuſchreiben, war ihm zu läſtig. Er kündigte auch dem alten Magiſter dieſen Dienſt auf, und ſchaffte ſich dafür eine noch ältere Poſtille an, die, wie er genau wußte, in der Wimmerling'ſchen Bibliothek fehlte. Daraus ſchrieb er alle Wochen nach und nach die Predigt für den folgenden Sonntag gemächlich ab, und behauptete bei der Uebergabe keck, ſie ſey brühwarm in der Lämmleinskirche gehalten worden.

Um ſich noch unentbehrlicher zu machen, warf er ſich, als einſt Beate über zunehmende Augenſchwäche klagte, zu ihrem Vorleſer auf, und verwaltete dieſes Amt treulicher als Swift, der in ein Erbauungsbuch, das er einer Dame vorlas, ſeine bekannte moraliſche Betrachtung über einen Beſenſtiel einſchob. Thomas beging jedoch den viel unheiligern Trug, daß er bisweilen in Beatens Zimmer irgend ein loſes Buch geheim aus der Taſche zog und es las, indem ſie, mit ihm an Einem Tiſche ſitzend, in fromme Phantaſien ſo verſunken war, daß ſie kein Wort ſprach, und auch ihm das Sprechen unterſagte. Dieſe Grabesſtille dauerte oft mehrere Stunden und machte ihm ſehr lange Weile. Da half er ſich denn auf erwähnte Art, und baute einen hohen Wall von Gebetbüchern um ſich her, über den Beate nicht hinwegſehen konnte. Sogar Helwigs geiſtliche Augenſalbe* mußte dienen, ſie blind zu machen. Außerdem brauchte er die Vorſicht, alle Bücher, mit welchen er ſich ſo verſtohlen beluſtigen wollte, ſchon in ſeiner Wohnung dazu vorzubereiten und in den oben beſchriebenen ſchwarzen Mantel zu hüllen. Auf dieſe Weiſe trieb er ſeinen Frevel lange Zeit, ohne dabei ertappt zu werden.

Weniger glücklich war er bei der Jagd auf eine Flaſche

* Ein Gebetbuch vom Jahr 1640.

Malaga, die das Fräulein einſt in ſeiner Gegenwart zum Geſchenk erhielt und in einen Schrank ſtellte, nachdem ſie vorher die ihr ſchon bekannte Güte dieſes Weines höchlich geprieſen hatte. Das gefiel dem Herrn Thomas; denn er machte ſich Rechnung, bei der Abendtafel damit gelabt zu werden. Allein es geſchah nicht. Beate nahm ſich jetzt, da ſie mit ihm bekannter geworden war, oft die Freiheit, ihn blos mit gemeinem Gerſtenſaft zu bewirthen, und that es eben auch dieß Mal. Nach Tiſche ließ ſie ihn zufällig, wegen eines häuslichen Geſchäfts, im Zimmer allein. Er hörte lauſchend, daß ſie mit der Kammerjungfer die Treppe zum obern Stock hinauf ſtieg. Huſch! war er bei dem unverſchloſſenen Schranke, und öffnete ihn, um aus der ſüßen Flaſche einen tüchtigen Zug zu thun, oder ſie, nach Zeit und Umſtänden, ganz auszuſtechen.

Unglücklicher Weiſe hatte Beate, die einen Kopf länger war als er, die Bouteille in ein ſo hohes Fach geſtellt, daß er ſie nicht bequem erreichen konnte. Der Fuchs in der Fabel erklärte die Trauben, die ihm zu hoch hingen, für ſauer: unſer Fuchs aber wußte zu gut, wie ſüß der Malaga war, und gab ſein lüſternes Vorhaben nicht ſo leicht auf. Er trat auf die Zehen, dehnte ſich gewaltſam, und klammerte ſich mit der linken Hand an ein Fachbrett, um ſo noch höher zu klimmen. Doch, indem er dadurch Haltung gewann, verlor ſie der unbefeſtigte, frank und frei auf einem Tiſche ſtehende Schrank, und ſtürzte, mit allen ſeinen gläſernen und porzellanenen Eingeweiden, ſo plötzlich über ihn her, daß er von der unaufhaltſamen Laſt zu Boden geworfen und darunter begraben ward. Es gab ein Getöſe, als ſchlüge der Donner ins Haus.

Beate und Jungfer Blauſtrumpf kamen gerade in dieſem Augenblicke die Treppe wieder herab. Erſchreckend über

das fürchterliche Geraſſel, ſtießen ſie einen Schrei aus, eilten ins Zimmer, und erſtarrten über den lebendigen, tollgewordenen Schrank, der ſich vor ihren Augen bewegte, ohne daß ſie den darunter gefangenen und ganz bedeckten Kellerwurm ſahen, der durch ſein Beſtreben, ſich hervorzuarbeiten, die Zuckungen des Kaſtens verurſachte. Beate blieb, ſchaudernd und die Hände faltend, an der Thür ſtehen; aber das naſeweiſe Kammermädchen wagte ſich bald näher an den beſeſſenen Schrein, griff ihn muthig an, richtete ihn in die Höhe, und brach in ein ſchmetterndes Gelächer aus, als Herr Thomas, in einer Weinbrühe liegend, zum Vorſchein kam.

„Denken Sie ſich mein Unglück, gnädiges Fräulein!“ ſprach er im Aufſpringen. „Ich wollte vorhin, um mir in Ihrer Abweſenheit die Zeit zu verkürzen, ein geiſtliches Buch vom Schranke herunter langen; aber kaum rührte ich ihn an, ſo warf mir ihn der Teufel auf den Hals, und hätte mich nicht mein Schutzengel gerettet, ich wäre des Todes.“ —

Dieſes Vorgeben ließ ſich hören, da wirklich einige in Ruheſtand verſetzte Andachtsbücher auf der Decke des Schranks reſidirt hatten. Das Fräulein fand auch die Sache ganz glaubwürdig, und beſeufzte nur leiſe die Trümmer einiger koſtbaren Mundtaſſen, auf welchen die Könige David und Salomo und andere erlauchte Perſonen des alten Teſtaments konterfeit waren, die jetzt insgeſammt ein tragiſches Ende genommen hatten. Aber ungläubig ſchüttelte die Kammerjungfer ihr Köpfchen und fragte ſpöttiſch: wie es denn komme, daß die Schrankthür offen und zurückgeſchlagen ſey. — „Darauf mag der Schrank antworten; was weiß ich's!“ ſagte Thomas trotzig, und die Geſchichte hatte vor der Hand keine weitern Folgen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Horcher an der Wand hört seine eigne Schand. — Die Maus in der Falle.

„Der gestrige Vorfall, mein gnädiges Fräulein," — sprach der Unglücksvogel am folgenden Tage — „bewies doch wohl sonnenklar, daß ich mit ihrer Kammerjungfer in keinem Liebesbunde stehe, wie Sie mir einst Schuld gaben. Erinnern Sie sich noch der hämischen Frage, die sie mir wegen der beim Sturz des Schranks aufgesprungenen Thür vorlegte? — Welchen häßlichen Verdacht suchte sie gegen mich zu erwecken! — Und diese Basiliskenseele sollt' ich lieben? — Nein, ich hasse sie aus Herzensgrund; und überdieß ist ja auch das stumpfnäsige Affengesicht nichts weniger als liebreizend!" —

Herr Thomas schmeichelte sich, recht klug und zu seinem Vortheil gesprochen zu haben; allein er hatte bald Ursache, die ausgestoßenen Schmähungen zu bereuen. Denn wie ein junger Versemann (der etwa ein träges Mode-Sonnet mit lauter weiblichen Reimen, wie auf breiten Gänsefüßen, in die Welt watscheln ließ, und deßhalb von allen Kunstrichtern des heiligen römischen Reichs Lorbeerkronen erwartete) gräßlich wüthet und tobt, wenn er sein schlaftrunknes Mißgeschöpf in einer gelehrten Zeitung höhnen und geißeln sieht: eben so wild geberdete sich die vor der Thüre hor-

chende Kammerjungfer, als sie ihr Lärvchen — auf das sie nicht minder, als jener Versler auf sein Klinggedicht stolz war — mit ihren eigenen Ohren so lästern hörte. Außer sich vor Zorn, wollte sie die Thür aufreißen, in's Zimmer stürzen und dem ungeschlachten Mäkler seinen Rezensentenlohn auf die Backen zahlen; aber die aufsteigende Furcht, daß diese heroische That den Verlust ihrer vortheilhaften Stelle nach sich ziehen möchte, warf ihr schnell einen Zaum über den Furienkopf, und sie begnügte sich an dem Gedankenschwur, mit bedächtigern Schritten Rache zu nehmen und den verhaßten Günstling zu stürzen.

Dieses Vorhabens entwandte sie eines Tages die erste beste von ihm angeblich nachgeschriebene Predigt und legte sie einem jungen Theologen (der ihr versprochen hatte, sie zur Frau Pastorin zu machen, sobald er Pastor seyn würde) mit der Frage vor: ob er wohl glaube, daß diese Predigt in der Lämmleinskirche gehalten worden sey.

„Sie hat einen alten, ranzigen Postillengeschmack;" — sprach der nette Kandidat, als er sie flüchtig gekostet hatte — „ich halte sie für keine frische Waare. Doch kann ich mich irren. Die geistliche Beredtsamkeit in der Lämmleinskirche ist auch gewöhnlich etwas altbacken." —

Das war so viel als nichts gesagt. Lisette wollte die Sache genau wissen und bat ihren Trauten, sich des nächsten Sonntags in gedachte Kirche zu verfügen, die Predigt nachzuschreiben und ihr davon eine leserliche Kopie einzuhändigen.

Der zärtliche Freund versprach und that, was sie wünschte. Indessen war auch Thomas nicht müßig. Er ritt, wie gewöhnlich, seine alte Postille. Jungfer Blaustrumpf verglich die treu aufgezeichnete Predigt mit der gerittenen, fand einen himmelweiten Unterschied und verklagte den

Postillenreiter bei dem Fräulein als einen Verfälscher des göttlichen Worts. Beate staunte, und war zweifelhaft, welche Predigt sie für ächt halten sollte. Sie konnte und wollte nicht darüber entscheiden, ohne vorher einer andern frommen Dame, deren Postillensammlung die stärkste im Lande war, den kritischen Fall vorzulegen und sie um Rath zu fragen. Eilig suchte sie alle Kellerwurm'sche Manuscripte zusammen und begab sich damit zu ihrer Freundin. Diese las nur einige Zeilen der jüngsten Predigt und wußte dann schon, wo Barthel Most geholt hatte. Sie langte aus ihrer Bibliothek ein dickleibiges Exemplar von Kellerwurms Postille hervor, und bewies daraus, daß die Predigt, die er für ein nagelneues Werk ausgegeben hatte, schon seit einem halben Jahrhundert gedruckt war. Das Fräulein entsetzte sich über diesen Betrug. Zum Ueberfluß wurden nun noch mehrere handschriftliche Kanzelreden mit den gedruckten kollationirt, und alle stimmten Wort für Wort mit einander überein.

Indem dieß geschah, ging Thomas gutes Muths in Beatens Wohnung, um ihr seine Aufwartung zu machen und Abends bei ihr zu speisen. Lisette wies ihn nicht ab, weil sie ahnte, was ihm bei der Rückkunft des Fräuleins bevorstand, und sie ihn lieber heute als morgen bestraft sehen wollte. Sie sagte mit Schlangenfreundlichkeit: ihre Dame sey zwar nicht zu Hause, werde aber bald zurückkommen; er möge sich indessen die Zeit mit Lectüre vertreiben.

Thomas, der nicht gern einen Weg doppelt machte, ließ sich diesen Vorschlag gefallen. Die Zofe schloß ihm ein Zimmer auf und entfernte sich. Da es nicht Beatens tägliches Wohngemach war, so sah er sich natürlich in dieser fremden Gegend um und erlaubte seiner Neugier, einen

Alkoven zu öffnen, der ihm ein Gemisch von lieblichen Düften entgegenhauchte. Es waren Ausströmungen des Nachtisches, den Fräulein Beate, die des folgenden Tages eine Gasterei geben wollte, dazu angeschafft und hier aufgestellt hatte. Auf dem Fußboden standen Körbe voll Obst; auf einem Tische Teller mit Confect; und in ihrer Mitte prangte, wie der Mond unter Sternen, eine große Mandeltorte, über deren Oberfläche sich ein Lavastrom von Zucker ergossen hatte, aus welchem buntfarbige Hügel von eingemachten Früchten emporstiegen. Dieses Prachtstück umgaben Flaschen, mit den edelsten Weinen gefüllt. Sie glichen in ihrer kreisförmigen Stellung einer Leibwache, und trugen zum Theil, als Ehrenzeichen ihrer Vortrefflichkeit, geflochtene Panzer.

Kellerwurm war schon im Begriff, diese Trabanten anzugreifen, als eine Fleischpastete, die er auf einem etwas entferntern Tische wahrnahm, eine Diversion machte und seine ganze Aufmerksamkeit an sich zog. „Bondies!“ sprach er schmunzelnd: „Du stehst hier so einsam und verlassen im Hintergrunde, als hättest du lange Weile! — Wart, wart, ich will dir Gesellschaft leisten!“ —

Hiermit zog er ein Besteck Messer, das ihn überall begleitete, aus der Tasche, und bat sich eigenmächtig zu Gaste. „Frisch drauf los!“ sprach er in Gedanken: „Was ist's denn weiter, als ein kleiner Vorgriff in die künftige Erbschaft, den ich mir wohl erlauben darf.“ —

Indem er jetzt schmauste und dazwischen einem der geharnischten Trabanten sein süßes Blut abzapfte, klinkte die Kammerjungfer so sacht als möglich die Stubenthür auf und guckte durch eine zollbreite Oeffnung hinein. Es war ihr sehr angenehm, den ungebetenen Gast zu vermissen: denn nun wußte sie schon, daß er sich an dem Orte

befand, wo sie ihn haben wollte. Sie hatte ihn vorsätzlich in dieß Zimmer geführt, um ihn, wie eine Maus, in die Falle des Alkovens zu locken.

Da sie ihn aber auch festhalten wollte bis zur Stunde des Gerichts, so schlich sie auf den Fußspitzen an die Alkoventhür und drehte das Schloß so leise zu, daß er nichts davon merkte. Einige Minuten später sah er sich zwar gefangen; allein es kümmerte ihn nicht. Er glaubte, das Schloß sey von ungefähr zugeschnappt, und verließ sich auf das Fenster des Alkovens, das von innen geöffnet werden konnte. So beruhigt, fuhr er fort, sich tapfer zu nähren.

Kurz darauf kam Beate zurück. „Gut, daß Ihro Gnaden wieder da sind!“ sprach Lisette an der Hausthür: „Ich hab' in Ihrer Abwesenheit einen mächtigen Raubvogel gefangen.“ — Das Fräulein sah finster aus, wie die Nacht und sagte mürrisch: sie sey zum Scherzen nicht aufgelegt. Die Kammerjungfer versicherte: die Sache sey Ernst, und führte sie an die Hinterthür des Alkovens, durch die er mit der Küche in Verbindung stand. Diesen Ueberfall im Rücken veranstaltete das boshafte Mädchen in der Absicht, den Herrn von Pampel durch den Angriff von einer Seite, wo er keinen erwartete, desto mehr zu erschrecken, ihm aber den Fluchtweg durch das Alkovenfenster offen zu lassen, weil in dem Falle, daß er dieses Rettungsmittel ergriffe, ein possirliches Schauspiel zu erwarten war.

Man kann sich vorstellen, wie er die Ohren spitzte, als er vor der Thüre, die er kaum bemerkt hatte, ein bedenkliches Geflüster vernahm, und endlich gar des Fräuleins Hauptschlüssel im Schlosse klirren hörte. Er riß wetterschnell eine Weinflasche vom Tische, sackte sie in seine geräumige Rocktasche, stieß das Fenster auf, kletterte auf einen Stuhl und stürzte sich in den engen Paß, durch den

er entwiſchen wollte. Kopf, Schultern und Arme kamen glücklich hindurch; als aber der Bauch nachfolgen ſollte, da ſtanden die Ochſen am Berge; da half kein Drücken und Drängen, kein Aechzen und Stöhnen. Der unglückliche Kellerwurm wollte ſich mit Gewalt durchhaſpeln, und arbeitete ſo heftig, daß er wie eingekeilt zwiſchen dem Fenſterrahmen ſtecken blieb, weder vorwärts noch zurück konnte und ſich unthätig ſeinem Schickſal überlaſſen mußte. Er lag wagerecht, wie ein Querbalken, und wies den eintretenden Frauenzimmern den unanſtändigen Theil ſeines Leibes.

„O der Lotterbube!“ ſeufzte Beate halblaut und ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen. Die Kammerjungfer lachte zügellos und beleuchtete mit einem brennenden Lichte die Kehrſeite des Herrn von Pampel, der ſich anfangs ruhig dabei verhielt. Aber er ſtrampelte wie toll mit den Beinen, als ſie aus ſeiner linken Rocktaſche, die ſich durch ſtarkes Bauſchen als eine Diebshehlerin verrieth, die Weinflaſche zog, und ſie, als des Fräuleins rechtmäßiges Eigenthum, in Beſchlag nahm. Sie ſetzte nun, ungeachtet die ſtrampelnden Beine immer heftiger dagegen proteſtirten, die Hausſuchung fort, und fand in der zweiten Rocktaſche ein Buch von ſo heiligem Anſehn, daß Beate mit beiden Händen darnach griff, weil ſie glaubte, es gehöre in ihre Bibliothek. Aber wer kam ihr, in der ſchwarzen Amtstracht eines geiſtlichen Schriftſtellers, auf dem Titelblatt entgegen? — Der im Irrgarten der Liebe herum taumelnde Cavalier!* — „Puh! puh!“ rief ſie mit Grauſen und ſchleuderte ihn von ſich, als hätte ſie eine giftige Kröte zwiſchen die Finger bekommen. Nun

* Ein bekannter alter Roman.

brach ein schreckliches Ungewitter los. Sie warf dem eingeklemmten armen Teufel alle seine Schelmstreiche vor, eiferte besonders über die mit den Predigten und Andachtsbüchern getriebene Kipperei und Wipperei, und schloß ihre Abdankung mit diesem Verse:

„Jetzt erfahr' ich, schnöder Feind,
Wie du es mit mir gemeint!
Du hast mich mit List und Macht
In dein Netz zu ziehn gedacht!
So ich dir zu viel getraut,
Hätt'st du, eh' ich zugeschaut,
Eine Falle mir gebaut!"

Hierauf gebot sie ihm in ungebundener Rede, sich schnell von dannen zu heben und ihr nie wieder unter die Augen zu kommen. Nach dieser Entladung ihres Zorns verließ sie den Alkoven und befahl der Kammerjungfer, den heillosen Menschen ohne Verzug fortzuschaffen.

„Marsch, Herr von Pampel!" sagte Lisette, und prickelte, da er nicht sogleich dazu Anstalt machte, seine Waden mit einer Stecknadel. Darüber grimmig, schlug er mit beiden Beinen einen rasenden Triller, verlor dadurch das Gleichgewicht, schoß vorwärts, zersprengte seinen engen Kerker und stürzte mit den Bruchstücken des Rahmens und der Glasscheiben ins Zimmer hinab. Lisette sah durch die Bresche, die er gemacht hatte und lachte ihn aus. Wüthend sprang er auf und wollte ihr eine Dusel reichen; sie brachte jedoch ihren Kopf in Sicherheit und schmiß ihm den taumelnden Cavalier an den seinigen. Er warf die Handgranate zurück, schoß ihr damit die Haube vom Kopfe, griff behende nach seinem Hute und entsprang. Doch sie ruhte nicht, sie mußte den letzten Wurf haben. Der schwarze

Cavalier flog ihm, als er über die Gasse schritt, aus einem Fenster nach und traf ihn derb auf den Rücken. Das Straßenpublikum jauchzte; er aber that, als ob ihn die Sache nichts angehe, und wanderte stracklich, ohne sich umzusehen, nach Hause.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Kellerwurm wird aus der Regierung geſtoßen, und wird ſelbſt regierender Herr.

Die Betrachtungen, die er zwiſchen ſeinen leeren Wänden anſtellte, waren nicht tröſtlich. Er ſchalt ſich einen dummen Teufel über den andern, und hätte ſich ſelbſt prügeln mögen, daß er, wie ein Schaf vor ſeinem Scheerer, verſtummt war, als ihm wegen ſeiner Frevelthaten der Kopf mit Sand und Lauge gewaſchen wurde. Wie konnte er aber auch in einer ſo vermaledeiten Quetſche, worin Geiſt und Körper zugleich ſteckten, auf Finten denken und eine Vertheidigungsrede halten? Das war unmöglich, aber freilich auch ſehr ſchlimm; denn er befand ſich nun in der Lage eines geſtändigen und überführten Miſſethäters. Was half's, daß ihm hinterher tauſend glückliche Einfälle zuſtrömten, wie er ſich hätte durchlügen können? Sie galten keine taube Nuß, weil er ihnen im voraus die Nativität ſtellte, daß ſie nicht angehört und noch weniger berückſichtigt werden würden. Kurz, das Luftſchloß der Erbſchaft war eingeſtürzt und keine Möglichkeit vorhanden, es wieder zu bauen.

Dieſe traurige Ueberzeugung machte ihm den Kopf ſo ſchwer, daß er ihn eine Weile ſehr tief gegen die Erde ſinken ließ. Aber auf Ein Mal kehrte ſeine alte Freundin,

die gute Laune, zurück, stellte ihm sein Abenteuer von der lustigsten Seite vor, und er lachte nun weidlich darüber, daß die beiden Frauenzimmer eine so unangenehme Aussicht auf sein beträchtliches Hintergebäude gehabt hatten. Was ihn noch mehr aufrichtete, war die Hoffnung, daß ihm die wetterläunische Fee, die man Glück nennt, über kurz oder lang wieder einen Raben oder einen andern Wegweiser zuschicken werde, um ihn in ein eben solches Paradies, als er jetzt mit dem Rücken ansehen mußte, einführen zu lassen. Indessen wollte er, da gerade nichts anders für ihn zu thun war, seine Referendarienpflicht wieder ein wenig von dem Nagel herunter langen, an den er sie bisher gehängt hatte. Er war nämlich, seit der hoffnungsvollen Bekanntschaft mit Fräulein Wimmerling, bei den Sitzungen der Landesregierung wenig oder gar nicht erschienen, ungeachtet er von dem Präsidenten mehrmals schriftlich bedeutet worden war, seinen Stuhl nicht so ganz kalt werden zu lassen, weil man sich sonst gemüßigt sehen würde, ihn einem Andern zu übergeben, der Lust und Willen hätte, ihn wärmer zu halten. Um dieser Entthronung zuvorzukommen, faßte Herr Thomas den löblichen Entschluß, des folgenden Tages das Regierungs-Kollegium mit einem Besuch zu beehren und seine Mundsperre wieder anzufangen, wo er sie gelassen hatte.

Schon dazu angekleidet, legte er sich am nächsten Morgen, von ambrosischen Tabakswolken umwirbelt, mit dem halben Leibe zum Fenster hinaus und richtete seine Augen keck und trotzbietend auf Beatens Wohnung, als er einen Regierungsboten mit Eilschritten in sein Haus kommen sah. „Hm!“ — sprach er für sich — „gewiß eine neue Gesandtschaft vom Präsidenten! Der Mann hat doch ein recht sehnliches Verlangen nach mir!“ — Indessen trat der

Bote ins Zimmer. „Bon jour, mein Freund!“ sagte der Referendar. „Was gibt's Neues? Ich war eben im Begriff, ins Kollegium zu gehen.“ —

„So?“ versetzte der Bote mit einem kalten, gedehnten Tone: „Ich weiß nicht, ob das noch nöthig seyn dürfte, wenn Sie diesen Brief von Ihro Gnaden, dem Herrn Präsidenten, werden gelesen haben.“ —

Mit etwas bebender Hand erbrach Thomas die Zuschrift und las:

„Da Ew. Hochwohlgeboren, meiner wiederholten Aufforderungen ungeachtet, Ihre Dienstgeschäfte bisher gänzlich verabsäumten und meine Pflicht mich endlich zwang, dem Fürsten davon Anzeige zu thun, so haben Ihro Durchlaucht mir hierauf in Gnaden befohlen, Ihnen Ihre Entlassung anzukündigen. Indem ich mich dieses höchsten Auftrags hiermit entledige, beharre ich für die Person u. s. w.“

Erröthend legte Thomas das Blatt bei Seite, stellte sich aber gegen den Boten sehr heiter und vergnügt, und gab ihm einen so höflichen Empfehl an den Präsidenten mit auf den Rückweg, als ob er die erfreulichste Nachricht erhalten hätte. Doch war ihm bei der Sache nicht wohl zu Muthe. Er fürchtete sich vor seinem Vater, der jeden Posttag die Meldung erwartete, daß sein Sohn wirklicher Regierungsrath mit Sitz und Stimme geworden sey. Es ließ sich also denken, daß er die Hiobspost seiner plötzlichen Verabschiedung nicht gleichgültig aufnehmen würde.

Thomas quälte sich fast eine Woche lang mit Grübeleien, wie er diesen Unglücksfall bemänteln und sich dabei von aller Selbstschuld loswickeln wollte: ehe er aber damit aufs Reine kam, erhielt er aus Pampelhausen — so hieß sein väterliches Gut — einen Brief, der diesen Sorgen ein

Ziel ſetzte. Er erſah nämlich daraus, daß beinahe zu derſelben Zeit, als die Streichung ſeines Namens aus der Liſte der Referendarien erfolgte, auch der Tod ſeinen Vater mit der groben Trappenfeder eines Schlagfluſſes aus der Rolle der Lebendigen geſtrichen hatte. Dieſe Trauerbotſchaft erſchreckte und betrübte den Ex-Referendar, der zu gutmüthig war, ein lachender Erbe zu ſeyn; da er jedoch den Todten nicht wieder erwecken konnte, ſo ergab er ſich mit dem ihm eigenthümlichen leichten Sinn in die Fügung des Himmels und machte ſich reiſefertig, um die Regierung über zwanzig bis dreißig Bauern und Kothſaſſen anzutreten.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Schmarotzer. — Der Hausnarr. — Faſanen und Baumblätter.

Als Herr Thomas — wir wollen ihm nun, da er aus der Reſidenz weg iſt, den dort aufgeleſenen Spitznamen nicht weiter nachtragen — in ſeinem Gebiet anlangte, war Vater Pampel ſchon begraben, und ſein Nachlaß befand ſich unter gerichtlichen Siegeln, die bei der Ankunft des einzigen Erben (der ſeit zehn Jahren einen Bart hatte und alſo übermündig war) ſogleich wieder abgeriſſen wurden. Er nahm vor allen Dingen den Weinkeller in Augenſchein und klopfte an alle Fäſſer, um ſie zu prüfen, ob ſie voll oder leer waren. Die meiſten gaben ihm eine erwünſchte Antwort. Den hohlen Bäuchen verſprach er, ſie zu füllen, und er konnte Wort halten, da ihm ſein Vater eine recht artige, mit baarem Gelde gefüllte Schatulle hinterließ, die für einen Dorfmonarchen, der weder eine Armee halten, noch Krieg führen durfte, anſehnlich genug war. Was brauchte er weiter, um nach ſeiner Art glücklich zu ſeyn?

Da er Wein und Geld gefunden hatte, unterſuchte er die übrigen Beſtandtheile der Erbſchaft nicht genau und bekümmerte ſich wenig darum, daß eine große Laſt hypothekariſcher Schulden das Gut drückte. Seine erſte Sorge war, ſich einen grundgelehrten franzöſiſchen Koch zu ver-

ſchreiben. Die alte Köchin, die ihm in ſeinen jüngeren Jahren manchen delikaten Eierkuchen gebacken hatte, erhielt ohne Barmherzigkeit ihren Abſchied, weil ſie nur gemeine Hauskoſt zu bereiten verſtand. Der neue Koch hingegen ſchlug trefflich ein. Er lief ſogar Trudchen den Rang ab, die ſein Herr bis jetzt für unübertreffbar gehalten hatte.

Die benachbarte Ritterſchaft bekam bald Witterung von der guten Küche in Pampelhauſen, und Fliegenſchwärme von ungeladenen Gäſten zogen dahin, die ſich mit altdeutſcher Freimüthigkeit ſelbſt zu Tiſch baten. Herr von Pampel gab anfangs mit vieler Bereitwilligkeit offne Tafel, ward aber des Dings bald überdrüſſig. Die Herren Nachbarn, meiſtens wilde Jäger, tranken den Wein, der ihnen nichts koſtete, wie Waſſer, verführten im trunkenen Muthe die tollſte Wirthſchaft, kehrten das oberſte zu unterſt und tummelten ihren freigebigen Wirth, daß er hätte ſchwarz werden mögen. Das taugte nicht in ſeinen Kram. Er war gewohnt, ein Stündchen nach Tiſche zu ſchlummern, oder wenigſtens ſeinen Körper aller zwängenden und drückenden Feſſeln zu entledigen, ſich ſo auf den Sopha zu lagern und in einem Mittelzuſtande zwiſchen Schlaf und Wachen der Verdauung obzuliegen. Dazu ließen es aber die lärmenden Schmausbrüder nicht kommen. Sie hetzten ihn wie einen Haſen im Zimmer herum, ſpielten mit ihm Fangeball und lachten ihn vollſtimmig aus, wenn er keuchend um Ruhe bat. So ging es einen Tag wie den andern. Der gute Pampel ward bei dieſen Strapatzen endlich ganz krank. Die Schmarotzer trieben dennoch ihr Unweſen nach wie vor, und erhoben ſich noch dadurch zu Idealen unartiger und unbeſcheidener Gäſte, daß ſie an andern Orten von ſeiner Küche und ſeinem Keller verächtlich ſprachen, und über die Beſchaffenheit ſeiner Tafel,

die ihnen immer noch nicht gut genug war, ein loſes Maul hatten.

Das kam ihm zu Ohren, und er machte nun, um ſich an den Verläumdern zu rächen und ſie überhaupt los zu werden, ihre Afterreden wahr. Er ſetzte ihnen unter den erbärmlichſten Klagen über ſchlechte Zeiten ein einziges kahles Gerücht vor, und damit ſchabab! Sie ſahen ſich rechts und links nach mehreren Schüſſeln um, verzogen den Mund über den jungen, eſſigſauren Kopfreißer, den ſie zu trinken bekamen, und blieben zuletzt, als ſich dieſe neue Tafelordnung durchaus nicht änderte, von Pampelhauſen glücklich weg. Thomas lachte ins Fäuſtchen, aß und ſchlief nun wieder ſo ungeſtört als zuvor, und empfahl den gelungenen Schmarotzerbann allenthalben als ein treffliches Hausmittel, ſich von ſolchen zudringlichen Gäſten zu befreien.

Da er aber nicht immer eſſen und trinken und ſchlafen konnte, und ein abgeſagter Feind von andern Beſchäftigungen war, ſo wurden ihm mitunter in ſeinem einſamen Schloſſe die Tage ſchrecklich lang. Er verſah ſich deßhalb mit einem Hausnarren und wählte dazu den Dorfbarbier, der in der ganzen Gegend als Luſtigmacher berühmt war. Wenn Doktor Blaſſert in der Schenke nur den Mund aufthat, wollte ſich die geſammte Trinkgeſellſchaft vor Lachen ausſchütten. Er war in Pampelhauſen das, was vor Zeiten bei der königlich-franzöſiſchen Schweizergarde ein bekannter Poſſenreißer — der von ihr ſogenannte Loustic — war, der es in ſeiner Gewalt hatte, durch eine einzige Fratze, die er ſchnitt, das ganze aufmarſchirte Regiment in einen tobenden und, ſo zu ſagen, anſteckenden Jubel ausbrechen zu laſſen; denn die gläubigen Lacher wußten oft auf dem rechten Flügel kein Wort davon, was für

eine Schnurre der Herr Loustic auf dem linken gemacht hatte.

Blaffert übte vor Zeiten sein Pickelhärings-Talent auf der Storcherbühne eines gravitätischen Zahnbrechers und Wurmdoktors, dessen Famulus und Lockvogel er war. Seine bunte Harlekinsjacke und spitze Kappe, sein schwarzer, gemalter Schnurrbart und seine fröhlichen Schwänke belustigten die Jahrmarktsgäste ungemein. Mancher Kranke lachte sich über ihn gesund, und schrieb nachher seine Genesung den gekauften Pillen des Charlatans zu. Blafferts Späße konnten auch noch jetzt, nach einer langen Reihe von Jahren, das Marktschreiergerüst, wo sie vormals geglänzt hatten, nicht verläugnen, und er fand in den Zeitungen, die er dem Herrn von Pampel gewöhnlich vorlas, nichts anziehender, als die Ankündigungen der Universalarzneien und Wunderessenzen, sammt den damit verwandten Selbstrezensionen eitler Schriftsteller, und den Trompeterstückchen derjenigen Buchhändler, die ihren Kram mit schmetternden Tönen ausblasen. Herr von Pampel hingegen gab den einladenden Anzeigen der Pastetenbäcker und Garköche den Vorzug, und ließ sich die Berichte der italienischen Kaufleute, daß sie Austern, Kaviar und mehrere solche Leckereien erhalten hätten, zwei und drei Mal vorlesen, ob er gleich bisweilen wegen der Entlegenheit des Orts, wo dergleichen Schleckerwerk zu verkaufen war, nicht die geringste Hoffnung hatte, etwas davon zu genießen. Er freute sich auch alle Jahre auf des Hamburger unparteiischen Correspondenten treuliche Mittheilung des Küchenzettels vom Lord-Major-Schmause in London, der besonders im Jahr 1805 sehr merkwürdig war, indem er hundert Terrinen Schildkrötensuppe, neunzig Schüsseln mit gebratenen Spanferkeln, Fasanen, Schnepfen und Trut-

hühnern, nebst zwanzig andern Gerichten enthielt, und einen bedenklichen Kontrast mit dem Stroh und den Baumblättern machte, welche zu gleicher Zeit die unglücklichen, mit Krieg überzogenen Deutschen in Schwaben und Baiern aßen, und zwar — wie sich viele starrköpfige politische Kannengießer schlechterdings nicht ausreden lassen — darum essen mußten, damit indessen die Herren Engländer ihre Fasanen in Ruhe und Frieden verzehren konnten.

Blafferts Zeitungsvorträge wurden oft wider seinen Willen, durch die falsche Aussprache fremder Wörter, sehr lustig. Doch bekamen ihm dergleichen Stolpriane nicht so übel, als einem gewissen Hofnarren, der seines Handwerks ein Müller war, und, neben dem Amte eines Possenmachers, die martervolle Obliegenheit hatte, seinem Monarchen (der nun längst entschlafen und dessen Reich aus der Reihe der selbstständigen Staaten verschwunden ist) die Zeitungen vorzulesen. Da konnte es denn nicht fehlen, daß der unwissende Tropf alle Augenblicke ein französisches oder englisches Wort jämmerlich radbrechte. Sobald dieß geschah, befahl der König inne zu halten, und zeigte mit der Hand auf eine dünne hölzerne Scheibe, die im Lesezimmer bereit lag. Zitternd ergriff sie der lustige Rath, und bedeckte damit, wie mit einem Schilde, sein erbleichtes Gesicht; doch mußte die Nase frei und unbeschirmt aus einer Oeffnung in der Mitte des Brettes hervor ragen. So stellte er sich an die Thür; der König setzte ein Blasrohr an den Mund, und traf mit einer porzellanenen Kugel sein Ziel stets so gewiß, daß der unglückliche Lektor eine geschwollene Nase davon trug.

Nicht so grausam verfuhr der Monarch von Pampelhausen. Er lachte seinen Vorleser blos aus, oder schalt ihn höchstens einen dummen Hanswurst.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der untreue Seckelmeister und der französische Beutelfeger.

Blaffert steckte dergleichen Injurien gelassen ein, und machte sich dabei in Gedanken das Kompliment, daß er doch nicht auf den Kopf gefallen sey. Er war auch in der That verschlagen genug, im Rohre Pfeifen zu schneiden und den Herrn von Pampel darnach tanzen zu lassen. Zu solchen Bällen gab es oft Gelegenheit, da nach und nach der Pfeifer dem Tänzer unentbehrlich ward. Alle Geschäfte desselben gingen durch seine Hände. Diese hatten aber den unglücklichen Naturfehler, daß immer ein Theil des Geldes, das sie auf herrschaftliche Rechnung auszahlen sollten, an ihnen kleben blieb. Ein Mensch mit solchen häßlichen Händen schickt sich freilich nicht zu einem Haushalter und Schatzmeister; doch unser Herr von Pampel, der mit sehenden Augen blind war, ließ ihn ohne den geringsten Argwohn diese Aemter verwalten, glaubte alles, was er sagte, unterschrieb alles, was er ihm vorlegte. Blaffert war seine rechte Hand, sein Vertrauter, sein geheimer Rath, sein General-Gewalthaber; und er prieß sich, da er immer dicker und bequemer ward, überaus glücklich, einen solchen gewandten Diener zu besitzen, der ihm alles — besonders den Beutel — so leicht machte.

Das Leben eines trägen, unthätigen Landritters ist ein

ewiges Einerlei. Seine Tage kommen und gehen ohne Freude, ohne Leid; er ißt und trinkt, verträumt die übrige Zeit in einem dumpfen Hinbrüten, und alles, was außerhalb seiner Dorfgränze geschieht, ist ihm so gleichgültig, daß ihm, wenn er das erste Wort von einem länderverwüstenden Erdbeben oder von der Schlacht bei Austerlitz hört, die glimmende Tabackspfeife dabei nicht ausgeht. Ein solches pflanzenartiges Wesen war Herr von Pampel geworden, seitdem er seinen Landsitz bewohnte. Wir können daher über eine ziemliche Reihe von Jahren, die er so einförmig verlebte, mit dem Flederwisch fahren und uns dadurch für den langen Aufenthalt schadlos halten, den uns seine frühern Thaten, als Referendar und Erbschleicher, verursachten. Einige kleine Merkwürdigkeiten, die sich in jenem öden Zeitpunkte ereigneten, dürfen jedoch nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden.

Thomas war ungefähr seit drei Monaten unumschränkter Herr von Pampelhausen, als er einen Brief von seiner Universitätsfreundin erhielt, die seinen Regierungsantritt erfahren hatte. Sie erinnerte ihn mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken an sein Herzensversprechen, erbot sich dagegen zu treuen Liebesdiensten in der Küche, und rühmte sich, um ihn recht lüstern zu machen, sie habe in neuern Zeiten ihre Kenntnisse sehr erweitert und werde ihn mit Götterspeise überraschen. Allein dieser Magnet zog nicht. Der französische Koch hatte ihn unwirksam gemacht. Thomas schrieb zurück: er sey über den Tod seines Vaters noch ausser sich, habe für Lebensfreuden keinen Sinn, und würde vor der Hand einen grämlichen Ehemann abgeben. Es sey daher rathsam, eine bessere Gemüthsstimmung abzuwarten. Sobald diese sich einstelle, werde er ohne weitere Anregung davon Notiz geben. Trudchen verstand,

was das sagen wollte, und kümmerte sich um ihren ungetreuen Korydon nicht weiter.

Der französische Koch, der sie ausgestochen hatte, war ein windiger, aufgeblasener Gauner, der sich das Ansehen gab, als ob er einem deutschen Edelmann eine große Ehre erzeigte, daß er für ihn kochte und — ihn prellte. Er steckte mit dem allvermögenden Haushofmeister unter einer Decke, und ihr gnädiger Herr empfand bald, daß er sich nicht nach der seinigen gestreckt hatte. Es fror ihn an die Beine; er konnte sich aber nicht entschließen, sie an sich zu ziehen. Blaffert deckte ihn von Zeit zu Zeit mit dem Mantel einer Anleihe, die er verschiedenen wohlhabenden Leuten — unter andern einem gewissen Jeremias Rechenknecht, der im nächsten Städtchen ein angesehener Kauf- und Handelsmann war — abzuschwatzen wußte, und so ging die lustige Wirthschaft noch eine Weile ihren Gang. Herr Rechenknecht schmauste selbst wacker mit, um auch durch den Mund von seinen vorgeschossenen Kapitalien Nutzen zu ziehen. Er kam an jedem Sonn- und Festtage mit seiner alten Hausehre und seinen sieben ungerathenen Ehepflänzchen angefahren, und es entstand zwischen ihm und dem Herrn von Pampel eine vertraute Freundschaft, die sie durch wechselseitige Einzeichnung ihrer Namen in ihre Stammbücher besiegelten. Der Kaufmann that dieß auf eine besonders witzige Art, die ihn nachher, wie wir bald sehen werden, in einen sonderbaren Rechtshandel verwickelte.

Dieser Becher- und Stammbuchs-Freundschaft ungeachtet, wollte er mit seinen Füchsen nicht mehr vorspannen, als er nach einiger Zeit mit Schrecken gewahr wurde, daß der Karren seines Schuldners tief im Kothe steckte. Andere Kapitalisten, die dieß ebenfalls bemerkten, folgten seinem Beispiel, und behielten hartnäckig ihre goldnen

Roſſe im Stalle, ſo viel Mühe ſich Blaffert auch gab, ſie herauszuholen. So nöthigten die undienſtfertigen Menſchen den Herrn von Pampel, ſich zu mancherlei unangenehmen Einſchränkungen zu bequemen, und beraubten ihn endlich ſogar ſeines Augapfels, des trefflichen Kochs, den er in Gnaden entlaſſen mußte, weil er ihn nicht länger beſolden und beſchäftigen konnte. Der Franzmann machte ſich wenig daraus: denn er hatte während ſeines Aufenthalts unter den deutſchen Bären — wie er zu ſagen beliebte — ſeine Taſchen ſo gefüllt, daß er für ſein ganzes Leben genug hatte. Er ging in ſein hochgelobtes Vaterland zurück, um ſich dort zur Ruhe zu ſetzen und für ſich allein zu ſieden und zu braten. Der Schuft nahm lachend Abſchied, und ſein Herr weinte ſich die Augen roth. Nun ward die alte, verſtoßene Köchin wieder an den Herd berufen, und verſah ihren Dienſt zwar nicht mit franzöſiſcher Feinheit, aber mit deutſcher Ehrlichkeit.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Buchmacher. — Klagelieder Jeremiä, aber nicht des Propheten.

Was half's, daß die gute Mutter beim Einkauf Heller und Pfennige sparte, da ihr Vorfahr Gold über Gold verschwendet und in seinen Sack gesteckt hatte? Es fehlte bisweilen an dem kleinsten Sümmchen, das sie zu Ausgaben brauchte, und Herr von Pampel, der sonst immer, gleich dem bekannten Schwelger Lucullus, getafelt hatte, mußte sich jetzt oft mehrere Tage hinter einander, wie Don Ranudo de Colibrados, mit trocknen Kartoffeln begnügen. In diesen Fastenzeiten war er sehr grillig, und der Hausnarr hatte seine liebe Noth. Er sollte durchaus Geld schaffen, und weder Jude noch Christ wollte leihen.

An einem solchen Angsttage las er von ungefähr in den Zeitungen, daß ein Gelehrter, der eine von ihm verfaßte Schrift einem Fürsten zugesandt hatte, mit einer goldnen Dose voll Dukaten dafür belohnt worden sey. Dergleichen Beschenkungen waren damals noch so selten, wie sie es jetzt wieder werden, da die gewaltige Lüsternheit nach goldnen Dosen, die in den letztern Jahren eine Menge Schriftsteller und Schriftstellerlinge befiel, einen Fürsten nach dem andern bewogen hat, alle darauf abzweckende Büchersen-

dungen öffentlich zu verbitten.* Der Bartputzer hatte von der Austheilung eines solchen Gnadenlohns noch nie ein Wort gehört oder gelesen. Er machte daher bei jener Nachricht große Augen; sie schien ihm ein gefundener Schatz, und er rannte spornstreichs mit dem Zeitungsblatt aufs Schloß, wo eben wieder ein Gericht Kartoffeln für die herrschaftliche Tafel gekocht wurde. „Heisa, lustig, gnädiger Herr!“ rief er und sprang wie ein Böcklein ins Zimmer. „Hier sind goldne Dosen mit goldnem Schnupftaback zu verdienen! — — Schnapp! hat man sie weg, wenn man ein Buch schreibt; und das muß doch keine Hexerei seyn, da so viele geschrieben werden.“ —

„Was soll das Narrengeschwätz?“ sprach Herr von Pampel, den die nahe Aussicht auf seinen Kartoffelschmaus ärgerlich machte. „Schaff' Er Geld, und bleib' Er mir übrigens mit Seinem armseligen Spaß vom Leibe!“

„Ich spaße bei meiner Seele nicht! Hier steht's schwarz auf weiß!“ fiel Blaffert ein, und las den Zeitungsartikel vor. „Frisch zur Feder gegriffen, gnädiger Herr! Sie sind ein Gelehrter, schreiben Sie ein Buch, schicken Sie's an den Fürstenhöfen herum, und Sie werden ein steinreicher Mann!“

„Das wäre nicht übel!“ versetzte Pampel. „Aber was soll ich schreiben? Etwa ein Kochbuch? — Von andern Dingen versteh' ich, unter uns gesagt, so viel wie nichts.“

„Nun gut, ein Kochbuch!“ rief der Bartscheerer. „Und ich schreib' ein Werkchen über Barbiermesser, so wird uns Beiden geholfen.“ —

Die Buchmacher arbeiteten nun rasch und fudelten in

* In dem Reichsanzeiger und den Hamburger Zeitungen vom Jahre 1806.

vierzehn Tagen eine gute Anzahl Bogen zusammen. Die Druckkosten schoß Jeremias vor, weil man ihm versprach, daß einige der goldenen Dosen, die man erwartete, zur Tilgung seiner ältern Forderungen angewandt werden sollten. Zwanzig Prachtexemplare gingen, von demüthigen Bettelbriefen begleitet, an Kaiser, Könige und Kurfürsten ab. Aber diese Bemühungen waren so fruchtlos, als streute man Saamen ins Meer. Die meisten beschenkten Höfe übergingen die Sache mit Stillschweigen, und die wenigen einlaufenden Antworten waren schlimmer als keine; denn die Prachtexemplare kamen mit ungnädigen Zuschriften zurück, und die Absender mußten die Postfracht bezahlen. Große Bestürzung! Der Rathgeber hatte den einzigen Gewinn dabei, daß er von seinem gnädigen Herrn ein Paar Ohrfeigen bekam.

Jeremias war sehr begierig, die goldenen Dosen zu sehen, auf die man ihn angewiesen hatte. Er fragte fleißig darnach und brachte immer eine Waage mit, um sie auf der Stelle zu wiegen. Man verschwieg ihm anfangs, daß die Spekulation völlig verunglückt war, und hielt ihn von einem Posttage zum andern mit Vertröstungen hin. Endlich aber ward er verteufelt grob und sagte den beiden Buchfabrikanten ins Gesicht: sie verheimlichten die erhaltenen Fürstengeschenke, um ihn zu hintergehen und ihn immer mit leeren Händen abziehen zu lassen. Nun war kein Rath, sie mußten mit der nackten Wahrheit herausrücken. Jeremias geberdete sich entsetzlich, als er das letzte Ankertau gerissen und den Schiffbruch seiner Kapitale vor Augen sah. Klagen und Thränen wechselten mit Flüchen und Verwünschungen ab. Vergebens suchte man ihn zu beruhigen. Er warf trotzig den Hut auf den Kopf, lief ohne Abschied davon, schimpfte die ganze Treppe hinab,

und drohte noch unten im Hofe mit dem Arm der Gerechtigkeit.

Herr von Pampel kannte die Gewalt dieſes Arms und gerieth in Angſt. „Fürchten Sie ſich nicht!“ ſagte Blaffert: „Ich ſtehe dafür, daß Ihnen Rechenknecht kein Haar krümmen ſoll. Das Blättchen wird ſich wenden; wir werden ihn vor Gericht ziehen, ihm Quartier im Schuldthurm verſchaffen.“ —

„Er redet wie betrunken!“ fiel der Edelmann ein. „Was können wir dem Kaufmann thun? Er iſt uns nichts ſchuldig.“ —

„Mir nicht, aber Ihnen!“ verſetzte der Barbier. „Sie haben, ohne daß Sie's wiſſen, einen förmlichen Wechſel von ihm in den Händen. Zeigen Sie mir einmal Ihr Stammbuch!“

Er bekam's, ſchlug Rechenknechts Namen auf und las laut:

Pampelhauſen, am Tage Johannis des Täufers, 1792.

Gegen dieſen meinen Sola-Wechſelbrief zahle ich Endesunterſchriebener an den Hochwohlgebornen Beſitzer dieſes Stammbuchs, salvo titulo, Herrn Thomas von Pampel, von dato an bis zum Schluß meiner Lebensbude, treue Freundſchaft und Liebe. Valuta habe von Hochdemſelben in vollwichtiger Gegenfreundſchaft erhalten, entſage deßhalb allen Ausflüchten, unterwerfe mich dem Wechſelrecht und nehme Gott zu Hülfe.

An mich aller Orten, wo ich anzutreffen.

Jeremias Rechenknecht,
Kaufmann in Katzloch.

„Nun, was will Er denn da herausklauben?“ ſagte Pampel.

„Wie kann ein Rechtsgelehrter ſo fragen!“ verſetzte der Barbier. „Iſt es nicht ein Wechſel, der Hand und Fuß hat? — Rechenknecht macht ſich darin anheiſchig, Ihnen Freundſchaft und Liebe zu zahlen bis an ſeinen Tod. Dieſe Zahlung ſtellt er jetzt ein, indem er Sie feindlich verklagen will. Sie können ihn alſo nach Wechſelrecht belangen, können ihn beim Kopf nehmen laſſen; und, denken Sie an mich, wenn er in den Thurm kriechen ſoll, kriecht er lieber zum Kreuz und gibt Ihnen Nachſicht.“ —

„O, du pfiffiger Satan!“ rief Herr von Pampel. „Das iſt bei meiner Seele ein glücklicher Einfall!“

„Muß aber ſchnell ausgeführt werden,“ fiel Blaffert ein. „Laſſen Sie anſpannen, wir wollen dem alten Jeremias die Hölle heiß machen.“

Drei oder vier Stunden nachher trafen ſie in Katzloch ein und hielten vor ſeiner Thüre. Er war ſelbſt noch nicht lange von Pampelhauſen zurück, und klagte eben ſeiner Gemahlin, wie ſchlimm es dort ausſah. Da kamen die Füchſe in der Fabel und verlangten höflich, mit ihm unter ſechs Augen zu ſprechen. Ein Hoffnungsflämmchen ſtieg in ihm auf. Er führte ſie geſchwind in ſeine Schreibſtube und glaubte unter Weges, ſie wären in ſich gegangen und brächten noch einige verläugnete goldene Doſen. In dieſer Meinung ward er beſtärkt, als Herr von Pampel, ſobald ſie allein waren, in die Rocktaſche griff. Aber er zog nichts als das Stammbuch heraus, hielt dem Kaufmann ſeinen Namen vor die Augen und fragte, ob er ſich zu dieſer Unterſchrift bekenne. Rechenknecht platzte, nichts Arges befahrend, mit einem raſchen Ja heraus und traute

kaum seinen Ohren, als man ihn verständigte, daß seine nach Wechselrecht verschriebene Freundschaft nicht gestatte, den Herrn von Pampel als Schuldner in gerichtlichen Anspruch zu nehmen.

„Das will ich euch lehren, ihr Schwindler!“ rief Jeremias und lachte so grimmig, daß die Leute auf der Gasse stehen blieben. „Ich übergebe, daß ihr's wißt! — noch heute übergeb' ich die Sache meinem Advokaten.“ —

„Und wir“ — fiel Blaffert ein — „wir gehen augenblicklich auf's Rathhaus, um Wechselarrest gegen Sie zu verhängen.“ —

„Geh er zum Teufel und seiner Großmutter!“ schrie Jeremias und gab dem Barbier einen Schupp. Dieser riß ihm die Perücke vom Kopfe und schlug sie ihm rechts und links um die Ohren. Der Kaufmann schrie mörderlich nach Hülfe. Zwei Ladenbursche stürzten herein: drei Möpse fielen dem Barbier in die Beine; Jeremias ergriff ein spanisches Rohr, Blaffert zog ein Barbiermesser blank. Aber Herr von Pampel warf sich mit seiner ganzen Dicke und Breite zwischen die Kämpfer, und deckte so den Rückzug seines Knappen, dem Menschen und Hunde zu Leibe wollten.

Blaffert und sein Herr erreichten ohne weiteres Handgemenge die Gasse. Gräuliche Schimpfreden wetterten ihnen jedoch aus dem Laden bis an die Pforte des Rathhauses nach. Der wohlweise Senat war gerade wegen wichtiger Angelegenheiten der Stadt vollzählig versammelt. Herr von Pampel ließ sich anmelden, erhielt Audienz, produzirte seinen Stammbuchswechsel, entdeckte freimüthig, in welchen Verhältnissen er mit dem Kaufmann Rechenknecht stand, und trug am Ende darauf an, diesen treulosen Freund als Wechselschuldner zu verhaften.

Keine Feder beschreibt die Verlegenheit des Magistrats, der aus lauter guten, ehrlichen Handwerkern bestand. Ein solcher kritischer Fall war auf dem Rathhause in Katzloch noch nicht vorgekommen. Auch der Stadtschreiber wußte sich nicht zu helfen, ungeachtet er die Rechte bis an den Hals studirt hatte. Als Pampel sah, daß die guten Herren zwischen Thür und Angel steckten, drang er immer heftiger auf schleunige Justiz. Sie beschlossen endlich, zwischen den Parteien die Güte zu pflegen. Der Rathsdiener war beordert, den Beklagten vorzuladen. Rechenknecht erschien mit trotzigen Mienen und Geberden; denn er machte sich wenig aus den Herren des Raths, weil sie sämmtlich nicht so reich waren als er. Pampel bot die Hand zum Vergleich und verlangte nichts weiter, als daß der Kaufmann gerichtlich angeloben sollte, ihn in den nächsten zwanzig Jahren weder zu verklagen noch zu mahnen. „Nicht so viel Stunden geb' ich Ihnen Nachsicht!" antwortete Jeremias. „Thun Sie, was Sie wollen!" sprach Pampel. „Ich wende mich nun an Sie, mein Herr regierender Bürgermeister, und bitt' um gehöriges Verfahren nach der Strenge des Wechselrechts." — Der Konsul und die übrigen Rathsmänner sahen einander beklommen an und zuckten die Achseln. „Sollten Sie mir" — fuhr Pampel mit Nachdruck fort — „Gerechtigkeit verweigern, so seh' ich mich gezwungen, bei der hohen Landesregierung darüber Beschwerde zu führen." —

Das wirkte mächtig. Alle Senatoren erhoben ihre Stimmen gegen den Kaufmann, beschuldigten ihn unbilliger Härte, ermahnten ihn zur Nachgiebigkeit; und da er sich dennoch zu keinem Vergleich bequemen wollte, kündigten sie ihm Arrest an. Er brach in ein beleidigendes Hohngelächter aus. Darüber ergrimmte der Bürgermeister, klin-

gelte dem Rathsdiener, und befahl mit donnernder Stimme, drei Mann Bürgerwache mit Ober- und Untergewehr zu bestellen.

Jeremias knirschte mit den Zähnen. Er, der Fürst der Kaufleute in Katzloch, konnte sich unmöglich so beschimpfen lassen; er wollte lieber Haus und Hof verlieren. Darum bat er, den gegebenen Befehl zur Mobilmachung der Bürgermiliz zu widerrufen. „Ich sehe doch," sprach er mit einem verächtlichen Blick auf den Herrn von Pampel, „daß mir dieser feine Edelmann die schuldige Summe von tausend Reichsthalern nimmer bezahlen kann; es kommt mir also nicht darauf an, ihm zwanzig und dreißig Jahre, und allenfalls bis an den jüngsten Tag, Nachsicht zu geben." —

„Ich acceptire diese Erklärung," sprach Herr von Pampel, „und ersuche den Herrn Stadtschreiber, darüber ein Protokoll abzufassen."

„Meinethalben!" sagte Jeremias. „Doch behalt ich mir vor, bei Ihrem Concurs, der wahrscheinlich vor der Thür ist, meine Forderung zu liquidiren, und Ihren hier gegenwärtigen Unterhändler, der mich eigentlich um mein Geld geschnäutzt hat, mit Fußtritten aus meinem Hause zu weisen, wenn er sich wieder darin betreten läßt."

„Herr! fuhr Blaffert auf: Befänden wir uns nicht an heiliger Gerichtsstelle, ich wollt Ihnen wohl zeigen, daß ich die tölpische Kunst, die Sie an mir ausüben wollen, eben auch verstehe!" —

„Still, meine Herren!" unterbrach ihn der Stadtschreiber: „Keine Injurien und überhaupt Ruhe, damit ich meine Gedanken zusammen nehmen und protokolliren kann!" —

Die Zänker schwiegen, aber ihre stummen Mienen setzten den Streit lebhaft fort. Mancher Schauspieler hätte

bei dieſer Scene viel lernen können. Als die Regiſtratur nach mancher zerkauten Feder fertig und vorgeleſen war, ermahnte der regierende Bürgermeiſter, kraft ſeines Amts, die Parteien, ſich friedlich nach Hauſe zu verfügen, und ſie zogen, nachdem ſie noch einige Dolchblicke gewechſelt hatten, auf verſchiedenen Wegen ab.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Die Glücksreiſe. — Die Wette. — Der Güterbeſchauer.

Jeremias machte ſeinem Propheten-Namen Ehre: der Concurs, den er auf dem Rathhauſe geweiſſagt hatte, brach nach wenigen Monaten aus; Pampelhauſen ward öffentlich verſteigert und Herr Thomas gerichtlich bedeutet, das Schloß ſeiner Väter zu räumen. Er wußte nicht, wohin er ſein Haupt legen ſollte, und quartirte ſich vor der Hand bei dem Bartpfleger* ein.

Dem war an dieſer Ehre wenig gelegen. Sein vornehmer Gaſt wollte täglich gut leben und zahlte kein Koſtgeld; denn er hatte nicht einen Groſchen im Vermögen. Blaffert, der lieber nahm, als gab, wünſchte daher ſehnlich, er möchte bald wieder abziehn, und munterte ihn täglich auf, ſein Glück an ausländiſchen Höfen zu ſuchen.

„Ei, das wäre mein Caſus!“ rief Pampel. „Da würde mir's gehn, wie meinem Kochbuche! — Ich kann nicht ſchmeicheln, und verſteh' überhaupt nichts von Hofkünſten.“ —

„Was thut das?“ verſetzte der Barbier. „Sie ſind ein alter Edelmann, das iſt genug! Alles übrige gibt ſich wie's Griechiſche.“ —

* So überſetzt ein ſonſt achtungswerther Sprachkenner die Barbierer ins Deutſche.

So ward mehrmals über dieſes Kapitel geſprochen. Am Ende ſagte Thomas: er würde ſich allenfalls entſchließen, auf Glücksabenteuer auszuziehen, wenn ihn Blaffert als Kammerdiener begleiten wollte; ſonſt geh' er nicht von der Stelle. Was wollte der Bartpfleger machen? Er war in der Lage jenes Mannes, der ſein Haus in Brand ſteckte, um ſich von einem überläſtigen Kobold zu befreien; doch, indem die Flamme aufſtieg und er mit verhängtem Zügel davon ritt, ſprang der Geiſt hinten aufs Pferd. — Eben ſo unmöglich war es dem Barbier, ſich ſeines Gaſtfreundes zu entledigen. In der Gefahr, ganz von ihm aufgezehrt zu werden, mußte er aus der Noth eine Tugend machen, und ſich, unter dem Schein treuer Anhänglichkeit, zu der angetragenen Kammerdienerſtelle willig finden laſſen. Er brachte durch den Klingelbeutel eines bittlichen Umlaufs, den er, in Pampels Namen, doch ohne deſſen Vorwiſſen, bei dem Landadel in einem Kreiſe von zwanzig Meilen herum trug, über hundert Thaler Reiſegeld zuſammen. Die Abenteurer beſtiegen hierauf den Poſtwagen und fuhren ſchnurſtracks nach Berlin.

Das iſt nun gerade nicht der Ort, wo träge Dickbäuche ihr Glück machen. Deſſen beſchied ſich Herr von Pampel ſogleich ſelbſt, als er den lebhaften, regſamen Geiſt der Einwohner und ihre Thätigkeit bemerkte, die ihm gar nicht gefiel. „Iſt das nicht ein Rennen und Laufen!“ ſprach er: „Alles ſo unruhig wie der Perpendickel einer Uhr! Ich danke ſchön, mich unter dieſe Leute zu miſchen; ſie würden mich bald zu Tode hetzen.“ — So ſank ihm auf Ein Mal der Muth, ſeine willigen Dienſte in Berlin anzutragen. Er nahm ſich vor, nur einige Tage dort zu raſten, dann weiter zu reiſen, und Menſchen aufzuſuchen, die ſich zu ſeinem Phlegma beſſer ſchickten. Aber auch Ruhe gönnte man ihm nicht in Berlin.

In dem Hotel, wo er abgetreten war, ging täglich ein junger Fant ein und aus, der ſich ſchämte, ein Deutſcher zu ſeyn, und in allen Dingen ein Affe der Engländer war. Unter andern bot er bei jeder Gelegenheit Wetten an, weil ſeine Vorbilder dieſes Wageſpiel lieben. Einſt ſaß er, die Zähne ſtochernd, an der Speiſetafel und heftete mit ungeſitteter Frechheit ſeine Augen lange auf den Herrn von Pampel, mit dem er noch kein Wort geſprochen hatte und deſſen Namen er nicht einmal wußte. „Ich wette," hob er, ohne weitere Vorrede, mit einem ungeſchmeidigen Ton an, „ich wette ſechs Friedrichsd'or, daß Sie, mein Herr, nicht im Stande ſind, die Friedrichsſtraße hier in Berlin von einem Ende bis zum andern in einer Stunde zu gehn." —

„Das wär' ein Streich!" rief Herr von Pampel, ungeachtet er noch nicht die Ehre hatte, die Friedrichsſtraße zu kennen und ihm unbewußt war, daß dieſe Rieſenſtraße einem raſchen Fußgänger genug zu ſchaffen macht, wenn er ſie, ohne zu traben, in einer halben Stunde durchwandern will. Alle Straßen, die Pampel bisher in andern Städten unter die Füße bekam, ließen ſich, ungeachtet er ſehr langſam und gemächlich zu ſchreiten pflegte, höchſtens in einer Viertelſtunde bezwingen: er glaubte alſo, auch mit dieſer fertig zu werden und einen ſchönen Thaler Geld zur Fortſetzung ſeiner Reiſe dabei zu erobern.

In dieſer Hoffnung trat er, von dem deutſchen Engländer und einigen andern Tiſchgenoſſen begleitet, den Wettgang muthig an. Sein Kammerdiener ging ihm zur Seite, und ſpornte ihn von Zeit zu Zeit durch leiſes Zuflüſtern, ſich tapfer zu halten. Er that auch wirklich Wunder in ſeiner Art, und legte den Weg vom Oranienburger Thore bis unter die Linden in drei Viertelſtunden zu-

rück. Hier bat er keuchend, ihn nur einen Augenblick auf einer Bank ruhen zu lassen. „Es kann doch wohl“ — sprach er athemlos — „bis ans Ende der Straße nur noch ein Katzensprung seyn? — Den will ich schon abthun, ehe meine Stunde schlägt.“ —

„Mein Guter,“ sagte der Engländer lachend, Ihre Wette geht total verloren! Sie haben bis jetzt ungefähr erst den dritten Theil der Rennbahn durchlaufen.“ —

Das bezeugten alle Anwesende. Pampel und sein Kammerdiener erblaßten. „Da schlag der Donner drein!“ rief Jener. „Sechs Friedrichsdor mit trocknem Munde verloren und fast das Leben dabei eingebüßt! — Zahl' Er aus, Blaffert! Aber künftig wollen wir das Wettlaufen unter Wegs lassen.“ —

Am folgenden Tage entschloß er sich zu einer Lustfahrt nach Charlottenburg. Er hörte, daß vor dem Brandenburgerthore immer Wagen dazu bereit ständen, und begab sich mit seinem Kämmerling dahin. Dieser ging zu Fuß voraus, um das Fuhrlohn zu sparen. Pampel erkletterte einen offnen, zehnsitzigen Rollwagen, der nur mit einem einzigen alten, schindeldürren und herzschlächtigen Rößlein bespannt war. „Wird mich das arme Thier wohl fortbringen?“ sprach er zu dem Jungen, der schmutzig und zerlumpt, wie eine Vogelscheuche, auf dem Bocke saß. „Oho!“ war die Antwort: „das Beest muß noch acht oder neun Menschen mehr trecken!“ — „Rasest du?“ rief Pampel. „Du bist ja ein wahrer Quälteufel gegen dein Pferd! Da sollte die Polizei mit dem Schwert oder mit dem Stock drein schlagen!“ — Der gefühllose Lump nahm diesen Ernst, der unserm Helden zur Ehre gereicht, für Scherz, und lud alle Welt auf seinem Wagen ein. Die Menschen-Kollekte kam nach und nach zusammen. Neun

Passagiere stiegen noch auf, und darunter waren ein Paar Bürger und Meister, die dem Herrn von Pampel an Gewicht wenig nachgaben. Sie und die übrigen Wagengenossen warfen aber keinen mitleidigen Blick auf das unglückliche Thier. „Junge," rief sogar Einer, „brauche deine Peitsche brav! Wir sind durstig." —

„Das bin ich immer," fiel Thomas ein, „aber es dünkt mich doch menschlich und billig, daß wir das elende Knochengerippe, das uns zu einer labenden Quelle führen soll, schonend behandeln." —

Die derbe Gesellschaft auf dem Wagen sah ihn mit Verwunderung an, und schien zu glauben, er habe heute schon zu viel aus einer solchen Quelle geschöpft. Niemand antwortete ihm; doch einige Frauenzimmer bewiesen die Weichheit ihres Gefühls, indem sie — ihn auslachten, und der Haderlump auf dem Bocke peitschte drauf los. Das Pferd schleppte mit dem letzten Rest seiner Kraft den Lastwagen mühselig fort; bevor es aber noch die Hälfte des Weges erreichte, ward es bis zum Hinsinken matt, konnte nicht mehr von der Stelle, und der Tod machte Anstalt, es auszuspannen.

Der Bursch eröffnete jetzt der unwilligen und immer auf stärkere Peitschenhiebe dringenden Gesellschaft: der Wagen müsse um eine oder mehrere Personen erleichtert werden. „Das sag' ich auch!" sprach Pampel. „Nun, so steige der Herr selbst herunter!" fuhr ihn ein Schlächtermeister an. „Er wiegt so schwer wie ein polnischer Mastochs, und spielte vorhin den Advokaten der alten Mähre!" — „Das that ich," entgegnete Thomas, „und ich schäme mich nicht des Mitleidens mit der seufzenden Kreatur. Ich war aber der Erste auf dem Wagen, und habe daher das Vorzugsrecht, darauf zu bleiben; denn nicht durch mich, sondern durch die später kommenden Passagiere, ward er überfrachtet."

„Wiſchiwaſchi!“ rief die ganze vorhandene und unter ſich einige Bürgerſchaft, und drängte den guten Thomas vom Wagen herunter. Der junge Lumpenwicht war ſo frech, Fuhrlohn von ihm zu fordern. Er fand ſich mit einigen wohlverdienten Stockprügeln ab, und machte der triumphirenden Geſellſchaft das Kompliment: er wolle ihr die Ehre überlaſſen, mit dem verſcheidenden Gaul zur Leiche zu gehen. Es erfolgten grobe Repliken; aber er ſtiefelte wie taub von dannen und nach der Stadt zurück.

Bei keinem der Unfälle, die ihm bisher begegneten, war er ſo unſchuldig, als bei dem jetzigen, da er wie unnützer Ballaſt ausgeladen wurde; und es ging ihm, als er nach einer langen und beſchwerlichen Pilgerſchaft ans Thor zurückkam, beinahe noch ſchlimmer. Der hier angeſtellte Viſitator (der ein Uebermaß von Doppelbier oder Doppelliqueur zu ſich genommen hatte, und daher doppelt ſah) trat ihm taumelnd in den Weg, betrachtete ihn von oben bis unten und betaſtete ſeinen Bauch. „Was haben Sie da drin?“ ſprach er mit ſchwerer Zunge. „So ein unförmlicher Wanſt iſt nicht Natur, iſt vermuthlich ein Magazin kontrebander Waaren, die Sie einpaſchen wollen!“ — Pampel hielt dieſe wunderbare Anfechtung für eine Sonntagslaune des Herrn Güterbeſchauers und ſchritt lächelnd fürbaß; aber zornig gebot ihm der Viſitator, ſich nicht vom Flecke zu rühren, und holte geſchwind den eiſernen Spieß, womit die zum Thore hereinkommenden Sandfuhren durchſtochen und geprüft werden, ob ſie unter der Hülle des Sandes Schleichwaaren enthalten. „Bei meiner Seele, Herr!“ — ſtammelte der Trunkenbold und ſetzte ihm die Lanze auf den Leib — „wenn Sie nicht augenblicklich aufknöpfen, ſo thu' ich, was meines Amts iſt!“ —

„Nu, nu, nur gemach!“ ſagte Pampel und riß die Weſte auf. Der Viſitator ſah jetzt, daß hier nichts zu fiſchen war und ging mürriſch fort, ohne um Verzeihung zu bitten.

Blaffert hatte ſeinen Herrn, wie eine Stecknadel, in Charlottenburg geſucht und kam erſt mit Einbruch der Nacht zurück. Thomas erzählte ihm ſeine Begegniſſe mit luſtiger Laune. „Damit mir aber“ — ſetzte er hinzu — „nichts Aergers hier widerfahre, ſo wollen wir morgen aufbrechen und tiefer in die Welt hinein reiſen.“ —

Ein heilſamer Entſchluß für ihre Kaſſe! Denn die Wirthsrechnung war ſo beſchaffen, daß ſie an die Ehre, in einem großen Hotel logirt zu haben, eine Weile denken konnten.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Der Onkel. — Die Hofbedienung. — Das einschläfernde Trauerspiel.

In der kleinen Residenz eines kleinen Fürsten hatte Herr von Pampel einen reichen Verwandten, von dem er sich Unterstützung versprach. Er richtete deßhalb seine Fahrt dahin, nahm auf der letzten Station Extrapost, um einen anständigen Einzug zu halten, und sein Reisegeld reichte gerade bis vor die Thür des alten Oheims.

Herr von Scharreisen — dieß war sein Name — hatte seit einiger Zeit eine heftige Antipathie gegen Posthörner. Er lief immer mit Herzklopfen ans Fenster, wenn er in der Nähe seines Hauses eins schmettern hörte, und war jederzeit froh, wenn diese Musik ihn nichts anging. Dieß Mal kam er nicht mit dem bloßen Schrecken davon. Die Courierchaise hielt vor der Thür, und mit Entsetzen erblickte er seinen brod- und heimathlosen Neffen, vor dessen Besuch ihm graute, seitdem er die öffentliche Versteigerung des Ritterguts Pampelhausen erfahren hatte. Er empfing ihn sehr frostig, und sein erstes Wort war die Frage: wie lang er bei ihm zu hausen gedenke. Thomas gab eine zweideutige Antwort, die seines Oheims Angst wenig verminderte.

Wenn man die beiden Herrn Spillmagen* — denn ihre Verwandtschaft schrieb sich von der Spille oder Spindel, das heißt: von der mütterlichen Seite, her — neben einander sah: so konnte man sich nicht enthalten, an die sieben fetten und sieben magern Kühe zu denken, von welchen dem König Pharao träumte.** Herr von Scharreisen war ein kleines Männlein, das im höchsten Grade die Darre hatte; doch war das nicht Krankheit, sondern er machte nur an seinem Körper die Probe, wie weit man durch Geizhunger die Abzehrung treiben könne. Seine gränzenlose Geldliebe zu schildern, ist folgender einziger Zug hinreichend. Er verstopfte sich, wenn er in öffentlichen Gärten spazieren ging, die Ohren mit Baumwolle, um zu den aufspielenden Musikanten, wenn sie das Notenblatt herumtrugen, sagen zu können: „Ich gebe nichts, denn ich habe von eurer Bierfidelei nichts gehört.“ —

Hätte Thomas nur irgend ein anderes Dach und Fach gewußt, er wäre gleich nach dem ersten Mittagsmahle, das ihm sein gastfeindlicher Ohm auftischte, weiter gezogen. Es fiel so knauserig aus, daß es sogar hinter den dürftigen Traktamenten, die er vormals unter Frau Juttens Scepter genoß, weit zurückstand. Der alte, schlaue Herr nahm sich fein in Acht, seinen bequemen und leckerhaften Neffen gut zu bewirthen. Er glaubte, Hunger und Durst würden die besten Druckwerke seyn, ihn bald wieder fortzuschaffen, und sie waren es wirklich.

„Herr Onkel“ — sprach er schon am zweiten Tage — „Sie haben wahrscheinlich Einfluß bei Hofe. Könnten Sie

* Mage oder Magen, ein altdeutsches Wort, das einen Blutsfreund bedeutet. Daher gibt's Schwertmagen und Spillmagen.

** 1 Mos. 41, 17—21.

mir wohl dort ins Brod helfen, damit ich Ihnen nicht zur Last fallen darf?“ —

Herr von Scharreiſen zuckte die Achſeln. „Der Fürſt,“ antwortete er, „liebt und hält einen zahlreichen Hofſtaat, hat aber wenig Einkünfte; es iſt kein Glück hier zu machen. Du ſollteſt dich lieber heute als morgen an andern Orten darnach umſehen.“

„Recht gern!“ ſagte Thomas. „Das Reiſegeld iſt mir nur, leider! ausgegangen. Wollten der Herr Onkel die Güte haben —“

„Um Gottes willen!“ fiel ihm dieſer haſtig ins Wort. „Ich kann dir mit keinem Pfennig unter die Arme greifen. Doch will ich augenblicklich einen Verſuch machen, ob ich Dir hier ein Dienſtchen verſchaffen kann.“ —

So trieb ein Keil den andern. Der Oheim ging ſchnell nach Hofe und kam nach Verlauf einer Stunde mit dem heiterſten Geſichte zurück. „Mon Neveu,“ ſprach er, „ich freue mich, dich als Kammerjunker zu begrüßen. Der Fürſt war ſo gnädig, wie ich ihn noch nie geſehen habe. Er brachte mir, als ich deinetwegen kaum den Mund geöffnet hatte, die Stelle gleichſam entgegen, nahm mein Erbieten, dich ihm erſt vorzuſtellen, nicht an, verließ ſich ganz auf meine Empfehlung und bewilligte dir mehr, als ich erwartete, nämlich: dreihundert Thaler Jahrgehalt und täglich freie Tafel bei Hofe.“ —

„Freie Tafel?“ rief Thomas. „O, beſter Onkel, das iſt allerliebſt, das war gerade mein Wunſch! Ich danke tauſend Mal —“

„Schon gut, ſchon gut!“ unterbrach ihn der Alte. „Kleide dich nur geſchwind an, damit du Sr. Durchlaucht ſogleich aufwarten und ſchon heute Platz an der Tafel nehmen kannſt. Ich bin ohnedieß mit meiner Küche nicht auf dich eingerichtet.“ —

Die zuvorkommende Gnade des Fürsten wäre ein kleines Wunder gewesen, wenn sie nicht ihren guten Grund gehabt hätte. Seine Finanzen bedurften eben einer starken Anleihe, die er bei dem Herrn von Scharreisen zu machen gesonnen war. Um diesem Antrage einen Weg zu bahnen, ergriff er mit beiden Händen die Gelegenheit, sich den reichen Mann zu verpflichten. Ob übrigens das Negoz zu Stande gekommen ist, das kümmert uns nicht und gehört nicht hieher.

Der neue Kammerjunker that an der Hoftafel seinem starken Nahrungstriebe so wenig Einhalt, daß dem Oberküchenmeister oft dabei die Haare zu Berge standen. Wie karg die Hofhaltung geführt wurde, läßt sich aus folgendem Vorfall ermessen.

Der Fürst besuchte täglich die Schauspiele, die eine wandernde Truppe gab. Hinter seinem Stuhle stand während der Vorstellung ein Kammerjunker, der nichts zu thun hatte, als ihm im dritten oder vierten Akt eine Tasse Chokolade zu reichen, die ein Hofkonditor im Schauspielhause kochte und durch einen Bedienten in die fürstliche Loge schickte. Aus dessen Händen empfing sie der Kammerjunker und präsentirte sie Sr. Durchlaucht.

Einst, als Herr von Pampel den Dienst hatte, blieb sie ungewöhnlich lange aus. Der Fürst sah sich mehrmals darnach um, und fragte endlich: „Ist die Chokolade noch nicht da?“ Pampel nahm dieß für einen Wink, ihre Ankunft zu beschleunigen. Er eilte zum Konditor. Dieser war mit seiner Arbeit fertig; es fehlte nur an einem Boten. Der Hoflakai, der dazu angewiesen war, ließ sich nicht sehn. In diesem Nothfalle war der dienstfertige Kammerjunker sogleich unbedenklich entschlossen, sich ein wenig zu erniedrigen und den Chokoladenbecher selbst in die Loge

zu tragen. Unter Weges kitzelte der Duft des Getränks seine Nase so lieblich, daß er sich nicht enthalten konnte, davon zu kosten, und ehe er sich's selbst versah, war die Tasse rein ausgeschlürft. Er erschrack, blieb sinnend ein Weilchen vor der Logenthüre stehn, ging dann zum Konditor zurück und sagte keck: die Chokolade habe dem Fürsten so trefflich gemundet, daß er sich noch eine Tasse ausbitten lasse. „Das überrascht mich!" sprach der Konditor. „Ich bin nicht darauf eingerichtet; denn seit Menschengedenken haben Ihro Durchlaucht immer nur Eine Tasse getrunken, und es passirt auch nur Eine in Rechnung. — Eh' ich nun wieder aus meinem Hause Chokolade hole und das Wasser zum Sieden bringe, vergeht eine Stunde, das Schauspiel ist vorbei, und ich riskire überdieß, die Chokolade aus meinem Beutel bezahlen zu müssen." — „Sie haben Recht!" erwiederte der Kammerjunker, seine Verlegenheit verbergend. „Seyn Sie nur ruhig; ich werde den Fürsten beschwichtigen." —

Er ging rasch zu ihm. „Ew. Durchlaucht," sprach er, „halten mir einen Fehler zu Gnaden, den ich aus Dienstеifer beging. Ich wollte, da gerade kein Bedienter bei der Hand war, die Chokolade selbst vom Konditor hieher tragen, aber ich strauchelt' in der Eil und verschüttete sie. Doch der Konditor macht schon wieder Anstalt —"

„Es mag nun bleiben!" sagte der Fürst lächelnd, und gedachte der Sache nicht weiter.

Ein andres Mal ging's unserm Kammerjunker im Schauspielhause viel unglücklicher. Es ward ein Trauerspiel in Jamben gegeben; von wem? — das ist dem Erzähler unbekannt; nur so viel weiß er gewiß, daß es nicht von Schiller war: sonst hätte das halbe Publikum nicht einschlafen können, wie schon im zweiten Aufzuge geschah.

Selbſt der Fürſt ſchloß die Augen und hinter ihm nickte Kammerjunker Pampel. Eine Weile gelang ihm die Kunſt, ſtehend zu ſchlafen; aber plötzlich verlor er das Gleichgewicht, fing an zu taumeln, wachte halb darüber auf, ergriff in der Angſt des Stürzens die fürſtliche Stuhllehne und erſchütterte ſeinen gnädigſten Herrn ſo heftig, daß er ihn beinahe ſammt dem Stuhle umgeriſſen hätte. Der Fürſt hielt ſich noch ſchnell an der Brüſtung der Loge feſt; er wäre ſonſt, im Angeſicht ſeiner treuen Unterthanen, auf die lächerlichſte Weiſe zu Boden gefallen. Darüber aufgebracht, ſah er den bebenden Kammerjunker mit zornigen Augen an, und gebot ihm, ſich zu entfernen.

„Das verdammte Trauerſpiel in Jamben!“ murmelte Thomas für ſich, und trat ab.

Möchte doch die warnende Geſchichte dieſer durch Jamben bewirkten Schlafſucht dem Kandidaten der Theologie zu Ohren kommen, der neulich in Jamben gepredigt hat!* Wenn das — nämlich das Einſchlafen — am grünen Holz eines Schauſpiels geſchah, was ſoll am dürren einer Predigt werden! —

* Zeitung für die elegante Welt vom 4. März 1806.

Dreißigſtes Kapitel.

Das Reichskontingent. — Der Proviantwagen.

Der Fürſt war ein menſchenfreundlicher Mann. Es that ihm bald leid, wenn er dem Geringſten ſeiner Diener ein hartes Wort geſagt hatte. Auch jetzt war ſein Zorn ſchon vorüber, als er aus dem Schauſpielhauſe zurückkam. Er ließ den Kammerjunker zu ſich rufen und empfing ihn mit einer heitern Miene.

„Lieber Pampel,“ ſprach er, „ich will Ihnen wohl; allein Sie ſehen ſelbſt, daß Sie zu einem leichtgewandten Höfling nicht geboren ſind. Schon Ihre Geſtalt widerſpricht der Idee, die man ſich von einem Kammerjunker macht. Sie können ſich daher, wie mich dünkt, in Ihrer Stelle nicht glücklich fühlen.“ —

„Nur jetzt“ — ſtammelte Thomas — „nur jetzt erſt fühl' ich mich unglücklich, ſeitdem Ew. Durchlaucht Ungnade —“

„Beruhigen Sie ſich darüber!“ verſetzte der Fürſt. „Ich zürne nicht mehr auf Sie. Es war ein verzeihlicher Fehler, bei dem heutigen Theaterſtück einzuſchlafen. Ich konnte mich deſſen ſelbſt kaum entwehren. Aber auf der großen Weltbühne wird jetzt eine Tragödie aufgeführt, bei der man nicht einſchlummern kann; man wird durch den Donner der Kanonen munter erhalten. — Wären Sie wohl

geneigt, bei dieſem Trauerſpiele eine Rolle zu übernehmen?“ —

Thomas verſtand nicht, was ſein Herr meinte, und bat um Erklärung.

„Ich muß, wie Sie wiſſen,“ antwortete der Fürſt, „bei dem gegenwärtigen franzöſiſchen Revolutionskriege ein Kontingent von hundertundfünfzig Mann auf die Beine bringen und unverzüglich zur Werbung Anſtalt machen. Die Lieutenantsſtellen hab' ich einigen jungen Edelleuten zugedacht; aber noch fehlt mir ein tüchtiger Kapitän. Da mir nun Ihr Oheim geſagt hat, daß Sie vormals in Kriegsdienſten geweſen ſind, ſo bin ich darauf gefallen, Sie zum Hauptmann und Anführer des kleinen Trupps mit dem Charakter als Major zu ernennen.“ —

Der Kammerjunker erblaßte, bückte ſich, und rieb ängſtlich eine Hand mit der andern.

„An Muth fehlt's Ihnen gewiß nicht,“ fuhr der Fürſt ohne Unterbrechung fort, „und ſonſt wüßt' ich nicht, was Sie hindern könnte, den Poſten anzunehmen. Er iſt ehrenvoll und kann Ihnen — des anſehnlichen Soldes, den ich Ihnen beſtimmen werde, nicht zu gedenken — mancherlei Vortheile gewähren. Zeichnen Sie ſich durch Tapferkeit aus! Dann hängt's nur von Ihnen ab, bei irgend einer großen deutſchen Armee in Dienſte zu treten und ſich zu den höchſten militäriſchen Ehrenſtufen aufzuſchwingen.“

Der Kammerjunker hätte der Anwartſchaft auf einen Feldmarſchallsſtab von Herzen gern entbehrt; aber er ſchämte ſich, ſeine Muthloſigkeit zu bekennen, und ſo blieb ihm nichts übrig, als den Antrag des Fürſten mit unterthänigſtem Dank anzunehmen. Er dachte: „Zeit gewonnen, viel gewonnen! Eh' es zum Ausmarſch kommt, wird Friede!“ —

Da man ihm nicht ins Herz sehen konnte, galt er, als er seine neue, reich mit Gold gestickte Uniform auf dem Leibe hatte, für einen rüstigen Helden. Er trug sich so martialisch, und setzte besonders seinen großen Tressenhut, den ein ungeheurer Federbusch krönte, so schief aufs rechte Ohr, daß man hätte schwören sollen, er müsse das Organ der Raufbegierde in einem seltenen Grade besitzen. Auf der Wachparade war er ein ganzer Mann. Er ließ sich die Mühe nicht verdrießen, alle Soldatenzöpfe nach der Reihe mit einem eigens dazu verfertigten Musterstabe auszumessen, und er war im Stande, über einen nicht blank genug geputzten Kamaschenknopf eine halbe Stunde zu fluchen.

Aber was half ihm dieser Ordnungseifer? Seine Kompagnie behielt dennoch ein jämmerliches Ansehen; denn er konnte mit seinem Richtstock kein Säbelein gerade machen und durch Flüche nicht die Berge versetzen, die sich mitunter auf dem Rücken seiner Mannschaft befanden. Das ganze Corps, so klein es war, bildete gleichsam eine Probesammlung aller Mißlaunen der Natur, die sie hier und da am menschlichen Körper ausläßt; und konnte man auch einen und den andern dieser armen Wichte nicht geradezu einen Krüppel nennen, so war er wenigstens, als Soldat betrachtet, ein Zwerg. Eine solche bewaffnete Gesellschaft von Buckligen und Lahmen würde freilich gegen die preußische Garde wunderlich abstechen; allein der Fürst wollte die gesunde Blüthe seines Volks schonen, stellte daher an den Gränzen Werber an und ließ jeden Vagabunden annehmen, der nur irgend das Gewehr tragen konnte und für ein gutes Handgeld freiwillig Lust hatte, sich mit den Franzosen herumzuschlagen oder — vor ihnen zu laufen. „Meine hundertundfünfzig Mann," sagte der Fürst, „retten

doch Deutschland nicht, wenn sie auch insgesammt Riesen wären.“ —

Der Herr Major verschob es so lange als möglich, sein Häuflein in marschfertigen Stand zu setzen. Er hatte immer, wenn der Fürst Aufbruch befahl, eine Menge Ausflüchte und Entschuldigungen in Bereitschaft; denn er hoffte von einem Tage zum andern, daß ein Friedenskourier ankommen sollte. Dagegen aber trafen wiederholte kaiserliche Anmahnungsschreiben ein, das Kontingent ohne längeres Säumen ins Feld zu stellen. Der Fürst, durch die ewigen Winkelzüge seines Heerführers ermüdet, befahl ihm nun mit Strenge, sich schleunig zum Marsch zu rüsten und ihn innerhalb drei Tagen, bei Vermeidung der Kassation und Festungsarrestes, anzutreten. Da war nun nichts weiter zu machen; man mußte fort.

Der Proviantwagen des Majors war ein sehenswürdiges Stück. Unter allen beweglichen Magazinen dieser Art glich ihm keins an Größe und Vollständigkeit. Daß er auf beiden Seiten mit Käfichen versehen war, in welchen eine große Volksmenge gackernder Hühner und schnatternder Enten und Gänse die Reise mitmachte, das versteht sich, als etwas Gewöhnliches, von selbst; aber die darin blöckenden Kälber und Hammel waren keine so gemeinen Passagiere. Der Wagen enthielt mit Einem Worte alle eßbaren Thiere so gut, als die Arche Noä; nur das Geschlecht der Schweine war nicht lebendig vorhanden. Seine Stelle vertraten aber zahlreiche Schinken und Würste, die an den Außenwänden des Wagens nebst verschiedenen Flaschenfuttern und Speisekörben herumhingen, weil sie im innern Raume nicht Platz hatten. Oben auf der Decke waren Betten, ein Kanapee und ein Großvaterstuhl aufgepackt.

Da dieſer zum Theil offene Markt von Lebensmitteln leicht hätte beſtohlen werden können, ſo ließ ihn der Major auf dem Marſche nicht aus den Augen. Die Kompagnie ging immer eine Stunde Weges voran; ihr Kommandeur ritt neben ſeinem Proviantwagen, um ihn zu bewachen und Hunger und Durſt zu ſtillen, ſobald ſie ihn anwandelten.

Einunddreißigstes Kapitel.

Die Schlacht. — Der Trommelschläger. — Die Marketenderin.

Auf dem Marsche fiel nichts Merkwürdiges vor. Die Kompagnie hatte sich aber kaum an die Armee angeschlossen, da kam es gleich zu einer Schlacht, als hätte man nur auf unsern Helden gewartet. Glücklicher Weise stand das Corps, zu dem sein Fähnlein gehörte, tief im Hintertreffen, und es war, nach der Lage der Umstände und der Meinung aller Kriegserfahrnen, nicht wahrscheinlich, daß sich das Gefecht bis dahin erstrecken würde. Dennoch ward ihm beim Aufmarsch grün und gelb vor den Augen, und er konnte sich vor Zittern und Zagen fast nicht im Sattel erhalten. Bei dem allem spielte er den Eisenfresser, hieb mit seinem blanken Schwerte gräßlich in die Luft, und schwor, die Franzosen in Krautbissen zu hacken. Einigen Trost gewährte ihm sein geheimer Panzer, den er unter der Uniform trug. Er bestand aus zollhohen Lagen von angefeuchtetem Löschpapier, die um den Leib herum befestigt und besonders auf dem Rücken doppelt dick angeschnallt waren. Kammerdiener Blaffert (der seinem Herrn auch in den Krieg folgte und nebenbei als angestellter Kompagniechirurgus die ungesunden Leute noch kränker machte) hatte diesen Harnisch, wo nicht erfunden, doch wenigstens

anempfohlen, und rühmte von ihm, er sey hieb- und kugelfester, als Stahl und Eisen.

Unvermuthet schnell begann die Schlacht mit einem Kanonenschuß. Major Pampel fuhr auf seinem Rosse hoch auf, stieß ihm beide Sporen in die Flanke und jagte, was das Zeug hielt, nach einer Gegend, wo er das Sprichwort: „weit davon ist gut vor dem Schuß," bewährt zu finden hoffte.

„Was Teufel! wo wollen Sie hin?" rief ein General, der in der Nähe hielt.

Pampel hatte nicht Zeit, zu antworten; er sprengte fort, seine treue Kompagnie lief ihm nach, und so ging's im Fluge einen Hügel hinauf, hinter dem er sicher zu seyn glaubte. Indem er aber auf der andern Seite wieder hinabgaloppirte, kamen ihm, o Schrecken! zehn oder zwölf Franzosen entgegen, deren Väter wahrscheinlich bei Roßbach ausgerissen waren und ihren Geist auf ihre Söhne vererbt hatten. Sie entsetzten sich über den gewaltigen deutschen Helden, wie er über sie, wandten sich plötzlich und flohen schneller vor ihm, als er vor ihnen fliehen konnte, weil sich sein plumpes, hartmäuliges Streitroß nicht auf der Stelle halten und lenken ließ. Er hetzte daher wider seinen Willen einige Schritte hinter den Flüchtlingen her; sie blickten ängstlich zurück, sahen die ganze Kompagnie vom Hügel herabstürzen, warfen die Gewehre weg und riefen: „Pardon!" Nun wußte der tapfere Major, was er zu thun hatte. Er brüllte schrecklich in französischer Sprache: „Steht und ergebt euch!" Sie gehorchten; er nahm sie mit Hülfe seiner Kompagnie gefangen, führte sie weit vom Schlachtfelde hinweg und verweilte an einem sichern Orte, bis sich der Sieg für die Deutschen entschieden hatte.

Jetzt zog er mit seinen Gefangenen im Triumph auf und rühmte sich großer Thaten. Der kommandirende General schüttelte bedenklich den Kopf. Man wolle für dieß Mal, sprach er, die Sache nicht scharf untersuchen; aber künftig möge der Herr Major seinen unzeitigen Muth und sein Pferd im Zaum halten und seine Schuldigkeit auf dem Schlachtfelde thun, damit das ganze Heer von seiner Tapferkeit Zeuge seyn könne. — Er brach hier ab; doch ein drohender Finger sprach seine verschwiegenen Gedanken deutlich genug aus, und der Major entfernte sich mit stummer Bestürzung.

Die Franzosen wichen; die Deutschen rückten vorwärts. Herr von Pampel hielt sich nun wieder, nach seiner Gewohnheit, bei der Bagage auf und hütete seinen Küchenwagen.

Dieser war eines Tages mit so entkräfteten Thieren bespannt, daß er weit hinter dem übrigen Gepäck zurückblieb. Der Major und ein zwölfjähriger Bauernknabe, der das Gespann lenkte, befanden sich allein auf der Heerstraße, die, so weit das Auge trug, menschenleer war. Aber auf Ein Mal sprang aus einem Gebüsche, das sich am Wege hinzog, ein verlaufener französischer Tambour hervor und schlug aus Leibeskräften die Trommel. Herr von Pampel ließ vor Schrecken eine volle Rheinweinflasche, die er eben an den Mund setzte, aus der Hand fallen, und nahm, wie vom Satan geholt, Reißaus. Der kleine Fuhrmann besann sich einen Augenblick, ob er dem Trommelschläger, der nicht viel älter war, als er selbst, Stand halten wollte. Da ihm aber Jener mit gezogenem Säbel zu Leibe ging, floh er auch, und der junge Franzmann sah sich ohne Schwertstreich im Besitz einer ansehnlichen Beute, die er ohne Verzug in Beschlag nahm. Er warf

Ich will Ihnen hier die Stellen, wo Sie sich zu verbessern und zu belehren haben, nicht anzeigen, weil Sie sie selbst finden können, wenn Sie Ihre Arbeit mit Aufmerksamkeit durchlesen.

Ich will Ihnen hier die Stellen, wo Sie sich zu verbessern und zu belehren haben, nicht anzeigen, weil Sie sie selbst finden können, wenn Sie Ihre Arbeit mit Aufmerksamkeit durchlesen.

Ich will Ihnen hier die Stellen, wo Sie sich zu verbessern und zu belehren haben, nicht anzeigen, weil Sie sie selbst finden können, wenn Sie Ihre Arbeit mit Aufmerksamkeit durchlesen.

Ich will Ihnen hier die Stellen, wo Sie sich zu verbessern und zu belehren haben, nicht anzeigen, weil Sie sie selbst finden können, wenn Sie Ihre Arbeit mit Aufmerksamkeit durchlesen.

Ich will Ihnen hier die Stellen, wo Sie sich zu verbessern und zu belehren haben, nicht anzeigen, weil Sie sie selbst finden können, wenn Sie Ihre Arbeit mit Aufmerksamkeit durchlesen.

Ich will Ihnen hier die Stellen, wo Sie sich zu verbessern und zu belehren haben, nicht anzeigen, weil Sie sie selbst finden können, wenn Sie Ihre Arbeit mit Aufmerksamkeit durchlesen.

Ich will Ihnen hier die Stellen, wo Sie sich zu verbessern und zu belehren haben, nicht anzeigen, weil Sie sie selbst finden können, wenn Sie Ihre Arbeit mit Aufmerksamkeit durchlesen.

Ich will Ihnen hier die Stellen, wo Sie sich zu verbessern und zu belehren haben, nicht anzeigen, weil Sie sie selbst finden können, wenn Sie Ihre Arbeit mit Aufmerksamkeit durchlesen.

Ich will Ihnen hier die Stellen, wo Sie sich zu verbessern und zu belehren haben, nicht anzeigen, weil Sie sie selbst finden können, wenn Sie Ihre Arbeit mit Aufmerksamkeit durchlesen.

Ich will Ihnen hier die Stellen, wo Sie sich zu verbessern und zu belehren haben, nicht anzeigen, weil Sie sie selbst finden können, wenn Sie Ihre Arbeit mit Aufmerksamkeit durchlesen.

Ich habe Ihnen schon manchmal davon erzählt, daß ich Ihnen einen Brief schreiben wollte. Ich habe es nicht getan, weil ich Ihnen nicht schreiben wollte, sondern weil ich Ihnen nicht schreiben konnte. Ich habe es nicht getan, weil ich Ihnen nicht schreiben wollte, sondern weil ich Ihnen nicht schreiben konnte. Ich habe es nicht getan, weil ich Ihnen nicht schreiben wollte, sondern weil ich Ihnen nicht schreiben konnte.

Ich habe es nicht getan, weil ich Ihnen nicht schreiben wollte, sondern weil ich Ihnen nicht schreiben konnte. Ich habe es nicht getan, weil ich Ihnen nicht schreiben wollte, sondern weil ich Ihnen nicht schreiben konnte. Ich habe es nicht getan, weil ich Ihnen nicht schreiben wollte, sondern weil ich Ihnen nicht schreiben konnte.

Ich habe es nicht getan, weil ich Ihnen nicht schreiben wollte, sondern weil ich Ihnen nicht schreiben konnte. Ich habe es nicht getan, weil ich Ihnen nicht schreiben wollte, sondern weil ich Ihnen nicht schreiben konnte. Ich habe es nicht getan, weil ich Ihnen nicht schreiben wollte, sondern weil ich Ihnen nicht schreiben konnte.

Ich habe es nicht getan, weil ich Ihnen nicht schreiben wollte, sondern weil ich Ihnen nicht schreiben konnte. Ich habe es nicht getan, weil ich Ihnen nicht schreiben wollte, sondern weil ich Ihnen nicht schreiben konnte. Ich habe es nicht getan, weil ich Ihnen nicht schreiben wollte, sondern weil ich Ihnen nicht schreiben konnte.

ligten dieſe rührende Scene durch ein unauslöſchliches Gelächter. Trudchen riß ſich los und flog aus dem Zelte.

Pampel war Willens, ſich in der Stille fortzumachen, um wenigſtens vor der Hand ein Geſpräch unter vier Augen zu vermeiden und den Vorwürfen auszuweichen, die er beſorgte. Aber Trudchen verſtand es, ihn auf ſeinem Platze zu feſſeln. Sie ſandte ihm eine Flaſche vortrefflichen Steinwein, mit der Bitte, ſie auf ihre Geſundheit zu trinken. Er konnte dieſer Höflichkeit nicht widerſtehen, und ſie war ihm eine glückliche Vorbedeutung, daß die milde Geberin ſäuberlich mit ihm verfahren würde.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Die Punschgesellschaft. — Die Ueberfälle.

Die Gäste verließen nach und nach das Zelt; nur der Major saß noch, schwankend zwischen Furcht und Hoffnung, bei seiner Flasche. Da erschien Trudchen.

Er wollte sich so geschwind als möglich die Last vom Herzen wälzen und begann sogleich mit mühsam ausgedachten Entschuldigungen seines Wortbruchs; aber Trudchen fiel ihm schnell in die Rede, ertheilte ihm lachend den vollkommensten Ablaß, und bat ihn, der alten, abgethanen Sache nicht weiter zu erwähnen.

Mit leichtem Sinn fragte er nun nach den bisherigen Begebenheiten ihres Lebens.

Davon gab's wenig zu berichten. Das Merkwürdigste war der Tod ihres Vaters, der sie bewogen hatte, die nach und nach gesunkene Wirthschaft in der Universitätsstadt aufzugeben und ein besseres Glück im Kriegsgetümmel zu suchen. Dann erzählte Herr von Pampel des Schicksals Ballspiel mit ihm, und seine Freundin ward nicht fertig, sich über seine neueste Verwandlung in einen Helden zu wundern.

Bald nach diesem Tage rückte die Armee in Winterquartiere. Der Major brachte nun alle seine Zeit in Trudchens Speisehause zu und empfing auch von ihr in

ſeiner Wohnung Gegenbeſuche. Sie ließ ihn unentgeldlich über Küche und Keller gebieten, und er fing nun allmählich an, ſich über den Verluſt ſeines Proviantwagens zu tröſten. Wer die beiden Leute, ohne ſie zu kennen, beiſammen ſah, mußte ſie für Geſchwiſter halten: ſo vertraut, und doch dabei ſo unleidenſchaftlich, gingen ſie mit einander um, und ſo ähnlich waren ſich ihre Geſtalten geworden. Trudchen, nun einige dreißig Jahre alt, war eine der rundeſten Marketenderinnen bei der deutſchen Armee.

In einer ſtürmiſchen Herbſtnacht ſaßen ſie mit einander im Quartier des Majors bei einer Schale Punſch und waren fröhlich und guter Dinge. Auch Blaffert war zur Geſellſchaft gezogen worden und belebte ſie durch Harlekinaden. Aber plötzlich ward ihre Freude geſtört. Es geſchah in der Ferne ein Flintenſchuß; ein Trompeter jagte, Lärm blaſend, durch's Dorf; mehrere Stimmen riefen: „Die Feinde kommen!“ —

„Allmächtiger Gott! was fang' ich an?“ ſchrie der Major, und rang die Hände über der Nachtmütze.

„Welche Frage!“ ſprach Trudchen. „Da iſt in der Welt nichts zu thun, lieber Freund, als daß Sie ſich geſchwind ankleiden, zu Pferde ſteigen, Ihre Leute ſammeln, und ſich dem Feinde muthig entgegenwerfen.“ —

„Wenn's nur nicht Nacht wäre!“ ſeufzte Herr von Pampel. „Die Nacht iſt keines Menſchen Freund! — Am Tage ſollten ſie nur kommen, die Teufelskerl! — da wollt' ich kurzes Federleſen mit ihnen machen! — Aber bei Nacht — das iſt dumm! Man ſieht keine Hand vor den Augen; nichts als den Tod!“ —

„Ach, das ſind Poſſen!“ ſprach Gertrude und vereinigte ſich mit dem Kammerdiener, den Major aus ſeinen Nachtkleidern herauszuſchälen und in die Uniform zu bringen.

Aber er widersetzte sich ihren Bemühungen mit Gewalt, entriß sich ihren Händen, rannte die Bodentreppe hinauf und kroch ins Heu. Gertrude verfolgte ihn mit Bitten und Beschwörungen, sich nicht zu entehren und der Verachtung und Schande Preis zu geben. Alles vergebens! Er arbeitete sich immer tiefer in den Heuhaufen hinein und antwortete nicht.

Da die wackere Marketenderin sah, daß sich durchaus kein Fünkchen Muth in ihm anfachen ließ, eilte sie wieder vom Boden herunter und entschloß sich, die Ehre der feigen Memme mit eigener Lebensgefahr zu retten.“ „Blaffert,“ rief sie, „laufen Sie geschwind in den Stall und lassen Sie des Majors Dienstpferd satteln! Ich will's für ihn besteigen, — ich kann reiten wie ein Husar — und alle Welt soll mich, mit Hülfe der Nacht und seiner Kleider, für ihn ansehn. Das ist der einzige Weg, den schwachen Mann bei Ehren zu erhalten. Schwören Sie aber, daß Sie ihn nicht verrathen wollen!“ —

Blaffert schwor, betrieb das Satteln, und nach fünf Minuten stand das Pferd vor der Thür. Indessen hatte sich Gertrude schon gestiefelt und gespornt, des Majors Uniform über ihre Kleider gezogen und den Säbel umgeschnallt. Sie verhüllte sich vom Kopf bis zu den Füßen mit einem großen Reitermantel, drückte den Officiershut tief ins Gesicht, und stieg, mit so glücklicher Nachahmung der Unbehülflichkeit des Majors, zu Pferde, daß selbst der Reitknecht seinen Herrn nicht vermißte.

Mittler Weile hatte sich, durch Trompeten und Trommeln geweckt, die Kompagnie gestellt und wartete nur auf ihren Anführer. Da kam Gertrude gesprengt, setzte sich an die Spitze und kommandirte mit einer fetten Baßstimme: „Marsch!“ Der Zug ging vorwärts; der After-

Major brüllte wie ein Löwe; mehrere Truppen ſtrömten aus den nächſten Gegenden herzu und ſchloſſen ſich an den Vortrab an. Das feindliche Corps ſah ſeine Abſicht, die Deutſchen in ihren Quartieren zu überfallen, verfehlt und zog ſich eilend zurück. Einige franzöſiſche Soldaten, die ſich in der Dunkelheit verirrt hatten, geriethen unter die Mannſchaft, die das Heldenweib tapfer anführte und gaben ſich, ohne einen Schuß zu thun, gefangen.

Siegreich, und von jedermann für den Major Pampel gehalten, kehrte Gertrude zurück. Es war aber ein Glück für ſie und ihren Freund, daß der Vorfall nicht länger gedauert hatte; denn der Morgen dämmerte ſchon. Sie eilte vom Pferde auf den Heuboden. „Wer kommt denn?“ rief's ängſtlich aus einem Scheber. „Die ganze franzöſiſche Armee!“ donnerte ſie, und marſchirte mit ſo kräftigen Soldatenſchritten auf den belebten Heuhaufen los, daß die Hütte unter ihr bebte.

Pampel, der von ihrer Verkleidung und Heldenthat noch kein Wort wußte, war bei dieſem Getöſe faſt des Todes und verkroch ſich ins tiefſte Heu. Sie mußte ihn mit ihrer natürlichen Stimme hervorlocken. Da wagte er ſich denn aus ſeinem Verſteck, und lächelte ſeelenvergnügt, als ſie mit launiger Prahlerei, an den Degen ſchlagend, den Sieg berichtete, den ſie unter ſeinem Namen erfocht. Sie gab ihm nun ſeine Montirungsſtücke zurück, und bat ihn dringend, ſich auf der Stelle dienſtmäßig zu kleiden, damit nicht etwa die Nachtmütze noch an ihm zur Verrätherin würde. Er folgte, und that ſehr klug; denn als er geſtiefelt und geſpornt die Bodentreppe herunter ſtieg, kamen ihm ſchon einige Officiere entgegen, die theils Rapporte brachten, theils ihn über ſeine Tapferkeit bekomplimentirten. — „Keine Lobſprüche, meine Herren!“ war ſeine Ant-

wort. „Ich that nichts als meine Pflicht, und wünschte nur, es beliebte den Franzmännern, jetzt am hellen Tage mit uns anzubinden: da wollten wir ihnen die Nase noch besser wischen! Ich war eben auf dem Boden und sah mich nach ihnen um; aber sie hüten sich, zum Vorschein zu kommen.“ —

Nicht lange hüteten sie sich! — Nur ungefähr acht Tage hielten sie Ruhe, um die Deutschen sicher zu machen, und unternahmen dann einen neuen nächtlichen Ueberfall. Herr von Pampel und seine Traute punschten eben wieder mit einander, als Lärm wurde. Ihr Schrecken war minder heftig, als eine Woche zuvor. Sie wußten schon, was sie zu thun hatten. Die Rollen waren nun einmal ausgetheilt, und man spielte sie, ohne viel darüber zu sprechen. Der Major schlich auf den Heuboden; Gertrude schwang sich aufs Roß.

Die Franzosen griffen dießmal ernstlicher an, drangen zahlreich und muthig vor, machten ein lebhaftes Gewehrfeuer, und eine der ersten Kugeln, die sie den Deutschen zuschickten, stürzte Gertruden vom Pferde. Sie war tödtlich verwundet und verschied auf der Stelle. —

Gegen Morgen ward der Feind zurückgeschlagen und ihr Leichnam unter mehreren Todten auf dem Wahlplatze gefunden. Jedermann sah sie, da der Tag nur erst graute, für den Major an, und einige Soldaten trugen den erstarrten Körper in sein Quartier. Hier drängten sich viele Menschen herbei; die verhüllte Leiche ward entkleidet, und unbeschreiblich war das Erstaunen, als man statt des Majors ein Weib — die wohlbekannte Marketenderin — fand.

„Wo ist Sein Herr?“ rief mit Heftigkeit ein anwesender Officier, als Blaffert jetzt athemlos ins Haus stürzte.

Der Kammerdiener konnte ſich bei dem unerwarteten Anblick des Leichnams vor Beſtürzung kaum faſſen und antwortete zitternd: der Herr von Pampel müſſe gefangen, oder noch in der Verfolgung des Feindes begriffen ſeyn. „Ja, das ſäh' ihm ähnlich!“ verſetzte der Officier mit bitterm Hohnlachen, und durchſuchte haſtig alle Winkel des Hauſes. Er ging auch zuletzt auf den Boden. Der Held im Heu, der ganz ſicher glaubte, Gertrude komme, um ihm wieder einen Siegesbericht abzuſtatten, raſchelte ſogleich, als er Fußtritte hörte, aus ſeinem Schlupfloche hervor und ward dadurch augenblicklich entdeckt. Er hatte, weil es auf dem Boden kalt war, den Pelzmantel der Marketenderin um ſich geſchlagen. Der Officier warf ihm ein paar verächtliche Worte zu, und eilte dann fort, um dem Oberbefehlshaber die Geſchichte zu melden.

Herr von Pampel ging mit ſchwerem Herzen vom Boden herunter, und weinte noch bei der Leiche ſeiner treuen Freundin, als ihm der Degen abgefordert und Arreſt angekündigt wurde. Gertrude erhielt ein ehrenvolles Begräbniß, und der Major nach kurzer Unterſuchung einen nicht ſonderlich ehrenhaften Abſchied.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Wie gewonnen, so zerronnen!

Diese unglücklichen Begebenheiten erschütterten unsern Helden und seine sorglose Gemüthsruhe. „Blaffert! Blaffert!“ rief er seufzend: „nun reut mich's ernstlich, daß ich Hab und Gut durch die Gurgel jagte! — Wovon soll ich künftig leben? — Graben mag ich nicht, auch schäm' ich mich zu betteln; und am Ende muß doch eins von beiden geschehen. — Ach, setzte mich das Glück nur noch ein einziges Mal in meinem Leben auf einen grünen Zweig, ich wollte mich gewiß durch kluge Sparsamkeit darauf erhalten!“ —

Das Glück stellte ihn auf die Probe. Er bekam — indem er eben von der Armee abreisen und auf Gerathewohl in der Welt herumstreifen wollte — die Nachricht, daß sein Oheim ohne Testament gestorben sey. Nun hing der Himmel wieder für ihn voll Geigen. Er war der nächste Verwandte, und die Erbschaft sein, wenn sich auch alle Prozeßschmiede und Flausenmacher auf Erden gegen ihn verschworen hätten!

Ein verdrießlicher Nebenumstand war der: daß die Erbschaft an dem Orte gehoben werden mußte, wo seine Flucht auf den Heuboden aktenkundig und jedem Kinde bekannt war. Aber trotzend auf die Zaubermacht des Reichthums

und auf die Gewohnheit der meiſten Menſchen, ſich vor Geldſäcken zu bücken, reiste er in Perſon dahin, fand überall freundliche Geſichter und krumme Rücken, doch keinen ſo beträchtlichen Nachlaß, als er ſich eingebildet hatte: denn ſeine Rechnung ging auf Tonnen Goldes, und der ganze Braß beſtand höchſtens aus zwanzigtauſend Thalern.

Alle Menſchen, die den Herrn von Scharreiſen gekannt hatten, behaupteten: er ſey wenigſtens fünfmal reicher geweſen und müſſe ſeinen Schatz irgendwo in Verwahrung gegeben haben. Es geſchah daher durch die Zeitungen ein gerichtlicher Aufruf, daß ſich Jeder, der Geld oder Geldes Werth als anvertrautes Gut von ihm in den Händen hätte, damit melden und es ausliefern ſolle. Es erſchien aber niemand; denn ſie, die er wahrſcheinlich zu ſeiner Schatzbewahrerin erkoren hatte, die alte Mutter Erde, las die Zeitungen nicht und gab alſo das empfangene Depoſitum auch nicht zurück.

Herr von Pampel, der ſich bei allen Fatalitäten leicht beruhigte, riß ſich auch jetzt die wenigen Haare, die dem alternden Zechbruder noch übrig geblieben waren, nicht aus dem Kopfe. Er nahm, was ſich fand, und ſchlug ſeinen Wohnſitz in einer größern Hauptſtadt auf, weil dort alle nur erſinnliche Delikateſſen zu bekommen waren, und ihm nicht jeder Narr ins Geſicht ſah, wenn von Heuſchobern geſprochen wurde. Blaſſert, der ſeine Stelle als Kompagnie-Chirurgus niedergelegt hatte, war ſein Begleiter. Er wollte ſich zwar nach der Verabſchiedung des Majors von ihm trennen, konnte dieß aber nicht über ſein weiches Herz bringen, als ſeinem guten Herrn die Erbſchaft zufiel.

Uebrigens beſtand Herr von Pampel in der Probe, auf die ihn das Glück geſtellt hatte, gerade ſo, wie es von ihm zu erwarten war. Er lebte flott in den Tag hinein,

als ob er den großen Mogul beerbt hätte. Nichts in der Welt war ihm zu theuer, wenn es nur gut schmeckte. Blaffert trug auch das Seinige redlich dazu bei, dem Gelde des Herrn von Scharreisen, das in langer Gefangenschaft gewesen war, Freiheit und Flügel zu schaffen. Ein feiner Theil gerieth freilich auch bei ihm wieder unter Schloß und Riegel; aber den Rest ließ er nicht im Kasten verschimmeln, sondern brachte ihn sehr thätig unter die Leute. Sein rastloser Eifer, gute Weine für den Major auszuspüren, war gleichsam eine neue Auflage des alten Geschichtchens von dem reisenden Zecher, der seinen Diener immer voran reiten, den besten Wein auskosten, und da, wo er ihn fand, das Wort EST über die Thür schreiben ließ, bis sich endlich der Herr in Italien zu Tode becherte, und ihm der Diener einen Denkstein mit der bekannten Grabschrift setzte:

Est, est, est!
Propter nimium Est
Dominus meus mortuus est.

Unser Bacchussohn hielt sich zwar tapfer genug, daß er keiner Grabschrift bedurfte, aber auf sein Vermögen konnte man bald eine dichten. Es verschied in der Blüthe seines Lebens, das höchstens vier oder fünf Jahre gedauert hatte.

„Mein Herr Major," sprach Blaffert eines Tages, „ich muß Ihnen die unangenehme Meldung thun, daß wir in Summa Sumarum nur noch fünfhundert Thaler in Kasse haben." —

„Wie? was?" fuhr Pampel auf: „Fünftausend will Er etwa sagen, und auch das wäre noch verdammt wenig!" —

„Fünfhundert, ſagt' ich Herr Major, und es iſt nicht anders.“ —

„Da ſchlag der Donner drein! Zwanzigtauſend Thaler vertrunken, und in dieſem Augenblicke noch durſtig! — Nun, was hilft's? Ich jage mir deßhalb keine Kugel durch den Kopf. Fortuna und ich ſind gute Freunde; ſie wird ſchon weiter für mich ſorgen.“ —

„Ganz gewiß, Herr Major! Aber wenn Sie erlauben, ſo geh' ich in meine Heimath, um mich Ihnen aus dem Brode zu ſchaffen.“ —

„Ei, ſieh doch!“ rief Herr von Pampel: „Was du für ein gutherziges Männlein biſt! — Nein, nein, ſo haben wir nicht gewettet. Haſt du mit mir geſchwelgt, ſo kannſt du auch mit mir hungern! Doch dahin ſoll's nicht kommen. Ich will mich zuſammen nehmen, will meine Talente geltend machen. Bin ich denn nicht etwa in hundert Fächern zu brauchen? Ich bin Rechtsgelehrter, Soldat, Hofmann — kurz, was man nur will. Es müßte doch beim Teufel! mit Zauberei zugehen, wenn ich nicht wieder an einem Hofe mein Unterkommen finden ſollte. Drum eingepackt und fort! Jetzt haben wir noch ein Bißchen Geld, daß wir Wind machen können, und das iſt die Hauptſache! Auf des Windes Flügeln hat ſich ſchon Mancher gehoben.“ —

Es war ein ärgerlicher Umſtand, daß ſich Herr Blaffert mit ſeinen geheimen Priſengeldern nicht auf die Seite machen und ſein eigner Herr ſeyn konnte. Doch da ſich dieß, ohne Verdacht zu erwecken, nicht hartnäckig durchſetzen ließ, ſo nahm er ſich vor, es noch eine Weile mit anzuſehen. Wer weiß denn auch, waren ſeine Gedanken, ob es nicht vortheilhaft für mich iſt, wenn ich ausharre. Der Major hat tolles Glück und kommt vielleicht, wie man

THE BOARD MET AT THE USUAL PLACE OF MEETING
ON THE 2ND DAY OF JUNE, 1913.
THE FOLLOWING WERE PRESENT: J. WILSON, ESQ. (IN
THE CHAIR) AND THE REV. W. MACKAY.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Golgatha, das ist verdeutschet Schädelstätte.

Das Glück, mit dem unser Held in dem freundschaftlichsten Vernehmen zu stehen behauptete, schien Anfangs doch nicht geneigt, ihm auf seiner Wallfahrt von Land zu Land Gesellschaft zu leisten. Er zeigte sich an verschiedenen Höfen; allein man hatte nirgends Lust, ihn so zu versorgen, wie er es wünschte. Durch seine possirliche Gestalt in gute Laune versetzt, geruhten an einigen Orten die hohen Herrschaften, gnädigen Scherz mit ihm zu treiben und ihm Aemter anzutragen, die zu seiner Wohlbeleibtheit nicht paßten, wenn sie auch an sich selbst für einen Edelmann und gewesenen Stabsofficier nicht unschicklich gewesen wären. So erbot ihm, zum Beispiel, ein junger lustiger Fürst die Stelle eines Oberhofläufers und Direktors einer Pflanzschule für junge Läufer, mit der Bedingung, daß er in Person die ihm untergebenen Zöglinge in der Laufkunst unterrichten sollte.

Sein Wunsch und Wille war, als Oberschenk und Oberküchenmeister angestellt zu werden; doch nicht als bloßer Figurant bei außerordentlichen Hof-Festen, sondern mit wirklicher Bestallung zur Oberaufsicht und Vollgewalt über Keller und Küche. Um seine Tüchtigkeit zu einem solchen Amte zu beweisen, überreichte er fleißig die vor mehrern

Ich habe mich nicht begnügt, die Ansichten der Gelehrten zu prüfen, ich habe auch selbst Versuche angestellt, um die Wirkungen des Magnetismus zu beobachten.

Ich habe mich mit einer Person, die ich für sehr empfindlich hielt, in ein Zimmer eingeschlossen, und ihr gesagt, ich würde sie magnetisiren, sie möge sich also auf einen Stuhl setzen. Ich habe mich dann hinter sie gestellt, ihr meine Hände auf die Schultern gelegt, und sie mit meinen Händen bis zu den Füßen herabgestrichen, ohne sie zu berühren. Ich habe dieß mehrere Male wiederholt, und dann gefragt, ob sie nichts empfinde. Sie hat mir geantwortet, sie empfinde nichts, als daß ihr Kopf schwer sey. Ich habe ihr gesagt, sie möge sich ruhig verhalten, und habe mich wieder vor

Gehalt des Menschen durch die Organe des Gehirns zu erforschen, gibt einen viel kürzern und unfehlbarern Weg an die Hand. Haben Sie vielleicht schon jemals Ihren Kopf der Untersuchung eines Schädelprüfers unterworfen?“ —

Herr von Pampel sah den Fürsten starr an, und sagte schüchtern Nein, ohne die Frage verstanden zu haben. Er wußte von der damals noch wenig bekannten Schädellehre des Doktors Gall so viel als ein neugebornes Kind, und es überlief ihn ein kalter Schauer, als ihm jetzt von ungefähr im fürstlichen Zimmer, wo er aus Respekt noch nicht um sich geschaut hatte, ein Tisch in die Augen fiel, der mit zehn oder mehrern natürlichen Todtenköpfen aufgeputzt war. „Gott sey mir gnädig!“ sprach er in seinem Herzen. „Diese hohlen Schädel gehörten wohl gar Leuten, die sich vor mir um die Oberküchenmeisterstelle bewarben, oder sie übel verwalteten!“ — Bei diesem Gedanken ward er bleich, und seine Knie schlotterten.

„Ist Ihnen nicht wohl?“ fragte der Fürst.

„O ja, durchlauchtigster Herr!“ antwortete Pampel mit bebender Stimme, und schielte ängstlich nach dem kleinen Kirchhofe hin.

„Sehen Sie,“ — sprach der Fürst, und zeigte mit der Hand nach seinem Golgatha — „diese stummen Herolde der Sterblichkeit sind jetzt meine liebsten Gesellschafter und meine Lehrer im Fache der Menschenkenntniß. Doch bin ich in dieser Kunde noch nicht so fest, daß ich mich, ohne Furcht vor Irrthum, auf mich selbst verlassen kann: ich würde sonst auf der Stelle Ihren Kopf untersuchen und mit Einem Worte entscheiden, ob Sie zu dem Amte eines Oberküchenmeisters taugen oder nicht. Vor der Hand muß ich noch in solchen Fällen einen meiner Minister zu Rathe ziehen, der die Organenlehre aus dem Grunde versteht

und in dieſer Wiſſenſchaft ſo unfehlbar iſt, wie in Glaubensſachen der Papſt.“ —

Der Fürſt ſchrieb jetzt flüchtig einige Zeilen und übergab ſie verſiegelt dem Supplikanten. „Melden Sie ſich damit,“ ſprach er, „bei dem Miniſter von Springwall!“ —

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Das Schädel-Examen. — Die Beichte.

„Von Springwall?“ — fragte der Major, indem er aus dem fürſtlichen Zimmer ging, leiſe ſich ſelbſt, und betrachtete nachdenkend die Aufſchrift des Billets. — „Iſt mir doch, als hätt' ich ſchon irgendwo von einem Springwall gehört. — Aha! jetzt fällt mir's ein! Es ſtand ja bei dem Regimente, in welchem ich diente, ein Lieutenant dieſes Namens, der ein wilder, wüſter Menſch war. — Gott gebe, daß der Miniſter ſanfter und frömmer iſt, ſonſt wird mir im Ernſt um meinen Kopf bange!“ —

Mit dieſem Selbſtgeſpräche trat er ins Haus des Miniſters, und ward ſogleich, als er ſich, mit Vorausſendung des fürſtlichen Handſchreibens, bei ihm hatte anmelden laſſen, in ſein Kabinet gerufen.

Es kam ihn ein neues Grauſen an, als ihm auch hier auf zwei Tiſchen hohle Hirnſchädel entgegengrinzten. Der ernſte, ſteife Miniſter, deſſen Geſicht verſteinert ſchien, war ebenfalls keine heitere, beruhigende Geſtalt. Er winkte ſtumm dem Major, ſich auf einen Stuhl in der Mitte der beiden Schädelſtätten niederzulaſſen. Ein ſchauerlicher Platz, den Pampel mit heimlichem Widerwillen einnahm. Der Miniſter nahte ſich ihm, erhob mit einer gewiſſen Feierlichkeit die Hände und legte ſie ihm aufs Haupt, das der

Weingott schon beinahe ganz enthaart und zu einer bequemen Prüfung der Organe vorbereitet hatte. Lange fingerte der Minister auf der Platte herum, und der Major faltete indessen, wie ein Betender, die Hände über dem Bauche.

„Herrlich! Trefflich!“ — lispelte der Organist*, und zog seine Finger zurück. „Wen hab' ich die Ehre, vor mir zu sehen? — Der Fürst hat mir Ihr Gesuch, doch nicht ihren Namen bekannt gemacht.“

„Der ist von Pampel,“ antwortete der Major.

„Von Pampel?“ — rief der Minister mit dem Tone des Erstaunens. „Es gab vor fünfundzwanzig bis dreißig Jahren einen Kadett Ihres Namens, und wenn ich nicht Ihre Organe ganz mißverstehe, so sind Sie es selbst!“ —

„Ich war um diese Zeit Kadett,“ sagte Pampel.

„Dem jungen Mann, den ich meine,“ fuhr der Minister fort, „begegnete einst, als er des Nachts Schildwache stand, ein unangenehmer Vorfall.“ —

„Ganz recht, Ew. Excellenz! Fünfzehn oder zwanzig bewaffnete Räuber fielen mich an, und — —

Der Minister unterbrach ihn durch ein unmäßiges Gelächter. Pampel schwieg und sah ganz verstört aus.

„Wir sind unter uns,“ — sprach der Staatsmann, als er sich satt gelacht hatte — „wir können über diese Begebenheit ein vertrauliches Wort sprechen. Erinnern Sie sich nicht noch eines gewissen Lieutenants Springwall?“ —

Der Major bejahte diese Frage, und die Reihe des Erstaunens war nun an ihm, da sich der Minister nicht nur

* So könnte man zum Scherz einen und den andern, das Instrument der Organe spielenden Phantasten nennen, weil er besonders, wie der eigentliche Organist, etwas Wind dazu braucht. — Doch ist hier nur von Stümpern, nicht von dem ehrwerthen Meister die Rede.

als den ehemaligen Lieutenant, ſondern auch als Kloſtergeſpenſt zu erkennen gab. „Ich hab' Ihnen viel abzubitten, viel gut zu machen!“ ſetzte er hinzu. „Denn ich war's ſogar, der es veranſtaltete, daß Sie auf dieſen übel berüchtigten Poſten geſtellt wurden. Ich weiß nicht, wie's kam, man machte mit Ihnen wenig Umſtände beim Regimente; man unterſchied Sie, ohne Rückſicht auf Ihre Herkunft, faſt gar nicht von den gemeinen Soldaten: ſonſt hätte man Sie an einem ſo verhaßten Platze nicht ſchildern laſſen, und es wäre mir nicht gelungen, den Adjutanten zur Begünſtigung meines Frevels zu überreden. Ich bereute dieſen Streich, der ſo übel für Sie ausſchlug, nachher tauſend Mal, und bracht' es auch durch meinen Onkel dahin, daß Sie mit keiner Strafe belegt wurden; doch mußten Sie unvermeidlich vom Regimente. Da ich Sie nun damals aus ihrer kaum angetretenen Laufbahn hinaus neckte, ſo iſt's meine Schuldigkeit, Ihnen eine neue zu öffnen, die Ihren Organen angemeſſener, als jene, ſeyn wird.“ —

Herr von Pampel, der dieſer langen Beichte ſtumm und mit niedergeſchlagenen Augen zugehört hatte, verbeugte ſich jetzt dankbar, und ſein frohes Geſicht ſprach volle Verzeihung aus.

„Ich ſetze mein Wort zum Pfande,“ fuhr Springwall fort, „das Oberküchenmeiſteramt ſoll Ihnen nicht entgehen. Mein Bericht an den Fürſten wird äußerſt vortheilhaft für Sie ausfallen, ohne daß ich Pflicht und Wahrheit verletze; denn Sie ſind, nach dem Zeugniß ihrer Organe, zu einem Küchendirektor ſo geſchickt, wie vielleicht kein anderer Menſch auf Erden. — Aber wundern Sie ſich denn nicht, mich in einer ſo pedantiſchen Form, und mit Todtenköpfen beſchäftigt, wieder zu finden?“ —

Pampel geſtand lächelnd, daß er ſich den gegenwärtigen ernſthaften Staatsmann und den weiland ſo luſtigen Lieutenant gar nicht als eine und eben dieſelbe Perſon denken könne.

„Das glaub' ich!“ erwiederte Springwall. „Die Amalgamation meines jugendlichen Queckſilbers mit meinem jetzigen Blei muß Ihnen ſonderbar vorkommen; doch meine Lebensgeſchichte, die ich Ihnen jetzt bei einem Glaſe Wein in einem kurzen Auszuge zum Beſten geben will, wird Ihnen dieß Räthſel erklären. Theilen Sie mir aber zuvor, wenn ich bitten darf, Ihre Fata mit!“

Der Major that es mit Auswahl, und bei weitem nicht ſo treu, wie ſeine Biographie hier dem Leſer vor Augen liegt.

Indeſſen ward Wein gebracht. Der Miniſter befahl dem Bedienten, niemand vorzulaſſen, entfernte ſich einige Minuten und kam ganz umgeſtaltet zurück. Er hatte Perücke und Hofkleid abgelegt, und erſchien mit einem Schwedenkopf und in einem modiſchen Frack. Auch ſeine ſteinerne Miene war freundlichen Geſichtszügen gewichen. „Nun bin ich wieder der alte Springwall!“ rief er lachend, und erzählte ſeine Abenteuer folgender Maßen.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Springwalls Geschichte.

„Kurz nach Ihrem Abgang vom Regimente, Herr von Pampel, starb mein guter Oheim, der General. Ich verlor an ihm einen väterlichen Freund, der mich in jeder Art unterstützt und mir bei allen meinen Ausschweifungen die Stange gehalten hatte. Sein Nachfolger war ein strenger Mann und faßte besonders mich scharf ins Auge. Er ließ mir nicht den unschuldigsten Possenstreich, der ihm zu Ohren kam, ohne bittere Verweise und Ahndungen durchschlüpfen, und machte immer aus Mücken Elephanten. So gab's ein paar Jahre manchen verdrießlichen Tanz. Am Ende ward mir das ewige Hofmeistern zu lästig; ich nahm den Abschied. —

Fortuna, die beständig alle Hände voll zu thun hat, um ihre Mündel, die Dummköpfe, reich zu machen, hatte darüber ganz vergessen, an mich zu denken. Ich fing nun an, mich ihrer Fürsorge zu empfehlen, und schickt' ihr Visitenkarten vom Morgen bis in die Nacht, das heißt: ich ward ein Spieler und besuchte die berühmtesten Messen, Bäder und Hauptstädte. Dieses freie, ungebundene Leben, das mit mancherlei Abenteuern und Liebschaften durchflochten war, führt' ich zwanzig Jahre; doch will ich mich jetzt keine Minute dabei aufhalten, sondern Ihnen

lieber etwas ausführlicher erzählen, wie ich mit der Hirn- und Schädellehre bekannt wurde, die mir zu meinem gegenwärtigen Posten verhalf.

Ich lernte vor zwei Jahren, als ich mich einige Zeit in Wien aufhielt, einen gewissen Baron kennen, den ich, um den wahren Namen des gutherzigen Querkopfs zu verschweigen, Gallaff nennen will. Wir gingen täglich mit einander um, weil er viel Zuneigung zu mir gefaßt hatte und mich seine Eulenspiegelstreiche belustigten. Er war in die neue Lehre, die Doktor Gall damals erst auf die Bahn brachte, kindisch verliebt, pfuschte selbst hinein und betastete jeden Kopf, der ihm dazu still halten wollte. Wer sich dessen weigerte, mit dem trat er durchaus in keinen Verkehr. Er ließ sich kein Kleid und keinen Schuh machen, ohne vorher die Köpfe der Schneider und Schuster in Untersuchung zu nehmen, ob sie die nöthigen Organe besäßen, um Meisterwerke zu Stande zu bringen. Bisweilen gerieth er mit Creti und Pleti darüber in heftigen Streit. Unter andern bekam er einst sehr unangenehme Händel mit einem Lohnkutscher, der uns über Land fahren sollte, den er aber deßwegen verwarf, weil dem Burschen die Organe der Circumspektion und des Augenmaßes fehlten, und also Gefahr vorhanden war, von ihm umgeworfen zu werden. Dergleichen lustige Auftritte sah ich in Gallaffs Gesellschaft alle Tage. Am wenigsten gefiel mir, daß er seinen alten, ehrlichen Bedienten abdankte, weil dem armen Menschen das Organ des Ortsinnes mangelte, und er sich daher einige Mal in dem weitläufigen Wien, wo er fremd war, verirrt hatte. Auch war sein Kopf nicht wie ein Hundekopf gestaltet, und so gebrach ihm der Treusinn, ob ihm gleich der Baron selbst das Zeugniß geben mußte, daß er während seiner zehnjährigen

Dienſtzeit keine Stecknadel veruntreut habe. Das half ihm aber nichts; er wurde Knall und Fall verabſchiedet, und Gallaff nahm, durch die herrlichſten Bedienten-Organe verleitet, einen liederlichen Schuft an, der ihm täglich Verdruß machte, und endlich ſogar mit ſeinen Reitpferden heimlich davon ritt. Dennoch hielt ihn der Baron für ehrlich und ſagte: nicht er, der gute Kerl, ſey mit den Pferden durchgegangen, ſondern die Pferde mit ihm. —

Nach einiger Zeit ward Gallaff des Aufenthalts in Wien überdrüſſig und trug mir an, ihn auf ſein Landgut zu begleiten. Wir reisten dahin ab. Eine große Schädelſammlung, die er mitnahm, verdrängt' uns faſt aus dem Wagen. Wir ſaßen wie in einem Beinhauſe. —

Als wir auf dem Gute ankamen, fing er ſogleich an, die Köpfe ſeiner Leute zu muſtern und allen durch die Bank den Laufpaß zu geben, die mit den zu ihren Dienſtgeſchäften erforderlichen Organen nicht ausgerüſtet waren. Sogar das ehrwürdige, graue Haupt einer ſechzigjährigen Tante, die ſeine Wirthſchaft vortrefflich führte, mußte ſich der allgemeinen Prüfung unterwerfen. Hier fand er mit Erſtaunen das Organ — des Geſchlechtstriebes, und ſagt' es ihr unverholen ins Angeſicht. Die alte, keuſche Jungfrau nahm das ſehr übel und verließ im Zorn ſein Haus. Mit ihr wich der Schutzengel ſeines Wohlſtandes von ihm. Doch das kümmerte ihn nicht. Er vertraute Hab' und Gut den herrlichen Organen ſeiner neuen Dienerſchaft an, ließ die Menſchen ſchalten und walten, wie ſie wollten, ſah keine Rechnung nach und hielt lieber den Bauern öffentliche Vorleſungen über die Schädellehre. Hans und Kunz wurden darüber ganz dämiſch, tappten einander auf die ſtruppigen Köpfe und erklärten ſich wechſelsweiſe für Diebe und Mörder.

Das ganze Dorf kam in Aufruhr, kein Nachbar traute dem andern mehr über den Weg, und blutige Schlägereien waren an der Tagesordnung. Die Landesregierung mußte ſich darein legen und dem Baron die Fortleſung ſeiner Kollegien unterſagen. Sein unnützes Beginnen ward ihm ernſtlich verwieſen, und er bedeutet, ſich deſſen für immer zu enthalten, weil ungeſchicktes Schädelprüfen, von einfältigen Menſchen unternommen, nichts als Unheil anrichte. —

Er machte davon bald in ſeinem eigenen Hauſe die traurigſten Erfahrungen. Die Ausgeberin und der Verwalter, die ihn, mit einander im Bunde, auf eine ungeheure Weiſe betrogen hatten, gingen bei Nacht und Nebel ſammt ihren ſchönen Organen der Treue und Anhänglichkeit zum Teufel. Gallaff ward darüber ganz tiefſinnig, und es war nun nicht mehr erfreulich, bei ihm zu wohnen. Ich zog daher weiter und buhlte wieder am Pharotiſch um Fortunens Gunſt.

Dieſes Geſchäft führte mich im vergangenen Jahre in dieſe Stadt. Da hört' ich überall von der berühmten Gehirn- und Schädellehre ſprechen und ſprach überall mit. Ich wußte mehr davon, als jeder andere Schwätzer, weil ſich Gallaff, wider meinen Willen und Dank, die eifrigſte Mühe gegeben hatte, mich zu einem Organenkenner zu bilden. Meine Weisheit machte gewaltiges Aufſehen, und ward ſogar, da ich ſie einſt in Gegenwart einiger Hofleute ausgeſchüttet hatte, dem Fürſten bekannt. Er ließ mich rufen, erklärte ſich für einen enthuſiaſtiſchen Verehrer des Doktors Gall, klagte jedoch dabei, daß er bisher noch wenig Gelegenheit gehabt habe, ſich von der Lehre dieſes Mannes gründlich zu unterrichten. Ich erbot mich ſogleich, ihm alles mitzutheilen, was ich ſelbſt davon wiſſe. Er griff mit beiden Händen zu. Die Vorleſungen nahmen

auf der Stelle ihren Anfang, und ich erwarb mir in kurzer Zeit den Beifall und das Vertrauen meines Schülers in einem solchen Grade, daß er mich zum Minister erhob und mir das Schädelprüfen aller Dienstsucher als meinen Wirkungskreis anwies. Ich wandelte mich nun in meinem äußern Ansehen und Betragen, dem etwas pedantischen und modescheuen Fürsten zu Gefallen, in den steifen, altfränkischen Minister um, den Sie vorhin an mir fanden. Uebrigens bin ich weit davon entfernt, die Schädellehre für einen ganz untrüglichen Probierstein des menschlichen Geistes und Charakters zu halten. Sie hat auch wirklich schon hier Verwirrung gestiftet, doch in meine Finanzen — Ordnung gebracht.“ —

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Verschwörung und Kabalen.

Springwall endigte hier seine Geschichte und gab dem Major, der sich ihm jetzt empfahl, die Zusicherung auf den Weg, daß ihm der Bestallungsbrief als Oberküchenmeister in den nächsten Tagen ausgefertigt werden solle.

Es geschah, wie er gesagt hatte. Herr von Pampel ward in die Hofküche feierlich eingewiesen, allen dazu gehörigen Personen, vom ersten Mundkoch an bis zur letzten Tellerwäscherin herab, als ihr Oberhaupt vorgestellt, und sammt und sonders mußten sie ihm durch einen Handschlag Gehorsam angeloben.

Die Herren Köche, die sich sehr wichtige Männer dünkten, hatten bis jetzt in einer demokratischen Verfassung gelebt und nahmen es als eine schwere Beleidigung auf, daß sie sich einem Regenten unterwerfen sollten. Sie zogen ihm schon bei der Huldigung schiefe Gesichter, und verschworen sich nachher förmlich gegen ihn bei verschlossenen Thüren. Der Oberkoch hielt eine feuerspeiende Rede, ergriff dann eine große Schöpfkelle und trat mit theatralischen Heldenschritten in den Kreis seiner Freunde und Gevattern. „Schwört!“ — rief er, und streckte die Kelle wie ein Schwert vor sich hin — „schwört mit Mund und Herzen dem dickwampigen Prahlhans, den man uns —

wie den Fröschen in der Fabel einen Klotz — zum König setzen will, keinen Gehorsam zu leisten, sondern seine Befehle unter dem Schein der Befolgung verworren auszurichten, damit alles in der Küche mißrathe und er bei dem Fürsten in Ungnade falle!“ — Und alle Köche legten die vordern Finger der rechten Hand auf die Kelle und sprachen den Eid nach.

Der gute Oberküchenmeister wußte nichts von dieser Verschwörung und trat sein Amt mit Freudigkeit an. Er erbat sich vor allen Dingen von dem Fürsten ein Verzeichniß seiner Lieblingsspeisen, und entwarf dann über jedes dieser Gerichte eine weitläufige Instruktion für die Köche, worin alle dazu gehörige Bestandtheile und Würzen sammt der Behandlungsart weitläufig vorgeschrieben waren. Die Köche nahmen sie mit tiefen heuchlerischen Reverenzen an, und als er den Rücken wandte, lachten sie darüber. Sie mochten denn wohl — wie sich das auch in höhern Regionen oft ereignet — ihr Fach besser verstehen, als ihr Vorgesetzter, dessen Rezepte mitunter etwas aus der Mode gekommen waren, weil sie großen Theils noch von seinen Universitätsjahren und aus Trudchens Brieftasche herstammten. Er selbst hatte zwar auch neue Länder in der Küchenwelt entdeckt, und sie schienen ihm vortrefflich; aber die gegen ihn verschwornen Rebellen verwüsteten sie mit Gewalt und säeten Unkraut unter den Weitzen.

Der Fürst, ein erklärter Gourmand, konnte an dem Tage, da zum ersten Mal unter der Regierung des Oberküchenmeisters gekocht wurde, die Tafelzeit kaum erwarten. Endlich schlug sie, die ersehnte Stunde, und er langte begierig zu, weil er seine Eßlust noch überdieß durch Enthaltsamkeit beim Frühstück verdoppelt hatte. Aber gleich

das erſte Gericht entſprach nicht ſeiner Erwartung. Es war ſo kraftlos und unſchmackhaft, daß er nur zwei Biſſen davon über die Zunge bringen konnte. Die folgenden Schüſſeln waren nicht beſſer; denn die boshaften Köche hatten ſie entweder verſalzt und verpfeffert, oder auf andere Weiſe ungenießbar gemacht. Der Fürſt erhob ſich ungeſättigt von der Tafel, ließ im höchſten Unmuth den Oberküchenmeiſter rufen und überſchüttete ihn mit harten Verweiſen. Herr von Pampel, der ſich Rechnung auf Lobſprüche gemacht hatte, fiel wie aus den Wolken. Er eilte hinab in die Hofküche, koſtete die auf der Tafel geweſenen Speiſen, fand ſie ſelbſt unter aller Kritik und fluchte darüber, daß ſich die Erde hätte mögen aufthun, um die Köche zu verſchlingen. Aber ſie blieben ſo ruhig, als ob eine Gans ziſchte, und fuhren am nächſten Tage fort, die Speiſen zu verfälſchen und zu verpfuſchen. Der Fürſt genoß noch weniger, und ſchalt deſto mehr. Wie ein Raſender ſtürzte ſich der Oberküchenmeiſter abermal unter die Köche, und hätte ſie beinahe nicht blos mit der Zunge gezüchtigt; doch ſie hohnlächelten nur über ſeinen Eifer und ſagten ihm mit frecher Stirne unter die Augen: es laſſe ſich nach den Formeln, die Se. Excellenz vorgeſchrieben habe, kein vernünftiges Gericht kochen.

„Das lügt ihr Sudler!“ ſchrie er ſie an. „Ich will morgen das Gegentheil darthun, will morgen mit eigener Hand die Speiſen bereiten, um meine Ehre zu retten und eure Schande zu offenbaren!“ —

Bei Anbruch des Tages erſchien er in der Hofküche, band eine Schürze vor und füllte ſelbſt mit allem Zubehör die Töpfe und Tiegel, ehe ſie ans Feuer geſetzt wurden. Die Köche waren nur ſeine Handlanger und durften nichts unternehmen, als was er ihnen befahl. In ei-

ner gebieterischen Stellung am Herde stehend, warf er die Augen überall herum und hatte die große Schöpfkelle, auf die seine Feinde geschworen hatten, als Kommandostab in der Hand.

Es wäre vielleicht alles glücklich gegangen, wenn er sich nur hätte überwinden können, einige Stunden ohne Genuß und Bequemlichkeit auszudauern; allein das war dem alten Weichling nicht möglich. Als die Vorbereitungsgeschäfte abgethan waren und er glaubte, er könne nun eine Weile ruhn und dürfe nur das Feuer arbeiten lassen, fuhr er husch! nach Hause, warf sich aufs Kanapee und fing an, die ermatteten Lebensgeister durch Wein zu erfrischen. Beim dritten Glase fiel er in einen tiefen Schlaf und erwachte erst nach zwei Stunden. Er jagte mit Schrecken, was die Pferde nur laufen konnten, nach der Hofküche zurück; doch hätten ihn auch Sturmwinde gezogen, er wäre dennoch zu spät gekommen. Das Feuer hatte indessen zu viel gearbeitet, und alles, was ihm anvertraut war, in den Grund verdorben.

„O ihr unseligen Köche!“ rief er ausser sich: „warum habt ihr nicht Acht gegeben und den unersetzlichen Schaden verhütet?“ — Sie antworteten trotzig: es sey ihnen nichts befohlen worden und sie hätten geglaubt, es müsse nach seinem Kochsystem so seyn. Er fluchte gräßlich, zerschlug vor Wuth die Töpfe und warf die Scherben den Köchen an den Kopf.

Es war Tafelzeit und nichts vorhanden, was man auftragen konnte. Er mußte sich zu dem sauern Gang entschließen, dem Fürsten diese Trauerpost zu bringen. Es versteht sich, daß er seine Schuld in ein Mäntelchen hüllte. Er gab vor: der Anfall einer Krankheit habe ihn genö-

thigt, ſich nach Hauſe zu begeben, und indeſſen hätten die Köche unterlaſſen, ihre Schuldigkeit zu thun.

„Das iſt beiſpiellos!“ ſagte der Fürſt. „Seit Ihrer Beſtallung ward ich nicht ſatt, und heute muß ich ganz faſten! — Nun, ich ſehe wohl, daß mein Miniſter Springwall auf ihrem Kopfe Mißgriffe gethan hat. Wir müſſen uns trennen. Laſſen Sie ſich in der Hofſtaatskaſſe Ihren Gehalt auf ſechs Monate zahlen und gehen Sie dann, wohin es ihnen gefällt!“ —

Achtunddreißigstes Kapitel.

Doktor Luthers Gedanken über das ihm zugedachte Denkmal. — Abtritt des Helden von der Bühne.

Wo baares Geld lachte, war Herr von Pampel nie traurig. Er nahm also auch jetzt die ihm angewiesene Summe von beinahe tausend Thalern wohlgemuth in Empfang, und war gegen den Fürsten so dankbar, das Geld nicht aus dem Lande zu schleppen, sondern es sogleich in der Hauptstadt zu verzehren. Er brauchte dazu mit Beihülfe seines Kammerdieners ungefähr fünf Monate Zeit. Das waren die letzten Rosentage seines Lebens. Er mußte sich nun entschließen, ein landfahrender, irrender Ritter zu werden und da und dort auf Unkosten des reichen und mitleidigen Landadels zu leben. Eine neue Versorgung als Geschäftsmann zu suchen, fiel ihm nicht ein. Er sah, daß er sogar durch die Kochkunst nicht fortkam, und sie war doch der Inbegriff aller Kenntnisse, die er sich auf Erden erworben hatte.

Da die wenigsten Landgüter an der Heerstraße liegen, so konnte er sich auf seiner Reise der öffentlichen Post nicht bedienen; er mußte sich mit einer eigenen Gelegenheit versehen. Das fiel ihm, leider! nicht eher ein, als bis er

mit seinen tausend Thalern so weit auf die Hefen gekommen war, daß er sich kein Fuhrwerk mehr anschaffen konnte. Er mußte sich zum Reiten bequemen, und ein glücklicher Umstand kam seiner schwachen Kasse zu Hülfe. Es wurden gerade damals Artillerie- und Packpferde, die einen Feldzug mitgemacht hatten, an den Meistbietenden verkauft und waren um ein Billiges zu haben. Er erstand für sich und seinen Kammerdiener ein Paar tüchtige Rappen, das Stück zu fünf Thalern. Sie hatten freilich beide zusammen nur ein Auge, doch um so weniger wurden sie scheu. Herr von Pampel bestieg als Vorreiter den Gaul, der das gemeinschaftliche Auge besaß. Der Blinde, der den Kammerdiener trug, sah mit den Ohren und folgte treulich dem schallenden Hufschlage seines Vorgängers.

Ungefähr ein Jahr lang zog Herr von Pampel von einem Rittersitze zum andern, und fand an den meisten Orten eine höfliche und gastfreundliche Aufnahme, die er hauptsächlich seiner noch gut gehaltenen Officiersuniform und seinen Aufschneidereien verdankte. Er rühmte sich großer Kriegsthaten und klagte aller Welt, daß er blos durch den geschlossenen Frieden außer Dienst und um die Hoffnung gekommen sey, General zu werden. Da er in dem Lande, wo er seine Kreuz- und Querzüge anstellte, ein Fremdling war, so mußte man die Mährchen von mitgefochtenen Schlachten gelten lassen und konnte ihn nicht durch eine Handvoll Heu stumm machen. Man bedauerte ihn als einen unglücklichen Kavalier und war überall bereit, ihn einige Tage gut zu bewirthen. Hier und da gab man ihm auch eine stattliche Ritterzehrung mit auf den Weg.

Aber er drehte sich in einem zu engen Kreise herum,

und zog in die Häuser und Schlösser, wo es ihm wohl ging, mit seinen zwei Rossen und seinem reisigen Knechte zu oft ein. Das wurden die gutmüthigsten Leute zuletzt überdrüssig und behandelten ihn kalt. Andere ließen sich vor ihm verläugnen, oder wohl gar, wenn sie ihn kommen sahen, den Thorweg verschließen. Kurz, er ward, als ein lästiger Krippenreiter, überall bekannt und verächtlich, und mußte an vielen Orten, wo er auf dem herrschaftlichen Schlosse hoch zu schmausen gedachte, mit schwarzem Brod und saurem Bier in der Schenke fürlieb nehmen, weil er keine bessere Kost bezahlen konnte.

In dieser schweren, betrübten Zeit that ihm ein gewisser Edelmann, der die meisten Dinge in der Welt aus einem schiefen Gesichtspunkte ansah, einen seltsamen Vorschlag. „Sie wissen," sprach er, „daß Deutschland jetzt mit dem Gedanken schwanger geht, dem Doktor Luther ein Denkmal zu errichten. Die Idee ist groß, aber die Beiträge, die bis jetzt dazu einliefen, waren klein, und kamen so einzeln, wie im Frühjahr die Schwalben. Wenn das so fortgeht, bricht der jüngste Tag herein, ehe die Sache zu Stande kommt. Ich interessire mich lebhaft dafür, und hätt' ich nicht Weib und Kinder und eine weitläuftige Wirthschaft, die meiner Aufsicht bedarf, so setzt' ich mich noch heute zu Pferde und durchzöge das deutsche Reich von einem Ende bis zum andern, um Enthusiasmus zu erwecken und Beisteuern zu sammeln. — Das wär' ein Werk für Sie, Herr von Pampel! Sie können sich dadurch einen unsterblichen Namen erwerben und ein reicher Mann werden. Ich garantire Ihnen von der Summe, die Sie zusammenbringen, zehn Procent, und freie Zehrung auf der Reise." —

Der irrende Ritter hielt diesen Antrag, nach kurzer Ueberlegung, für annehmlich. Verschafft auch — waren seine Gedanken — meine Werbetrommel dem guten Doktor Luther keinen Obelisken von Marmor oder von Töpferlehm, so gewinne ich doch dadurch einen anständigen Vorwand, Tag für Tag bei reichen Leuten einzusprechen, und es müßten ja Heiden seyn, die den Apostel einer so guten Sache nicht wenigstens zu Tische bitten sollten! —

Er setzte sich also mit seinem Reisigen in Bewegung und durchzog vierzehn Tage lang Städte und Dörfer, ohne einen Groschen einzunehmen oder einen freien Trunk zu bekommen. Man war überall an Ausflüchten unerschöpflich. Einige sagten: Luther bedürfe keines Denkmals; Andere lamentirten: die Zeiten wären jetzt so schlecht, daß man lieber Steine in Brod, als Brod in Steine verwandeln möchte; und die Meisten fragten: ob er von der vaterländisch-literarischen Gesellschaft in Mansfeld, als der Mutter und Pflegerin der Denkmals-Idee, eine Vollmacht aufzuzeigen habe. — So klang's allenthalben. Anderer Arten von Abweisungen, die mitunter noch härter ausfielen, nicht zu gedenken.

In der dritten Woche nach seinem Auszuge löste er endlich das erste Handgeld von einem frommen Landedelmann, der ihm auf Treu und Glauben, gegen Quittung, zehn Thaler reichte.

Vergnügt über den gesegneten Anfang, begab sich der Sammler (da ihm übrigens weder eine Mahlzeit, noch ein Nachtlager angeboten wurde) ins Wirthshaus, und verzehrte da mehr, als den Thaler, der ihm von der erhaltenen Denkmalssteuer als Rabatt gebührte. Er genoß besonders ein überaus reichliches Abendessen, und ging dann

zur Ruhe in ein Kämmerlein neben der öffentlichen Schenkſtube, in welcher ſich Blaffert mit einem Strohlager begnügte.

Dieſer war kurz nach Mitternacht noch nicht eingeſchlafen, als er auf Ein Mal den Herrn von Pampel jämmerlich ächzen und ſtöhnen hörte. Er ſprang auf, ſprengte die verriegelte Kammerthür, und fand ſeinen Herrn bleich, wie einen Todten, und zitternd an allen Gliedern. Auf die Frage, was ihm widerfahren ſey, antwortete er nur mit tiefen Seufzern und bat kläglich, den Pfarrer des Orts ſchleunig zu rufen, weil er ihm etwas Wichtiges anzuvertrauen habe. Blaffert eilte fort; der Geiſtliche kam.

„Herr Paſtor," begann Pampel, „ich fühle, daß ich von dieſem Lager ſchwerlich wieder aufſtehn werde; doch will ich die Welt nicht verlaſſen, ohne Ihnen zu offenbaren, was mir in dieſer Nacht begegnete. Es gereicht mir freilich nicht zum Ruhm; doch immerhin! Ich betracht' es als eine Beichte auf meinem Todtenbette. —

Ich hatte ungefähr zwei Stunden geſchlafen, als mich ein heftiger Schlag auf die Schulter weckte. Erſchreckend blickt' ich auf; da ſtand vor meinem Bett ein Mann von edlem Anſehen in Prieſterkleidung. Seine Geſichtszüge drückten Muth und Entſchloſſenheit aus; ſeine Augen funkelten wie Sterne. Ich bin Doktor Martin Luther, ſprach er, dem du, alter Bauchdiener, um Mäſtung deines Leibes willen ein Denkmal erbetteln willſt! Pfui der Schande für mich und dich! Gleichſt du nicht dem mir verhaßten Volke der faulen Mönche, die mit dem Termineiſack vor den Thüren der Reichen und Armen herumſchlumpen? Biſt du nicht ähnlich dem Ablaßkrämer Tetzel, den ich öffentlich einen Beuteldreſcher nannte? — Und das, was ich verabſcheute,

was mein Feuereifer strafte, das geschieht nun gar meinetwegen! O, der Narrheit! —

Geh, — fuhr der zürnende Geist mit etwas gemäßigter Stimme fort — geh stracks wieder heim und sage denen, die sich beeifern, mir ein Denkmälchen zu stiften, daß ich ihnen ihre Mühe nicht danke. Ich bedarf nicht solcher kleinlichen Schmeichelei. Was ich that, trotzt der Vergänglichkeit mehr, als Stein und Erz. — Aber schier möcht' ich glauben, das undankbare Menschengeschlecht, dessen Sklavenfesseln ich zerbrach, habe mich schon halb und halb wieder vergessen. Würden wohl sonst — nachdem schon eure Scribenten, der unnützen Sache wegen, Stückfässer voll Dinte verkleckt haben — die armseligen Beisteuern immer noch langsam, wie träge Schnecken, daher ziehn? — Wolltet ihr zeigen, daß ich euch werth bin, so mußten sich eure Beutel mit der Schnelle des Blitzes aufthun, und dann ließ ichs gelten! Aber euer Gezauder und der Lärm, den ihr über die elenden paar tausend Thaler macht, ist ein Spott und Gräuel vor ganz Europa, und das, was mir und den Deutschen Ehre bringen sollte, macht mir und den Deutschen Schande! Drum laßt den Kram, und wer etwas übrig hat, der geb's den Armen*! —

Zieh also heim! — schrie er mich heftiger an — Zieh heim und beschließ nicht, wie ein Bettelmönch, dein ohne-

* So that kürzlich der edle von Bodenhausen auf Brandis, bei Leipzig, der den unglücklichen, von Hungersnoth bedrängten Einwohnern des Erzgebirgs vierhundert Scheffel Getreide schenkte, und sie auf seine Kosten ihnen zuführen ließ. — Wahrlich eine schönere That, als wenn er zu Luthers Denkmal eine Tonne Goldes gespendet hätte!

dieß verlornes und in Müßiggang und Völlerei vergeudetes Leben! — Ich ſpreche derb mit dir; denn auf einen harten Knorren gehört ein harter Keil. Sollteſt du aber wagen, meinetwegen förder im Lande herumzuprachern, ſo ſiehſt du mich noch ſchrecklicher wieder! Bei dieſen Worten drohte mir der Geiſt mit geballten Fauſt und verſchwand.“ — —

Ganz entkräftet ſchloß Herr von Pampel hier ſeinen Bericht, und forderte zur Stärkung einen Trunk Wein, der ihm gereicht wurde.

Der Pfarrer gab ſich Mühe, ihn zu beruhigen, und ſtellte ihm vor, daß die Erſcheinung nur ein lebhafter Traum geweſen ſey. „Man fällte vielleicht“ — ſetzte er hinzu — „da und dort in Ihrer Gegenwart über Luthers Denkmal dergleichen Urtheile, und das fiel Ihnen denn im Traume wieder ein.“ — Pampel geſtand, es hätten mehrere Perſonen beinahe ſo, wie Luther, mit ihm geſprochen; doch ließ er ſich nicht ausreden, daß ihm deſſen Geiſt wirklich erſchienen ſey.

Er ward mit jeder Minute ſchwächer. Ein Schlagfluß (der eben ſo, wie der ängſtliche Traum, eine Folge der unmäßigen Abendmahlzeit war) lähmte ihm die Zunge, und er fing an, irre zu reden. „Laßt mich mein Teſtament machen!“ ſprach er lallend. „Ich beſtimme — mein ganzes Vermögen — zu einem marmornen Denkmal — für meine Freundin — Gertrude Schnick. — Es ſoll errichtet werden — auf dem Platze, wo ſie für mich — als Heldin ſtarb; — und bleibt etwas übrig, ſo reiche man — den Armen des Orts, wo ſie — begraben liegt, jedem — eine Flaſche — Wein!“ —

Er ſprach die letzten Worte kaum hörbar, ſuchte ſich aber noch durch ein Zeichen mit der Hand, als führte er eine Flaſche zum Munde, verſtändlich zu machen, und verſchied.

Unterhaltungen

für müßige Stunden.

Digitized by Google

I.

Die Nebenbuhler.

Erſtes Kapitel.

Hofrath Spitzkopf.

Ein regierender Graf ließ ſich und ſein Reich von einem eigennützigen und ränkevollen Manne regieren. Dieſer Machthaber war der Hofrath Spitzkopf. Er trieb aber eine ſo heilloſe Staatswirthſchaft, daß ſich des Grafen fürſtlicher Lehensherr nach vielen eingelaufenen Erpreſſungsklagen bewogen fand, ein gerechtes Einſehen zu haben und die Verabſchiedung des ſchlimmen Haushalters zu verfügen. Er wehrte ſich dagegen wie der Dachs im Loche; doch er mußte von dannen. Sein Troſt am Ende war die ſchwere Goldkiſte, womit er das ausgeſogene Ländchen verließ.

Er begab ſich in einen andern Staat, kaufte ein ſchönes Rittergut und richtete ſich dort ein. Die Wohngebäude waren zierlich und bequem, die Umgebungen reizend; ihm fehlte nichts, als die verlorene Gelegenheit, ſeine Habgier wie vormals zu ſtillen. Damit fehlte ihm aber auch alles.

Kein Paradies konnte ihn für diesen Verlust entschädigen und zufrieden stellen.

Sehr lieb war es ihm jetzt, daß er vor einiger Zeit die Ehre gehabt hatte, den Tod seiner Gemahlin durch die Zeitung bekannt zu machen. Er war der Erste, der diese ungereimte Redensart, die man nachher oft in öffentlichen Blättern fand und noch findet, auf die Bahn brachte. Schriebe mancher Wittwer: „ich habe das Vergnügen," so müßte man seine Aufrichtigkeit loben. Wenigstens unser Hofrath freute sich höchlich, daß er sein Augenmerk nun wieder auf eine reiche Heirath richten konnte. In dieser Absicht ritt und fuhr er in der Nachbarschaft umher und machte bald ausfindig, daß der Pachtinhaber eines großen Kammergutes, der Amtsverwalter Gerhard in Weidenbach, ein überaus reicher Mann und Vater einer einzigen Tochter sey, deren bestimmtes Heirathsgut auf baare dreißigtausend Thaler geschätzt werde. Des Wittwers Herz hüpfte bei dieser Kunde vor Freuden. Er hörte zugleich, daß Lottchen Gerhard ein schönes und wohlerzogenes Mädchen sey; doch das streifte als Nebensache fast unbeachtet bei seinen Ohren vorbei. Es bewirkte nur den Vorsatz, sich dem hübschen Kinde so hübsch als möglich darzustellen.

Der Herr Hofrath war keine liebenswürdige Person. Ihn entstellten verschiedene Unförmlichkeiten, besonders aber seine ungebührlich langen Arme, womit er in der Grafschaft weit um sich gegriffen hatte. Die Hände reichten, wenn er auch kerzengerade stand, bis an die Knie. Das gab ihm um so mehr eine häßliche Spinnengestalt, da er nicht, wie andere Blutigel, bei seiner ehedem getriebenen Blutsaugerei dick geworden war, sondern an Magerkeit seines Gleichen suchte. Auch sein Gesicht war so wenig empfeh-

lend, daß man ihn leicht für einen Affen angesehen hätte, wenn die in unsern Tagen von nordischen Kriegern zu uns gebrachte, aber auch von manchem sehr friedfertigen Bürger-Lämmlein nachgeahmte Mode, das ganze Gesicht mit Haaren bewachsen zu lassen, dieser Täuschung zu Hülfe gekommen wäre. Ihr arbeitete jedoch sein Kammerdiener täglich mit dem Scheermesser entgegen, und starke Puderlagen bedeckten das ziemlich kahle fünfzigjährige Haupt, das nicht mit Ehren ergrauet war.

Seine Garderobe hingegen verdiente Lob. Sie war fürstlich, wenigstens gräflich, und das im strengsten Wortverstande. Der Graf hatte sie größten Theils für seinen eigenen Leib fertigen lassen. Aber jedes neue Kleid, das er zum ersten Mal anlegte, unterwarf er der Kritik seines Günstlings, und zog es, wenn der Hof- und Gewandrath den geringsten Makel daran fand, nicht nur auf der Stelle wieder aus, sondern machte auch dem Recensenten ein Geschenk damit. Scharf bekrittelte daher Spitzkopf alle gräfliche Kleider, die ihm gefielen, und lobte mit vollen Backen nur die, welche nicht nach seinem Geschmack waren. Dieser Pfiff verschaffte ihm eine Menge prächtiger Kleidungen, ohne daß er einen Stich daran ändern lassen durfte; denn er und sein erlauchter Herr — in dessen Hirnkammern es jedoch gar finster aussehen mochte — glichen sich vollkommen an Größe und Dürre. Der Graf hatte nur keine Riesenarme; deßhalb waren seine Kleider in dieser Gegend dem Hofrath zu kurz. Doch breite Manschetten füllten ziemlich anständig die Lücke. Auch suchte sich der schlaue gräfliche Leibschneider bei dem mächtigen Großvezier dadurch einzuschmeicheln, daß er an der Stelle, wo die beiden ähnlichen Gestalten von einander abwichen, das Maß überschritt. Darum schlotterte der arme Graf immer, zu

aller Menschen Verwunderung, mit ungeheuer langen Aermeln herum, die auch nothwendig groß seyn mußten, weil ihm sein Staatsminister immer viel darauf zu binden und zu heften hatte.

Auf andern Schleichwegen gelangte Herr Spitzkopf zum Besitz goldener Dosen, kostbarer Ringe und mehrerer solchen Kleinode, die er leidenschaftlich liebte, wenn er sie, ohne baares Geld, für Schmeicheleien oder Schelmstücke einhandeln konnte.

Als er nun im Hause des Amtsverwalters seinen ersten Besuch machte, zog er wie ein fürstlicher Bräutigam ein; doch die Aufnahme entsprach nicht seiner Erwartung. Ein unsichtbarer Läufer, der Ruf, war ihm vorangegangen, und hatte schon ihn und seine Verdienste der Gegend umher gemeldet: daher war Gerhard bereits unterrichtet, was für einen Vogel er vor sich sah, und betrug sich gegen ihn mit der höflichen Zurückhaltung, die ein rechtschaffener Mann gegen zweideutige Menschen beobachtet. Auch bei Lottchen machte die gezierte Sprache eines altmodischen Hofschranzen, womit der angehende Freier das natürliche Landmädchen umschmeichelte, durchaus kein Glück, und ward nur mit den nothdürftigsten Worten erwiedert. Am freundlichsten benahm sich die Frau Amtsverwalterin. Sie hatte eine unverwüstliche Ehrfurcht gegen Titel und schöne Kleider, ungeachtet sie von ihrem Gatten seit langen Jahren darüber geschraubt wurde. Es war ihr, wie sie mit zahllosen Verneigungen betheuerte, eine unaussprechliche Freude und Ehre, den Herrn Hofrath unter ihrem Dache zu sehen. Dabei trug sie die köstlichsten Erfrischungen, die sie im Hause hatte, mit gutmüthiger Behendigung auf. Herr Spitzkopf machte sich aber aus der Gunst der Ge-

ſchäftigen Martha nicht viel. Er bemerkte bald, daß ſie nicht, wie andere kluge Frauen, den Hausſcepter in den Händen hatte, und daraus ſchloß er, daß auch bei der Bräutigamswahl ihre Stimme wenig gelten werde.

Zweites Kapitel.

Ein Kleeblatt anderer Freier.

Der welterfahrene Mann wußte bei dem allen, daß kein Baum auf den ersten Hieb fällt. Darum beschloß er muthig, die Axt nicht sogleich sinken zu lassen. Er spürte der Quelle von Lottchens Kaltsinn nach, und vernahm mit Verdruß, daß sie noch drei andere Freier habe.

Einer derselben war Herr von Finkenbusch, im Scherz der Finkenritter genannt. Er hatte bei der leichten Cavallerie gedient, war noch jung, war wohlgebildet, und machte sich, wenn man ihm einigen Vorwitz und Ahnenstolz übersah, in Gesellschaften beliebt. Er wäre vielleicht recht unartig und übermüthig gewesen, wenn ihn nicht die Armuth im Zügel gehalten hätte. Nur einige hundert Thaler bekam er jährlich aus dem väterlichen Stammgute, das seinem ältern Bruder, nach Familienverträgen, zugefallen war. Der apanagirte Prinz hatte zwar auch freie Wohnung in der Ahnenburg: er befand sich aber dabei in mancher unbequemen Abhängigkeit von dem regierenden Herrn, mit welchem er beständig in Zwiespalt lebte. In noch unangenehmern Verhältnissen stand er mit verschiedenen Hebräern, denen er papierene Schwerter in die Hände gegeben hatte, womit sie ihn rastlos verfolgten. Aus diesem Gedränge sollte ihn Lottchen retten. Er war ihrer nicht ganz unwerth, weil er nicht, wie Spitzkopf, blos ihre Habe, sondern auch ihr edleres Selbst schätzte.

Allein sie liebte ihn nicht, und die Eltern tadelten an ihm, daß er kein guter Wirth sey. Nur sein alter Adel stach der Mutter in die Augen. Sie hätte gern, bei vortheilhaftern Umständen, ihre Tochter zu einer Edelfrau erhoben.

Ein anderer Verehrer des lieben Mädchens war Doktor Schnurrpfeifer, der seine ärztliche Laufbahn als Pickelhäring eines Marktschreiers begonnen hatte. Er war fünfzehn Jahr alt und vater- und mutterlos, als er einst mit seinen Gesellen auf einem öffentlichen Platze spielte und einen kurz vorher gesehenen Harlekin nachäffte. Da rief ihn ein fremder Mann, der mit einer großen Perücke aus einem Gasthofe heraus sah, zu sich herauf und sagte: „Knäblein, du hast Anlage zum Possenspiel! Willst du mir, dem weltberühmten Doktor Kalterfello, als lustige Person dienen?“ — Die Sache ward richtig. Der junge Hanswurst zog mit seinem Herrn einige Jahre lang von Markt zu Markt, lockte mit seinen Schnurren viel Volk an die Bühne und lernte selbst ein wenig quacksalbern. „Söhnlein!“ sprach eines Tages Kalterfello, „mein Eifer, der leidenden Menschheit zu dienen, spornt mich nach Amerika. Dort wüthet das gelbe Fieber, das Niemand als ich bändigen kann. Ich habe einen Blasebalg erfunden, womit ich über das atlantische Meer blasen und alle die kleinen giftigen Thierlein in der Luft tödten will, die jene Pestilenz erzeugen. Ich verspreche mir eine königliche Belohnung, und es soll auch dir an Glück und Ehre nicht mangeln, so du mich über's Meer begleitest.“ — Schnurrpfeifer hatte dazu keine Lust; er blieb in Deutschland. Aber Kalterfello schiffte wirklich nach der neuen Welt, und die Zeitungen meldeten vor ungefähr zwanzig Jahren aus Philadelphia, daß er sich dort durch einen öffentlichen An-

ſchlag zur heilbringenden Handhabung ſeines Blaſebalges erboten habe. Der dienſtloſe Poſſenreißer fand indeſſen Gönner und Wohlthäter, die ſich ſeiner annahmen. Sie ließen ihn Medicin ſtudiren, und er ward ein halb und halb geſchickter Arzt. Als ſolcher ging er im Hauſe des Amtsverwalters aus und ein und verliebte ſich in Lottchen. Er hatte geleſen, es ſey irgendwo ein uraltes Denkmal aufgefunden worden, deſſen Inſchrift melde: daß ein gewiſſer Hermippus, ein Römer, durch den Anhauch junger Mädchen ſein Leben auf Einhundert und fünfzehn Jahre gebracht habe. Dieſes anmuthige Hausmittel gefiel dem Herrn Doktor beſſer als alle andere, die Hufelands Werk über die Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern, empfiehlt. Er lechzte deßhalb nach Lottchens Küſſen. Aber das harte Mädchen verſagte ihm die ſüße Arznei, ſo oft er ſie einnehmen wollte.

Das Kleeblatt der Freier ſchloß der Rittergutsbeſitzer Rammel, ein ſtammhafter Mann, der in der Dicke ſeines Körpers eben ſo ausſchweifte, als Spitzkopf in der Magerkeit. Ein gewöhnlicher Stuhl war ihm zu ſchmal; er ſchob, wo es ſich thun ließ, drei zuſammen, ſetzte ſich auf den mittelſten, und deckte und belaſtete zugleich die halbe Breite der Nebengehülfen. Er war ein tüchtiger Landwirth, lebte ganz ſeinem Fache und hatte ſonſt für nichts Sinn und Gefühl. Einsmals freute ſich Lottchen über den Geſang einer Nachtigall, und fragte ihn, ob er nicht auch Vergnügen dabei empfinde. „Nee, Mamſell!“ ſprach er lachend: „ich höre lieber meine Ochſen brüllen.“ — Seine ſchwächſte Seite war der Aberglaube. Ein altes Buch, die geſtriegelte Rockenphiloſophie, wäre für ihn, wenn er außer dem Wirthſchaftskalender etwas hätte leſen wollen, ein erbauliches Werk geweſen.

Drittes Kapitel.

Der Hauptfeind.

Seinen Nebenbuhlern den Rang abzulaufen, war Spitzkopfs Dichten und Trachten. Er fing damit an, daß er, wie ein kluger Feldherr, der Feinde Schwächen ausspähte. Des Finkenritters Furcht vor den Juden und Rammels Aberglaube waren weit und breit bekannt; es kostete folglich keine Mühe, davon Wind zu bekommen. Nicht so leicht ließ sich ein Splitter im Auge des Doktors entdecken: denn seinen ehemaligen Harlekinsstand, worin er sich dem fernen Auslande gezeigt hatte, hielt er in seiner jetzigen Wohngegend sorgfältig geheim. Aber zufälliger Weise war Spitzkopf so glücklich, daß ihm ein klatschhafter Reisender das Geheimniß verrieth.

Er sann nun auf Ränke; doch das Kleeblatt der Nebenbuhler war vierspaltig, und das erfuhr er erst jetzt. Sein gefährlichster Gegner war ein braver und in der Nähe von Weidenbach begüterter junger Mann, Namens Ewald, der aber hundert Meilen weit als Freiwilliger in den Krieg gezogen war und seit langer Zeit keine Nachricht von sich gegeben hatte. Lottchen und seine Freunde waren sehr bekümmert um ihn. Sie befürchteten, daß sich der muthvolle Jüngling zu tief ins Feuer gewagt habe und nicht mehr am Leben sey.

Ist er nicht todt, dachte Spitzkopf, so muß er todt geschlagen werden, soll's auch nur mit der Zunge geschehen! —

Dieſe Tödtung unternahm ſein ſogenannter Kammerdiener Fuchsbalg, ein liſtiger Gauner, der in der weiland beherrſchten Grafſchaft, als Kundſchafter und Angeber, gute Dienſte geleiſtet hatte. Er verſchaffte ſich einen alten Soldatenrock, ſchnitzte ſich Krücken, umhüllte die Beine mit dicken Binden, und humpelte ſo eines Abends, indem die Eulen und Fledermäuſe ausflogen, in Gerhards Haus. Aechzend bat er, als ein zum Krüppel geſchoſſener Vaterlandsvertheidiger, um eine Gabe. Die Familie verſammelte ſich um ihn, und er log, als wenn es gedruckt wäre. Er war bei allen Gefechten und Schlachten, die er aus den Zeitungen richtig anzugeben wußte, mit im Kampfe geweſen; endlich aber hatte eine Kartätſche ſeinen Heldenthaten ein Ziel geſetzt. „Ach! meine wertheſten Herrſchaften!“ fuhr er fort, „das war eine fürchterliche Schlacht! Tauſende wurden vor meinen Augen niedergeſchmettert! — Mir zur Seite fiel unter andern ein junger, liebenswürdiger, in hieſiger Gegend wohnhaft geweſener Mann, den Sie wohl kennen werden: er hieß Ewald.“ —

Und als er dieſen Namen ausſprach, ſank Lottchen ohnmächtig zu Boden. Beſtürzt hoben die Eltern ſie auf und brachten ſie in ihr Zimmer. Der Vater eilte zurück, verhörte den Unglücksboten genau, erhielt einen umſtändlichen Bericht, der alle Zweifel entfernte, und entließ den Gaudieb mit einem Geſchenke.

Als Lottchen wieder zu Sinnen kam, entdeckte ſie den Eltern, daß ſie den wackern Ewald geliebt und ſich am Tage der Scheidung mit ihm verlobt habe. Die guten Alten tadelten mit ſanften Worten die Heimlichkeit dieſer Verbindung, der ſie kein Hinderniß in den Weg gelegt hätten, weil Ewald ganz ein Mann nach ihrem Herzen war.

Viertes Kapitel.

Die Wegelagerung.

Aber was half dem Hofrath der Todtschlag des Bräutigams? Er gewann damit keine gegründete Hoffnung, die hinterlassene Braut zu erben. Jene drei Mitwerber machten nun desto mehr Ansprüche, und zeigten sich fleißiger als jemals in Weidenbach. Aber sie theilten insgesammt mit dem Hofrath den Verdruß, daß sich die traurende Halbwittwe so oft als möglich ihrer Gesellschaft entzog. Sie wurden gewöhnlich ins Tabaksstübchen des Amtsverwalters geführt, und die Frauenzimmer ließen sich entweder gar nicht oder nur auf Augenblicke dort sehen.

Es war daher den sämmtlichen Herren, die, wie der Fabelkönig Ixion, statt der geliebten Juno nur die Wolken des Schmauchzimmers umarmten, äußerst angenehm, daß während dieser betrübten Zeit in einer nahen Mittelstadt ein Jahrmarkt einfiel, der von der ganzen umliegenden Landschaft wie ein heiliger Wallfahrtsort besucht ward, und auch dießmal von Lottchen und ihren Aeltern nicht versäumt werden sollte. Kaum hörten das die Freier, so entschlossen sie sich ebenfalls zur Hinreise, und sandten Eilboten in die Marktstadt, um sich im Gasthofe zum goldenen Löwen, wo Gerhard gewöhnlich abstieg, eines bequemen Unterkommens zu versichern. Aber drei derselben ahnten nicht, daß der vierte damit umging, sie dort vor Lottchens Augen zu beschämen und lächerlich zu machen.

Diesen hämischen Vorsatz begünstigte einiger Maßen der Zufall, welcher den Doctor Eulalius, einen frechen Marktschreier, der ursprünglich Eule hieß, auf der Reise zum Jahrmarkte durch das Dorf führte, wo Spitzkopf seine Residenz als Lehn- und Gerichtsherr aufgeschlagen hatte. Er ließ ihn aus dem Wirthshause zu sich einladen und fragte ihn, ob er den Doctor Schnurrpfeifer, den ehemaligen Harlekin des berühmten Kalterfello, kenne. Eulalius sagte Nein. Das war dem Hofrath nicht erwünscht; dennoch verabredete er mit dem Quacksalber einen Schelmstreich, dessen Ausführung das nächste Kapitel enthalten wird.

Wegen des Finkenritters traf er Abrede mit einem verschmitzten Juden, der sich in einem nahen Städtchen aufhielt, und immer auf den Beinen war, um mit den nachbarlichen Landbewohnern Handels- und Wuchergeschäfte zu machen.

Aber die stärksten Bolzen wurden gegen den dicken Mann gedreht, weil er, von Lottchens Aeltern begünstiget, unstreitig die beste Aussicht hatte, den Sieg über seine Nebenbuhler davon zu tragen. Er sollte deßhalb ganz abgeschreckt werden, zum Jahrmarkte zu reisen; und gelänge das nicht, so wußte man schon Mittel und Wege, ihn dort in lustige Verlegenheiten zu bringen.

Der abergläubige Schächer hielt es für das Anzeichen eines unglücklichen Tages, wenn ihm des Morgens beim Ausreiten ein altes Weib mit einem Spinnrocken begegnete oder über den Weg schritt. Er kehrte dann sogleich um, und blieb voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, in seinen vier Pfählen. Das wissend, beschloß der Hofrath, die Gestalt einer solchen Unglücksspinnerin anzunehmen und die feige Memme in's Bockshorn zu jagen. Er verließ sich darauf, daß Rammel, der ihn nur einige

Mal in Weidenbach gesehen hatte, nicht pfiffig genug sey, ihn unter der Vermummung zu kennen.

Mit Anbruch des Markttages kleidete er sich in die Lumpentracht eines armen Hirtenweibes, entstellte sein Gesicht durch ein Augenpflaster, gürtete sich einen Spinnrocken an den Leib, verhüllte diesen Putz mit einem Mantel, setzte sich mit seinem Kammerdiener zu Wagen, und lenkte die Pferde selbst, um nicht durch den Kutscher verrathen zu werden. Sie fuhren stracks in einen dichten, von Rammels Gute bis zur Stadt hinlaufenden Wald. Da warf der Hofrath den Mantel ab, stieg aus und lauerte, wie ein Strauchdieb, am Wege.

Es währte nicht lange, so kam Herr Rammel, in einem grünen Kleide mit goldenen Tressen, auf einem mächtigen Schimmel geritten. Hinter ihm trabte Thomas, sein Reitknecht, der zu dieser wichtigen Reise eine neue gelbe Jacke und einen blauen Federbusch auf den Hut bekommen hatte. Herr und Diener schwatzten traulich mit einander. Plötzlich hinkte Spitzkopf, als wäre das linke Bein um eine halbe Elle zu kurz, aus dem Gebüsch hervor, wiegte sich spinnend quer über die Straße, sah schmunzelnd am grünen Reiter hinauf und sagte: „Guten Morgen, mein schöner Herr! Glück auf den Weg!“

„Daß dich die Pest!“ brummte Rammel zwischen den Zähnen, und lenkte den Schimmel um. „Wo wollen Sie hin?“ fragte Thomas. „Nach Hause!“ sprach sein Herr. „Sahst du nicht die alte Drude über den Weg gehen? und sogar spinnend gehen? Sie spinnt mir einen unglücklichen Tag.“ —

„Ei, glauben Sie solch Zeug nicht!“ rief Thomas. „Der Teufel weiß aber auch, was die fremde Hexe hier zu schaffen hatte!“

„Sieh, dort ſteht ſie noch und glupt uns an!“ ſagte Rammel.

„Warte, du Unhold!“ ſchrie der Knappe, gab ſeinem Gaul die Sporen, und verfolgte mit knallender Peitſche die fliehende Hexengeſtalt, die ſich geſchwind in ein Dickicht warf, wo er ihr zu Pferde nicht beikommen konnte. Er wollte abſitzen, um ſie zu Fuß anzugreifen; doch er ſah ſeinen Gebieter heimwärts reiten, und das konnte er nicht geſchehen laſſen, weil er ſeinem Mädchen ein ſeidenes Band und einen Pfefferkuchen in der Stadt zu kaufen verſprochen hatte. Fluchend jagte er zurück, fiel dem Schimmel in den Zügel, und zwang ſo, mit Beihülfe kräftiger Worte, ſeinen muthloſen Herrn, die Marktreiſe fortzuſetzen.

Als die Reiter vorüber waren, kroch Spitzkopf aus dem Verſteck hervor, eilte zu ſeinem Wagen, und fuhr im ſchärfſten Trabe nach der Stadt, um dort die vorhabenden Ränke zu ſpielen, und beſonders den Herrn Rammel dafür zu ſtrafen, daß er ſeinem Stallknecht mehr als der warnenden Spinnerin gehorcht hatte.

Fünftes Kapitel.

Der Marktschreier.

Gegen Mittag waren alle Freier im goldenen Löwen versammelt; und wie sich um einen Planeten seine Trabanten bewegen, so umgaben Jene ihre Sonne, die zwar bisweilen aus Trauerwolken hervorlächelte, aber keinen ihrer Anbeter mit Liebes- und Hoffnungsstrahlen erfreute.

Der Hofrath verbarg sorgfältig den Schalk im Busen. Er war gegen seine Nebenbuhler ganz Freundschaft, ganz Ergebenheit, küßte und umarmte einen nach dem andern, sagte jedem etwas Angenehmes, und unterhielt sich sogar mit dem ihm besonders verhaßten Dicken eine halbe Stunde lang von der Kälberzucht.

Vater Gerhard, dem gleich bei seiner Ankunft ein vortheilhaftes Geschäft glückte, ward dadurch heiterer und geselliger, als er es in der Regel zu seyn pflegte. Er aß in Gasthöfen gewöhnlich auf seinem Zimmer; doch dießmal ließ er sich überreden, an der öffentlichen Wirthstafel zu speisen. Die Freier bemächtigten sich der Plätze in Lottchens Nachbarschaft. Einige andere Gäste, die sich da schon niedergelassen hatten, mußten den Bitten der Zudringlichen weichen. Doch nur der rasch unternehmende Finkenritter eroberte einen Stuhl neben Lottchen. An der andern Seite saß der Vater, und natürlicher Weise hatte niemand das Herz, ihn um Abtretung seiner Stelle zu ersuchen.

Die Gesellschaft war fröhlich und guter Dinge. Der

Doctor beluſtigte ſie mit Harlekinaden, die ihm noch immer von ſeiner Jugend her anhingen. Sie waren mitunter etwas lahm; doch jedes Witzwort, es mochte klappen oder nicht, belohnte der Hofrath mit Gelächter und Händeklatſchen. Dieſe heuchleriſche Geneigtheit war gleichſam die Fallthür, womit er die für den Doctor gegrabene Wolfsgrube bedeckte.

Nach Tiſche ſchlug er vor, den Markt zu durchwandeln. Arm in Arm mit Freund Schnurrpfeifer, führte er den Zug zur Bühne des Marktſchreiers Eulalius, der ihnen vom hohen Gerüſte weit entgegenſtrahlte. Er trug ein ausgeſteiftes Kleid von ſchwarzem Sammt, mit handbreiter goldener Verbrämung, rothſeidene, hoch über die Knie aufgewickelte Strümpfe, weiße Schuhe mit grünen Abſätzen, eine bis zu den Hüften herab wallende Perücke, und ſieben oder acht große Schilder und Gnadenmünzen auf der Bruſt. So ging er mit Pfauenſtolz die Bretter auf und nieder, ſpielte mit der Bandſchleife ſeines Degens, oder ließ eine ungeheure, mit falſchen Edelſteinen beſetzte Tabaksdoſe wie ein Rad durch die Finger laufen, während Harlekin, in gewöhnlicher Amtstracht, das gaffende Volk mit Späßen unterhielt. Als aber Eulalius die vornehme Geſellſchaft aus dem goldenen Löwen anrücken ſah, fing er, ihr zu Ehren, das Schauſpiel wieder von vorn an. Er winkte dem Harlekin, dieſer ſchlug ein paar Wirbel auf der Trommel, nahm dann ſein ſpitzes Käpplein ab, und rief:

Heran, ihr Leute, groß und klein!
Es zog ein Wunderarzt hier ein.
Wenn Er nach einem Pulſe greift,
Der Tod gleich, wie ein Haſe, läuft.
Wer ewig leben will, komm her!
Mein Herr braucht Geld, ſein Sack iſt leer.

Bei den letzten Worten ſtellte ſich Eulalius höchſt entrüſtet, hob drohend die Hand, und ſprach mit langſam donnernder Stimme:

Schweig, ungewaſchnes Maul! Wie magſt du dich erfrechen,
So keck und achtungslos von deinem Herrn zu ſprechen?
Wär' auch mein Beutel ſchlaff, du buntgeſcheckter Tropf,
Nun, deſto ſtrotzender von Weisheit iſt mein Kopf.
Ich habe Zeugniſſe von Königen und Kaiſern,
Von afrikaniſchen und deutſchen Fürſtenhäuſern,
Was für ein Mann ich bin! — ein hochgelahrter Mann,
Der mit Hippokrates ſich kühn vergleichen kann. —
Ins Fäuſtchen muß ich oft berühmter Aerzte lachen,
Die ſtolz ſich blähn, und doch den Kirchhof bucklig machen.
Sie ſchlagen nach dem Tod, und treffen die Natur,
Dann geht des Kranken Weg hinaus zur Todtenflur.
Doch Kraft und Leben ſtrömt aus meinen Wunderpillen,
Die manchen Herzenswunſch noch überdieß erfüllen:
Nimmt heut ſie mit Vertraun ein greiſes Mütterlein,
So wird es morgen jung und ſchön, wie Venus, ſeyn.
Inſonderheit bin ich ein mächtiger Beſchirmer
Vor den Empörungen der innerlichen Würmer,
Und wenn ein böſer Zahn der Menſchen Ruhe ſtört,
Huſch! brech' ich ihn heraus, wie man die Hand umkehrt.
Mir dankten Tauſende dafür mit Freudenthränen,
Und Fäſſer hab' ich voll von ausgehobnen Zähnen.
Halloh! iſt jemand hier, den ſolch ein Uebel drückt?
Er traue meiner Hand, ſie hilft ihm ſehr geſchickt.

Er ſchwieg jetzt, und ſeine Augen hefteten ſich ſtarr auf den Doctor. So war es verabredet. Spitzkopf hatte geſagt: „Den ich am Arme führe, der iſt's!“ Aber Eulalius geberdete ſich, als erblicke er von ungefähr einen alten Bekannten. „Iſt's möglich!“ rief er, und trat mit ausgebreiteten Armen einen Schritt zurück. „Hab' ich nicht die Ehre, den Herrn Doctor Schnurrpfeifer vor mir zu ſehen?“

Beſtürzt und erröthend ſchielte der Doctor nach Lottchen,

ob ſie die unangenehme Ueberraſchung bemerke. Leider war dieß der Fall! Da nahm er ſich zuſammen und ſagte beherzt: „Ich wüßte nicht, daß wir uns kennten, mein Herr! Laſſen Sie ſich in Ihren Geſchäften nicht ſtören!“ Hiermit kehrte er dem Zahnbrecher den Rücken und zog den Hofrath am Arme fort.

TAYLOR INST. OXFORD

Sechstes Kapitel.

Der Kehraus.

Eulalius hatte dem Doctor eine Hummel in den Kopf geſetzt, die unabläſſig darin rumorte. Er mochte denken und thun, was er wollte, er konnte ſie nicht wieder los werden. Es ärgerte ihn über alle Maßen, daß ihm eben jetzt ein ſolcher Streich begegnete, da er ſich einen frohen Abend verſprochen und koſtſpielige Zurüſtungen dazu gemacht hatte. Er wollte der Geſellſchaft ein prächtiges Nachteſſen geben; ſie war ſchon dazu eingeladen und für ihn ein Platz neben Lottchen mit einem Zettel belegt. Aber wie konnte er das vorbereitete Glück mit Ruhe genießen? Er ſah voraus, daß man ihn über ſeinen Verkehr mit dem Marktſchreier von allen Seiten befragen, und ſo ſein böſes Gewiſſen, daß er ſelbſt auf einer Storgerbühne gegaukelt hatte, in raſtloſer ängſtlicher Bewegung erhalten würde.

Indeſſen ging alles beſſer, als er dachte. Die Frauenzimmer waren auf dem Markte glücklich im Einkauf geweſen, kamen vergnügt zurück, legten die erhandelten Waaren zur Schau aus, ließen die Herren den Preis rathen, und lachten herzlich, wenn eine unverſtändige Schätzung erfolgte. Bei dieſem Räthſelſpiele beſtand niemand ſchlechter als Herr Rammel, der von den Putzſachen, deren Werthbeſtimmung man ihm abnöthigte, wie der Blinde von der Farbe urtheilte, und folglich am meiſten ausgelacht wurde.

Gleichen Lohn erwarb er ſich durch eine Spielſache, die

er Lottchen als Jahrmarktsgeſchenk verehrte. Sie beſtand in einer kleinen Schäferei. Schneeweiße Lämmlein weideten auf einer grünen Aue, in deren Mitte ein ſchönes Haus ſtand, aus welchem ſo eben der glückliche Beſitzer, ein ſehr dicker Mann, heraus trat. Er führte ſeine junge Gemahlin am Arme, zeigte mit der Hand auf die Schäflein, und aus ſeinem Munde flatterte ein Zettel, mit den Worten: „Sieh, Weibchen, das alles iſt unſer!“ — Die Nutzanwendung, die Herr Rammel dabei im Sinne hatte, war leicht zu errathen, und er mußte von ſeinen Nebenbuhlern viel verblümten Spott darüber dulden.

Unter ſolchen Scherzen verfloß die Zeit bis zum Eſſen, ohne daß jemand des Marktſchreiers erwähnte. Mit jeder Minute ſtieg Schnurrpfeifers Hoffnung, daß über das Ding ſchon Gras gewachſen ſey. Ziemlich wohlgemuth führte er daher ſeine Gäſte in das Zimmer, wo er hatte decken laſſen, um nicht in der allgemeinen Wirthsſtube vor Krethi und Plethi zu tafeln.

Er ſtrengte ſich während der Mahlzeit möglichſt an, das Geſpräch in beſtändiger Fluth zu erhalten, damit nicht bei eintretender Ebbe der Zahnbrecher Eulalius aus dem ſeichten Grunde herausgeklaubt werden möchte. Das zu verhindern, gelang ihm eine Weile vollkommen. Doch den Finkenritter verdroß es von ihm, daß er, unbeſcheiden als Wirth, einen der beiden ſchönſten Tafelplätze, nämlich an Lottchens Seite, ſelbſt in Beſitz genommen, und den zweiten aus Dankbarkeit für das mittägige Beifallsgelächter, dem Hofrath zugetheilt hatte. Das heiſchte Rache, und der Eiferſüchtige nahm ſie. „Aber Herr Doktor!“ rief er plötzlich überlaut: „was für einen Wortwechſel hatten Sie denn auf dem Markte mit Ihrem Collegen?“ —

„Mit meinem Collegen?“ — verſetzte Schnurrpfeifer.

„Ich verzeih' Ihnen dieſen Ausdruck. Den Pfuſcher aber kenn' ich nicht, und es iſt mir unbegreiflich, wie er meinen Namen erfahren hat."

„Das will ich Ihnen erklären, lieber Doktor!" fiel der Hofrath freundſchaftlich ein. „Dergleichen Windmacher und Abenteurer ſpüren allenthalben, wo ſie den Fuß hinſetzen, die Namen der dort lebenden berühmten Männer aus, und machen dann allerlei Mißbrauch davon. Das gehört mit zu den Leiden der Berühmtheit! Die Strahlenkrone des Ruhmes glänzt, ſie brennt aber auch." —

Dieſe behagliche Schmeichelei wollte Schnurrpfeifer eben beantworten, als heftig an die Thür geklopft wurde. Er ſprang auf, öffnete ſie, und erblickte mit höchſter Unluſt den Doktor Eulalius, der ihm einen tiefen Reverenz machte, und ſich dann nebſt ſeinem Harlekin unaufhaltſam ins Zimmer drängte. „Mein wertheſter Herr Doktor," ſprach er mit brauſender Stimme, „ich gebe mir die Ehre dieſes Beſuchs blos in der Abſicht, mich bei Ihnen wegen meiner heutigen Anrede zu rechtfertigen. Sie beliebten zu ſagen, wir kennten uns nicht, und auf Ihrer Seite mögen Sie Recht haben; ich aber kenne Sie ſeit länger als zwanzig Jahren; ich ſah Sie am Rhein und am Main, am Neckar und an der Moſel, und war überall ein lebhafter Bewunderer Ihres komiſchen Talents, das unter dem Panier des großen Kalterfello ruhmwürdig glänzte."

„Sie irren ſich ganz in meiner Perſon!" ſtammelte Schnurrpfeifer.

„O, das ſagen Sie nur aus Beſcheidenheit, um mein gerechtes Lob von ſich abzulehnen!" rief Eulalius, und warf ſich eigenmächtig auf einen Stuhl, den ihm Niemand angeboten hatte. „Der unſterbliche Kalterfello," fuhr er fort, „war mein Lehrer, mein Vorbild, mein Abgott. Unge-

kannt und unbemerkt von dem hochgefeierten Manne, folgt' ich ihm von Ort zu Ort, wo er sich auf öffentlichen Schaugerüsten sehen und hören ließ; ich studirte seine Mienen, seine Geberden, seine ganze Rednerkunst, verwandelte meine Beobachtungen in Saft und Blut, und bracht' es endlich dahin, daß ich, wie Sie heute werden bemerkt haben, mein erhabenes Muster fast erreiche."

„Ich kann durchaus davon nicht urtheilen," sagte Schnurrpfeifer hitzig und schnöde.

Doch wie taub, sprach Eulalius fort: „Ich bedaure nur, daß mir es niemals glückte, einen gewandten und witzigen Schalksnarren aufzugabeln. Dergleichen geschickte Lockvögel sind zum Gimpelfang unentbehrlich. Aber mein Riepel, den ich Ihnen hier vorzustellen weder Vergnügen noch Ehre habe, ist ein dummer, hölzerner Peter." — Mit diesen Worten schleuderte er seinen Bajazzo, der demüthig an der Thüre stand, vor den Doktor hin und sagte: „O Kaspar! Kaspar! wie glücklich wären wir beide, wenn ich dir nur einen Funken von dem Geiste dieses Mannes einhauchen könnte! Folge seinen Fußstapfen! Werde dereinst ein berühmter Arzt wie Er, der vor Zeiten war, was du bist!" —

Wüthend packte jetzt Schnurrpfeifer den Charlatan bei der Brust, schwang und drehte ihn gewaltsam zur Thür hin, und warf ihn hinaus. Eulalius sträubte sich gegen diesen Ringeltanz und Kehraus nicht sonderlich ernsthaft; denn sein Geschäft war vollendet. Der Riepel ergriff sogleich, als der Tanz los ging, die Flucht, und ließ die Thür hinter sich offen, damit sein Herr mit Bequemlichkeit hindurchwalzen konnte.

Mit kochendem Blute kehrte Schnurrpfeifer an seinen Platz zurück und erklärte den Marktschreier für wahnsinnig.

„Dafür halt' ich ihn ſelbſt!“ ſagte Gerhard mit einem ernſten Strafblick auf das ſchadenfrohe Lächeln des Finkenritters. „Und was wär's denn, wenn auch des Kerls giftiges Geſchwätz einigen Grund hätte?“ ſetzte der wackre Mann hinzu. „Es iſt albern und ſchurkiſch, verdienſtvollen Leuten ihre Herkunft vorzurücken. Ehre dem, der ſich auf eine redliche Art aus dem Staub erhob! Ein edler Wein, der ſogenannte Strohwein, gewinnt ſeine Lieblichkeit dadurch, daß die Trauben, ehe ſie gepreßt werden, einige Wochen auf Stroh liegen: — eben ſo reift auf dem Stroh der Armuth mancher treffliche Menſch, und ein ſolcher verdient wahrlich mehr Lob und Bewunderung als ein Anderer, den das Glück auf Schwanenbetten wiegte, und dem es von Jugend an alles in die Hände gab, was er zum bequemen Anbau ſeines Geiſtes bedurfte.“ —

So ſprach der Biedermann, und ehrerbietig hörte man ihm zu. Der Doktor hielt es für rathſam, ſich nicht weiter über die Sache zu äußern. Spitzkopf nannte den Marktſchreier, als er hinausgeworfen war, einen nichtswürdigen Schuft, und freute ſich im Stillen des durch ihn erhaltenen Sieges. Denn es ſchien ihm unfehlbar, daß Lottchen ſich von nun an den Doktor beſtändig im bunten Jäckchen und in der Narrenkappe vorſtellen und einen ſolchen Galan nimmermehr heirathen werde.

Siebentes Kapitel.

Das Gespenst.

Nach Tische lud Herr Rammel, um dem Doktor nicht nachzustehen, die Gesellschaft auf den folgenden Morgen feierlich zum Frühstück ein. Hierauf wurden die Nachtquartiere bezogen. Es mußten, da es an Raum gebrach, zwei und drei Personen, jedoch in gesonderten Betten, beisammen schlafen. Die dazu bestimmten Gemächer stießen an einander. Ins erste vorn an lagerte sich Herr Rammel mit dem Pfarrer seines Dorfes, der noch spät angekommen war, um den Markt, der zwei Tage dauerte, zu besuchen. Im nächsten Zimmer mußten sich der Doktor und der Finkenritter, ungeachtet sie über Tische uneins geworden waren, mit einander vertragen. Das dritte Gemach nahm Gerhard mit den Seinigen ein. Der Hofrath erbat sich vom Wirth ein abgelegenes Hinterstübchen, unter dem Vorwande, daß er einen sehr leisen Schlaf habe und durch das Straßengetümmel in seiner Ruhe gestört werde.

Aber der eigentliche Zweck dieser Absonderung war ein Spuk, den er dem abergläubischen Rammel spielen wollte. Er hatte dazu ein großes, blendend weißes Tuch mitgebracht, und sich schon zu Hause geübt, es zu einer schreckbaren Mummerei zu gebrauchen. Wenn er sich darein hüllte und es mit seinen langen ausgestreckten Armen über den Kopf hob, erschien er als ein gewaltiger Riese; ließ er

aber die Arme ſinken, duckte ſich nieder und wandelte mit gebogenen Knien, ſo ward er ein dicker Zwerg, der einen Schweif von ſechs Ellen hinter ſich her ſchleppte.

Nach Mitternacht, da ſich kein Laut im Gaſthofe mehr regte, ſchlich er als Geſpenſt aus ſeiner Klauſe hervor, ging auf den Zehen zu Rammels Schlafſtube, legte das Ohr an die Thür, und hörte mit Vergnügen, daß zwei Naſen um die Wette muſicirten. Behutſam öffnete er nun die Thür mit einem Nachſchlüſſel, und trat in die mondhelle Stube. Seine Falkenaugen ſuchten ſogleich Rammels hirſchlederne Beinkleider. Sie lagen groß und breit auf zwei Stühlen. Schnapp! hatte er ſie weg, und verbarg ſie unter den Spukmantel. Dann trat er ans Bett ihres Herrn, rüttelte ihn aus dem Schlafe, machte ſich bald zum Rieſen, bald zum Zwerge, und heulte wie eine Rohrdommel: „Ich bin die abgeſchiedene Seele deiner getreuen Anne Lieſe.“

Herr Rammel fuhr wie ein wilder Eber, den bellende Rüden in ſeinem Lager überfallen, aus den Federn empor, ſah den Mummel zu ſeinen Häupten, ſprang mit dem Stoßſeufzer: „Alle gute Geiſter loben Gott, den Herrn!“ aus dem Bette, und riß und ſtieß, von dem Geſpenſte verfolgt, die Thür der Nebenſtube auf, um zu ſeinen Nachbarn zu flüchten. Sie erwachten und glaubten, es brächen Räuber ein. Entſchloſſen feuerte der Finkenritter eine blind geladene Piſtole ab. Das Geſpenſt machte ſich aus dem Staube, während Rammel, durch den Schuß von neuem erſchreckt, Gerhards verſchloſſenes Gemach wie ein Mauerbrecher erſtürmte. Schloß und Riegel wichen ſeinem gewaltſamen Anprall; er fiel mit der Thür ins Zimmer, warf eine hohe, die Ruheſtelle des Ehepaares umgebende ſpaniſche Wand um, raffte ſich ſchnell wieder auf, ſtürzte

sich in blinder Angst auf Lottchens Bett, und wollte sich unter die Decke verkriechen. Schreiend kämpfte das keusche Mädchen dagegen. Der Vater kam ihr eilig zu Hülfe. Er kannte bis jetzt den eingebrochenen Gast noch nicht; als er ihn aber ergriff, um ihn von der unschicklichen Freistätte wegzureißen, da verrieth ihm die seltene Wohlbeleibheit, die er in die Hände bekam, daß er niemand anders als den Nachbar Rammel gefaßt habe. Er schob ihn vor allen Dingen ein wenig unsanft aus dem Zimmer, warf sich in seinen Schlafrock, und eilte zur Untersuchung der wunderbaren Geschichte.

Indessen hatte der Schuß das ganze menschenvolle Haus in Bewegung gebracht. Männer, Weiber und Kinder, meistens im blanken Hemde, drängten sich herbei. Hofrath Spitzkopf war nicht der letzte. Er kam, mit der Miene der ängstlichsten Neugier, in einem seidenen Kaftan gelaufen und überschrie Alle mit der Frage, was für ein Unglück geschehen sey.

Der Pfarrer, der seinen braunen Regenmantel geschwind umgeworfen und die Perücke etwas schief aufgesetzt hatte, vertrat der andringenden Menschenherde die Thür und sagte: „Gehen Sie unbesorgt, meine wertheſten Anwesenden zu Ihren Ruheplätzen zurück! Es ist durch einen Zufall, den wir uns selbst noch nicht erklären können, ein bloß mit Pulver geladenes Gewehr losgegangen, hat aber, dem Himmel sey Dank! niemanden ein Haar gesengt. Wir alle, die hier freundnachbarlich schlafen, sind frisch und gesund.“

Das Volk entfernte sich schweigend. Selbst der Gastwirth, so verdrießlich ihm auch der nächtliche Tumult war, unterstand sich keiner weitern Nachforschung, um seine vornehmen Gäste nicht zu beleidigen. Aber diese versammel-

ou de sac de cordonnier, pour se déguiser ou pour se cacher. Il est aussi question de ce vêtement dans le passage suivant de la Vie de saint Jean l'Aumônier, patriarche d'Alexandrie, écrite par Léontius, évêque de Naples : « Il arriva que le saint patriarche, ayant quitté ses habits pontificaux, se revêtit d'un cilice et d'une cuculle, et, ainsi déguisé, il se rendit à l'église de Saint-Cyr, où il se mêla à la foule des pauvres qui étaient rassemblés pour recevoir l'aumône. » Ce vêtement était donc, comme on le voit, à l'usage des pauvres et des mendiants. Il est encore question de la cuculle dans la Vie de saint Théodore de Sykéon, écrite par Georges, évêque de Chypre. Ce saint, qui était d'une grande pauvreté, portait une cuculle de peau de chèvre, et il en donna une de même à un pauvre qui était nu.

Achtes Kapitel.

Die Braut von Corinth.

Der Ueberreſt der Nacht verging ruhig Doch Herr Rammel konnte nicht ſchlafen. Er fuhr, wenn nur ein Mäuschen knapperte, vor Schrecken hoch auf, und fürchtete zitternd, ſein getreues Mägdlein werde nochmals aus dem Grabe wiederkehren. Der Geiſterbanner, der Morgen, war ihm daher höchſt willkommen. Er ſtand, ſeiner gaſtfreundſchaftlichen Obliegenheit ſich erinnernd, hurtig auf und ſuchte ſeine Beinkleider. Da er ſie nirgends fand, gerieth er auf den ſeltſamen Gedanken, daß ſie wohl ſein Schlafgeſell, der Pfarrer, verſteckt haben möchte. Er weckte ihn, und bat mit luſtigen Worten um Auslieferung ſeines unentbehrlichen Eigenthums. Aber der ernſthafte Geiſtliche nahm es faſt übel, daß ihm ſein Kirchenpatron einen ſolchen weltlichen Scherz zutraute. Er fragte, da Jener nicht von der Stelle gehen konnte, in den Nebenzimmern und bei dem Hofrathe nach der verſchwundenen Nothwendigkeit; doch natürlicher Weiſe kam er mit leeren Händen zurück. Rammel wollte aus der Haut fahren. Er hatte, was der Dieb recht gut wußte, keinen Nothnagel bei ſich; und längſtens in drei Stunden mußte das Frühſtück auf dem Tiſche ſtehen, und er, als Wirth, dabei flink auf dem Platze ſeyn. Das war doch in der That eine verzweifelte Lage!

„O du ungläubiger Thomas! du unſeliger Freigeiſt!“ ſchrie er ſeinem herbei gerufenen Reitknecht entgegen. „Sieh,

mein Glaube hat sich bewährt! Die alte Spinnerin hat mir Jammer gesponnen!“ Er erzählte hierauf das Unglück der Nacht und des Morgens.

Thomas, ein Feind von unnützen Worten, stieß einen kurzen Fluch aus, schoß wie ein Pfeil die Treppe hinab und setzte mit möglichster Geschwindigkeit den Gasthof in Belagerungsstand. Er verschloß eigenmächtig Pforten und Thüren, stellte einige derbe Kutscher, mit welchen er Abends zuvor Brüderschaft getrunken hatte, als Schildwachen dabei an, ging dann zum Löwenwirth und sagte ihm: es sey ein wichtiger Diebstahl geschehen, der eine gerichtliche Haussuchung schleunig eefordere.

Der Wirth hätte sich lieber gleich mit dem Bratspieße durchbohrt, als daß er im Laufe weniger Stunden die Ehre seines Hauses doppelt verletzt sehen mußte. Um die ärgerliche Geschichte nicht öffentlich kund werden zu lassen, erbot er sich, das gestohlene Gut zu bezahlen. Aber Thomas entgegnete: das helfe nichts, weil sein Herr in kurzer Frist bekleidet erscheinen müsse, und seine Blöße weder mit harten Thalern noch Staatspapieren bedecken könne. Hierauf lief er selbst zum regierenden Bürgermeister und machte die Sache anhängig.

Die Krämer, die sich im Rachen des goldenen Löwen befanden, wollten rasend werden, daß sie nicht hinaus konnten, um ihre Buden zu öffnen. Sie rotteten sich zusammen und griffen die Schildwachen thätlich an. Diese wehrten sich mit Stallbesen und Peitschen und behaupteten ihre Posten. Ein vorwitziger Leinweber bekam die kräftigsten Hiebe. Erbost sprang er durch ein Fenster auf die Gasse, wiegelte eine Schaar gemeines Volk auf und unternahm einen Sturm auf das Hauptthor. Aber ein Dutzbruder des Reitknechts goß den Stürmern von oben herab

einen Eimer voll Waſſer auf die Köpfe und ſchlug ſie damit in die Flucht. Schimpfend fielen jetzt des Leinwebers Bundesgenoſſen mit Fäuſten und Stöcken über ihn ſelbſt her, weil er ſie in ein ſo ſchlimmes Bad geführt hatte. Andere Leute kamen dem überwältigten Manne zu Hülfe. Jeder Augenblick vermehrte die Zahl der Kämpfer. Einer ſchlug auf den andern, ohne daß er wußte, warum. Das Getümmel wälzte ſich die Straße hinab und hinauf; alle Marktbuden, die im Wege ſtanden, wurden umgeſtürzt; ein allgemeiner Stadtkrieg war im Ausbruch. Doch zum Glück erſchienen die Gerichtsperſonen, die Thomas zur Hausſuchung herbeigerufen hatte, mit rühmlicher Eilfertigkeit auf dem Kampfplatze und geboten Frieden. Die Streiter gingen, theils lachend, theils fluchend auseinander.

Nun ſchritt man zur Hausſuchung. Aber die heilige Juſtiz kehrte, nach ihrer alten Gewohnheit, nur gegen die Armen das Rauche heraus, und war glatt und geſchmeidig gegen die Reichen. Jene mußten alle ihre Bündelchen und Koberchen bis auf den Grund durchwühlen laſſen; doch des Hofraths großer Koffer, wo der Hund begraben lag, blieb unberührt. Folglich ward Herr Rammel aus ſeinem Nothſtande nicht gerettet, und mußte noch die mit Sünden verdienten Gerichtskoſten bezahlen.

Der chriſtliche Löwenwirth, der gern den Nackten kleiden wollte, ging zu den drei dickſten Männern der Stadt und erſuchte ſie um Darleihung deſſen, was Jenem gebrach. Willfährig reichten ſie ihm die Zierden ihres Kleiderſchranks, mit welchen ſie zum Theil am Traualtar geprunkt hatten; allein Herr Rammel konnte von dieſen Prachthüllen keinen Gebrauch machen; er zerſprengte ſie ſämmtlich bei der Anprobe. Nun rief man einen Schneider herbei, der von der ganzen Stadt, wegen ſeiner Geſchwindigkeit im Arbei-

ten, der Hexenmeiſter genannt ward. Er ſollte das entwendete Kleidungsſtück durch ein neues erſetzen und innerhalb einer Stunde damit fertig ſeyn. Als ſich ihm aber der nothhafte Mann zur Ausmeſſung vorſtellte, geſtand der Zauberer offenherzig, daß er bis zum ſpäten Abend Zeit brauche, um ein Werk von ſolchem Umfange zu liefern. Doch erbot er ſich ſcherzhaft, eine halbe Webe Leinwand, in gehöriger Form, aber mit fliegender Nadel, zuſammenzunähen und in einer Stunde damit aufzuwarten. Dieſer Vorſchlag ward, in Ermangelung eines beſſern, angenommen, und bald kam noch andere Hülfe. Der regierende Bürgermeiſter, dem die Natur ein mitleidiges Herz und die ſtandesmäßige Dicke und Breite gegeben hatte, überſandte ſeinen koſtbaren ſeidenen Bräutigams-Schlafrock, der von ſo wohlthätiger Weite war, daß ſich ſogar Herr Rammel doppelt darein wickeln und ſeine Blöße recht anſtändig bedecken konnte.

So häuslich bekleidet und ritterlich dazu geſtiefelt und geſpornt, gab er ſeinen Freunden ein herrliches Frühſtück. Wer aber nur jemals den ängſtlichen Traum hatte, daß er ſich im Schlafrock, oder mit der Nachtmütze in einer großen, feſtlich geſchmückten Geſellſchaft befinde, der wird ungefähr beurtheilen können, wie dem Ehrenmann zu Muthe war. Er wußte ſich vor Verlegenheit nicht zu faſſen, und das Geſpött ſeiner Nebenbuhler trieb ihn noch mehr in die Enge. Lottchen war in dieſer peinlichen Stunde für ihn verloren. Er wagte nicht, ſich ihr zu nähern oder ein Wörtchen an ſie zu richten. Auch ihm wichen ihre Augen, die ein innerliches Lachen nicht ganz verläugnen konnten, ſorgfältig aus, ungeachtet der entlehnte Schlafrock, der einen großen, bunten Blumengarten darſtellte, ſchon an und für ſich verdient hätte, mit Wohlgefallen betrachtet zu werden.

Spitzkopf ſang in ſeinem Herzen ein Triumphlied, daß er den feindlichen Goliath mit der Schleuder der Lächerlichkeit zu Boden geſchlagen hatte. Nun gab er ihm noch den Genickfang, indem er ihn mit der verſtorbenen Anne Lieſe hämiſch aufzog, und ihm auf dem Kopf zuſagte, daß er dieſes Mädchen zärtlich geliebt habe. „Die gute Anne Liſe," ſprach er, „iſt eine zweite Braut von Corinth. Sie entſtieg dem Grabe, um mit ihrem Geliebten die Brautnacht zu feiern." — Lottchen, die das Gedicht von Göthe, worauf er anſpielte, auswendig wußte, wandte das Geſicht mit einem verächtlichen Blicke, der dem ſchuldloſen Rammel alle Hoffnung auf ihre Hand entſcheidend abſprach.

Neuntes Kapitel.

Die Ausforderung.

Gerhard erwiederte die genossenen Bewirthungen durch ein auf seine Kosten veranstaltetes Mittagsmahl. Die ganze Gesellschaft, die wir schon mit einander speisen und frühstücken sahen, war dabei zugegen. Auch des Bürgermeisters Schlafrock mußte mit zur Tafel gezogen werden, weil der reitende Bote, den Herr Rammel auf sein Gut abgefertigt hatte, um einen Stellvertreter des erlittenen Verlustes zu holen, erst gegen Abend wieder eintreffen konnte.

Jetzt, da Spitzkopf nicht Tafelquartiermeister war, hatte der Finkenritter das unbestrittene Glück, an Lottchens grüner Seite zu sitzen. Jener sah ihn sogar aus gewissen Ursachen recht gern auf diesem Platze. Er setzte sich gegenüber, und freundschaftlicher als jemals unterhielt er sich mit dem Ritter, der in der Nähe des geliebten Mädchens aller Sorgen und Manichäer vergaß.

Aber diese goldene Zeit dauerte nur bis zur Ankunft des Bratens. Hinter dem Truchseß desselben schlüpfte ein garstiger und besonders dem Finkenritter höchst widriger Mann ins Zimmer. Arglistig lächelte sein Judasgesicht aus einer brandgelben, verworrenen Stutzperücke heraus, und ein fingerlanger Ziegenbart spitzte den Keil seines spitzen Kinnes noch schärfer zu. Diese Figur war der Jude Ezechiel, von welchem schon im vierten Kapitel vorläu-

ſige Meldung geſchah. Er kam mit einem demüthigen Katzenbuckel auf den Zehen getrippelt, drehte ſich mit behenden Verbeugungen rechts und links, wand ſich ſo, wie eine Schlange, bis zum Stuhle des Herrn von Finkenbuſch, blieb da ſtehen, zog ein Papier aus dem Buſen und hielt es entfaltet in der Hand. Der Edelmann ward roth, ſobald er den Iſraeliten über die Thürſchwelle ſchreiten ſah; er ſtellte ſich aber, als wenn er ihn nicht bemerke, und ſetzte mit anſcheinender Gemüthsruhe ſein Geſpräch mit Lottchen fort. Ezechiel ſtand fünf Minuten, ohne einen Laut von ſich zu geben. Er machte nur Bückling auf Bückling, und rückte zugleich mit dem Papiere immer weiter vor, bis er dem Finkenritter ſo nahe vor den Augen war, daß er ſchlechterdings davon Kenntniß nehmen mußte. Er wandte ſich raſch und fragte: „Was gibt's?“

„Ein Wechſelchen, ein verfallenes, gnädiger Herr!“ ſagte der Jude.

„Verdammter Mauſchel!“ rief der Ritter. „Iſt hier der Ort zu ſolchen Geſchäften? Das Geld liegt längſt auf meinem Gute bereit. Warum kamſt du nicht?“

„Halten Sie mir's zu Gnaden!“ verſetzte der Jude. „Ich hab' Sie geſucht wie eine Stecknadel — —“

„Das iſt eine unverſchämte Lüge!“ fiel Herr von Finkenbuſch ein, und ſchalt und prahlte in einem Athem fort, daß Ezechiel nicht wieder zum Wort kommen konnte.

Lottchen ſah während dieſes Auftritts vor ſich nieder und kritzelte mit der Gabel auf den Rand des zinnernen Tellers den Namen Ewald, wie noch heutiges Tages im Gaſthofe zum goldenen Löwen zu ſehen iſt.

Je mehr der Ritter auf den Juden loswetterte, je mehr nickte der Hofrath ihm Beifall zu.

Herr von Finkenbuſch zog nach und nach gelindere Sai-

ten auf und ſagte: „Höre Zechel, du biſt ſonſt ein Menſch, der Lebensart verſteht; darum kann ich mir nicht vorſtellen, daß du mir aus eigener Bewegung den Streich ſpielteſt, mich hier in der Mitte ſchätzbarer Freunde mit einer Mahnung zu überfallen. Geſteh, wer reizte dich dazu an? Ich ſchenke dir einen Louisd'or, wenn du mir ſtehenden Fußes den Nichtswürdigen nennſt!“ —

Er warf den ausgeſetzten Preis auf den Tiſch. Und wie ein Vogel, dem man Futter vorſtreuet, mit den Fittichen flattert, ſo bewegte der Jude freudig die Arme. Seine Augen wurden größer und feuriger, die Lippen zitterten, als wollten ſie ſprechen, und mit lüſterner Verlegenheit ſah er bald das Goldſtück, bald den Hofrath an.

„Ich weiß, was ich wiſſen wollte!“ ſprach Herr von Finkenbuſch mit einem wilden Blick über den Tiſch hinüber. Spitzkopf entfärbte ſich. Ezechiel griff nach dem Golde. „Halt!“ ſagte der Ritter: „das Geld iſt nicht verdient. Du haſt mir den Aufhetzer nicht genannt; nur deine Augen verriethen ihn. Geh' zum Teufel!“

Der Jude wollte ſich mauſig machen; aber der Finkenritter ſprang auf, ergriff einen Stock und prügelte ihn zur Thür hinaus.

Von dieſem Geſchäfte zurückgekommen, ſprach er mit kaltem Ernſt: „Herr Hofrath, ich erwarte Sie morgen früh um ſechs Uhr auf der Gränze unſerer Güter mit Piſtolen!“ —

„Bewahre mich der Himmel! wie käm' ich zu dieſer Fehde?“ rief Spitzkopf, ſtarr und bleich.

„Ihr Gewiſſen antworte!“ verſetzte Herr von Finkenbuſch. „Ich will nicht Worte, ſondern Kugeln mit Ihnen wechſeln!“ —

Aengſtlich ſah der Hofrath an der Reihe der Tiſchgenoſ-

ſen auf und nieder. Er hoffte, es würde ſich einer zum Schiedsmann und Friedensſtifter aufwerfen. Doch alle ſchwiegen, wie verſchworen. „Nun, ſo muß ich mir ſelbſt helfen!“ ſprach er für ſich. „Beſitz' ich doch das Mittel, womit man Alles ausrichten kann. Der Junker iſt arm, er läßt ſich mit zehn oder zwanzig Dukaten beſchwichtigen, und Lottchens Mitgift erſetzt mir den Verluſt tauſendfältig.“ —

Zehntes Kapitel.

Die Flucht.

Des Tischgesprächs zerrissener Faden war kaum wieder angeknüpft, als die Thür plötzlich aufging und ein junger Offizier, mit dem Ehrenzeichen der Tapferkeit auf der Brust, hereintrat.

„Ewald!“ — schrie Lottchen mit freudigem Entsetzen auf; die Freier starrten ihn mit versteinerten Gesichtern an; Gerhard rief: „Willkommen!“ seine Gattin schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und die Liebenden stürzten einander in die Arme. Dieß Alles war das Werk eines Augenblicks, aber für die Freier ein erschütterndes Schauspiel, das sie mit langen Nachwehen bedrohte.

Ewald kam als Kourier aus dem Feldlager. Er sollte der Hauptstadt die Botschaft bringen, daß ein Waffenstillstand geschlossen und der Friede gewiß sey. Sein Weg ging am goldenen Löwen vorüber. Hier auf frische Pferde wartend, erfuhr er Gerhards und der Seinigen Anwesenheit. Was war natürlicher, als daß er zu ihnen eilte?

Gerhard entdeckte ihm das ausgesprengte Gerücht von seinem Tode. Er versicherte, daß er nicht die unbedeutendste Wunde aufzuweisen habe. „Aber das Offizierspatent und den Verdienstorden erhielten Sie doch gewiß nach einem heißen Tage,“ versetzte Gerhard. „Das Glück that mehr als ich,“ sagte der bescheidene Jüngling, und rühmte sich seiner Thaten mit keinem Worte.

Spitzkopf wollte berſten, da er ſich, nachdem er drei Gegner glücklich zu Boden geſtreckt hatte, nun ſelbſt aus dem Sattel gehoben ſah. Mit ſtiller Wuth ſchlich er aus dem Zimmer, ließ eiligſt anſpannen, und fuhr, ohne daß ihn jemand vermißte, mit ſeinem Kammerdiener davon.

Kaum waren ſie aus dem Thore, ſo bat Fuchsbalg, ihm des folgenden Tages die Summe von hundert Thalern auszuzahlen, die ihm der Hofrath für ſeine Mitwirkung bei den Freiersränken verſprochen hatte.

„Wie kannſt du daran noch denken?“ ſagte Spitzkopf. „Mein Verſprechen geſchah unter der Bedingung, wenn ich Lottchens Gemahl würde, und mit dieſer Hoffnung iſt auch dein Lohn in den Brunnen gefallen.“

„Herr, das ſind faule Fiſche!“ fuhr der Kammerdiener hitzig auf.

Spitzkopf, der eben in einer wahren Bärenlaune war, beſtrafte dieſe Grobheit mit einer Ohrfeige. Ergrimmt gab ihm der Empörer zwei dafür, ſprang aus dem Wagen, und lief, von Rachgier geſpornt, in den goldenen Löwen zurück. Die Geſellſchaft war noch beiſammen. Keuchend trat er in ihre Mitte und beichtete haarklein alle ſie betreffende Pfiffe und Kniffe ſeines Herrn. Man erſtaunte und fragte ihn, ob er dieſe Ausſage vor Gericht eidlich beſtätigen wolle. Er erklärte ſich dazu bereit, und ward vor der Hand entlaſſen.

Indeſſen hatte das Poſthorn den glücklichen Ewald mehrmals zur Abreiſe gemahnt. Er riß ſich endlich los. Sobald er fort war, machte ihn Gerhard den dreien, nun in Ruheſtand verſetzten Liebhabern als ſeinen künftigen Eidam bekannt. Sie ſtutzten und erblaßten; der ſchuldige Glückwunſch erſtarb ihnen auf der Zunge, und einer nach dem andern empfahl ſich mit gezwungener Höflichkeit.

II.

Der Fliegenprozeß.

Aus einer alten Chronik.

An einem schönen Sommertage des Jahres 1625 schmauchte der Gewürzkrämer und regierende Burgemeister des Städtleins Ziegenberg, Herr Tobias Nußknacker, ein Pfeiflein Tabak zum Fenster hinaus und ergötzte sich an den ehrfurchtsvollen Bücklingen seiner vorübergehenden Unterthanen. „Es ist doch wahrlich recht angenehm, ein vornehmer Mann zu seyn!“ sprach er für sich. „Ich bin in jeder Betrachtung, sowohl an Reichthum als Macht, der König von Ziegenberg, und Trotz sey dem geboten, der mir Achtung und Gehorsam verweigert!“

Dieser Trumpf galt einem jungen Maler, der gegenüber wohnte und bei dem Pfefferkönig Tobias im schwarzen Register stand, weil er oft und auf mancherlei Art an den Tag gelegt hatte, daß er sich aus ihm so viel als nichts mache. Das bewies er auch eben jetzt. Er stieß mit heftigem Geräusch seine Fenster auf, zog vor dem erhabenen Nachbar, der ihn ernsthaft anstarrte, sein Käpplein nicht ab, sondern begann mit einem hochgeschwungenen Tuche ein Treibejagen der unzähligen Fliegen, die sich bei ihm eingefunden hatten, um ihm in ihrer bekannten punktirten Manier malen zu helfen.

Sie nahmen ihre Flucht in gerader Richtung über das schmale Gäßlein hinüber, flogen dem Burgemeister ins Angesicht, und, als er darob zurückfuhr, in die Stube hinein. Er, ein abgesagter Feind ihres Geschlechts, fluchte, stampfte mit den Füßen und ballte dem Maler eine Faust; aber mit über einander geschlagenen Armen stand der Unheilsstifter ruhig am Fenster und lachte des ungeberdigen Mannes.

Das war denn ein Majestätsverbrechen, das der stolze Häuptling von Ziegenberg nicht ungeahndet lassen konnte. Er schickte nach dem Rathsfrohn, der mit einem armsdicken Stocke, dem Zeichen seiner Würde, sogleich erschien. „Hört!“ sprach Herr Tobias, „geht stracks zu dem Farbenklecker Dietrich hinüber und sagt ihm in meinem Namen: er könne Gurken malen so viel er wolle, nur mög' er sich bei seiner Obrigkeit keine Gurke zu viel herausnehmen. Er solle sich insonderheit, bei Vermeidung harter Pön, der Fliegenjagden enthalten, immaßen das Geschmeiß zu mir herüber komme und meine Gemächer anfülle. Ich, der regierende Burgemeister, leide das nicht; das sagt dem Burschen mit Nachdruck! Und sollt' er sich mit schnöden Worten oder gar thätlich an Euch vergehen, so nehmt ihn beim Fittich und führt ihn in die Frohnfeste!“

Der Rathsdiener entledigte sich des Auftrags mit möglichster Grobheit. Es wäre ihm lieb gewesen, wenn sich Dietrich an ihm vergriffen und sich dadurch in die Büttelei befördert hätte. Allein er antwortete kaltblütig: „Wie kann mir der Herr Burgemeister verbieten, ein lästiges Ungeziefer aus meinem Zimmer zu jagen? Ich werde das thun, so oft mir's gefällt, und es kümmert mich nicht, ob die Fliegen, die ich austreibe, in der Kabuse eines Bettlers oder im Palaste des Kaisers eine Freistätte suchen.“

„Warte, Bube!“ rief Herr Tobias, als der Frohn mit dieſer Meldung zurück kam. „Das freche Wort von kaiſerlicher Majeſtät ſoll dir gelegentlich theuer zu ſtehen kommen!“ Er ſetzte ſofort ein Protokoll darüber auf. Der Büttel, der ſeinen Namen nicht ſchreiben konnte, zeichnete mit tölpiſcher Hand drei Kreuze darunter.

Es war im Städtchen kein Geheimniß, woher des Burgemeiſters Haß gegen den Künſtler entſprang. Jener erzog in ſeinem Hauſe ein armes, aber ſehr reizendes Mühmchen, das dem Maler ins Auge ſtach, als er, mit einer ledernen Mappe auf dem Rücken, das Land durchſtrich, um ſchöne Gegenden aufzuſuchen. Da er nun an Kunigunden eine vorzügliche betrachtenswerthe Naturſchönheit fand, ſo ließ er ſich auf unbeſtimmte Zeit in Ziegenberg nieder und miethete eine Wohnung, wo er die liebliche Ausſicht auf Gundchens Nähtiſch und Schlafkämmerlein hatte.

Anfangs ging alles recht glücklich. Er machte dem Burgemeiſter ſeine Aufwartung, ſtrich geſchickt den Fuchsſchwanz, und ſchmeichelte ſogar mit ſeinem Pinſel, indem er den Herrn Tobias, ſammt ſeiner ungeheuren Knotenperücke, ſo ſtattlich malte, daß der einfältige Gewürzkrämer wie ein kluger Staatsminiſter ausſah. Das Bildniß war unter Brüdern fünfzig Thaler werth; doch Dietrich nahm keinen Pfennig dafür. Dieſes Opfer ließ ſich der geizige Vater der Stadt in Gnaden gefallen; allein er merkte bald, daß Kunigunde mit Küſſen bezahlte. Darüber ward er bärbeißig, und verbot auf der Stelle ſeinem Cabinets-Maler das Haus. „Und auch Dir,“ ſprach er zu Kunigunden, „ſetz' ich nächſtens den Stuhl vor die Thüre, wenn Du Dich ferner ſo wegwirfſt! Wie kann ſich ein ſolcher Menſch unterfangen, die Muhme eines regierenden Burgemeiſters zu liebkoſen? Maler, Poeten und Muſikanten ſind ein un-

nützes Gesindel. Ich wollte Dich lieber mit dem Gemeindehirten, als mit einem Laffen von jenem Gelichter verheirathet sehen."

Kunigunde dachte nicht so philistermäßig von den schönen Künsten, und liebte den Maler so innig, daß der Oheim mit allen seinen Abmahnungen nichts dagegen vermochte. Es wurden Blicke und Briefchen gewechselt, heimliche Zusammenkünfte verabredet und gehalten; kurz, die Sache ging ihren natürlichen Gang. Der Oheim lauerte, polterte, sperrte das Mädchen ein, und wollte den Liebhaber, als einen gefährlichen Fremdling, aus der Stadt verweisen; aber Dietrich verschaffte sich von höherer Hand einen Schutzbrief, und schlug, darauf gestützt, bei jeder Gelegenheit dem aufgeblasenen Burgemeister ein Schnippchen.

Diese Feindseligkeiten und Neckereien waren das Vorspiel des Fliegenstreites.

Herr Tobias rief, als er den Schergen wieder entlassen hatte, seine Hausleute zusammen, bewaffnete sie mit Fliegenklappen, und lieferte den bei ihm eingedrungenen Feinden ein Treffen. Sie litten eine völlige Niederlage; man sah und hörte keine Fliege mehr. Des Burgemeisters aufgeregte Galle beruhigte sich. Er wirbelte mit eigener Hand alle Fenster zu, und verbot die Oeffnung derselben, um vor neuen feindlichen Einfällen sicher zu seyn.

Es war aber dennoch, ungeachtet man seine Anordnung nicht übertreten hatte, am nächsten Morgen ein zehnfach stärkeres Heer eingerückt und durchschwärmte summend und brummend das Haus. Tobias wollte aus der Haut fahren; seine Dienerschaft fand das Ding unbegreiflich; besonders Kunigunde drückte sehr wortreich ihre Verwunderung aus. Nach langem Geschwätz und vergeblicher Mühe, den unerklärlichen Vorfall zu enträthseln, zog man mit

vereinter Macht gegen das geflügelte Volk zu Felde, und nach einer thätigen Viertelstunde war es gänzlich vernichtet.

Jetzt ließ Herr Tobias ein paar hundert Ellen Bindfaden bringen, schnürte und fesselte damit alle Fensterflügel zusammen, und drückte überall sein Siegel darauf. Der Ladendiener und die Köchin bewunderten diese Gränzenbefestigung als ein Meisterwerk. Gundchen aber lachte hinter dem Rücken des geschäftigen Ingenieurs. „Das soll mir wohl helfen!“ sprach er, als er das letzte Fenster petschirte. Er ward auch wirklich den ganzen Tag von keiner Fliege an der Wand weiter geärgert. Mit Gemüthsruhe legte er sich Abends zu Bette und schlief bis an den hellen Morgen. Da weckte ihn ein Kriebeln in der Nase. Er griff hastig dahin, erhaschte eine hinein spazierte Fliege, und entsetzte sich über einen zahllosen und erzfrechen Schwarm, der seine Kammer durchschwirrte.

„Ist denn der Teufel hier los?“ schrie er auf, sprang vom Lager, fuhr in seinen Schlafrock und stürmte seine Leute aus den Betten. Sie sahen ihr blaues Wunder an der Insectenschaar, die während der Nacht, wo doch die Fliegen gewöhnlich keine Reisen unternehmen, angekommen war, und durch Mauern und versiegelte Fenster ihren Einzug gehalten hatte.

Mit offenem Munde standen die Gaffer da; die Haut grieselte ihnen, und einstimmig betheuerten sie: das gehe nicht mit rechten Dingen zu. Der Burgemeister commandirte zum Angriff: aber seine feigen Haustruppen, die sich mit Zaubergeschöpfen in keinen Kampf einlassen wollten, nahmen Reißaus. Nur Gundchen hielt treulich Stand und half dem Oheim die fliegende Rotte vertilgen. Doch gewann sie dadurch keinen Dank. Er beobachtete vielmehr,

als er mit ihr allein war, ein hartnäckiges Stillschweigen, und beschielte sie blos von der Seite mit finstern, mißtrauischen Blicken, die den nahen Ausbruch eines Sturmes verkündigten.

Bald nachher ließ er seine Collegen zu einer ausserordentlichen Berathschlagung auf's Rathhaus berufen. Sie eilten vom Backofen, von der Braupfanne und vom Wurstkessel hinweg, um den Vortrag ihres hochverehrten Oberhauptes zu vernehmen. Herr Tobias eröffnete ihnen seine Fliegennoth mit den kleinsten Umständen, erwähnte der häuslichen Vorsichtsmaßregeln, die er fruchtlos dagegen getroffen hatte, und zog aus dem allen den Schluß, daß Zauberei im Spiele sey.

„Das läßt sich gar nicht anders denken!" riefen die ehrlichen Jaherren. „Aber wer sollte wohl in unserer guten Stadt einen Bund mit dem Teufel geschlossen haben?" „Welche Frage!" versetzte Tobias. „Ich dächte, das könntet Ihr nach dem allen, was ich Euch von dem fremden Maler erzählt habe, mit Händen greifen."

„Ja, daß ist wahr!" sagten sie, und bestraften sich einander selbst durch Kopfschütteln und flämische Gesichter, daß sie das nicht früher eingesehen hatten.

„Man sollte und könnte den Schwarzkünstler sogleich in Verhaft nehmen;" fuhr Tobias fort: „um jedoch recht sicher zu gehen, wollen wir noch erst einen neuen Hexenstreich abwarten. Aber dann, meine Herren, fahren wir zu und treiben die Sache bis zum Scheiterhaufen."

„Ja, bis zum Scheiterhaufen!" wiederholten die Rathsherren, und schlugen mit ihren harten Fäusten grimmig auf den Tisch. Damit schloß sich die Sitzung.

Gundchen errieth es, daß die ungewöhnliche Rathsversammlung ihren Geliebten betreffe. Daher schlich sie, als

der Oheim wieder nach Hause kam, lauernd und lauschend um ihn herum. Sie wollte aus seinen Mienen und Geberden den Rathschluß herausbuchstabieren; aber der schlaue Mann bewachte sein Amtsgeheimniß mit unüberwindlicher Vorsicht. Der Tag — es war ein Sonnabend — verstrich übrigens so ruhig, als wäre dem Unwesen der Fliegen gänzlich gesteuert.

Auch den Sonntagsmorgen entheiligte kein Aergerniß. Herr Tobias verließ wohlgemuth die Federn, um sich zum Kirchgange zu schmücken. Er wickelte zierlich seine Strümpfe von blauer Seide über das Knie hinauf, befestigte sie unter demselben mit goldenen Gürteln, knöpfte sich in eine grüne, mit silbernen Blumen bestreute Weste, und zog darüber ein scharlachrothes Kleid von unmäßiger Weite und Breite. Zuletzt vertauschte er die Nachtmütze mit der großen, den halben Rücken bedeckenden Allongenperücke, die der Haarkünstler des Orts frisch aufgekräuselt hatte, und eben, als das Kirchengeläut anfing, mit Eilschritten überbrachte. Gundchen reichte dem Oheim nach alter Gewohnheit einen tüchtigen Blumenstrauß. Den nahm er in die linke Hand; in die rechte den Prachthut mit goldener Tresse: und so begab er sich, stolz und mit würdevoller Haltung des Körpers, auf den Weg zum Tempel.

Aber er hatte kaum, wie ein Bräutigam aus seiner Kammer hervorgeht, die Gasse betreten, als ihn ein Rudel Fliegen, das zur Störung seiner Kirchenparade verschworen schien, von allen Seiten umkreis'te und sich auf seine Perrücke niederließ. Ihr Zuflug war nicht abzuwehren: denn der Wohlstand machte es dem regierenden Burgemeister von Ziegenberg zur Pflicht, sich kerzengerade, wie Don Juan's steinerner Gast, zum Gotteshause zu bewegen. Herr Tobias war auch gar nicht der Mann, der solche

löbliche Sitten verletzte. Er that zwar jetzt das Aeußerste, indem er einige Mal den Blumenstrauß, den er steif vor sich her trug, etwas höher, als schicklich war, emporhob, um Schrecken auf seiner Scheitel zu verbreiten; allein das fruchtete so wenig, als wenn man ungezogenen Kindern die Ruthe zeigt, die sie nimmer zu fühlen bekommen. Die Perücke ward also immer stärker bevölkert, und er trug die zahlreiche Colonie in die Kirche hinein.

Die Fliegen des Gotteshauses sahen den Einzug ihrer Schwestern, stellten sich vor, es müsse dort Zucker zu lecken seyn, und blitzschnell versammelten sie sich aus allen Winkeln auf der Haarhaube des Consuls. Sie, die sonst mit dem frisch gefallenen Schnee wetteiferte, schien jetzt, als er das Schiff der Kirche langsam durchschritten hatte und im Rathsstuhl ankam, mit Ruß gepudert; so dicht saßen darauf die schwarzgrauen Gäste beisammen. Der geräuschvolle ehrerbietige Aufstand der schon gegenwärtigen Magistratspersonen verscheuchte sie einen Augenblick; aber mit zornigem Brummen nahmen sie sogleich ihren Platz wieder ein. Die Vornehmen des Raths, besonders ihre alten Gemahlinnen, kreuzten und segneten sich. Einige der letztern bedeckten ihr faltiges Gesicht mit dem Fächer, um dahinter zu lachen. Als aber das Uebel immer ärger wurde, nahm ein entschlossener Rathsherr seiner Eva das Feigenblatt der Schadenfreude aus der Hand, stellte sich damit hinter den Regenten und wedelte aus allen Kräften, um die schwarze Legion zum Weichen zu bringen. Sie wich, durchschweifte einige Secunden lang die nächsten Kirchstühle, kam hastig zurück, und ward auf's neue in die Flucht geschlagen. So dauerte die Ebbe und Fluth des Fliegenmeeres unablässig fort, bis der Pfarrer die Kanzel bestieg.

Mit Verwunderung sah er Aller Augen, die sonst nach

ihm gerichtet waren, auf des hochweisen Raths Betstübchen geheftet. Er wandte die seinigen auch dahin, erblickte das wunderbare Gewimmel auf dem Haupte des Burgemeisters, und gerieth darüber in eine solche Zerstreuung, daß er fünf Minuten hustete, stammelte, und dann den Vorhof der Predigt eilig schloß, um sich während des Kanzelliedes zu fassen.

Da Ziegenberg meistens von Ackerbürgern bewohnt wurde und die Erndte nahe war, so hatte der Herr Pastor ein paar Verse gewählt, die sich auf den Feldbau bezogen. Es kamen darin die Worte vor:

„Heuschrecken und andres Gezieser
Sind Ruthen deines Zorns.“

Diese Stelle war Wasser auf die Mühle der Frau Accise-Inspectorin Krallfinger, die in der Kirche dem hochedlen Rathe gegenüber thronte, und den Burgemeister tödtlich haßte, weil er gegen ihren Eheherrn einen Rangstreit erhoben hatte. Sie krähte jene Worte so laut als möglich, um dem Feinde zu verstehen zu geben, daß seine Perückenplage eine göttliche Strafruthe sey. Indem sie aber in dieser christlichen Absicht das weite Thor ihres zahnlosen Mundes von Ohr zu Ohr aufriß, stürzten sich fünf oder sechs Fliegen hinein, die zu der großen, von dem Fächerschwinger eben hart gedrängten und versprengten Bande gehörten. Frau Krallfinger sprudelte, kotzte und stöhnte, als wollte sie ersticken. Zwei Gevatterinnen wackelten mitten durch die Kirche hindurch ihr zu Hülfe, klopften ihr den Rücken, schnürten sie auf, führten sie fort, und belferten scheltend in den Rathsstuhl hinein. Die ganze Gemeinde fuhr mit langen Hälsen von ihren Sitzen empor, Gesang und Orgel verstummten; ungehobeltes Volk lachte

laut; man glaubte, nicht in der Kirche, sondern in einer Gaukelbude zu seyn. „O Dietrich! Dietrich!“ ächzte Tobias, und Scham und Verzweiflung jagten ihn durch die gaffenden Reihen aus dem Tempel.

Er lief in den Hof seines Hauses, warf die Allongenperücke die noch immer mit Fliegen bedeckt war, in eine Wasserkufe, und rannte mit kahlem Kopfe und einem grimmigen Löwengesichte in seine Wohnstube. „Himmel! was ist Ihnen begegnet?“ schrie Gundchen und schlug die Hände hoch zusammen. Er antwortete nicht, streckte sich in den Sorgestuhl und versank in tiefes Nachdenken.

Eine Stunde darauf erschien, aus der Kirche kommend, der gesammte Magistrat, nebst seinem gelehrten Anhange, dem Stadtschreiber Fidibus. Es ward eine lange Conferenz bei verschlossenen Thüren gehalten. Nach Endigung derselben begab sich der Senat hinweg; aber den Schreiber zupfte Herr Tobias traulich am Aermel, führte ihn in den Kramladen, schob ihm in die rechte Tasche ein Pfund Tabak, und in die linke eine Flasche Branntwein: denn beide Genüsse waren des Herrn Fidibus Himmel auf Erden. Er trieb auch seine Dankbarkeit so weit, daß er seinem Wohlthäter die Hand küßte. „O, nicht doch, Männchen!“ sagte Tobias, als es mit dieser Weigerung zu spät war. „Aber ich bitte Dich,“ — setzte er mit Wangenstreicheln hinzu — „thu in der bewußten Sache Dein Bestes!“ — Herr Fidibus schlug betheuernd an seine Brust und schwänzte mit der angenehmen Bürde fröhlich nach Hause.

Nachmittags wollte Kunigunde, um dem mürrischen Oheim aus den Augen zu kommen, in die Kirche gehen und nachher eine Freundin besuchen; allein er belegte sie mit Hausarrest, unter dem scheinbaren Vorwande: es sey ihm nicht

wohl; er werde vielleicht ihrer Hülfe bedürfen. So erfuhr sie denn nicht, was ihrem Freunde bevorstand.

Herr Fidibus brachte nämlich eine Macht von dreißig bewaffneten Spießbürgern auf die Beine, rückte damit gegen Abend vor Dietrichs Wohnung, und nahm ihn nach einer lebhaften Gegenwehr, die dem vorwitzigen Heerführer selbst einen Zahn kostete, gefangen.

Gundchen war außer sich, als sie den Geliebten unter dem jauchzenden Zulauf der ganzen Stadt ins Gefängniß schleppen sah. Aber sie bot alle Geisteskraft auf, um ruhig zu scheinen: denn nur unter dieser Maske hielt sie es für möglich, die Hände zu seiner Unterstützung frei zu behalten.

Kaum war sie so mit sich einig, als der Oheim in ihr Kämmerchen trat und höhnisch fragte: ob sie ihres Seladons Verhaftung gesehen habe.

„Den Maler Dietrich sah ich arretiren;“ antwortete sie mit einem gleichgültigen Tone. „Was hat er denn verbrochen?“

„Er ist ein Zauberer!“ sagte der Oheim: „Er steht mit dem Fliegenfürsten Satan im Bunde; er hat mein Haus und meine Perücke behext; er hat den Kaiser gelästert. Du kannst ihm immer ein Todtenhemd nähen! Sein einziger und letzter Weg, den er noch auf Erden wandeln wird, geht zum Scheiterhaufen.“

„Gott sey seiner Seele gnädig!“ seufzte Kunigunde. „Hat er sich wirklich in die schwarze Kunst eingelassen, so hab' ich kein Mitleiden mit ihm.“

„Das ist vernünftig gesprochen!“ rief Herr Tobias, der nichts weniger als ein Seelenkenner war, und von der Liebe — die zum Gelde ausgenommen — keinen Begriff hatte.

Der Criminalprozeß begann des folgenden Tages mit grimmiger Strenge. Herr Fidibus hoffte, durch eifrige Betreibung desselben nicht nur Tabak in Hülle und Fülle zu gewinnen, sondern auch sogar, wenn Dietrich in Asche verwandelt sey, Kunigundens Hand zu erobern: denn daß er schon vor einiger Zeit einen Korb von ihr empfangen hatte, schrieb er einzig und allein auf des Malers Rechnung, und brannte deßhalb vor Begierde, den Nebenbuhler brennen zu sehen. Dietrich läugnete freilich Beelzebubs Bekanntschaft in allen Verhören und lachte über diese Anschuldigung laut; der Stadtschreiber verließ sich aber auf die ersprießliche Wirkung der Folter, und arbeitete mit rastloser Feder nach diesem menschenfreundlichen Ziele hin.

Der Brand des Scheiterhaufens ward wie ein Lustfeuerwerk von allen Ziegenbergern mit Ungeduld erwartet. Männiglich hielt den Inquisiten um so weniger für unschuldig, da jeden Abend eine riesenhohe, in weiße Tücher gehüllte Frauengestalt, aus den Ruinen eines Klosters hervorschreitend, ins Stockhaus ging, ohne dem Kerkermeister, nach dessen gerichtlicher Aussage, sichtbar zu werden. Es war Kunigunde, die unverrathen von dem bestochenen Manne, ihren Freund besuchte und ihm Speisen brachte, indem ihr Oheim ruhig am andern Ende der Stadt in einem Bier- und Tabaksklubb saß. Der hintere Theil seines Hauses gränzte mit den öden Klostermauern: das liebende Mädchen konnte daher, von keinem Menschen gesehen, hineinschlüpfen, sich darin vermummen und mit feierlichen Geisterschritten heraus gehen. Entlarvung hatte sie nicht zu befürchten. Zu einer solchen halsbrechenden That war in ganz Ziegenberg kein Heldenherz vorhanden. Wer das vermeinte Gespenst nur von fern sah, warf sich über Hals und Kopf in die Flucht. Unter diesen Umständen litt der

Gefangene keine Noth. Er beſaß überdieß eine reichlich gefüllte, den Schnapphähnen der Gerechtigkeit entgangene Goldbörſe, durch die er ſich alle nur mögliche Freiheiten und Bequemlichkeiten verſchaffte.

Nach fünf oder ſechs Wochen lief von dem Schöppenſtuhl zu N. N. ein hartes Urtheil ein, das dem Inquiſiten die beiden erſten Grade der Folter zuerkannte. Es ward ihm vorgeleſen, und man ermahnte ihn beweglich, ſich ohne Martern zum Geſtändniß zu bequemen. Er aber ſagte mit Gleichmuth: man möge den Scharfrichter nur kommen laſſen; er wolle doch ſehn, ob Meiſter Hämmerling oder die Wahrheit den Sieg davon tragen werde.

In Ziegenberg wohnte kein ſolcher Schreckensmann; es mußte einer ſechs Meilen weit herberufen werden. Er kam mit Knechten, mit Daumenſchrauben und andern furchtbaren Geburtszangen der Wahrheit, die er zum Theil, nach geheimer Vorſchrift des Schöppenſpruchs, in der Folterkammer nur drohend vorzeigen ſollte, um Angſt zu erwecken. Der Magiſtrat gab ihm eine Audienz. Die ſechste Morgenſtunde des folgenden Tages ward zur Folterung beſtimmt. Herr Tobias ging mit den Hühnern zu Neſte, um recht früh, ohne Verkürzung ſeiner gewöhnlichen Ruhezeit, auf dem Platze zu ſeyn.

Das erſte Hahnengeſchrei weckte ihn auf. Er rieb ſich den Schlaf aus den Augen, und lernte noch im Bett eine Rede auswendig, die er in der Folterkammer halten wollte. Herr Fidibus hatte ſie entworfen und aus ſchwülſtigen Worten zuſammengeſetzt, die dem alten Grützkopf, der nur Zahlen zu merken gewohnt war, ſchwer eingingen.

Als er ſich noch damit quälte, ward die Hausglocke heftig gezogen. Bald darauf klopfte die Köchin an ſeine Thür und meldete durchs Schlüſſelloch: der Rathsfrohn

verlange den hochedeln Herrn Burgemeiſter unverzüglich zu ſprechen. „Mir ahnt ſchon, was er bringt!“ ſagte Tobias zu ſich ſelbſt, indem er den Schlafrock anzog. „Der Arreſtant will gutwillig beichten, um geſunde Glieder zu behalten. — Recht gut! So bin ich der verdammten Rede überhoben. — Doch bei dem allem iſt's Jammer und Schade, daß die heutige Solennität rückgängig wird; ſie hätte im ganzen Lande ein für uns rühmliches Aufſehen gemacht. — Nun, deſto gewiſſer bleibt uns der Scheiterhaufen!“ —

Er öffnete jetzt; der Scherge ſtürzte todtenbleich ihm zu Füßen und ſchrie wie ein Wahnſinniger: „Ich bin ein unglücklicher Mann! der ganze hochweiſe Rath iſt unglücklich!“ —

„Ei, warum nicht gar!“ ſagte Tobias. „Die Sache iſt nicht ſo ſchlimm; ich bin ſchon darauf vorbereitet.“

„Gott ſey Dank!“ ſprach der Frohn, und ſtand getroſt wieder auf. „Ich hatte eine ſchreckliche Nacht. Von elf bis zwölf Uhr wirthſchaftete der Teufel in der Frohnfeſte. Es heulte wie Eulen, es brüllte wie Löwen, es lief wie auf Hufeiſen die Treppe auf und nieder. Wer da? ſchrie ich herzhaft in den Tumult hinaus. Da erhielt ich von einer unſichtbaren Hand eine Ohrfeige, die ſich gewaſchen hatte. Ich wühlte mich zitternd und zagend in meine Betten. Das Getöſe dauerte fort, und endigte ſich erſt, da es zwölf ſchlug, mit einem Gekrach, als ſtürzte das Haus ein.“

„Hu! mich ſchaudert!“ ſagte Tobias. „Lauft zum Stadtſchreiber und laßt den Spuk regiſtriren, damit der Inquiſit bei der peinlichen Frage darüber vernommen werden kann.“

„Der Inquiſit? — vernommen?“ — fragte der Scherge kleinlaut. „Ich denke, der Herr Burgemeiſter wiſſen es ſchon, daß er verſchwunden iſt.“ —

„Kerl, Ihr seyd toll!“ brüllte Tobias, und packte ihn an der Bruſt.

„Ja, er iſt fort!“ ſagte der Frohn. „Das wird nun einmal nicht anders, wenn mich auch Ew. Hochedeln zerreißen und verſchlingen. Ich ging dieſen Morgen in ſein dreifach verſchloſſenes Gefängniß, um ihn zur Tortur zu wecken; aber das Neſt war leer, und auf der Bank lag dieſer Zettel.“

Haſtig griff der Burgemeiſter nach dem beſchriebenen Blättchen und las:

„Lebt wohl, Herr Conſul! Ich reiſe von hier.
Verzeiht, daß ich deß mich erkühne.
Ich bin ein Bischen klüger als Ihr;
Das iſt der Teufel, dem ich diene!“

„Impertinent!“ brummte Tobias. Das Blut kochte in ſeinen Adern. „Margarethe!“ rief er zur Thür hinaus: „Sagt Kunigunden, ſie ſoll mir die Schachtel mit niederſchlagendem Pulver ſchicken.“ — Den Häſcher fuhr er an: „Schert Euch zum Stadtſchreiber!“ — Dann warf er ſich auf einen Stuhl, las die Abſchiedskarte nochmals durch und zerriß ſie.

„Ach, daß ſich Gott erbarme!“ heulte jetzt Margarethe herein. „Um Gotteswillen, Herr Burgemeiſter, erſchrecken Sie nicht! Jungfer Kunigunde iſt über alle Berge! Das Bett ſteht da, wie ich es geſtern gemacht habe, und der Kleiderſchrank iſt offen und leer.“ —

Tobias ſtarrte ſie an: die Lippen wurden ihm blau; er fiel in Ohnmacht. Margarethe kreiſchte zum Fenſter hinaus um Hülfe. Es fehlte nicht an Beiſtand; denn das ganze Städtchen war ſchon in Bewegung, um den Inquiſiten zur Marterkammer führen zu ſehen. Man ſchrie dem

Ohnmächtigen in die Ohren, beſprengte ihn mit Waſſer, kitzelte ſeine Naſe mit Federn, und er ſchlug zur höchſten Freude aller Anweſenden die Augen wieder auf. Er winkte ſeinen Aerzten, ſich zu entfernen. Sie gehorchten mit Seufzen; doch er behielt keinen Augenblick Ruhe. Herr Fidibus ſtürmte herein und geberdete ſich wie ein Beſeſſener über die Entweichung ſeiner Auserwählten. „Auch meine treffliche Rede," fuhr er kläglich fort, „geht in die Pilze! Ich wollte ſie in der Landtrompete, dem beliebten Wochenblatte, abdrucken laſſen, und wir hätten Ehre damit eingelegt: aber nun wird die Trompete unſre Schande verkündigen." —

„Wer kann helfen?" ſeufzte der Burgemeiſter. „Was können wir thun?"

„Den Flüchtlingen reitende Boten nachſenden;" verſetzte der Stadtſchreiber.

„Das müßten ſolche ſeyn, die in der Walpurgisnacht auf Ofengabeln reiten;" ſpöttelte Jener. „Denn wer ſonſt könnte Geſindel einholen, das wahrſcheinlich der Geier durch die Lüfte fortgeführt hat?" —

Herr Fidibus behauptete rechtsgelehrt: es müßten wenigſtens Haftbriefe erlaſſen werden. Dieſe bewilligte Tobias gegen den Maler, verbot aber klug genug, Kunigundens darin zu erwähnen, damit die Familie Nußknacker nicht öffentlich um Ehre und Reputation komme.

Die Haftbriefe fruchteten nichts. Man hörte ſechs Monate lang von beiden Entflohenen kein Wort.

Endlich brachte die Poſt einen Brief an Herrn Tobias Nußknacker, regierenden Burgemeiſter zu Ziegenberg. Der Umſchlag war mit den Ortsnamen: Baſel, Mainz und mehrern andern bezeichnet, die dem Poſtmeiſter insgeſammt böhmiſche Dörfer waren. Neugierig ließ er ſich von dem

Pfarrer ein Post- und Zeitungs-Lexicon ausbitten, und versteinerte ganz, als sich beim Nachschlagen fand, daß Basel eine Stadt in der Schweiz und von Ziegenberg über hundert Meilen entlegen sey. Ein Brief aus einer solchen ungeheuren Ferne war ihm während seiner zwanzigjährigen Amtsführung nicht unter die Hände gekommen. Er vertraute ihn daher seinem Dienstmädchen, der gewöhnlichen Briefträgerin, nicht an, sondern bestellte ihn persönlich an die Behörde.

Herr Tobias machte große Augen und entfärbte sich, als er nach Erbrechung des Siegels Dietrichs Namen erblickte.

„Ich habe die Ehre," — schrieb Dietrich — „Ew. Wohledlen zu melden, daß ich mich mit Kunigunden, meiner mir angetrauten Gattin, in der Schweiz befinde. Wir leben überaus glücklich im Schooße der Freiheit und Natur. Einem Künstler steht die ganze Welt offen; aber ein Krämer Ihres Schlages kann sich, ohne zu verhungern, von seiner Häringstonne nicht trennen. Es ist das lustigste Abenteuer meines Lebens, daß ich von Ihnen für einen Hexenmeister gehalten und mit Folter und Scheiterhaufen bedroht ward. Sie würden sich Ihrer Einfalt schämen, wenn ich Ihnen meine natürlichen, fast kindischen Zaubereien erklärte; ich enthalte mich aber dessen, um einige Personen, die ich als Gehülfen brauchte, Ihrer Rache nicht bloßzustellen."

(Da diese Gefahr vorbei ist, so wollen wir die unbedeutenden Geheimnisse dem Leser entdecken. Des Burgemeisters Perücke hatte der bestochene Haarkräusler mit Jungfernhonig bestrichen und mit Zuckerstaub gepudert. Die Fliegen, die im verschlossenen und versiegelten Hause schwärmten, wurden von Gassenbuben eingefangen, und Kunigunde ließ sich durch die Ueberredungskunst der Liebe bewegen,

die damit gefüllten Flaſchen heimlich in Empfang zu nehmen und im Hauſe zu öffnen. Der Geſpenſterlärm in der Frohnfeſte war endlich weiter nichts als eine Erdichtung des Kerkermeiſters, der den Gefangenen gegen ein Löſegeld von zehn Ducaten in Freiheit geſetzt hatte.)

„Ich bitte Sie übrigens“ — fuhr Dietrich in ſeinem Briefe fort — „wegen jener Poſſenſtreiche nicht um Verzeihung. Sie reizten mich ſelbſt dazu, indem Sie ſich anmaßten, mir eine freie, unverbietliche Handlung verbieten zu wollen. Nehmen Sie eine Lehre von mir an! Es iſt zwiſchen Himmel und Erde nichts abgeſchmackter als Hoffart und Uebermuth, und das lächerlichſte Weſen unter der Sonne iſt ein kleiner, machtloſer und dennoch aufgeblaſener Herrſcherling.“ —

Mit dieſen goldenen Worten, die ſich jeder übermüthige Menſch hinter's Ohr ſchreiben mag, endigte ſich der Brief und unſere Geſchichte.

III.

Der Pfeil.

Legende.

Ritter Olf, der eine Burg mit trefflichen Ländereien an dem Strande der Weser besaß, war von Jugend auf und immerdar ein finsterer, scheelsüchtiger Mensch. Es ärgerte ihn, daß er der Sonne nicht verbieten konnte, auf fremde Fluren zu scheinen. Er gönnte sich selbst weder einem Freunde noch einem Weibe. Ungesellig und unvermählt lebte er bis in sein fünfzigstes Jahr.

Das einzige, was er gern verschenkt hätte, waren die Gebrechen des Alters, die sich allmählig bei ihm einstellten. Jetzt wünschte er sich eine Hausfrau, die sein pflege und warte, und ihm zugleich eine schöne Mitgift zubringe. Er suchte nach einer reichen Braut weit umher; doch eben so weit, als er warb, war der Ruf seiner rauhen Gemüthsart erschollen, und in allen Ritterburgen, wo begüterte Jungfrauen wohnten, lehnte man seinen Antrag glimpflich ab. Er richtete nun sein Augenmerk auf ein armes, älternloses Fräulein, das bei Verwandten das Gnadenbrod aß. Adelgunde war erst siebzehn Jahre alt

und an Schönheit und Herzensgüte ein Stern ihres Geschlechts. Ihr ahnte, daß sie als Olfs Gattin nicht glücklich seyn würde; doch, von ihrer Sippschaft überredet und gezwungen, ergab sie sich dem liebloſen Manne, und fügte sich mit solcher Geduld und Geschicklichkeit in seine Launen, daß er mit ihr vollkommen zufrieden war.

Desto unzufriedener war ein nahes Kloster, dessen Abt und Mönche bis zur Vermählung des Ritters der Hoffnung lebten, ihn zu beerben. In dieser Absicht hatten sie sich bei ihm eingenistet, und ängsteten ihn mit furchtbaren, sinnlichen Schilderungen der Hölle. Sie stellten ihm die Gestalten der Teufel und die Qualen der Verdammten so genau und lebendig dar, als wären sie selbst durch diese Schule gegangen. Olf, der alles glaubte, was ihm die geistlichen Schreckensmänner sagten, ersuchte sie dringend, fleißig für ihn zu beten, damit er dereinst in den Himmel gelange. Sie erklärten aber freimüthig: das werde schwer halten, denn er habe sich noch keine Verdienste um die Kirche erworben, und das sey einzig und allein der rechte Schlüssel des Paradieses. Doch lasse sich — setzten sie tröstlich hinzu — das Versäumte noch nachholen. Er dürfe nur sein zeitliches Vermögen, das er doch nicht mit ins Grab nehmen könne, ihrem armen Kloster vermachen, und der heilige Petrus werde ihn dann mit der größten Bereitwilligkeit in die Wohnung der Seligen einführen.

Das klang dem Ritter gar lieblich, und er schien nicht abgeneigt, mit seiner irdischen Habe den himmlischen Freibrief zu lösen. Wenn aber die Erbschleicher darüber Schwarz auf Weiß verlangten, so erhielten sie immer die kahle Antwort: kommt Zeit, kommt Rath!

Nach seiner Vermählung war vollends nichts mit ihm anzufangen. Er fürchtete sich jetzt, da er immer einen gu-

ten Engel um sich sah, weniger vor dem Teufel, und die Mönche verloren allen Einfluß bei ihm.

Sie waren aber nicht gemeint, sich den Stuhl vor die Thür setzen zu lassen: sie wollten vielmehr das Widerspiel thun und Adelgunden verdrängen.

Das unternahmen sie auf eine ganz besondere Weise.

Der Abt besaß eine geheime Sammlung schlüpfriger Gemälde, woran er sich bisweilen bei verschlossener Thür in Ruhestunden ergötzte. Einsmals bemerkte er, daß ein schönes, üppig gekleidetes Mädchen, welches sich auf dem einen Bilde in einem höchst unanständigen Selbander mit einem Liebhaber befand, mit Adelgunden die sprechendste Aehnlichkeit hatte. Diesen zufälligen Umstand benutzte der heilige Mann. Er ging des nächsten Morgens zu dem abtrünnigen Olf und sagte: „Herr Ritter, ich habe Euch eine sehr unangenehme Sache zu melden. Ich ward in der vorigen Nacht durch den Ruf meines Namens aus dem Schlafe geweckt, und als ich darüber aufschrack, siehe, da stand vor meinem Lager ein glänzender Bote des Himmels. Frommer Dionysius, sprach er, begib dich morgen in der Frühe zum Ritter Olf, und thu ihm kund, daß ihn sein treuloses Weib hintergeht und mit einem jungen Gesellen verbotner Liebe pflegt. Das Auge des Himmels, das die sorgfältigsten Hüllen der Geheimnisse durchdringt, sah ihre Frevelthat, und ein Wink der Allmacht schuf dieses Blatt, das du dem Ritter als Urkunde der Wahrheit vorzeigen sollst. — So sprach der Engel und verschwand. Ich glaubte geträumt zu haben; aber mit Entsetzen fand ich am Morgen diese unzüchtige Schilderei auf meiner Decke, und überlasse nun Euch, wie Ihr die himmlische Botschaft, die ich mit betrübtem Herzen überbringe, zu Eurem Besten gebrauchen wollt.“ —

Olf ſtarrte bald den Verläumder, bald das Bild an, und fand ſelbſt, daß die gemalte Buhlerin der ſchuldloſen Adelgunde ſehr ähnlich ſah. Er gerieth in Wuth, mißhandelte ſie grauſam, hielt ſie acht Tage lang bei Waſſer und Brod in einem Thurme gefangen, und ſtieß ſie endlich, weil Dionyſius täglich Oel ins Feuer goß, aus dem Hauſe. Sie floh, geſegneten Leibes, zu ihren Verwandten; aber dieſe nahmen ſie nicht auf, ſondern verſagten den Betheuerungen ihrer Unſchuld Gehör uud Glauben, um ihrer weitern Ernährung überhoben zu ſeyn. Verlaſſen irrte ſie umher, bis ihr ein mitleidiger Bauer, ein Unterthan ihres tyranniſchen Gemahls, ein Obdach in ſeiner Hütte gab, wo ſie bald darauf eines Knäbleins genaß.

Luſtig zogen nun die Mönche wieder beim Ritter ein und ſetzten die abgebrochenen Erbſchaftsunterhandlungen fort. Er war und blieb aber der alte Starrkopf, der ſeine Worte auf Schrauben ſtellte, und ſich auf keine Weiſe zu ſchriftlicher Errichtung eines letzten Willens bewegen ließ.

Nach einiger Zeit ward er gefährlich krank. Er fühlte, daß der Tod im Anzuge war. Die Kloſterherrn ſpannten alle Segel auf, um in den Hafen der Erbſchaft einzulaufen; aber ſie ſcheiterten auch jetzt an der Klippe des neidiſchen Sinnes, der ihnen ſo wenig als andern Menſchen etwas gönnte.

„Ich bin entſchloſſen, die Verfügung über mein zeitliches Vermögen dem Himmel anheim zu ſtellen;“ ſagte der Kranke, als ihn ſeine zunehmende Schwachheit aller Lebenshoffnung beraubte. „Ich will einen Schenkungsbrief, an einen Pfeil gebunden, in die Luft ſchießen, und zu wem ihn die unſichtbaren Hände der Vorſehung leiten, der ſey mein Erbe!“ —

Dieſer abenteuerliche Einfall erweckte großen Verdruß

im Kloſter. Doch des Ritters Erklärung war entſcheidend; er verbot mit Heftigkeit allen Widerſpruch, und ſo mußte man ſich lediglich auf den lieben Gott verlaſſen, daß er den köſtlichen Pfeil zu ſeinen Dienern lenken werde. Darum flehten ſie mit brünſtigen Gebeten; doch ſtützten ſie ſich darauf nicht allein, ſondern eingedenk des alten Sprichworts: „Hilf dir ſelbſt, ſo wird dir Gott helfen!“ ſandten ſie an dem Tage, da der Pfeilſchuß geſchehen ſollte, zwei liſtige und bei dem Ritter wohlgelittene Ordensbrüder zu ihm, mit dem Auftrage, ihn während der wichtigen Handlung zu umgeben und den ſchwachen, zitternden Mann unbemerkt in eine ſolche Stellung zu bringen, daß der Pfeil ſeinen Weg nach der Gegend des Kloſters nehmen müſſe.

Der Ritter ließ ſeinen Bogen ſpannen und ſich auf den Söller des Schloſſes tragen, um von dort aus den Erbſchuß zu thun. Die als Stimmhämmer abgeordneten Mönche drängten ſich ſchmeichelnd an ihn, und es gelang ihrer Schlauheit, ihn ſo zu wenden und zu richten, daß der abgeſchoſſene, mit dem Schenkungsbrief umwundene Pfeil ſchnurſtracks dem Kloſter zuflog.

Der Abt und ſeine Jünger ſtanden, in die Luft blickend, vor der Pforte. Sie ſahen den Pfeil kommen, jubelten laut und tanzten ihm entgegen. Er ſenkte ſich gemach zu ihnen herab; Dionyſius ſtreckte die Hand aus, um ihn aufzufangen; aber plötzlich, wie von einem Sturm ergriffen, hob er ſich wieder, flog ſauſend bei dem Kloſter vorbei, und ſank Adelgunden, die mit ihrem Söhnlein vor der Bauerhütte ſaß, leicht und ſanft, wie ein Roſenblatt in den Schooß.

Und in dieſem Augenblicke verſchied der Ritter auf derſelben Stelle, wo er den Schuß gethan hatte.

Adelgunde und ihr Kind beerbten ihn, und wer die Ge-

ſchichte vernahm, der freute ſich, daß Gott ſo gerichtet und die heimtückiſchen Anſchläge der Kloſterbrüder zu Schanden gemacht hatte.

In dem nun ganz verfallenen Schloſſe, das Olf bewohnte, ward noch zu Anfange des vorigen Jahrhunderts ein Wandgemälde gezeigt, das jene Begebenheit darſtellte. Man ſah den Ritter, in Betten gehüllt und mit dem Bogen in der Hand, auf dem Söller; der Pfeil ruhte gleichſam in der Luft über den Häuptern der Mönche; aber ein vom Himmel niederſchwebender Engel ergriff ihn, um ſeinen Flug, wie es Gottes Gerechtigkeit erheiſchte, zu der Verſtoßenen zu lenken, die man, mit ihrem Kindlein in den Armen, in einiger Entfernung erblickte.

IV.

Liebe und Frauenhaß.

Eduard, ein junger Mann in Berlin, betrachtete die Fluth der Unfälle, die sich im Herbst des Jahres 1806 über Stadt und Land ergoß, als ganz unbedeutend gegen sein eigenes schreckliches Unglück, daß eben damals seine Geliebte von ihrem grämlichen Vormunde unter Schloß und Riegel gehalten wurde. Er ging täglich einige Stunden lang vor dem Staatsgefängnisse der schönen Julie vorüber, und hoffte von Augenblick zu Augenblick, sie wenigstens an einem Fenster zu sehen; aber die festzugezogenen Vorhänge bewegten sich so wenig, als Mauern. Das ärgerte ihn unaussprechlich; doch war niemand daran Schuld, als er selbst. Herr Elias Wipper, der Vormund, hatte seine Mündel blos darum mit Beistand des gerichtlichen Armes der nachsichtigen Obhut einer Base entnommen und im tiefsten Hinterzimmer seines Hauses eingekerkert, damit aller Verkehr zwischen Eduard und dem Mädchen auf immer abgebrochen und zerstört werde.

Bei diesem strengen Verfahren hätte man glauben sollen, es müßte gegen den Liebhaber viel einzuwenden seyn: doch das war nicht der Fall. Der alte Neidhart wußte dem

wackern Jungen nichts Böses nachzusagen und kannte ihn nicht einmal von Person. Er wollte durch seine harten Maßregeln nichts anders bewirken, als daß sich die junge, blühende Gefangene entschließen sollte, mit ihm, einem gichtbrüchigen Greise, vor den Altar zu treten und ihn dadurch der Ausantwortung ihres beträchtlichen Vermögens, in welches er brünstig verliebt war, zu überheben.

Von dieser selbstischen Absicht stand freilich im Protokolle des Vormundschaftsamtes kein Wort. Da war niedergeschrieben: Herr Elias Wipper finde seine Mündel den größten Gefahren für ihre Tugend ausgesetzt, so lange sie sich in dem Hause einer hochbetagten Matrone aufhalte, die, mit Schwachheiten und Gebrechen beladen, zur Ehrenhüterin eines siebzehnjährigen lebhaften Mädchens wenig geschickt sey. Er trage deßhalb, von seinem Gewissen gedrungen, darauf an: daß Julie gerichtlich bedeutet werde, künftig im Hause ihres Vormunds still und ehrbar zu wohnen und allem Umgange mit der Außenwelt zu entsagen.

Auf dieses Gesuch, das sehr billig und lobenswerth schien, erfolgte der erwünschte Bescheid, und der schlaue Gleißner, der seinen Eigennutz so künstlich mit dem glänzenden Mantel des Pflicht- und Tugendeifers verdeckte, ward noch überdieß, als ein braver, gewissenhafter Mann, von tausend Zungen gepriesen. Nur die getrennten Liebenden, die sich im Hause der Base täglich ungehindert gesehen und gesprochen hatten, durchschauten und verwünschten ihn. Aber Julie mußte der gerichtlichen Anordnung gehorchen, und Eduard konnte nicht als ihr Verlobter öffentlich auftreten und sie in Schutz nehmen: denn, ohne Amt und Einkünfte, lebte er von den Wohlthaten eines begüterten Oheims, den er einst, wenn er sich klug aufführte, beerben sollte.

Es war aber, nach Oheim Rohrdommels Meinung, ein höchſt unkluges Beginnen, wenn man ſich verliebte. Er, ein erklärter Weiberfeind, behauptete: ein Mann, der glücklich leben wolle, müſſe nicht heirathen, wenigſtens nicht vor dem ſechzigſten Jahre, damit ihn der Tod bald wieder aus den Folterbanden der Ehe befreie. Dieſen Grundſatz predigte er ſeinem Neffen faſt täglich, und der junge Menſch mußte, wenn er einen gnädigen und freigebigen Oheim behalten wollte, die Miene annehmen, als ſey er mit ihm über dieſen Punkt völlig einverſtanden.

Herr Rohrdommel war ein kleines, eingedorrtes, aber überaus hitziges Männlein, das von Leuten, die einigen Genuß von ihm hatten, durchaus keinen Widerſpruch litt. Wagten ſolche Vaſallen ſeines Reichthums gegen ihn den beſcheidenſten Einwand, ſo ſtrampelte er, wie beſeſſen, mit Händen und Füßen, kollerte wie ein Truthahn, und ſprang wohl gar, gleich einer wilden Katze, dem Gegner nach dem Geſichte. Uebrigens war er bieder und gut, liebte ſeinen Neffen ungemein, und wäre für ihn durch ein Feuer gelaufen. Nur in der gegenwärtigen Liebesſache ließ ſich von ihm weder Rath noch Beiſtand erwarten. Sie mußte im Gegentheil ſorgfältig vor ihm verheimlichet werden, weil er ſonſt wahrſcheinlich mit dem Vormunde, den er ſeit langer Zeit kannte, ein gefährliches Schutz- und Trutzbündniß errichtet hätte.

So ſtand Eduard ganz verlaſſen, und es war ihm ſogar alle Gelegenheit zu einem Briefwechſel mit Julien abgeſchnitten. Des Vormunds Haus, das er allein bewohnte, glich einer unüberwindlichen Feſtung. Es vergingen oft mehrere Tage, ohne daß die dreifach verſchloſſene und verriegelte Thür ein einziges Mal um ihre Angeln bewegt wurde. Klingelte jemand, ſo ſteckte ein alter,

verdrießlicher Aschenbrödel, der einem Drachen ähnlicher sah, als einem Menschen, seine Nase durch eine zollbreite Oeffnung, und begann mit dem, der einwandern wollte, ein haarscharfes Verhör. Bestand der Fremdling nicht, wie er sollte, so ward er mit Schimpf abgewiesen. In der Regel waren nur vortheilhafte Geldgeschäfte ein gültiger Paß, der Einlaß verschaffte. Einsmals machte Eduard einen Versuch, ob ein Brief an Julien Eingang finden würde. Er schrieb, unter dem Namen einer ihrer Freundinnen, ein paar gleichgültige Zeilen und übergab sie einem Knaben zur Bestellung. Der Junge kam unverrichteter Sache zurück und klagte mit weinenden Augen: das Briefchen sey nicht angenommen worden, man habe ihm aber dennoch zum Botenlohn eine gewichtige Ohrfeige verabreicht.

Bei allen diesen ungünstigen Umständen mußte sich Eduard den Zügel der Geduld anlegen und sich auf die fruchtlosen Wanderungen in der Gegend der vormundschaftlichen Bastille beschränken.

Eines Tages war er eben dort auf den Beinen, als ein französisches Infanterie-Regiment in die Stadt einrückte. Die rauschende Feldmusik, die tausend Andern, denen sie unwillkommenen Besuch in ihren Wohnungen ankündigte, höchst widrig klang, machte auf ihn, der keinen eigenen Herd hatte, und daher vor unerfreulichen Tischgenossen gesichert war, einen angenehmen Eindruck. Er folgte der Heerschaar zum Wilhelmsplatze, wo die dort aufgestellten fünf Standbilder altpreußischer Helden mit Unmuth anzusehen schienen, daß ein fremdes, bewaffnetes Kriegsvolk in der Hauptstadt des von ihnen ruhmvoll vertheidigten Landes erschien und mit Quartierzetteln versorgt wurde. Jauchzende Gassenbuben erboten sich zu Wegweisern, trabten

luſtig, mit den ausgetheilten Panisbrieflein in der Hand, dahin und dorthin vor einzelnen Soldaten her, und glaubten damit ein ſo verdienſtliches Werk zu thun, daß ſie dafür von den Hausvätern, denen ſie die Gäſte zuführten, ein Geſchenk verlangten und ſich laut über Undank beklagten, wenn ſie mit ſchnöden Worten oder gar noch ſchlimmer belohnt wurden.

Schon hatte ſich beinahe das ganze Regiment zerſtreut und eilte nach ſeinen Quartieren. Nur wenige der Waffenmänner entbehrten noch eines Führers und ſahen ſich darnach um. Einer derſelben ging auf Eduarden zu, überreichte ihm ſein Quartierbillet und bat um Auskunft, wohin er ſeinen Weg zu richten habe. Eduard nahm das Blättchen in die Hand und las mit ſonderbarer Ueberraſchung: „Herr Elias Wipper, Friedrichsſtraße Nro. .... Einen Mann.“ Zufällig war alſo der Soldat vor die rechte Schmiede gekommen. Ihm konnte das in Frage ſtehende Haus Niemand zuverläſſiger anzeigen, als der, an den er ſich deßhalb gewandt hatte.

Gedankenvoll, und noch immer das anziehende Blättchen beſchauend und leſend, ſchritt Eduard quer über den Heldenplatz nach der Mohrenſtraße zu, um den Franzoſen auf dem nächſten Wege nach Wippers Hauſe zu leiten. Aber kaum war er bei dem ſteinernen General Ziethen vorbei, als er, von einem abenteuerlichen Einfall ergriffen, raſch umkehrte. „Wir kommen auf jener Seite näher,“ ſprach er zu ſeinem Begleiter und entfernte ihn im Gegentheil von ſeinem Quartiere, indem er ihn die Wilhelmsſtraße hinauf, unter den Linden entlang, am Luſtgarten vorbei, über den Schloßplatz hinweg, bis in die Mitte der Königsſtraße führte. Der Franzoſe, der von einem langen Marſch ermüdet und hungrig und durſtig war, fragte jetzt mit ei-

niger Ungeduld, ob sein Quartier noch weit entlegen sey. „Wir haben noch kaum den halben Weg zurückgelegt, mein Freund!“ antwortete sein Irrwisch. „Aber lassen Sie uns hier eine Station machen und ein Glas Wein zusammen trinken.“ Ein solches Anerbieten schlägt kein Franzmann aus. Sie gingen also mit einander in die nächste Weinstube.

Hier ließ Eduard seinem Gast eine Flasche guten Franzwein auftragen, und als diese getrunken war, eine zweite folgen. Der Soldat dachte bei diesem Zeitvertreibe nicht weiter an sein Quartier; aber Eduard desto mehr. Er stand auf, bezahlte in der Nebenstube die Zeche, schlich mit dem Quartierbillet, das er an sich behalten hatte, aus dem Hause und überließ den Soldaten, der indessen bei seinem flüssigen Landsmanne ruhig sitzen blieb, dem verdrießlichen Schicksale, am Ende nicht zu wissen, wohin er sein Haupt legen sollte.

Eduard kaufte im nächsten Bandladen eine dreifarbige Cocarde und flog dann zu seinem vertrautesten Freunde. „William, bester William!“ rief er, „schaff' mir sogleich einen alten dreieckigen Hut, einen grauen Mantel, einen Tornister, einen Säbel und eine Muskete!“

William, ein ernster, bedachter Rechtsgelehrter, sah ihn mit großen Augen an, und es ward ihm bei diesen seltsamen Forderungen etwas unheimlich zu Muthe.

„Du hältst mich für wahnsinnig;“ sagte Eduard: „ich bin aber eben heute recht klug. Sieh einmal dieß Quartierbillet! Ich hab' es einem französischen Soldaten abgelistet, und mit Hülfe dieses mächtigen Talismans will ich in Wippers feste Burg eindringen und, ihm zum Trotz, Julien sehn.“

William bestritt dieses Wagestück als gefährlich; aber

ſein Freund war gegen alle Einwendungen taub und drang auf kriegeriſche Ausrüſtung. Es mußte Rath geſchafft werden. Ein alter Sarraß und eine Flinte waren im Hauſe vorhanden. Den Hut, den Mantel und den Ranzen kaufte Williams verſchwiegener Bedienter in einer Trödelbude, deren Inhaber ihn nicht kannte. Alle drei Stücke hatten zu ihrem Zweck ein treffliches Anſehen. Beſonders war der Hut ein ſo plattes und brandgelbes Weſen, und griff, wenn man ihn auf den Kopf ſetzte, ſo keck nach den Schultern hinab, daß man darauf geſchworen hätte, er müſſe viele Jahre lang in einem franzöſiſchen Linienregimente gedient haben. Als ſich Eduard damit bedeckt, den kurzen Mantel mit Aermeln angezogen und ſich überhaupt in marſchfertigen Stand geſetzt hatte, erhob William, ſo ſtill und ernſthaft er ſonſt war, ein ausgelaſſenes Gelächter und Händeklatſchen, und ſagte: „Wahrlich, du ſiehſt aus, als hätteſt du ſchon in dreißig Schlachten gefochten!“

So kam die Abenddämmerung heran: der Zeitpunkt, den Eduard erwartet hatte. Er machte ſich nun auf den Weg in ſein romantiſches Quartier, nachdem er zuvor ſeinen Freund beſchworen hatte, ihn nicht zu verrathen. Schon ſah er Wippers Haus von Weitem, als er noch einen Knaben, der ihm begegnete, zum Wegweiſer aufrief, um ſich durch dieſe Geleitſchaft vollends ganz das Anſehen eines wildfremden Menſchen zu geben.

„Aber Monſieur ſchenken mir doch etwas?“ ſagte der Knabe.

„Das iſt des Wirths Schuldigkeit!“ antwortete Eduard, der ſich gleich an der Thür einen luſtigen Auftritt zubereiten wollte.

„Ach, lieber Monſieur, die Wirthe geben nichts?“ verſetzte der Kleine.

„Mordio! sie geben nichts?“ fuhr Eduard auf. „Ist's etwa den deutschen Philistern keine Ehre, einen französischen Soldaten zu beherbergen? — Fordre du herzhaft ein Trinkgeld! Es muß dir werden.“

Es versteht sich, daß er diese Worte nicht, wie ein geborner Deutscher, leicht und glatt hinsprach, sondern schwerfällig und gebrochen, wie sich Ausländer gewöhnlich vernehmen lassen.

So kamen sie ans Haus. Der Knabe zog die Klingel. Es währte eine geraume Zeit, ehe sie ein paar Pantoffeln die Treppe herab schlarfen hörten. Eduard erschütterte jetzt, wie ein ungeduldiger Bramarbas, mit seinem Muskedonner die Hausthür.

„Ho! ho!“ rief inwendig die alte Köchin Rebecka. „Ist das wüthende Heer draußen?“

Murrend schob sie drei Riegel zurück, schloß auf, öffnete jedoch die Thür nur so weit, daß sie ihr Lämpchen auf Kundschaft hinaus schicken konnte.

„Einquartierung!“ sagte der Knabe, und Eduard stieß die ungastliche Thür angelweit auf.

„Herr meines Lebens!“ seufzte Rebecka. „Hat denn das Elend nimmer ein Ende?“

„Ein Trinkgeldchen, werthe Madame!“ flüsterte bittlich der Wegweiser.

„Da hast du eins!“ schnob sie und schlug grimmig nach ihm. Aber der behende Bursch, der sich schon auf solche Münze gefaßt hielt, zog seinen Kopf unberührt zurück.

„Sehen Sie, Monsieur!“ sprach er kläglich. Eduard reichte ihm ein Stück Geld. Er sprang vergnügt damit fort.

Mit finsterem Gesicht und zornigem Gerassel brachte Rebecka die Schlösser und Riegel wieder in Ordnung und

ſchlappte murrend die Treppe hinauf. Eduard folgte ihr mit unruhigem Herzklopfen. Sie ging nach der herrſchaftlichen Wohnſtube, trat hinein, ohne mit ihm über den Vortritt zu complimentiren und ſagte: „Schöne Wirthſchaft! Da führt uns der Teufel noch in ſtockfinſterer Nacht Einquartierung auf den Hals!“ — Herr Wipper, der im Schlafrock und mit einem Lichtſchirm über den Augen an ſeinem Schreibtiſche ſaß, erhob ſich wild und griff mit unhöflicher Haſtigkeit nach dem Quartierbillet, das ihm Eduard darreichte. Und indem ſich dieſer zugleich in franzöſiſcher Sprache entſchuldigte, daß er noch ſo ſpät die Ruhe des Hauſes ſtöre, trat Julie, mit einem Lichte in der Hand, durch eine Nebenthür herein und erſchrack über die bekannte Stimme, die unter dem fremden, häßlichen Hute hervortönte, ſo heftig, daß ſie einen Schrei ausſtieß und zurückfuhr.

„Liebchen, entſetze dich nicht!“ ſagte Herr Wipper. „Wir müſſen dieſe Landplage mit chriſtlicher Geduld ertragen.“

Eduard zog den entſtellenden Filz ab und verbeugte ſich gegen Julien. Sie kannte ihn. Ihr Geſicht erglühte. Er aber, um des Vormunds Aufmerkſamkeit von ihr abzulenken, wandte ſich ſchnell wieder zu Jenem und ängſtigte ihn mit einem Schwall franzöſiſcher Worte.

„Schon gut!“ rief Elias mit abwehrender Hand. „Ich verſtehe Seinen Wiſchwaſch nicht.“

„Ich aber verſtehe Ihre Sprache!“ verſetzte Eduard deutſch.

„So?“ ſagte der Vormund, etwas unangenehm überraſcht.

„Das iſt auch kein Wunder;“ fuhr Jener fort. „Wir gehen ja lange genug in Deutſchland ein und aus.“

„Ihr bezahlt aber Eure Sprachmeiſter übel!“ ſagte Wip-

per. „Doch wozu das hohle Geschwätz? — Rebecka, bringe Sie den Menschen in sein Behältniß!“

Julie hatte Mühe, sich in gleichgültiger Fassung zu erhalten. Eduards Verwandelung in einen gemeinen französischen Soldaten war ihr ein banges Räthsel. Um sie so viel als möglich zu beruhigen, ließ er, indem sich der Vormund jetzt wieder an seinen Schreibtisch setzte, einen heitern Trostblick zu ihr hingleiten und folgte dann der vor ihm her wandelnden Lampe, die ihn in ein wüstes und unsauberes Kämmerlein führte. Doch er nahm das Nest ohne Widerspruch in Besitz.

„Begehrt man heute noch etwas?“ brummte die Alte verächtlich.

„Nichts, als Wasser und Tinte!“ sagte Eduard.

Herr Wipper, der indessen befürchtet hatte, daß Küche und Keller stark in Anspruch genommen werden würden, war seelenfroh, als ihm die Köchin diese Antwort überbrachte. „Das muß ein Gelehrter seyn!“ rief er aus. „Nun, wenn er morgen ohne Frühstück wieder fortgeht, so kommen wir dießmal mit einem blauen Auge davon.“

Eduard hatte seinen Tornister mit Speisen und Wein gefüllt und konnte daher auf hauswirthliche Beköstigung leicht Verzicht thun. Rebecka versah ihn hurtig mit Wasser und Tinte, damit er sich nicht etwa bei längerem Verzug anders besinnen sollte. Er hingegen erfreute sie jetzt noch sogar durch die Erklärung, daß er keines Frühstücks bedürfe. Diese Höflichkeit erwiederte sie mit dem freundlichsten Anwunsch einer guten Nacht.

Er setzte nun für Julien die Geschichte seines Soldatenspiels auf und schloß mit der Betheuerung: er werde diese Maske nicht eher ablegen und aus dem Hause weichen, bis er die Genehmigung ihrer Heirath von dem Oheim

und dem Vormund erzwungen habe. Mit diesem Blatte stellte er sich an die halbgeöffnete Thür und erwartete mit Zuversicht, daß Julie bald eine schickliche Gelegenheit ergreifen würde, sich auf dem Gange sehen zu lassen.

Er hatte nicht falsch gerechnet. Sie kam, als hätte sie da ein häusliches Geschäft zu verrichten; ihre Augen suchten und fanden den Laurer; doch da sie, wegen der Nähe des Vormunds, keinen Laut wagen durfte, so drückte sie blos durch Geberden ihre Verzweiflung aus: denn sie glaubte wirklich, Eduard habe sich bei der feindlichen Armee anwerben lassen. Aber mit lachendem Gesichte flog er ihr entgegen, reichte ihr das Blatt und schlüpfte mit leisen, unhörbaren Schritten in seine Kammer zurück.

Die Nacht hatte für ihn bleierne Flügel und bestrafte einiger Maßen seinen Muthwillen. Er brachte sie schlaflos und unbequem auf einem Stuhle zu, weil er sich nicht entschließen konnte, von dem vorhandenen Bette, dessen Beschaffenheit nicht einladend war, Gebrauch zu machen. Am Morgen sagte er zu Rebecken: sein Regiment habe in Berlin einige Rasttage; er werde aber den Herrn Wirth in keine Unkosten setzen, sondern immer ausser dem Hause speisen. Wipper konnte sich über diese Großmuth, als sie ihm von seiner Köchin gemeldet ward, nicht genug verwundern. „Dieser brave Soldat," sprach er schmunzelnd, „ist ein seltener Phönix, den ich bis ans Ende des Krieges bei mir zu haben wünschte, wenn ich nämlich dadurch von andern unartigen Gästen befreit bliebe." —

Eduard ging aus, um bei seinem Freunde zu erfahren, ob ihn der Oheim (der ihn als seinen Hausgenossen sogleich vermißt haben mußte) dort gesucht habe. Ehe er aber noch Williams Wohnung erreichte, kam ihm Herr Rohrdommel auf einem Miethpferde entgegengesprengt

und hätte ihn bei einem Haare, ohne ihn zu kennen, über den Haufen geritten. Neben ihm jagte ein Polizeidiener, den er aufgefordert hatte, ihm seinen verlorenen Neffen suchen zu helfen. Sie waren im Begriff, den Thiergarzu durchstreifen und in Charlottenburg Haussuchung zu halten, weil sich Eduard bisweilen an diesen Orten vergnügte.

In einer andern Straße stand der Soldat, den er Tages vorher auf Irrwegen geführt hatte, im Kreise einiger Kameraden und sprach sehr lebhaft mit ihnen. Eduard verhüllte sich das halbe Gesicht mit dem Taschentuche, als hätte er Zahnschmerzen, und trat dann keck zu der kleinen Gesellschaft, die ihn für einen ächten Kriegsmann hielt und sich seinen vertrauten Zutritt unbedenklich gefallen ließ. Sein Weingeist hätte eben erzählt, wie er ums Quartierbillet gekommen war, und schilderte nun das ihm daraus entstandene Ungemach. „Ich saß bis Abends um zehn Uhr im Weinhause," sprach er, „und wartete wie ein Narr auf den Narren, der mich dort im Stiche gelassen hatte. Wo sollt' ich nun mein Quartier suchen? Ich hatte den verdammten Zettel nicht angesehn, wußte weder Straße, noch Haus, noch Wirth, und irrte so die halbe Nacht in der Stadt umher. Niemand nahm mich ein; niemand gab mir einen Bissen Brod. Endlich ward ich von der Runde aufgegriffen. Ich mußte bis an den Morgen in der Hauptwache bleiben und komme jetzt aus dem Einquartierungs-Bureau, wo ich nach vielen Weitschweifigkeiten und Verweisen ein neues Billet erhielt. Man warnte mich derb, es besser in Acht zu nehmen: und wahrlich! nicht der Kaiser soll mir's eher anrühren, bis ich Dach und Fach habe!"

Der horchende Unglücksvogel griff in seine Tasche, gab

dem armen Schlucker einen harten Thaler, und murmelte aus dem Tuche hervor: „Kamerad, ich fand dieß Geld vorhin auf der Gasse; nimm es hin und ertränke deinen Verdruß in Wein!“ Das gesagt, entfernte er sich schnell. Die Franzosen sahen ihm, wie einer Wundererscheinung, mit sprachlosem Erstaunen nach.

Er eilte zu William. „Du hast mir eine sehr unruhige Nacht zugezogen;“ sagte Dieser. „Gegen zwölf Uhr, als ich eben zu Bett gehen wollte, stürmte die Hausglocke. Es ward zugleich mit Hand und Fuß an die Thür gedonnert. Kurz darauf stürzte dein Oheim zu mir herein und fragte keuchend, ob du hier seyst, oder ob ich deinen Aufenthalt wisse. Ich sagte nein. Er schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, brach in ein Jammergeschrei aus, riß mich unwiderstehlich mit sich fort, setzte zehn oder zwölf Kaffee- und Weinhäuser, wo er dich zu finden glaubte, in Allarm und rief zuletzt die Polizei zu Hülfe: denn er ließ sich nun nicht ausreden, daß du unter Räuber und Mörder gefallen seyst. Ich machte mich jetzt von ihm los; aber der gute, von Angst und Kummer gefolterte Mann dauerte mich in einem solchen Grade, daß ich ihm beinahe den ganzen Handel entdeckt hätte.“

„Das wär' ein schönes Freundschaftsstück gewesen!“ rief Eduard.

„Nun, ich habe geschwiegen;“ sagte William. „Aber ich bitte dich, wie weit willst du die Geschichte treiben? Soll sich dein Oheim über dich zu Tode grämen?“

„Nein, er soll nur so geschmeidig werden, daß er in meine Verbindung mit Julien willigt.“

„Und dahin denkst du den Ehefeind auf diesem Wege zu bringen?“

„Unfehlbar, wenn du nur noch vier und zwanzig Stunden reinen Mund hältſt.“

„Wohl! das ſoll geſchehn. Beſtürmt er mich aber dann noch einmal in ſolcher Verzweiflung, wie in der vorigen Nacht, ſo kann ich durchaus nicht länger ſchweigen.“ —

Eduard pflegte nun ſeines Leibes durch Speiſe, Trank und Schlaf, und rüſtete ſich ſo zu der langweiligen Nachtwache, die ihm auf einem harten Stuhle bevorſtand. Als er aber in ſein Quartier zurückkam, führte ihn Rebecka in ein nettes Stübchen, wo ein gutes Bett für ihn aufgeſchlagen war. Er fragte nach der Urſache dieſer Veränderung. „Der Herr hat's ſelbſt ſo angeordnet,“ antwortete Rebecka. „Unſer Soldat, ſagt' er, iſt ein Menſch von feinen und beſcheidenen Manieren, und vermuthlich hübſcher Leute Kind: wir wollen auch ein Uebriges thun, ſagt' er, und ihn beſſer quartieren und betten, als ſeine Vorgänger, die manchmal gern unſer Hab' und Gut auf Eine Mahlzeit verſchlungen hätten. Und wie nun der Herr das geſagt hatte, da war's eine Luſt zu ſehen, wie gefällig Mamſell Julie Kiſten und Kaſten aufſchloß, Bett- und Leinenzeug herausgab, und hier im Stübchen alles ſelbſt mit ſchichten und richten half. Ja, Herr, darauf können Sie ſtolz ſeyn! Das liebe Kind hat bis jetzt noch keinem Einquartierten zu Gefallen einen Finger geregt.“

„Viel Ehre für mich!“ ſprach Eduard. „Mamſell Julie iſt wahrſcheinlich die Tochter des alten Herrn?“

„Ei bewahre!“ verſetzte Rebecka mit einer wichtigen Miene. Darauf ſah ſie ſich um, ob jemand horche, trat näher und flüſterte ihm traulich ins Ohr: „Nicht ſeine Tochter — ſeine Braut! Sie zimpert zwar noch ein wenig, wie die jungen Mädchen thun; doch die Sache wird richtig,

und wenn Sie noch eine Weile in Berlin bleiben, so können Sie mit bei der Hochzeit seyn.“

„Das hoff' ich,“ erwiederte Eduard.

Sie bot ihm jetzt Ehren halber ein Abendessen an. Er dankte dafür. Sie trat vergnügt ab, kam aber bald wieder und sagte: Herr Wipper trage großes Verlangen, mit ihm ein wenig zu plaudern, und bitte um seinen Besuch. Er folgte fröhlich der Einladung, und hatte das so lange entbehrte Glück, zwei Stunden lang in Juliens Augen wie in einen Himmel zu blicken. Es ward viel Liebes und Gutes mit den Augen gesprochen: die mündliche Unterhaltung aber führte Herr Wipper mit nichts als Klagen über die Unersättlichkeit der bisher gehabten Einquartirung. Dagegen überhäufte er seinen gegenwärtigen Gast mit Lobsprüchen, und ließ sich nicht träumen, daß ihm sein gepriesener Held mehr Verdruß machen würde, als alle die andern, über die er sich bitter beschwerte.

Als Eduard am folgenden Morgen ausging, flammten an allen Straßenecken feuerfarbene Bogen Papier vom größten Formate, auf welchen gedruckt stand:

Fünfhundert Thaler zu gewinnen!

Es wird seit vorgestern ein junger Mensch vermißt — (Hier folgte eine ausführliche Beschreibung von Eduards Gestalt und gewöhnlicher Kleidung.) Wer von ihm sichere Nachricht geben kann, empfängt obgedachte Belohnung bei

Daniel Rohrdommel.

Denselben Aufruf fand Eduard bei William in der Zeitung, mit dem erfreulichen Zusatz: „Wenn sich der junge Mann, den sein Oheim mit dem größten Leidwesen vermißt, noch am Leben befindet, so wird ihm die unbe-

dingte Bewilligung aller ſeiner Wünſche, ohne Ausnahme, hiermit öffentlich zugeſichert.“

„Triumph! mein Spiel iſt gewonnen!“ rief Eduard. „Nun, Freund, geh hin zu meinem lieben Oheim und ſag' ihm: ich ſey aus Verzweiflung über ſeinen Weiberhaß, der meiner Verbindung mit Julien bisher im Wege geſtanden, Soldat geworden, und habe mich in Wippers Haus einquartieren laſſen.“

„Nichts als Finten und Ränke!“ murrte William. „Du kennſt meine Abneigung dagegen, und wozu ſind ſie noch nöthig? Dein Oheim hat ja in der Zeitung erklärt, daß er deine Wünſche erfüllen wolle.“

„Das iſt mir nicht genug!“ verſetzte Eduard. „Er muß mich in dieſer traurigen Verfaſſung ſehen, muß ſich im Geiſte vorſtellen, wie ich heut oder morgen in die Schlacht ziehe und vom Donner der Geſchütze niedergeſchmettert werde. Dann bewilligt er alles, und heirathete wohl ſelbſt auf der Stelle, wenn ich durch kein anderes Mittel zu retten wäre. Weiß er mich aber außer Gefahr, ſo tritt er, wie man zu ſagen pflegt, auf die Hinterbeine, und es bleibt alles beim Alten.“

„Das fürcht' ich ohnedieß;“ ſagte William. „Der Oheim wird ſich durch dein Blendwerk nicht täuſchen laſſen.“

„Er wird es!“ ſprach Eduard feſt. „Er iſt kein ſonderlich verſchlagener Kopf, und verſieht ſich von mir keiner Ränke, weil ich bisher, ohne Ruhm zu melden, immer ehrlich und aufrichtig mit ihm umging.“

William ließ ſich hierauf bewegen, den Gang zum Oheim zu thun, und Eduard begab ſich ſtracks wieder in ſein Quartier, um dort die Löſung des Knotens zu erwarten.

Nach Verlauf einer Stunde hörte er im Hauſe die Stimme des Oheims. Er fragte haſtig nach dem ein-

quartierten Soldaten und wollte vor Ungeduld zu allen Thüren hinein, ungeachtet ihm Rebecka zehnmal die rechte zeigte. Eduard warf sich schnell auf einen Stuhl, und legte, wie tiefsinnig, den Kopf auf die Sorgensäule des Armes.

„Unglückskind!“ schrie Herr Rohrdommel, indem er mit offenen Armen hereinstürzte. Eduard fuhr auf, wie ein Träumender, und seufzte tief. Der Oheim drückte ihn an seine Brust und vergoß Ströme von Thränen. „Lieber, böser Junge, ich danke Gott, daß ich dich wieder sehe!“ sprach er schluchzend. „Aber in welcher elenden Knechtsgestalt find' ich dich hier! Hast du denn wirklich, als gemeiner Soldat, zur Fahne des Feindes geschworen?“

„Ja, Herr Onkel, schon vorgestern.“

„O weh! o weh! warum hast du mir das gethan?“

„Ich suche den Tod; ich kann ohne Julien nicht leben.“

„Weibernarr! Jungfernknecht!“ brauste Rohrdommel auf und stieß ihn von sich. „Geh zum Teufel, laß dich todt schießen, du bist keines bessern Schicksals werth!“ Er lief bei dieser Verwünschung wie unsinnig auf und ab, schlug Schnippchen mit den Fingern, warf den Hut auf den Kopf und riß die Thür auf, als ob er im Zorne fortrennen wollte. Doch plötzlich fiel er seinem Neffen wieder um den Hals und rief: „Nein, nein, ich lasse dich nicht! Ich muß dich wieder haben, und soll mich's Haus und Hof kosten!“

„Das rettet mich nicht, lieber Onkel! Aber einige Federzüge geben mich Ihnen zurück.“

„Goldjunge, Papier her! Ich will zehn Rieß voll schreiben. Sage nur was?“

„Eine feierliche Bewilligung für mich, das Mädchen zu heirathen.“

„Pah! was werden die französischen Generale darnach fragen!“

„Allerdings! Denn ich nahm Dienste unter der Bedingung, daß ich in diesem Falle sogleich meinen Abschied wieder erhielte.“ —

Mit rollenden Augen und wilden Schritten durchkreuzte Herr Rohrdommel von neuem die Stube, und schnalzte dazu mit den Fingeru. Indessen nahm Eduard, wie aus langer Weile, sein Gewehr in die Hand, zog den Hahn auf, setzte ihn wieder in Ruhe, und ließ den Ladestock in den Lauf hinabklirren.

Dieses stumme Spiel dauerte einige Minuten. Dann rief der Oheim mit trotziger Stimme: „Papier her!“

„Sie wollen mich also glücklich machen?“ sprach Eduard freudig.

„Ja, auf vier Wochen! — Dann wird der geplagte Ehemann zum zweiten Mal unter die Soldaten laufen, um nur von der Frau wieder loszukommen.“

Eduard lachte; doch des Oheims ernstes Gesicht schien versteinert, und heftig rief er nochmals: „Papier her!“

„Gleich, bester Onkel! Lassen Sie uns aber zuvor mit Juliens Vormund unterhandeln; denn auch dessen schriftliche Genehmigung muß ich bei dem Regimente vorzeigen.“

„Und wenn er sie verweigert? Was wird dann?“

„So bleibe ich Soldat und ziehe morgen gegen die Russen.“ —

Der gute, leichtgläubige Mann, der schon einen Schwarm Kosaken auf seinen Liebling ansprengen sah, eilte fort nach dem Zimmer des Vormunds und brach ohne Anklopfen hinein. Herr Wipper und Julie, die eben bei Tisch saßen, erhoben sich bestürzt. „Gesegnete Mahlzeit, alter

Freund!“ rief Rohrdommel. „Ich kann Euch nicht helfen, ich muß Euch ſtören; mein Anbringen leidet keinen Verzug.“

„Und worin beſteht es denn?“ fragte Wipper.

„In der kurzen und runden Bitte, Eure Mündel dem Burſchen da zur Frau zu geben.“ —

Der Vormund erſtarrte zu einer Säule und ſah dem Freiwerber ſteif in die Augen.

„Macht geſchwind! Euer Eſſen wird kalt.“

„Wohl wahr!“ ſagte Wipper mit einem ſehnſüchtigen Blick nach der Schüſſel. „Drum ſcheint mir Euer Scherz ſehr zur Unzeit angebracht.“

„Ei, zum Teufel! wer ſcherzt denn?“

„Wer kein Narr iſt!“ verſetzte der Vormund ganz barſch. „Denn nur ein Narr könnte im Ernſt von mir fordern, ein Mädchen mit zwanzig tauſend Thalern einem fremden, gemeinen Soldaten an den Hals zu werfen.“

„Nun, ich bin der Narr!“ ſchrie Rohrdommel. „Ich fordre das im Ernſt, und ich rath' Euch, Alter, ſprecht mir nicht verächtlich von meinem Neffen!“ —

Ein ſchrecklicher Blitzſtrahl erhellte jetzt dem Vormunde das Dunkel der Geſchichte. Er ſah mit Entſetzen, daß der Wolf in den Schaafſtall geſchlichen war, und ſträubte ſich mit den heftigſten Worten und Geberden, ihm das geliebte Lämmchen zu überlaſſen. „Und wollt' ich auch einwilligen,“ ſprach er am Ende, „ſo bin ich doch feſt überzeugt, daß die verſtändige Julie die Hand des jungen Abenteurers ausſchlagen und ſich lieber mit einem geſetzten Manne von reiferm Alter verbinden wird. Nicht wahr? mein Liebchen!“

Er blickte ſie bei dieſen Worten zärtlich an und ſtreichelte ihr die Wangen; aber ſie ſchlug die Augen nieder und ſchwieg.

„Keine Antwort iſt auch eine Antwort!“ ſagte Rohrdommel.

„Ja, ich ſehe wohl, ich bin verrathen und verkauft!“ rief Elias. „Aber ich will mich als Vormund in meiner ganzen Macht zeigen. Ich gebe zu der abgekarteten Heirath durchaus nicht mein Jawort.“

„Das wollen wir wohl ſehn!“ ſchrie Rohrdommel, und faßte ihn an der Bruſt und ſchüttelte ihn. „Ihr müßt Ja ſagen! Ihr habt nichts Erhebliches einzuwenden! Und wenn Ihr Euch nicht auf der Stelle zum Ziele legt, ſo gehen wir mit einander vor Gericht, und Eure Hartnäckigkeit ſoll Euch theuer zu ſtehen kommen!“

Elias ſtutzte, doch kam das ſtreitige Ja noch nicht bei ihm zum Durchbruch. Rohrdommel, glühend wie eine Feuereſſe, packte ihn auf's neue, zog ihn gewaltſam in einen Winkel und raunte ihm ein paar Wörtchen ins Ohr, die plötzlich ſein Geſicht mit der Farbe des Schreckens überzogen und eine völlige Sinnesänderung bei ihm bewirkten. Man weiß nicht eigentlich, was ihm der Hitzkopf ins Ohr blies; aber es läßt ſich vermuthen, daß es Drohungen waren, die auf geheime Gaunerkniffe, wovon der habſüchtige Geldkautz in frühern Jahren nicht ganz rein geweſen ſeyn ſoll, Bezug hatten. Kurz, das Nothmittel (das man übrigens nicht loben kann) ſchlug an, und die beiden Alten entwarfen und unterſchrieben ſofort eine Urkunde, worin ſie in den bündigſten Ausdrücken ihre Einwilligung zum Eheverein der Liebenden ertheilten.

Mit dieſem Blatte lief der Scheinſoldat fort, um es dem Vorgeben nach ſeinem General vorzulegen und ſich den Abſchied ausfertigen zu laſſen. Die Regimentskanzlei war bei William. Da ward ein förmlicher Abſchied in franzöſiſcher Sprache geſchmiedet, mit erdichteten Namen un-

terzeichnet, und Williams großes Notariatssiegel, auf welchem sich zufällig ein Adler befand, darauf gedrückt. Die alten Herren, die kein Wort Französisch verstanden, und die lateinische Umschrift des Siegels nicht lesen konnten, waren leicht zu umnebeln, und nickten leichtgläubig mit den Köpfen, als ihnen Eduard den vorgeblichen Entlassungsbrief zeigte. Dem raschen Oheim war es schon genug, daß er den theuren Neffen, der seine Maskentracht bei William abgelegt hatte, in bürgerlicher Kleidung zurück kommen sah. Er sprang wie ein fröhliches Kind ihm entgegen und erdrückte ihn beinahe vor Freuden in seinen Armen.

So wurden Eduard und Julie ein Paar, und die junge schöne Frau that bald nach ihrer Verheirathung Zeichen und Wunder, indem sie den rauhen Weiberfeind so von Grund aus bekehrte, daß er ihr bis auf den heutigen Tag ordentlich den Hof macht. Er, den man sonst nie in Gesellschaft eines Frauenzimmers sah, lustwandelt oft mit ihr Arm in Arm unter den Linden; und neckt ihn darüber ein Bekannter, so sagt er: „Ich war ein ungerechter Thor, daß ich ohne Einschränkung ein Geschlecht haßte, das freilich zum Theil aus bösen Sieben besteht, aber dagegen auch wahre Engel aufweisen kann. Denn bei Gott! wer ein so treues, gutes häusliches Weib hat, wie mein Neffe, der könnte mitten unter den Geistern des Himmels nicht glücklicher seyn.“

V.

Sieg des Edelmuths.

Martin Zander, Obermeister und Oberalter der Fischerinnung im Dorfe Hagenau, war in seiner Art ein sehr angesehener Mann. Sein steinernes Haus erhob sich mit einem brennenden Ziegeldache über strohbedeckte Hütten, und wenn in der Mittagsstunde rings umher kein Schornstein rauchte, so stiegen doch aus dem seinigen die Dampfwolken des wohlbestellten Küchenherdes empor. Auch bezeugte des Ehrenmannes körperlicher Umfang unwidersprechlich, daß er sich nicht mit trockenen und schmalen Bissen begnügte.

Bei diesen Umständen spielte er in seinem Dörfchen, wo er zugleich das Schulzenamt verwaltete, eine große Rolle. Hinter seinem breiten Rücken afterredete zwar der Neid: er habe sein Vermögen nicht durch redlichen Fleiß erworben, sondern in seinen jüngern Jahren, da er noch behender war und die Taucherkunst übte, einige Geldfässer, die zur Ladung eines verunglückten Schiffes gehört hätten, aus der Tiefe des Stromes heraufgeholt und heimlich an sich behalten; doch diese Sage und mehrere von ihm umlaufende böse Gerüchte verstummten, sobald er den Vollmond

seines Angesichts zeigte. In allen Hütten lauschte man neugierig hinter den trüben Ochsenaugen der Fenster, wenn er Sonntags, von seiner Ehehälfte begleitet, mit feierlichen Schritten zur Kirche ging. Er trug dann gewöhnlich ein feines, braunes Kleid, das bis an die Kniegürtel herab mit gediegenen silbernen Knöpfen besetzt war. Seine Gattin prunkte nicht minder, und in beider Händen strahlten prachtvolle Gesangbücher. Wer dem stattlichen Paare begegnete, wich ehrerbietig auf die Seite und verbeugte sich; aber Herr Zander schritt kerzensteif fürbaß und berührte höchstens das Zobelgebräme seiner Sammtmütze mit den Fingerspitzen.

Ließ er sich bisweilen herab, die sonntägliche Gesellschaft im Wirthshause zu besuchen, so führte er das große Wort, und niemand durfte ihm widersprechen. Er war, mit Ausnahme des Pfarrers und des Schulmeisters, der einzige Zeitungsleser in Hagenau, und entschied daher an der Trinktafel, wo jene Herren nie Platz nahmen, über Krieg und Frieden. Die Engländer hatten an ihm einen schwärmerischen Verehrer und treuen Bundesgenossen. Er betrachtete sie gewissermaßen wegen ihres Reichthums und ihrer neptunischen Geschäfte als seine Verwandten, und sie galten ihm mehr, als seine leibliche Tochter, die doch ein schönes und gutes Kind war und sich durch eine edle Gestalt und ein noch edleres Gemüth über tausend andere Landmädchen erhob.

Margarethe verdankte den Vorzug feinerer, doch unverkünstelter Sitten ihrer städtischen Erziehung, die sie vom zwölften bis zum fünfzehnten Jahre bei einer Base genossen hatte. Als sie in die Heimath zurückkam, fand die väterliche Eitelkeit an der Ausbildung ihres Körpers und Geistes großen Gefallen. Gegen jedermann ergoß sich

Herr Zanders Mund in prahlende Lobeserhebungen seiner Tochter. Er drang in die Mutter, für eine glänzende Ausstattung schleunig zu sorgen; denn er sah schon im Geiste von allen Seiten wichtige Freier ankommen, und nahm sich vor, rechts und links Körbe auszutheilen, wenn sich unbedeutende Sponsirer heranwagten. Sein Ehrgeiz rechnete wenigstens auf Pfarrherren, Rittergutsbesitzer oder angesehene Kaufleute. Einen geringern Eidam wollte er sich durchaus verbitten.

Margarethens Gedanken flogen nicht so hoch. Sie liebte den ärmsten Jüngling des Dorfs; aber Wilhelm Röding war auch der bravste, und Margarethens Liebe machte sein ganzes Erdenglück aus. Diese gegenseitige Zuneigung war nicht neu. Schon in der frühesten Jugend waren die Leutchen unzertrennliche Gespielen. Gretchens Vater hatte damals gegen die herzliche Eintracht der Kinder nichts zu erinnern und nannte sie oft Bräutigam und Braut. Aber eine Feuersbrunst, die in spätern Jahren Wilhelms wohlhabende Aeltern ihres gesammten Vermögens beraubte, vernichtete auch Zanders freundschaftliche Gesinnungen gegen sie. Er wollte seitdem mit den verarmten Leuten nichts weiter zu thun haben, und des Brautstandes ward vollends gar nicht mehr gedacht. Im Gegentheil litt er nicht einmal, daß Margarethe bei ihrer Abreise nach der Stadt ihrem jungen Freunde ein Lebewohl sagte.

Während ihrer dreijährigen Abwesenheit starben Wilhelms Eltern. Ein Oheim, der alte ehrliche Fischer Leuthold, nahm den verwaisten Knaben zu sich und gewann durch ihn einen treuen Stab seines Alters: denn Philipp, sein eigener Sohn, befand sich in der Hauptstadt, hatte dort eine reiche Wittwe geheirathet und den Titel

eines Hoffischers erhalten, war aber über diese Standeserhöhung völlig zum Narren geworden.

Der gefällige Tod versetzte ihn, nach einer kurzen unlustigen Ehe, in den fröhlichsten Wittwerstand und in den Besitz einer nicht unbedeutenden Erbschaft. Kurz nachher machte er eine Reise in sein Vaterdorf, um sich dort im Glanze eines städtischen Modeherrn dem staunenden Volke zu zeigen. Er trug goldene Ohrringe, blinzelte durch eine Brille, und eine große englische Dogge ging ihm überall auf der Ferse nach. Gegen seinen Vater und alle andere Bewohner seines Geburtsortes betrug er sich frech, naseweis und hoffärtig; dagegen rühmte er sich eines vertrauten Umgangs mit Standespersonen der Hauptstadt, und sprach von ihnen nicht anders, als wären es seine Dutzbrüder. Der alte Leuthold, dem das windige Wesen seines Sohnes im höchsten Grade mißfiel, zuckte bei dessen Aufschneidereien die Achsel und seufzte den biblischen Spruch: „So jemand sich lässet dünken, er sey etwas, so er doch nichts ist, der betrüget sich selbst.“ —

Philipp sah Margarethen, sie gefiel seinen bebrillten Augen, und in der nächsten Stunde warb er bei ihrem Vater um sie. Herr Zander besann sich keinen Augenblick, dem wichtigen Manne, der Vermögen und einen Hoftitel besaß, sein Jawort zu geben. Vergebens warf sich Margarethe vor ihm auf die Knie und bat weinend, ihrem widerstrebenden Herzen keine Gewalt anzuthun. Er stieß sie mit rauhen Worten von sich, und bestimmte im Einverständniß mit dem unzarten Bräutigam den Verlobungstag.

Welcher Schrecken für den armen Wilhelm, als Philipp nach Hause kam und sich deß über ihn erhaltenen Sieges mit schnöden Worten rühmte! Dem Unglücklichen war sein

Leben nun nicht mehr lieb. Er ging am einsamen Strome weinend auf und nieder, und stand oft auf dem Sprunge, sich hineinzustürzen. Doch immer war es ihm, als hielte ihn ein guter Engel zurück.

Um Mitternacht schlich er mit seiner Zither, worauf er oft an Margarethens Seite fröhliche Gesänge und Tänze gespielt hatte, vor ihr Fenster und sang ein trauriges Lied voll Verzweiflung und Lebensüberdruß. Er hoffte, Meister Zander schlafe so fest, daß er dieses Schwanenlied nicht höre; aber indem Wilhelm am Schluß desselben die Worte sang:

„Ins Fluthengrab
Hinab, hinab!“

stürmte der Alte aus der Thür heraus und schrie: „Immer ertränke dich, du Lump! An dir ist nichts verloren!“ — Wilhelm floh, von einem Steinhagel und nachgehetzten Hunden verfolgt.

Den Tag hernach hatte Meister Zander seinem künftigen Eidam zu Ehren eine große Fischerei angestellt. Wilhelm mußte als Gehülfe seines Pflegevaters dabei seyn und ertrug alle Kränkungen, die ihm von Margarethens Vater und ihrem aufgedrungenen Bräutigam widerfuhren, mit stiller Gelassenheit.

Es war ein schwüler, mit Gewittern drohender Tag. Bei der Heimfahrt, die sich bis gegen Abend verzog, brach das Unwetter aus. Wilhelm, Philipp und dessen Vater saßen in Einem Nachen beisammen. Vor ihnen her ruderte der Obermeister allein. Die sturmbewegten Wellen schäumten und tobten und trieben mit den leichten Fahrzeugen ihr gefährliches Spiel. Die Schiffer arbeiteten sich muthig hindurch und hatten beinahe schon ihr Dorf erreicht, als

der Sturm zu einem fürchterlichen Orkan wurde. Zander, in seinem fliegenden Kahne stehend, verlor das Gleichgewicht und fiel in den Strom. „Gott erbarme sich!“ schrie Leuthold und beschwor seinen Sohn, den Verunglückten zu retten. „Ei was!“ brummte Philipp: „Soll ich mir meine Kleider verderben? — Der alte Wallfisch kann schwimmen und wird sich selbst auf's Trockne helfen.“ — Doch eh' er noch diese Worte völlig ausgesprochen hatte, stürzte sich Wilhelm in die brausende Fluth und brachte mit Anstrengung aller seiner Kräfte den ohnmächtigen Alten glücklich ans Ufer.

Angstvoll war Margarethe ihrem Vater dahin entgegen gegangen. Sie sah ihn aus einer Lebensgefahr gerettet, von ihrem Geliebten gerettet! Stumm vor Wehmuth dankte sie Diesem mit einem Druck der Hand. In ihren Armen erhielt der Greis sein Bewußtseyn wieder. Er sah den Jüngling ganz durchnäßt vor sich stehen und fragte sanft: „Entrissest Du mich dem Tode?“ — „Gott, durch mich;“ antwortete Wilhelm. „Ja, dieser brave Junge war Euer Retter!“ rief Leuthold, der jetzt ans Land stieg. „Ich muß dagegen meinen eigenen Sohn bei Euch anklagen. Er versagte Euch seinen Beistand, um seine Kleider nicht naß werden zu lassen.“ —

„Ich hielt die Sache nicht für so gefährlich;“ sagte Philipp mit vornehmer Nachläßigkeit und rauchte seine Pfeife Tabak ruhig fort.

Zander sah ihn finster an, reichte Wilhelmen die Hand und sprach: „Ich danke dir indessen. Morgen reden wir weiter darüber.“

Tages darauf ließ er, zur Feier seiner Lebenserhaltung, ein Freudenmahl bereiten und Wilhelmen, Leutholden und andere Nachbarn dazu einladen. Philipp erschien als un-

gebetener Gaſt. Zander ſtellte ſich, als bemerke er ihn nicht. Als die Eingeladenen verſammelt waren, trat er in ihre Mitte und ſprach: „Ich will heute zwei Würfe mit Einem Steine thun und neben dem Feſte meiner Lebensrettung zugleich die Verlobung meiner Tochter feiern.“ — Philipp horchte hoch auf, bückte ſich freundlich und kam mit zierlichen Tanzſprüngen näher. Doch Zander warf ihm die flache Hand entgegen und ſagte: „Wir haben nichts mehr mit einander zu ſchaffen, Herr Hoffiſcher! Wer einen Lappen auf ſeinem Leibe höher ſchätzt, als mich, der iſt nicht würdig, mein Schwiegerſohn zu werden. — Aber dort ſteht ein edler Menſch! Ich verachtete ihn — ich höhnte und mißhandelte ihn — ich wollte das Band der Liebe zwiſchen ihm und meiner Tochter zerreißen — und es wäre daher wahrlich kein Wunder geweſen, wenn er geſtern, als ich in den Strom fiel, gedacht hätte: der alte Murrkopf mag immer da enden, daß er nicht weiter hadern und dich von deinem Mädchen verdrängen kann. — Aber ſo menſchenfeindlich dachte Wilhelm nicht. Er rettete mit eigener Lebensgefahr ſeinen Feind und erwarb ſich dadurch einen Freund, einen Vater, ein liebes Weib und Haus und Hof.“ —

Das geſagt, führte er das frohbeſtürzte Mädchen dem hochherzigen Jüngling zu und vereinigte ſegnend ihre Hände.

Jedermann glaubte, Philipp würde einen lebhaften Einſpruch thun, oder ſich mit empfindlichen Aeußerungen entfernen. Doch er blieb, warf ſich in die Bruſt und ſagte mit einer frechen Miene: „Ich danke Euch, Herr Zander, daß Ihr mich von einer Feſſel, die ich mir aus Uebereilung anlegte, wieder befreit. In großen Städten lebt ein unverheiratheter Mann viel glücklicher, als ein Anderer, der nach jedem luſtigen Tage, den er ſich auſſer dem Hauſe ge-

macht hat, eine Gardinenpredigt erwarten muß. Ein Großstädter, wie unser einer, verträgt sich allenfalls nur mit einer in Residenzen erzogenen Gattin, die mit den dort herrschenden Sitten bekannt ist und an den liebenswürdigen Ausgelassenheiten eines Weltmanns kein Aergerniß nimmt.“ —

„Hört doch,“ rief Zander, „hört doch, wie der Fuchs die Traube, die er nicht erreichen kann, für sauer erklärt!“ —

Es erscholl ein weibliches Gelächter; doch war es nicht mächtig genug, den Unverschämten von dannen zu treiben. Er setzte sich ohne Umstände mit zu Tische und plauderte vom Hof- und Stadtleben wie ein geschwätziger Staar. Es erging ihm aber auch wie diesem unnützen Vogel: man achtete nicht seines Geplärrs, sondern ergötzte sich nur an den beiden Liebenden, die glücklicher und zufriedener waren, als besäßen sie alle Throne und Hauptstädte der Welt.

VI.

Bestrafte Ruhmredigkeit.

Herr Arnold, ein unverheiratheter Mann von einigen dreißig Jahren, besaß in einer volkreichen Stadt ein schönes Haus, das wir mit einer Symphonie von Mozart oder einem andern berühmten Tonkünstler vergleichen wollen, weil wir die neuerlich verkündigte ästhetische Lehre, daß die Baukunst gefrorne Musik sey, in gläubiger Demuth annehmen. — Arnolds steinerne Symphonie war ein Werk von solchem Umfange, daß zehn Familien darin Platz gehabt hätten; er aber breitete sich in dem weiten Raume ganz allein aus, und zeigte sich meistens den ganzen Tag mit einem Buche in der Hand am Fenster. Mit dem Schlage der Mittagsstunde ging er sehr sauber gekleidet in ein öffentliches Gasthaus, nahm dort, getrennt von den übrigen Gästen, in einem einsamen Zimmer seine Mahlzeit ein, und eilte dann, ohne mit Jemand ein Wort gewechselt zu haben, in sein Kloster zurück.

Aus dem allen ergibt sich, daß er ein ungeselliger Sonderling war. Er hatte keinen Umgang als mit seinen Verwandten; und auch mit diesen kam er einzig und allein an den hohen Festen, zu Ostern, Pfingsten und Weihnach-

ten an einer kleinen, nur aus drei Personen bestehenden Familientafel zusammen. Jeden ersten Feiertag machte sein Mühmchen, Ulrike Rebhuhn, die Wirthin; den folgenden Tag gab Vetter Kiesling ein Gastmahl von drei Gedecken, und am dritten Feiertage erwiederte Arnold Gleiches mit Gleichem. Bei diesem letztern Schmause ward aber mehr gegähnt, als gesprochen, weil Wirth und Gäste den seichten Born ihrer Unterhaltung schon in den vorigen Tagen erschöpft hatten.

Ulrike war eine vierzigjährige Jungfrau, die jedoch das Gelübde des ehelosen Lebens noch keineswegs gethan hatte. Es warben auch fort und fort, von ihrem nicht unbeträchtlichen Vermögen angelockt, mancherlei Glücksjäger um ihre Hand; aber sie hütete sich, ihr gutes Gold gegen die falsche Münze der Liebesheuchelei umzusetzen. Im Gegentheil wollte sie selbst durch Heirath ein ansehnliches Aufgeld gewinnen. Zu dieser Absicht hatte sie den reichen Arnold scharf auf dem Korne, und legte es seit vielen Jahren zu Ostern und Pfingsten darauf an, daß er ihr sich und seine Habe zum Weihnachtsgeschenk darbringen sollte. Doch der kalte Mann blieb immer abgeneigt, sie durch diese Bescherung zu erfreuen. Er bemühte sich vielmehr, den Vetter Kiesling zum Blitzableiter ihrer Zärtlichkeit zu brauchen. Aber dieser geizige Cyniker, der sogar das Waschwasser schonte, war der zierlichen Ulrike ein Dorn im Auge. Er schlotterte beständig, seinen Verwandten zur Schande, in geschmacklosen Kleidern herum, kaufte bei öffentlichen Versteigerungen, die er täglich besuchte, alles alte Gerümpel, das er wohlfeil erhalten konnte, und schämte sich nicht, einen eroberten Borstbesen oder eine Ofengabel selbst nach Hause zu tragen.

Einst gegen Ostern, als Ulrike schon zu dem gewöhnlichen Gastmahle die nöthigen Zurüstungen machte, verschwand

Herr Arnold. Man sah ihn weder am Fenster noch auf der Straße, und seine Hausthür war fest verschlossen. Die Nachbarn, denen er, da er täglich Punkt zwölf Uhr ausging, als Sonnenzeiger und Mittagsglocke gedient hatte, vermißten ihn mit Verwunderung. Es ward viel darüber gesprochen. Ulrike und Kiesling erfuhren es und machten sich eilig auf die Beine, um sich von der Wahrheit des Gerüchts zu überzeugen.

Sie klopften zu verschiedenen Tageszeiten an die Pforte der Einsiedelei, aber Niemand that ihnen auf. Was sollten sie denken? Bei jedem Andern konnte man sich vorstellen, daß er eine Reise unternommen habe; aber Arnolds, des menschenscheuen und bequemen Arnolds eiserne Lebensgewohnheit ließ diesen Gedanken nicht aufkommen. Eher mußte man glauben, daß er plötzlich in seiner Wohnung gestorben sey. Diese Vermuthung ward immer wahrscheinlicher und bewog die Verwandten, das Haus gerichtlich öffnen zu lassen. Man fand die Zimmer in der zierlichsten Ordnung, aber keinen entseelten Leichnam, wie man erwartet hatte.

Kurz darauf, am ersten Ostertage, saßen Kiesling und Ulrike beisammen und genossen, unter langweiligen Gesprächen über den so räthselhaft verschwundenen Drittmann, das übliche Festmahl. Da kam ein eilender Unglücksbote mit der Nachricht: es sey am Ufer des Stroms ein todter Körper angeschwommen, der allgemein für Arnolds Leiche gehalten werde. —

Ulrike hatte sofort eine schickliche Ohnmacht bei der Hand. Herr Kiesling hinderte sie nicht im geringsten, diese Förmlichkeit zu beobachten. Er zog gelassen seine Schreibtafel aus der Tasche und berechnete mit der größten Gemüthsruhe den auf ihn fallenden Antheil der Erbschaft. Indes-

sen lebte die Dame aus ihrer theatralischen Erstarrung wieder auf, und ihr Gesellschafter, der gern des erfreulichen Todes völlig gewiß seyn wollte, lud sie ein, sich mit ihm an den Strom zu begeben.

Da lag denn wirklich am Ufer ein aus dem Wasser gezogener Leichnam, den Beide für ihren Vetter erkannten. Die Verwesung hatte zwar schon das Gesicht angegriffen und etwas zerstört; doch die ganze Gestalt, und besonders die Kleidung, bewiesen unwidersprechlich, daß Arnold der Verunglückte sey. Ihn umhüllte derselbe braune Frack, den er gewöhnlich trug, und den, nebst den übrigen Kleidungsstücken, sein Leibschneider, der sich unter dem versammelten Volke befand, für Schöpfungen seiner Hand erklärte. Aber den Hauptbeweis, daß man sich in der Person des Ertrunkenen nicht irre, gab das Hemd, das mit Arnolds Namen bezeichnet war.

Bei diesen Umständen hielt es Ulrike für eine heilige Pflicht, ein ehrenvolles Begräbniß zu besorgen. Aber Kiesling, mit dem sie nach der Rückkehr in ihre Wohnung darüber sprach, behauptete: ein muthmaßlicher Selbstmörder sey es nicht werth, daß man sich seiner annehme; man müsse ihn ganz verläugnen, und es der Obrigkeit anheim stellen, ihn unter die Erde zu bringen. „Himmel!“ rief Ulrike, „wie könnt' ich ein solches Kieselherz haben? Wie könnt' ich den Mann ohne Sang und Klang an der Kirchhofsmauer verscharren sehen, der wahrscheinlich aus Verzweiflung in die Fluthen sprang, um das Feuer einer geheimen Leidenschaft zu löschen?“ — Kiesling klotzte sie an und fragte, was sie mit diesen dunkeln Worten sagen wolle. „Das begreift so ein Eisbär, wie Ihr, freilich nicht!“ antwortete sie. „Aber ich weiß es leider nur zu gewiß, daß ich, obgleich schuldlos, Arnolds Mörderin bin.

Er liebte mich: doch meine jungfräuliche Strenge — —“ Kiesling fiel ihr mit einem schmetternden Gelächter ins Wort und benahm ihr damit die Luft, ihr Hirngespinst weiter zu entwickeln.

Arnolds stiller und sittlicher Lebenswandel begünstigte den milden Glauben, daß er zufällig im Wasser verunglückt sey. Die Obrigkeit und die Geistlichen fanden daher kein Bedenken, eine feierliche Beerdigung zu gestatten. Ulrike veranstaltete sie mit verschwenderischem Pomp und bestellte bei dem berühmtesten Bildhauer des Orts einen prächtigen Leichenstein. Der geizige Miterbe regte sich nicht weiter dagegen, weil sie großmüthig erklärt hatte, die Kosten der Bestattung und des Grabmahls allein zu bestreiten.

Das konnte sie denn auch leicht. Arnolds hinterlassenes Vermögen betrug wenigstens fünfzig tausend Thaler. Es ward anfangs mit gerichtlichem Siegel belegt; da aber Kiesling und Ulrike ihr gemeinschaftliches Erbrecht erwiesen und ihnen kein anderer Anspruch in den Weg trat, so ließ man ihnen bald freie Hand, sich in den Nachlaß zu theilen.

Hierzu rüsteten sie sich wie zu einer Gerichtsfehde. Kiesling erkor den streitbarsten Advokaten der Stadt zu seinem Kampfgehülfen, und Ulrike, die gegen einen solchen Helden nicht allein bestehen zu können glaubte, wählte sich einen andern, der ebenfalls ein berühmtes Mundschwert besaß. Mit diesen Bundesgenossen begaben sie sich auf den Kampfplatz im Hause des Erblassers und führten über jedes einzelne Stück des Hausgeräths und Kleidervorraths einen hitzigen Zungenkrieg. Sie stritten vom Morgen bis in die Nacht, und hatten sich noch kaum über den dritten Theil der Gegenstände auseinandergesetzt.

Der Nachtwächter verkündigte eben die zehnte Stunde,

als sie über einen alten Schlafrock im heftigsten Zanke begriffen waren. Kiesling und sein Secundant behaupteten: der Schlafrock sey ein Stück des Heergeräthes und gebühre daher dem männlichen Erben. „Was ist Heergeräth?“ versetzte Ulrikens Partisan. „Es ist die Kriegsrüstung des Mannes, sammt allem andern Geräthe, das im Kriege und zu dessen Führung erfordert wird. Also paßt der Schlafrock nicht in dieses Fach; denn der Soldat braucht keinen. Es mag zwar wohl in vorigen Zeiten mancher alte General damit versehen gewesen seyn und sich auch besser, als in den Harnisch, darein geschickt haben; doch solche Ausnahmen von der Regel können hier nicht entscheiden.“

Trotz dieser vernünftigen Vorstellung bestand die Gegenpartei auf ihrem Kopfe, und Kiesling wollte sich in den Besitz des streitigen Kleinods mit Gewalt setzen. Er warf es auf den Platz, wo er seine schon abgetheilten Erbstücke aufgehäuft hatte. Ulrike zog es wieder nach ihrem Gebiete hin. Jener ließ die Beute nicht fahren; und so standen sie mit grimmigen Gesichtern und funkelnden Augen einander gegenüber, und zerrten und zogen an dem mürben Schlafrock so lange, bis er in der Mitte von einander riß und Beide, mit einer Hälfte in der Hand, rücklings zu Boden fielen.

Die Rechtsgelehrten brachen unaufhaltsam in ein Gelächter aus und jeder von ihnen half seiner Partei wieder auf die Füße. „Lassen Sie mich einen Vorschlag zur Güte thun!“ sagte der Eine. „Friede nährt, Unfriede verzehrt! Davon sehen wir an diesem unglücklichen Schlafrock ein trauriges Beispiel. Wie wär' es daher, wenn Sie durch eine zärtliche Vereinigung aller Fehde ein Ende machten? Sie sind beide noch unvermählt, sind beide weder zu jung,

noch zu alt, in den Stand der Ehe zu treten: was hält Sie ab, sich mit einander zu verbinden und auf diese Art der schönen Erbschaft unzertrennt zu genießen?“ —

„Ein herrlicher Einfall, bei meiner Seele!“ rief Kiesling.

„Das glaub' ich!“ sprach Ulrike mit einem schnöden, gezierten Tone. „Der Herr Vetter könnte sich diesen Vorschlag ohne Bedenken gefallen lassen.“

„Ho! ho!“ fuhr Jener auf. „Es ist noch die Frage, wer dabei gewinnen oder verlieren würde. Aber ich wag's!“

Mit diesen schmeichelhaften Worten bot er ihr seine lange dürre Hand. Sie wandte sich und schüttelte sich, als griffe der Tod nach ihr. Doch der Anwalt, der sich zum Ehestifter aufgeworfen hatte, stellte ihr den Vortheil, die ganze ungetheilte Erbschaft zu erheirathen, mit so eindringender Beredtsamkeit vor, daß dadurch der unempfindliche Stein ihres Herzens bewegt wurde. Sie verbesserte nach und nach die unartige Stellung, in welcher sie dem verhaßten Freier den Rücken zukehrte; und als sie so ihre Vorderseite langsam herumgeschraubt hatte, sagte sie mit einem feierlichen Tone: „Ich weiß, Herr Vetter, daß ich die feine, zartfühlende Seele, die mich bis zum Sterben liebte, in Ihnen nicht wieder finde. Sie sind ein ungeschliffener — Diamant, denn Ihr Gemüth ist im Grunde nicht böse; und blos in dieser Rücksicht will ich mich zu dem heiligen Bunde, der allen weitern Streit zwischen uns aufhebt, entschließen. Ich bedinge mir jedoch, daß Sie die rauhe Rinde, die Sie umgibt, abwerfen und sich besonders des Aus- und Eingangs in den schmutzigen Höhlen der öffentlichen Versteigerungen gänzlich enthalten. Wagen Sie es ja nicht, wenn wir verbunden sind, Ihr bisheriges Tröd-

lerleben fortzusetzen, und Ofengabeln oder andern solchen Plunder in eigener hoher Person über die Straße zu tragen! Thun Sie das nur ein einziges Mal, so lasse ich mich schnell wieder scheiden!“ —

Kiesling hörte diese Vorhaltung ruhig an, versprach mit Hand und Mund, sich zu verfeinern, und so kam auf der Stelle die Verlobung des edlen Paares zu Stande. Es wurden Ringe gewechselt und alle schon abgetheilten Erbstücke, zum Zeichen des nun gemeinschaftlichen Besitzes, durch einander geworfen.

Während dieses lustigen Tumults bemerkte man nicht, daß ein Wagen am Hause vorfuhr. Es kamen Leute die Treppe herauf; die Stubenthür ward ohne Anklopfen geöffnet, und herein trat — Herr Arnold, von einem jungen Frauenzimmer begleitet. —

Ulrike sank mit einem Schrei auf den Sopha; ihr Bräutigam kroch unter den Tisch; die beiden Advokaten faßten wie furchtsame Kinder einander an und zogen sich rückwärts in einen Winkel.

Der vermeinte Geist blickte die unerwartete Gesellschaft eine Minute lang stumm und bewegungslos an und verließ dann erst die Thürschwelle, um seine Verwandten zu begrüßen. Aber Ulrike lag, wie entseelt, mit geschlossenen Augen da, und Kiesling, zu dem er sich unter den Tisch bückte, strampelte mit den Beinen wie ein Besessener und verbat sich hiermit alles Gespräch. So überall abgewiesen, ging er den Sachwaltern zu Leibe und fragte: wie er zu der Ehre komme, sie in seiner Wohnung zu finden.

Der Muthigste von ihnen erwiederte: die ganze Stadt glaube, er sey auf nassem Wege in die Ewigkeit gegangen, und seine Verwandten hätten sich deßhalb hierher verfügt, um seine fahrende Habe zu theilen.

„Das ist lustig!“ rief Arnold. „Man hielt mich für todt, und ich will nun erst anfangen zu leben.“

Indem er so wie ein frischer und gesunder Mensch sprach, richtete sich Ulrike hinter seinem Rücken langsam auf. Auch ihr Bräutigam schlüpfte leise unter dem Tische hervor und setzte sich neben sie. Arnold führte nun seine Begleiterin zu ihnen hin und sagte: Meine Wertheſten, ich habe das Vergnügen, Ihnen hier meine Frau vorzustellen.“

Ulrike sprang wie eine Furie auf. „Was sind das für höllische Blendwerke, die meinen Geist ganz verwirren! Sie ertrinken, mein Herr! werden in Ihrem alltäglichen braunen Frack aus dem Wasser gezogen, werden mit möglichster Pracht und einer Leichenpredigt begraben, und machen dann Hochzeit!“ —

„Wie?“ rief Arnold: „Ertrunken? In meinem braunen Frack? — O, der arme, unglückliche Mann!“ —

Es war nämlich, wie er nun erzählte, vor einiger Zeit ein dürftiger, von allen Nothwendigkeiten des Lebens entblößter, für einen reisenden Künstler sich ausgebender Fremdling zu ihm gekommen, hatte ihn um Unterstützung gebeten, und unter andern Gaben eine vollständige Kleidung von ihm erhalten. Aber bald nachher mußte er, wie sich jetzt zeigte, aus Lebensüberdruß in den Strom gesprungen oder durch einen widrigen Zufall hinein gerathen seyn; und so war während der Zeit, daß Arnold, nach vieljährigen Einladungen, einen entfernten Freund besuchte, sich in dessen Nichte verliebte und Hochzeit machte, die wunderbare Irrung entstanden.

Ulrike gerieth bei dieser Entwicklung ganz auſſer sich, und ihre Lage war in der That nicht beneidenswerth. Sie hatte einen stockfremden Menschen mit groſsem Aufwande begraben lassen, hatte sich wegen einer Erbschaft, die nun wie

ein Traum verſchwand, mit einem unleidlichen Geſellen verlobt, und der Mann, der ſich aus Liebe zu ihr getödtet haben ſollte, trat ihr mit einem jungen, ſchönen Weibchen unter die Augen. Wäre dieſe unſelige Erſcheinung ihr allein ſichtbar geworden, ſo hätte ſie ſich allenfalls darüber beruhiget: aber ſie ward dadurch vor der ganzen Stadt zu Schanden, da ſie überall herum geprahlt hatte, daß Arnold zum Sterben in ſie verliebt geweſen ſey und ihre Sprödigkeit ihn in die Wellen gejagt habe. Die Vorſtellung dieſer öffentlichen und unauslöſchlichen Schmach ergriff ſie ſo heftig, daß ſie in eine neue Ohnmacht fiel. Wir verlaſſen ſie darin ohne Bedauern, weil eitle Ruhmredigkeit, ſie zeige ſich in welchem Felde ſie will, Strafe verdient.

VII.

Der Dechant von Badajoz.

Das Hochstift zu Badajoz in Spanien erfreute sich vor uralter Zeit eines sehr gelehrten Dechanten, der durch seine Weisheit und Beredtsamkeit den Beinamen Goldmund gewann. Aber die leidigen Blasebälge des Ruhms und der Schmeichelei, die dem geistlichen Herrn immer in die Ohren hauchten, blähten ihn so auf, daß ihm seine Dechanei zu enge ward. Er dünkte sich eines Erzbisthums oder gar der dreifachen Krone würdig; doch sah er keine Möglichkeit, dahin zu gelangen, und das quälte ihn Tag und Nacht.

Während dieser Gährung seines unzufriedenen Gemüths erscholl das Gerücht: es hause in der Gegend von Toledo ein Schwarzkünstler, Namens Mendoza, der unerhörte Wunderthaten verrichte. „Ei, so kann er auch vielleicht einem Dechanten zum Bischofsstabe verhelfen!“ sagte Goldmund zu sich selbst. „Es ziemt zwar einem Geistlichen nicht, mit solchen anrüchtigen Leuten zu verkehren: aber, vom Teufel der Ehrsucht besessen, bin ich gezwungen, bei einem Teufelsbanner Hülfe zu suchen.“

Er sprach's, ließ sein Maulthier satteln, und ritt gen

Toledo. Unfern davon lebte Mendoza auf einem Dorfe. Sein Wohnhaus war leicht zu finden, denn Krüppel aller Art, die von ihm geheilt seyn wollten, hatten sich vor seiner Thür gelagert. Der Dechant sprengte sie auseinander, band seinen Maulesel an den Pfortenring, und ging mit dem Pfauenschritt des Stolzes ins Haus hinein.

Mendoza, ein silberhaariger Greis, empfing ihn mit ernster Feierlichkeit. Er trug ein schwarzes Gewand und einen wilden, struppigen Bart, der damals das Aushängeschild der Weisheit war, und jetzt an vielen Köpfen (die kriegerischen ausgenommen) das Handwerkszeichen der Thorheit ist. — „Sennor!“ sagte Goldmund: „es ist kaum nöthig, daß ich mich Eurer Allwissenheit nenne. Ich bin der Dechant von Badajoz, und gelte für einen Meister in Künsten und Wissenschaften, doch bin ich gekommen, um Euer Schüler zu werden. Lehrt mich Eure Weisheit, die das Geisterreich beherrscht, und sich sogar das widerspenstige Glück unterwirft! Ich brenne vor Begierde, mich auf den Flügeln der Magie zu hohen geistlichen Würden zu erheben; und gelingt mir das, Sennor, so werde ich mich dafür gegen Euch sehr dankbar bezeigen.“ —

„Dankbar?“ — sagte Mendoza mit ungläubigem Lächeln. „Die Menschen, Herr Dechant, sind ein undankbares Geschlecht. Das ist ein Erfahrungssatz, den wohl am wenigsten ein Priester widerlegen würde.“ —

„Was hör' ich!“ rief Goldmund. „Ihr beschuldigt die Glieder meines Standes vor allen andern Menschen der Undankbarkeit? — Wohlan, versuchts mit mir! Ich werde die Ehre meiner Amtsbrüder auf eine glänzende Weise retten.“

„Ein Wort, ein Mann!“ sagte Mendoza. „Auf dieses Versprechen will ich meinen Unterricht wagen.“ —

Er öffnete jetzt eine Thür, die nach der Küche hinaus ging, und rief mit lauter Stimme: „Anna, stecke zwei Rebhühner an den Spieß! Der Herr Dechant speiset hier.“

Darauf führte er seinen Gast in ein schwarzberauchtes, mit Zauberbüchern und Geräthen der Goldmacherkunst angefülltes Gewölbe, das er seine Werkstatt nannte. Die größte Merkwürdigkeit dieses Gemachs waren einige kleine schwarze Teufelchen, die, in gläserne Flaschen eingeschlossen, den ankommenden Fremdling mit drolligen Verbeugungen und Freudensprüngen begrüßten.

„Setzt Euch, Herr Dechant!“ sagte Mendoza. „Meine Weisheit ist trocken; wir wollen sie mit gutem Wein befeuchten.“

Er hob am Fußboden eine Fallthür auf, stieg mehrere Stufen hinab, kehrte mit einem steinernen Kruge zurück, schenkte daraus zwei Becher voll, nahm vom Sims eine krystallene Phiole, und goß aus derselben, unter dumpfem Gemurmel unverständlicher Zauberſprüche, ein paar purpurfarbene Tropfen in den Pokal, den er dem Dechanten, mit freundlicher Nöthigung zum Trinken, hinreichte. Goldmund trank. Wie lange sie aber gebechert haben, darüber sind keine sichere Nachrichten vorhanden, und wir haben auch wichtigere Dinge zu melden.

Es starb nämlich bald darauf der Bischof von Badajoz, und der erledigte Krummstab ward unserm Dechanten ertheilt. Von allen Seiten strömten ihm Glückwünsche zu. Auch Mendoza erschien in Person und empfahl sich seiner Gunst und — Erkenntlichkeit: denn die Erschaffung des neuen Bischofs war sein Werk. Der Hochwürdige dankte seinem Beförderer unter vier Augen mit den lieblichsten Worten, bat aber um Verzeihung, daß sich seine Dank-

beflissenheit nicht sofort thätig erweisen könne. „Ich muß mich jetzt," sprach er, „auf einen höhern Fuß einrichten, und diese dringenden Ausgaben erschöpfen meinen Seckel. Zieht aber deßhalb Eure Hand nicht von mir ab, lieber Freund! Arbeitet mich vielmehr noch höher empor, und der verschobene Abtrag meiner Schuld soll Euch treffliche Zinsen tragen."

Mendoza verbeugte sich und nahm die Anweisung auf die Zukunft ohne Widerspruch an. Er trieb seine Artigkeit noch weiter; er ließ sich in Badajoz nieder und ging Sr. Hochwürden in allen Geschäften mit Rath und That an die Hand. So saß denn gewissermaßen der Teufel auf dem bischöflichen Stuhle. Doch er spielte seine Rolle untadelhaft, und mischte die Karten so geschickt, daß der Ruhm des Bischofs von Badajoz durch ganz Spanien erscholl und er nach kurzer Zeit zum Erzbischof von Sevilla ernannt wurde. Auf der Reise dahin hörte er von tausend Lippen das alte spanische Sprichwort: „Wem Gott wohl will, dem gibt er in Sevilla zu essen."

Auch dahin folgte ihm Mendoza, und nahm sich bald nach ihrem Einzuge die Freiheit, seinen hochwürdigsten Schuldner um die versprochene Belohnung höflich zu ersuchen. „Ich begehre kein baares Geld;" setzte er mildernd hinzu: „Ich erbitte mir blos ein Pfründchen für meinen Sohn, der eben jetzt seine gelehrte Laufbahn auf der hohen Schule zu Toledo vollendet hat."

„Ich werde seiner bestens gedenken," sagte der Erzbischof; „laßt uns nur einen günstigern Zeitpunkt erwarten. Ich muß erst noch verschiedene andere Schützlinge, die mir von hoher Hand empfohlen wurden, unter Dach bringen. Sobald ich mir aber diese lästigen Menschen vom Halse geschafft habe, werde ich mich der Sorge für Euren lie-

ben Sohn mit ganzer Seele widmen, und er soll bei diesem Verzuge gewinnen: denn ich steige wahrscheinlich indessen noch ein Stüfchen weiter zum Vatikan hinauf, und je höher ich stehe, je mehr kann ich für meine Freunde wirken." —

Der Magus ließ sich abermals beschwichtigen, und fuhr unermüdet fort, alle Zaubermaschinen, die ihm zu Gebote standen, für seinen Gönner in Bewegung zu setzen. Sein Diensteifer hatte auch bald die ersprießliche Folge, daß Seine päpstliche Heiligkeit dem Erzbischof den rothen Hut übersandte und ihn nach Rom berief, um dort gleich den übrigen Fürsten der Kirche im Cardinals-Collegium Sitz und Stimme zu haben. Alle Welt staunte über des Emporkömmlings reißende Fortschritte, doch er selbst fand sie lediglich seinen hohen Verdiensten angemessen, und betrachtete das Glück, das ihn so wundersam auf den Händen trug, als einen unnützen Knecht, der nichts weiter als seine Schuldigkeit thue.

Mendoza begleitete den Cardinal nach Rom. Seine Eminenz bezeigte sich dort wie überall sehr gnädig gegen ihn, aber von Pfründen oder andern Belohnungen war nicht die Rede. Er sah sich endlich gezwungen, ein leises Mahnwörtchen fallen zu lassen. „Geduld, Alter!" sagte der Cardinal: „wir wollen nächstens unsere Rechnung abschließen. Ich gleiche jetzt einem Manne, der sich unter Weges befindet und nur noch eine kleine Strecke von dem Orte seiner Bestimmung entfernt ist. Er hat nicht Zeit, sich aufzuhalten; er verschiebt alle Geschäfte bis zum ruhigen Ziele der Reise. — So auch ich. Mein Ziel ist der päpstliche Stuhl. Du und das Glück werden mich bald hinauf heben. Der heilige Vater wanket, alt und schwach, seiner Grube zu; er kann nicht lange mehr herrschen; und

nach allem, was bisher mit mir vorging, ist es außer Zweifel, daß ich zu seinem Nachfolger gewählt werde. Dann, Freund, dann sollst Du den Vorwurf des Undanks, den Du einst den Priestern machtest, durch das Oberhaupt der Kirche stattlich widerlegt sehen." —

Was geschah! der Papst starb; die Cardinäle bezogen die gewöhnlichen Wahlzimmer im vatikanischen Palaste, und Mendoza ließ sich in Goldmunds Zelle als dessen Famulus mit einschließen. Aber der vorgebliche Diener beherrschte durch seine geheimen Künste die erlauchte Wahlversammlung, und zauberte glücklich unserm spanischen Cardinal die päpstliche Krone auf's Haupt.

Der neue Statthalter Gottes hatte nun nicht nur die Schlüssel des Himmels, sondern auch die Schlüssel zu einer ergiebigen Schatzkammer in den Händen, und durfte nur einen tapfern Griff hinein thun, um den Schöpfer seiner Größe und Herrlichkeit zufrieden zu stellen: aber dessen ungeachtet bekam der Zauberer nicht so viel, als man vom Nagel blasen kann. Der heilige Vater bereicherte blos, nach dem Beispiele seiner Vorfahren, eine Schaar von Verwandten, die gleich einem Schwarme hungriger Fliegen aus Spanien anlangte.

Mendoza blieb lange Zeit ein geduldiger Zuschauer. Da man aber seiner ganz vergaß, und ihn, dessen Hülfe nicht weiter nöthig war, als eine Null im Vatikan behandelte: so faßte er sich endlich ein Herz, den undankbaren Papst an die hohen Versprechungen des Dechanten, des Bischofs, des Erzbischofs und des Cardinals zu erinnern. Er that es mit der bescheidensten Demuth; aber stolz sah der heilige Vater auf ihn herab und sagte mit furchtbarer Stimme: „Wie kannst Du Dich erfrechen, die Aemter und Würden, die mir durch Gottes Gnaden zu Theil wur-

den, auf Deine Rechnung zu ſchreiben? — Dein Bekenntniß, daß Du Werke der Finſterniß treibſt, überliefert Dich dem peinlichen Gericht und dem Tode: doch aus beſonderer Huld will ich die verdiente Lebensſtrafe in Verbannung verwandeln. Hebe Dich aus meinen Augen, verlaß ſofort die Stadt Rom, und innerhalb dreier Tage den Kirchenſtaat! — Findet man Dich nachher noch irgenwo auf meinem Gebiete, ſo iſt der Scheiterhaufen dein Loos!“ —

Unerſchrocken, ohne Vertheidigung, ohne Vorwurf ließ Mendoza dieſen Bannſpruch auf ſich herabdonnern, wandte ſich kaltblütig und rief: Anna, ziehe die Rebhühner vom Spieße! Der Herr Dechant ſpeiſet nicht hier!“

Der heilige Vater ſchauderte bei dieſen Worten zuſammen, rieb ſich die Augen, und mit Schrecken ſah er ſich aus dem prächtigen vatikaniſchen Palaſte in die rußige Werkſtätte des Schwarzkünſtlers verſetzt, wo er in einem alten Lehnſtuhle den ſchönſten Traum ſeines Lebens geträumt hatte. — Wie man in manchem Schauſpiele von Shakſpeare die Begebenheiten einer Reihe von Jahren in drei Stunden auf der Bühne darſtellen ſieht: ſo war Herr Goldmund, von einem Zaubertrank berauſcht, in noch kürzerer Zeit Biſchof, Erzbiſchof, Cardinal und Papſt geweſen, und taumelte jetzt wieder als Dechant von Badajoz aus den hölzernen Armen eines gebrechlichen Schlafſeſſels empor. Mendoza, der Baumeiſter jener Luftſchlöſſer, ſah ihm ſcharf ins Geſicht; die Teufelchen in den gläſernen Kerkern ſprangen mit Gelächter auf und nieder und klatſchten in die Hände. Der entthronte Prieſter konnte vor Scham, daß er in der mit ihm angeſtellten Herzensprüfung ſo ſchlecht beſtand, die Augen nicht aufſchlagen. Er ſtürzte, ohne Abſchied zu nehmen, zur Thür hinaus, fand

seinen Mauleſel an der Hauspforte noch angebunden, ſchwang ſich auf, und trabte durch Nacht und Nebel wieder nach ſeiner Dechanei zu.

Kaum war er einen Büchſenſchuß weit geritten, als hinter ihm eine Perſon ſo raſch und unhöflich aufſprang, daß ſie ihn beinahe vom Eſel geworfen hätte. Wild ſah er ſich um. Himmel! da erblickte er einen langen, ſchwarzen gehörnten Unhold, deſſen feurige Augen wie Laternen durch die Finſterniß leuchteten. Mit Entſetzen fuhr der Dechant im Sattel empor, um dem ſchrecklichen Reiſegefährten den Eſel allein zu überlaſſen; aber der Schwarze legte ihm ſeine Drachenklauen freundſchaftlich auf die Achſeln und ſagte: „Bleib, Pfäfflein, bleib! Ich wollte Dir nur die Lehre mit auf den Weg geben, daß Undank ſogar in den Augen des Teufels ein abſcheuliches Laſter iſt.“ —

VIII.

Der natürliche Sohn.

Am Abend eines heißen Tages ging Hannchen mit leichten Schritten zwischen den Gartenbeeten auf und nieder und tränkte Pflanzen und Blumen. Plötzlich zog ihr Jemand, der hinter ihrem Rücken herangeschlichen war, die Gießkanne aus der Hand. Erschrocken wandte sie sich. Da stand Robert, ihr erklärter Liebhaber, und triumphirte über den gelungenen Spaß.

„Ei, du Faulenzer!“ sagte sie. „Hast du schon so zeitig Feierabend gemacht?“

„Schilt nicht, liebes Hannchen!“ sprach er mit einem kindlich bittenden Tone. „Das Wetter ist gar zu schön!“

„Und der Schelm wußte, daß meine Mutter nicht zu Hause ist!“ setzte sie mit einem sanften Backenstreiche hinzu.

Erröthend lief Robert mit der Gießkanne fort und schöpfte Wasser. Der Garten ward unter Scherz und Lachen vollends erfrischt. Nachher sangen sie fröhliche Lieder, spielten blinde Kuh, und befragten das bekannte Blumenorakel, welches für Beide den erfreulichen Ausspruch that, daß sie einander von Herzen liebten.

Indem sie sich in der Nähe des Gartenzaunes, der an

der Landstraße hinlief, auf solche Art unterhielten, hörten sie draußen den keuchenden Galopp eines Pferdes. „Da kommt wohl ein Courier!“ sagte Hannchen. Sie guckten über den Zaun und hatten Mühe, ein lautes Gelächter zu unterdrücken, als sie den Arzt des Städtchens, den Herrn Doktor Wurzel, daher sprengen sahn. Er war wie Don Quixote ein Ritter von der traurigen Gestalt. Die Schenkel seines alten Fliegenschimmels standen am Rückgrathe so spitz hervor, daß man sie zum Anhängen eines Korbes gebrauchen konnte. Aber wie ein standhafter, dem Unglück trotzender Mann trug der vierbeinige Greis seinen langen Hals sehr aufrecht; und ob er gleich fast ganz mit Blindheit geschlagen war, so sah er doch immer mit rückwärts geworfenem Kopfe nach den Wolken. Diese schlimme, auch vielen Menschen eigene Gewohnheit, hoch in die Lüfte zu schauen und unter sich die Steine des Anstoßes unbeachtet zu lassen, verursachte manchen Sturz, der unsern Ritter in Gefahr setzte, Hals und Beine zu brechen. Er verwahrte die letztern durch steife Stiefeln, die beinahe den ganzen Schenkel bedeckten, und dennoch in Ansehung ihrer Länge nur Knabenstiefeln glichen: denn ihr gelehrter Inhaber war ein kleines, winziges Männchen. Er und sein langhalsiges Roß bildeten zusammen die Gestalt eines Kameels, wobei Er die Rolle des Hökers spielte. Bei dem allen gab er sich durch seine Tracht das Ansehn eines tüchtigen Raufbolds. Er trug einen großen, soldatisch aufgestutzten Hut, und ein Schwert an der Hüfte, das so groß war als er selbst.

Hannchen, die sich mit dem possirlichen Manne gern neckte, warf ihm, als er, ohne sie zu bemerken, vorbei jagte, eine Erdscholle auf den Hut. Fluchend sah er unter dem gewaltigen Dreieck hervor, und warnte mit scheinbarem

Ernſt, ſein junges Pferd nicht ſcheu zu machen. Er ward aber ſogleich wieder freundlich, als er Roberten erblickte. „Ha, Freund! biſt du hier?“ rief er ihm zu. „Ich wollte dich eben beſuchen, um dir eine Sache von höchſter Wichtigkeit zu entdecken.“

Er ſtieg vor der Gartenthür ab, ließ ſeinen Gaul, der aus Schwäche treu war, frank und frei ſtehen und ging hinein. Robert und Hannchen kamen ihm entgegen. Er ſprang, wie von einer unerwarteten Erſcheinung überraſcht, einige Schritte zurück, ſtellte ſich mit ausgeſpreitzten Beinen und eingeſtemmten Armen dem Jüngling gegenüber, ſtarrte ihn ein Weilchen an und rief aus: „Hol' mich der Tod! wie aus den Augen geſchnitten!“ — Hierauf zog er ſeinen Hut ab und ſagte mit einer feierlichen Verbeugung: „Ich empfehle mich Hochdenenſelben zu Gnaden.“

Die jungen Leute wußten nicht, ob er ein Glas über den Durſt getrunken habe oder im Kopfe nicht richtig ſey. Robert lächelte ſchweigend; aber das lebhafte, mit beſſerm Mundwerk verſehene Mädchen ſagte: „Der Herr Doktor ſcherzen heute ſehr räthſelhaft.“

„Jüngferchen,“ war ſeine Antwort, „geh Sie unmaßgeblich an Ihre Arbeit, oder begebe Sie ſich ſonſt ein wenig bei Seite! Ich habe dieſem jungen Mann etwas Geheimes zu vertrauen.“

„Wenn's mich betrifft, Herr Doktor,“ fiel Robert ein, „ſo kann Hannchen in Gottes Namen hier bleiben. Sie wiſſen ja, wie wir mit einander ſtehen.“

„Geſtanden haben, wird's bald heißen!“ verſetzte Wurzel mit ſtarker Betonung der zwei erſten Worte.

„Wie meynen Sie das?“ fragte Hannchen mit großen Augen. „Wollen Sie zwiſchen uns als Störefried treten?“

„Das wär' eine vergebliche Mühe!“ ſagte Robert. „Aber

das werden Sie auch nicht im Sinn haben, Herr Doktor. Rücken Sie also frei mit der Sprache heraus! Ich wollte lieber taub seyn, als etwas anhören, was mein Hannchen nicht wissen dürfte."

Herr Wurzel schüttelte verdrießlich den Kopf und riß seinen Sarraß aus der Scheide. Erschrocken prallte das junge Paar zurück. „Fürchtet euch nicht!" sprach er.

„Ich aber fürchte mich, ein weibliches Ohr zum Zeugen meines Geheimnisses zu machen. — Drum will ich wenigstens die weibliche Zunge mit einem Eide binden, und ihn nebenbei auch dir, Freund Robert, abnehmen. Tretet demnach näher, legt beide die drei vordern Finger der rechten Hand auf meine Klinge und sprecht deutlich die Worte nach, die ich euch vorsagen werde."

Er nahm eine stolze, Ehrfurcht gebietende Stellung an und streckte sein Schwert vor sich hin. Das Liebespaar legte, nach einigem Sträuben, die Finger darauf und sprach ihm nach: „Wir schwören, daß wir das Geheimniß, welches uns der Doktor der Arzneigelahrtheit, Herr Wurzel, jetzt mittheilen wird, in unserm Herzen treu bewahren und solches bei Verlust unserer Ehre und unserer rechten Hand, um keinen Preis ausschwatzen wollen." — Als diese Worte gesprochen waren, schwang er sein Schwert hoch in die Luft und sagte mit furchtbarer Stimme: „Wer von euch meineidig wird, dessen Hand ist verfallen! Ich haue sie ihm ohne Barmherzigkeit ab, wenn ich auch zehn Jahre lang deßhalb auf der Festung sitzen muß. Dixi!" —

Nach dieser Ceremonie ließ er sich zwischen ihnen auf eine Rasenbank nieder, legte beide Hände auf Roberts Schulter und begann mit einem höchst feierlichen Tone: „Glücklicher Jüngling, schenke dein Bügeleisen, deine Scheere und den ganzen Vorrath deiner Nähnadeln einem armen

Zunftgenoſſen! Du bedarfſt dieſer Brodwerkzeuge nicht mehr, denn du biſt unſers regierenden Herzogs leiblicher Sohn!“

Robert und Hannchen ſprangen beſtürzt auf. Sie glaubten nun wirklich einen Tollhäusler vor ſich zu haben. „Herr, das heißt foppen!“ ſchmählte das Mädchen von fern. „Erſt legen Sie uns eidliches Stillſchweigen auf, und dann erzählen Sie ein Mährchen aus Tauſend und einer Nacht, das nur ein Wahnſinniger glauben könnte.“

Er lächelte bei dieſem Vorwurf, wie ein Mann, der ein gutes Gewiſſen hat und erſuchte die Verſcheuchten, wieder Platz zu nehmen, ihn ruhig anzuhören und es nicht wie mancher faſelnde Kunſtrichter zu machen, der nach Anſicht des Titelblattes ſogleich ſein Urtheil über das ganze Buch ausſpreche. — Dieſe Vorſtellung fand Eingang; die Flüchtlinge nahten ſich wieder, ſetzten ſich aber ſo weit als möglich von ihm auf die äußerſte Kante der Bank, verbanden ſich Arm in Arm zu Schutz und Trutz, und erwarteten ſo die Fortſetzung ſeiner Wundergeſchichte.

„Ich unternahm vor vierzehn Tagen,“ hob er an, „eine Reiſe in die Hauptſtadt, um meine leer gewordenen Arzneikaſten in der Hofapotheke wieder füllen zu laſſen. Dieſes Geſchäft war in wenigen Stunden abgethan, und ich ſehnte mich zu meinen verlaſſenen Kranken zurück. Da ich aber nach dem ſcharfen Ritte, den ich gemacht hatte, meinem getreuen Bucephalus einen Raſttag gönnen mußte, ſo gewann ich Zeit, die große Babel unſers Landes, die ich vorher nur immer im Fluge ſah, etwas genauer kennen zu lernen und Abends in die Comödie zu gehen. Es ward ein Singeſpiel: „Der Doktor und der Apotheker,“ gegeben; aber auf dem öffentlich angeſchlagenen Zettel war ein Bock wider die Rangordnung geſchoſſen, indem mit großen Buchſtaben gedruckt ſtand: Der Apo-

theker und der Doktor.“ — Ich entrüſtete mich dermaßen darüber, daß ich ſogleich den Zettel mit meinem Stocke zerfetzte. Auch wäre wahrſcheinlich meine Galle im Schauſpielhauſe noch reger geworden, wenn nicht während der Vorſtellung der ſchimpflichen Poſſe ein anderer Gegenſtand meine ganze Aufmerkſamkeit gefeſſelt hätte. Das war die höchſte Perſon Seiner Durchlaucht unſers gnädigſten Landesherrn, deſſen Angeſicht ich jetzt zum erſten Mal ſah. Als er aber in ſeine Loge trat, dünkt' es mich, als hätte ich ihn ſchon tauſendmal geſehen: denn die wunderbare Gleichheit ſeiner Geſichtszüge mit den deinigen, mein junger Freund, ſprang mir wie ein Blitz in die Augen, und je länger ich ſie auf ihn heftete, deſto mehr überzeugten ſie mich, daß er dein Vater ſeyn müſſe.“ —

Hier unterbrach ihn Hannchen durch ein Gelächter; Robert hingegen ſah ihn finſter an und verbat es ſich ernſthaft, ihm ſeine ehrliche Geburt ſtreitig zu machen. „Damit läßt ſich's gar nicht ſpaſſen, Herr Doktor!“ fuhr er ſcheltend fort. „Ich bin meines ſeligen Vaters, des weiland ehrſamen Bürgers und Schneidermeiſters, Niklas Robert, eheleiblicher Sohn und der will ich ſeyn und bleiben. Bringen Sie alſo kein Schandmährchen von mir unter die Leute! Ich müßte ja ſonſt befürchten, als ein Bankart aus der Zunft geſtoßen zu werden.“ —

„Das wär' ein großes Unglück für den Sohn eines Herzogs!“ verſetzte der Doktor. „Aber bleib du meinetwegen ein armſeliger Schneider! Ich will die Entdeckung, die ich machte, in meinem Buſen verſchließen und weiter kein Wort darüber verlieren.“ — Hiermit ſtand er auf und ſagte trotzig: „Gute Nacht!“

Aber Hannchen, das eitle Mädchen, das ſich lieber einen halben Prinzen als einen ganzen Schneider zum Bräuti-

gam wünschte, vertrat dem forteilenden Bramarbas freundlich den Weg und bat ihn, seine Erzählung zu vollenden.

Robert, der schon jetzt unter ihrem Pantoffel stand, wendete nichts dagegen ein, und Herr Wurzel, dessen rasches Aufstehen ein bloßer Schreckschuß gewesen war, ließ sich besänftigen und fuhr folgender Maßen in seiner Geschichte fort:

„Ich ging, als sich der Herzog am Ende des Possenspiels entfernt hatte, in meine Herberge und legte mich zu Bett; aber die wunderbare Sache, die ich nicht aus dem Kopfe bringen konnte, ließ mich nicht schlafen. Am Morgen war ich matt und krank: mir graute vor dem harten Trabe meines Schimmels; ich beschloß, noch einen Tag in der Residenz auszuruhen und indessen, wo möglich, den Grund oder Ungrund meiner im Theater gemachten Bemerkung zu erforschen. In dieser Absicht lud ich meinen alten Schulfreund, den Provisor Leisegang, zum Mittagsessen in die rothe Eule, wo ich herbergte. Er kam; wir unterhielten uns Anfangs von gleichgültigen Dingen; als aber der edle Würzburger, den ich ihm fleißig einschenkte, seine fahlen Wangen zu röthen anfing, lenkte ich das Gespräch auf den Hof und dessen geheime Geschichte, die meinem Freunde nicht fremd seyn kann, weil er bei der herzoglichen Apotheke, die sich im Schlosse befindet, seit dreißig Jahren in Diensten steht. Ich spielte mich besonders mit geschickten Worten in die Jugendjahre des Herzogs hinein und behauptete kühn: es habe damals hin und her verlautet, daß er kein Feind des schönen Geschlechts sey. — Mein vorsichtiger Gast sagte dazu weder Ja noch Nein: aber er lächelte, hustete, fuhr ein paar Mal mit der flachen Hand über die Stirn, sah sich aus Furcht vor Horchern rechts und links um, und zirpte mir dann wie

ein Heimchen ins Ohr: die Fürsten sind Menschen! — Das war mir genug! Denn das könnt ihr glauben: wenn Leisegang, der unaussprechlich behutsame Leisegang, in einem solchen Falle und mit solchen Geberden gesteht, daß die Fürsten Menschen sind, so ist das eben so viel gesagt, als wenn ein Anderer, der kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegt, die ärgerlichsten Geschichten erzählte.“ —

„Aber ich bitte Sie, Herr Doctor,“ fiel Robert ein, „was geht denn das alles mich und meine selige Mutter an?“

„Diese Frage,“ versetzte Wurzel, „will ich dir beantworten, ohne dabei des Spruchs zu vergessen: **De mortuis nil nisi bene!** das ist verdolmetschet: Von Todten soll man nichts als Gutes reden. — Deine Mutter war in ihrer jungfräulichen Blüthe ein bildschönes Mädchen, das vielen Männern den Kopf verrückte. Im siebzehnten Jahre ihres Lebens verwechselte sie unser Altenhain, ihren Geburtsort, mit der Residenz, wo sie achtzehen Monate lang einer gräflichen Familie als Hausjungfer mit Ruhm diente. Dann aber kam sie plötzlich, mit Kleidern und Geld wohl versehen, nach Altenhain zurück; vier Wochen später war Meister Niklas Robert — ein schon ziemlich bejahrter hectischer Schwächling, den sie zuvor mit keinem Auge gesehen hatte — ihr angetrauter Ehekrüppel, und siebenthalb Monate nach der Hochzeit warst du geboren. — Das alles machte zu seiner Zeit großes Aufsehen, doch nun ist freilich Gras darüber gewachsen.“ —

„Und das wollen wir nicht muthwillig wegreißen;“ sagte Robert mit niedergeschlagenen Augen. „Es mag den Fehltritt meiner Mutter, wenn sie wirklich einen begangen hat, ewig bedecken.“

„In Gottes Namen," sprach Herr Wurzel und nahm eine Prieſe Tabak. „Damit ich jedoch, in Anſehung der bemerkten Aehnlichkeit, die Ehre meiner Augen rette, ſo will ich dir auf der Stelle ein Bildniß des Herzogs zeigen, das ich zu dieſem Behuf in der Reſidenz gekauft habe."

Er ging hinaus zu ſeinem Schimmel, öffnete den Mantelſack, kam mit zwei zuſammen gebundenen Pappendeckel zurück, und zog aus denſelben einen mit bunten Farben ausgemalten Kupferſtich. „Herr Jemine! welche Aehnlichkeit!" ſchrie Hannchen auf. „Ja, nun glaub' ich alles, was der Herr Doctor ſagte. — Sieh nur, Robert, ganz deine Naſe, dein Kinn, deine Stirn! Wärſt du zwanzig Jahr' älter und mit Uniform und Orden ausſtaffirt, man könnte dich von Sr. Durchlaucht nicht unterſcheiden."

Schweigend genoß Herr Wurzel dieſes Triumphs. Auch Robert, in Anſchauung des Bildes vertieft, gab keinen Laut von ſich. Hannchen forderte ihn auf, ſeine Gedanken zu eröffnen; er weigerte ſich aber mit der Entſchuldigung, daß er in ſeiner eigenen Sache nicht Richter ſeyn könne. „Nun, ſo verlaß dich auf unſer Urtheil!" ſagte ſie: „und triff Anſtalten, dein Geburtsrecht geltend zu machen." — „Wie ſoll ich das anſtellen?" ſprach er verdrießlich. „Mir ſchaudert die Haut, wenn ich nur daran denke. Ich liebe Ruh' und Stille, das weißt du!"

„Was Ruhe, was Stille!" donnerte Wurzel. „Man muß ſich regen, muß Lärm machen, ſonſt glauben die Leute, man ſchlafe." —

„Das mögen ſie von mir denken!" entgegnete Robert. „Es iſt beſſer, man ſchläft, als daß man wachend aufs Maul geſchlagen wird." —

„Larifari!" fuhr der Doktor auf, und ſagte dann mit einem langſamen pathetiſchen Lehrtone: „Empfange von

hoher Hand eine Ohrfeige mit Freude und Dank, damit du einem Geringern ein Dutzend dafür geben kannst! — Das ist mein Grundsatz, bei dem ich mich wohl befinde und den ich dir daher aufrichtig empfehle. Stellt sich der Herzog auch Anfangs etwas barsch gegen dich, so laß ihn nur austoben. Du trägst auf deinem Gesichte eine Urkunde, die er endlich anerkennen und wenigstens mit dem Grafentitel und einem ansehnlichen Rittergute bezahlen muß.“ —

Jubelnd durchschwärmte Hannchen den Garten und trat im Freudentaumel manche sorgsam gepflegte Blume nieder. Man sah es ihren lustigen Sprüngen deutlich an, daß sie schon in einer mit vier oder sechs Pferden bespannten Karosse zu sitzen glaubte. Der Doktor hatte zwar fest beschlossen, die beabsichtigte Mißheirath des Halbprinzen mit dem Gärtnermädchen zu zerstören; doch ließ er sich das jetzt nicht weiter merken: denn Hannchen und ihre kleine Eitelkeit waren ihm unentbehrliche Hebel, den bequemen und furchtsamen Burschen vom Platze zu bringen. Das gelang auch vollkommen. Robert ward von seinem Liebchen so lange gestreichelt, bis er sich ergab und versprach, unter des Doktors Leitung und Aufsicht in die Hauptstadt zu reisen.

Herr Wurzel brachte sich selbst zu dem Posten eines Führers in Vorschlag, weil er seinen Schnitt dabei zu machen hoffte. Er bestimmte den zweiten Morgen darauf zur Abreise, damit er des nächsten Tages noch Zeit habe, sich zu rüsten und seine Kranken zu besorgen. Diese guten Leute hätten ihn aber nicht gehindert, sich augenblicklich auf den Weg zu machen. Er fand sie alle frisch und gesund, und sie versicherten einstimmig, daß von dem Tage an, da er sie nicht mehr besucht habe, ihre Genesung eingetreten sey.

Robert nahm in ganz Altenhain von niemand Abschied, als von Hannchen; das war aber auch eine Scene, die vor lauter Zärtlichkeit ins Komische fiel. Er gelobte seiner Auserwählten auf den Knien, ihr ewig treu zu bleiben, und sogar, wenn er durch ein Wunder des Himmels regierender Fürst würde, seinen Thron mit ihr zu theilen. Sie wünschte dagegen herzlich, daß er in diesen Prüfungsstand der Liebe gesetzt werden möge. So trennten sie sich am Vorabend der Abreise, und gaben sich die Hand darauf, recht fleißig an einander zu schreiben.

Am folgenden Morgen erschien Herr Wurzel vor Roberts Wohnung mit einem kleinen Korbwagen, an den er seinen vielseitig brauchbaren Schimmel gespannt hatte. Das zwerghafte Doktorchen und der zarte Schneider wogen leicht, waren auch mit wenig Gepäck und noch weniger mit schwerem Gelde belastet; die Fahrt ging daher flüchtig über Stock und Stein. Unter Weges ermangelte der Doktor in keinem Gasthofe, wo sie einkehrten, die Wirthe zu fragen, ob sie nicht etwas Besonderes an seinem Gefährten bemerkten. Sie starrten den schamrothen Kleidermacher an und erklärten ihn dann insgesammt für einen gewöhnlichen Menschen, dergleichen sie schon Tausende gesehen hätten. Da lächelte Herr Wurzel gar spöttisch und sagte: „Ueber ein Kleines werdet Ihr aus der Residenz ein wunderbares Gerücht vernehmen, das Euch eines Bessern belehren wird.“ — Die schlauen Gastwirthe zogen aus diesen dunkeln Worten den Schluß: es müsse doch wohl eine hohe Person unter der ärmlichen Hülle verborgen seyn, und ließen sich nun Dach und Fach und Speise und Trank so theuer bezahlen, daß die Reisenden mit ganz erschöpften Beuteln in der Hauptstadt anlangten. Robert war darüber in Angst und Sorgen, doch sein Mentor versicherte tröstlich: er habe in

der rothen Eule unbeschränkten Kredit, könne auch allenfalls von seinem Freunde Leisegang ein Darlehen erhalten, und überdieß würden die Apanagegelder vom Hofe bald ausgesetzt und bezahlt werden und allen Bekümmernissen ein fröhliches Ende machen.

Es war Abends sechs Uhr, als sie vor der rothen Eule abstiegen. Der Doktor schickte sogleich den Hausknecht zu dem vorsichtigen Provisor, ließ ihm seine glückliche Ankunft melden und ihn ersuchen, sich möglichst bald im Gasthofe einzufinden, wo er Gelegenheit haben werde, eine neue, höchst anziehende Bekanntschaft zu machen. Nach Verlauf einer halben Stunde war Herr Leisegang schon da, betheuerte aber auch, er habe sein gewöhnliches, festgesetztes Schrittmaß beträchtlich erweitert, um der Umarmung seines werthen Freundes ohne langen Verzug theilhaftig zu werden. Er hatte, ungeachtet der Himmel ganz wolkenfrei war, einen seidenen, mit einem Futterale von Leinwand überzogenen Regenschirm unter dem Arme, und ließ sich, der damals herrschenden Hundstaghitze zum Trotz, einen ungeheuern Glockenmantel von Doppeltuch nachtragen, um sich beim Nachhausegehen nicht zu erkälten. Es schien, als hätte er sich auf ein nächtliches Bacchusfest eingerichtet, und es ward auch wirklich eine Flasche des guten Würzburgers, der ihm acht Tage vorher so trefflich geschmeckt und ihn so überaus offenherzig gemacht hatte, sogleich aufgetragen.

Der Doctor, auf dessen Befehl und Rechnung dieß geschah, nöthigte unablässig, wie ein gastfreier Krähwinkler, zum Trinken und beobachtete immer zugleich des Provisors aschenfarbene Wangen, auf welchen er je eher je lieber das heitere Morgenroth der Zecher aufgehen zu sehen wünschte, weil er den jungen Schneiderprinzen, den er indessen in eine Nebenkammer verwiesen hatte, nicht früher vorstellen

wollte. Bei der ersten Flasche graute nur der Tag; aber in der Mitte der zweiten, die nun nothwendig gereicht werden mußte, zeigte sich die erwartete Morgenröthe, und Herr Leisegang ward so ausgelassen lustig, daß er der hübschen Wirthstochter, die in Geschäften durch die Stube ging, einen Kuß mit dem Zeigefinger zuwarf. Nun ist's Zeit, dachte Wurzel und rief seinen Reisegefährten aus dem Versteck hervor. „Das ist der liebe junge Mann," sprach er, „auf dessen Bekanntschaft ich Sie, mein Theuerster, einladen ließ. Betrachten Sie seine Gesichtszüge genau, und Sie werden darin seine hohe Abkunft nicht verkennen." —

Da Herr Leisegang von hoher Abkunft hörte, machte er einen tiefen Bückling, bat um Vergünstigung, sich seiner Brille zu bedienen, sah den Schneider scharf damit an, fuhr zusammen und schlich stumm und verblüfft wieder zu seinem Stuhle.

„Nun, was sagen Sie?" fragte Wurzel. „Nicht wahr, Sie kennen den erhabenen Stamm dieses Sprößlings?"

„Ich? ich?" — stotterte der Provisor und rieb angstvoll die Hände. „Ich kenne nichts, weiß nichts." —

„Feiner Schalk!" versetzte der Doctor. „Sie wissen recht gut, wen und was ich meyne, und das ist auch nicht anders möglich, da Sie seit dreißig Jahren so oft Gelegenheit hatten, den Herzog zu sehen." —

Der Provisor hielt sich beide Ohren zu und sagte leise: „Still, still!"

„Warum denn still?" schrie Wurzel um so lauter. „Man spricht ja vom lieben Gott, so kann man doch wohl auch von einem Fürsten sprechen." —

„So viel Sie wollen, wenn ich nicht dabei bin. — Ich diene diesem Fürsten." —

„Und wir alle dienen Gott, oder sollten ihm wenig-

ſtens dienen: denn freilich dienen auch viele Menſchen dem Teufel.“ —

Empört ſtand Leiſegang auf und ſah ſich nach ſeinem Regenſchirm und Mantel um.

„Bleiben Sie, Freund!“ ſagte Wurzel mit ſanfterer Stimme. „Ich ſehe wohl, daß ich mir von Ihrer unterthänigſten Behutſamkeit weder Rath noch Beiſtand in dieſer kitzlichen Sache verſprechen darf, und ich will Sie auch mit keinem Worte weiter darüber behelligen. Aber ich habe nun ein anderes Anliegen. Ich brauche eine unbedeutende Summe von fünfzig bis ſechzig Thalern, die ich von Hauſe mitzunehmen ſchändlich vergaß. Haben Sie die Güte, mir damit auf acht Tage freundſchaftlich auszuhelfen.“ —

Der Proviſor ward leichenblaß. „Mein beſter Herr Doktor,“ ſprach er und ſchlug an ſeine Bruſt, „ich diene meinen Freunden willig mit Gut und Blut, aber Ihren Wunſch kann ich und darf ich nicht erfüllen. Ich würde mich dadurch zum Mitſchuldigen eines gefährlichen Unternehmens machen. — Leben Sie wohl!“ —

Er warf den großen Glockenmantel um, ergriff den Regenſchirm, trank noch im Hui ſein Glas Wein aus, und eilte fort auf die Straße, wo er in ſeinem Aufzuge einem Sturm- und Regenvogel glich und von der herumſchwärmenden Jugend verſpottet wurde.

„Ach, lieber Herr Doktor, wie wird das werden?“ ſeufzte Robert. „Eine von unſern Stützen iſt ſchon gebrochen!“

„Es war ein Strohhalm,“ ſagte Wurzel. „Hol' ihn der Henker!“

Jetzt trat der Wirth, der wahrſcheinlich die fruchtlos abgelaufene Darlehnsunterhandlung behorcht hatte, mit einem ernſthaften Geſichte herein, und erbat ſich für Wein,

Zwieback, Wohnung und Roßfutter drei Thaler und etliche Groſchen. Der Doktor ſah ihn ſtaunend an, und fragte mürriſch, wie dieſe voreilige Mahnung zu verſtehen ſey.

„Ganz buchſtäblich!“ verſetzte der Wirth. „Ich habe mir's aus gewiſſen Urſachen ſeit geſtern zum Geſetz gemacht, von Tag zu Tage mit meinen Gäſten Rechnung zu halten und mir die Berichtigung derſelben auszubitten.“

„Wie viel Stunden hat denn Ihr Tag?“ fragte Wurzel ſpitzig.

„Doch wohl ſo viel als der Ihrige!“ brummte der Wirth.

„Alſo vier und zwanzig!“ — fuhr Jener fort. „Nun gut, wenn ſeit meiner Ankunft vier und zwanzig Stunden verfloſſen ſeyn werden, bezahl' ich. — Indeſſen dient meine Equipage dem Mißtrauen zum Unterpfande.“

„Equipage!“ — wiederholte der Gaſthalter und wiegte verächtlich den Kopf von einer Seite zur andern. So trat er hohnlachend ab.

Robert beſeufzte den Bruch der zweiten Stütze. „Und wenn noch fünfzig andere brechen, ſo bricht doch mein Muth nicht!“ ſagte Wurzel, und ging mit theatraliſchen Heldenſchritten in der Stube auf und nieder. Dennoch war er nicht beherzt genug, ein Abendeſſen vom Wirthe zu fordern. Er befürchtete eine abſchlägige Antwort und den hämiſchen Entſcheidungsgrund: daß ein ſolcher Zuwachs des Conto's den Werth der verpfändeten Equipage überſteige. Glücklicher Weiſe waren noch einige Brocken der Reiſekoſt vorhanden, womit Hannchen ihren Geliebten verſorgt hatte. Dieſe vertrockneten Reſte theilten unſre Paſſagiere freundbrüderlich mit einander und begaben ſich ermüdet zur Ruhe.

Am Morgen bekam Robert das Heimweh der Liebe,

und bat flehentlich, den Schimmel anspannen zu lassen. „Närrischer Junge," sagte Wurzel, „du weißt ja, wir haben uns fest getrunken!" Robert erbot sich, seine silberne Uhr zu verkaufen und den Wirth zu bezahlen; allein der Doktor war nicht zur Abreise zu bewegen. Er möge nicht, sprach er, einem feigen Soldaten gleichen, der, ohne einen Schuß zu thun, vom Kampfplatz entlaufe. „Kleide dich an," fuhr er fort, „wir wollen einen Spaziergang durch die Stadt machen und uns heute ganz dem Zufall überlassen. Ich halte viel auf ihn. Er ist oft der beste Wegweiser zum Glücke." —

Sie gingen. Der Doktor sah allen wohlgekleideten Männern, die er für angesehene Staatsbeamten hielt, scharf ins Gesicht und schielte zugleich seinen Begleiter an, um die Augen jener Herren auf den merkwürdigen Jüngling zu leiten. Aber sie bemerkten insgesammt nicht, daß ihnen die Wünschelruthe seines bedeutsamen Seitenblicks einen verborgenen Schatz anzeigte. Indessen machte er in den Straßen, die sie durchzogen, mancherlei Bemerkungen, die zum Theil den Zweck hatten, dem jungen Meister sein Handwerk zu vereckeln. „Deine Zunftgenossen," sprach er unter andern, „sind wahre Gecken! Sie leben vom Schneiden, schämen sich aber, Schneider zu heißen, und mancher Narr schämt sich sogar, ein Deutscher zu seyn. Sieh, auf dieser Tafel steht: Louis Bocksbart, Tailleur pour homme, und gegenüber: Jean Pierre Feldkümmel, Tailleur pour femme. — Dort an der Ecke wohnt, wie es scheint, ein ganz vernünftiger Mann, der nennt sich Kleidermacher, hier aber stoßen wir wieder auf einen rechten Hauptfantasten, mit dem angemaßten Titel: Kleiderkünstler. — O, über die elen-

den Wichte! — Aber solche Stelzengänger gibt's leider in allen Ständen.“ —

So schwatzend, kamen sie an ein Thor. Der Arzt stellte sich, nach seiner Gewohnheit, mit ausgespreizten Beinen hin und betrachtete die Bauart desselben.

Der wachhabende Officier und ein anderer junger Fähnrich, der bei ihm zum Besuch war, machten auf Wurzels possierliche Figur sogleich Jagd, witzelten halblaut über ihn, und eine große englische Dogge, die ihnen zugehörte, schnüffelte um ihn herum. Er achtete das alles nicht. Doch der Himmel weiß, ob der Hund von seinem muthwilligen Herrn einen Wink erhielt, oder ob er nach dem Sprichworte, wie der Herr, so der Knecht, von selbst Lust bekam, einen Schwank auszuführen: kurz, er fuhr von hinten dem Doktor zwischen die Beine und ging mit ihm durch. — Der Reiter fluchte, verlor den Hut, und fiel, nach einer kleinen durchgeflogenen Strecke, vom Hunde herab. Die Officiere lachten sich aus dem Athem. Er stürmte auf sie los und setzte sie tapfer zur Rede. „Was können wir dafür?“ antwortete der Eine. „Es war des Hundes eigener Einfall. Er ist vormals bei einem Bärenführer zum Reitklepper eines Affen gebraucht worden, und wollte sich vielleicht jetzt einmal in die alten Zeiten zurück versetzen.“ — Ueber diese spöttische Ausrede (bei welcher jedoch die Lebensgeschichte des Hundes nicht erdichtet war) ergrimmte das Männlein entsetzlich, schimpfte wie ein Rohrsperling, und sagte unter andern: es sey sehr schlecht, daß die öffentliche Ruhe und Sicherheit von Leuten gestört werde, welche sie handhaben sollten. — Die Officiere geboten ihm Stillschweigen; er aber schmähte noch toller, fuchtelte ihnen mit dem Stocke vor dem Gesichte herum und zwang sie durch seine unbezähmliche Wuth,

ihn zum Arreſt bringen zu laſſen. Robert jammerte laut; doch der verhaftete Stoiker verſicherte lachend, es werde ihm kein Haar gekrümmt werden.

Eine halbe Stunde darauf ward er, auf Befehl des Commandanten, einſtweilen dem bürgerlichen Gericht überliefert. Doch erhielt er, in Betrachtung ſeiner gelehrten Würde, eine anſtändige Wohnung bei dem Stadtwachmeiſter. Er forderte ſogleich Papier, Feder und Dinte, und ſchrieb höchſt freimüthig an den Herzog: er ſey in die Hauptſtadt gekommen, um Sr. Durchlaucht einen verlorenen Sohn zu überbringen, habe jedoch, durch zwei junge Officiere zum Zorn gereizt, den Unfall gehabt, in gefängliche Haft zu gerathen, und bitte daher unterthänigſt um Freiheit und Gehör. — „Sieh," ſprach er zu Robert, der ſich freiwillig mit ihm einkerkern ließ, „ſieh, da hat gleich der Zufall, dem ich heute früh eine Lobrede hielt, ein Meiſterſtückchen gemacht. Ich hätte mich vielleicht, ohne ſeine Einmiſchung, noch acht Tage lang beſonnen, an deinen durchlauchtigſten Herrn Vater zu ſchreiben, und nun iſt der Brief ſchon fertig." —

Der Herzog hatte die löbliche Sitte, alle an ihn unmittelbar gerichteten Zuſchriften, ſie mochten kommen von wem ſie wollten, ſelbſt zu erbrechen und zu leſen, und es durfte Niemand auf keine Weiſe gehindert werden, ſich brieflich an ihn zu wenden. So gelangte denn auch des Doktors Schreiben durch den ehrlichen Stadtwachmeiſter, der es in der Hofkanzlei abgab, ſchnell und richtig in die fürſtlichen Hände. Nach Verlauf einer Stunde war der Gefangene in Freiheit geſetzt und durch einen Kanzleiboten beſchieden, ſich ſofort, nebſt ſeinem Gefährten, zu dem Miniſter von Seewald zu begeben. Der Bote begleitete ſie zu ihm, und ſie wurden ſogleich vorgelaſſen.

Roberts Anblick ſetzte den Miniſter, wegen der wirklich unläugbaren Aehnlichkeit mit dem Herzog, in Erſtaunen: er wäre aber wohl ein ungeſchickter Staatsmann geweſen, wenn er dieſe Empfindung durch die flüchtigſte Miene verrathen hätte. Mit unverändertem Geſichte, wie ein Marmorbild, und mit kalten, gleichgültigen Worten fragte er nach allen Umſtänden, die zur Erläuterung des an den Herzog erlaſſenen Briefes dienen konnten, und ſchloß dieſes Verhör mit dem Beſcheide, daß er ihre Ausſagen Sr. Durchlaucht vortragen werde.

Der Doktor hüpfte luſtig die Treppe hinab. In ſeinen Augen war die Sache nun ſchon gewonnen. Als er jedoch unten auf der Straße an die rothe Eule dachte, verwandelte ſich ſeine Freude in Traurigkeit. Die Zahlſtunde war da, er hatte kein Geld, aber viel Hunger. Auch Robert klagte darüber. Das war Jenem lieb, denn es bahnte ihm einen Weg zu dem Vorſchlage, das ſilberne Uhrchen, das ſchon am Morgen verſtoßen werden ſollte, zu verſchachern. Robert hatte jetzt weniger Luſt dazu, da ihn dieſes Opfer nicht zu Hannchen zurück führte; doch er willigte ein, und ſie erhielten für das unbedeutende Werkchen von einem Hebräer gerade ſo viel, daß ſie das drückende Conto bezahlen und auf ein neues loszehren konnten.

Am folgenden Tage wurden ſie wieder zum Miniſter gerufen. Er empfing ſie mit einer finſtern Miene und ſagte: der Herzog habe ihre, auf eine zufällige Aehnlichkeit gegründete Anmaßung, der ſein Bewußtſeyn widerſpreche, mißfällig empfunden. Da der gütige Fürſt jedoch glaube, daß ihr gewagter Anſpruch nicht aus Frevel, ſondern aus Einfalt entſprungen ſey, ſo wolle er ihnen verzeihen und ſie aus vorwaltender Milde ſogar für die vergeblich aufgewandten Reiſekoſten mit fünfzig Thalern entſchädigen.

Sie ſollten ſich aber ſtracks nach Altenhain zurück begeben und ohne weitere Schwindelgedanken ihren Geſchäften obliegen. —

Schamroth, doch unbetrübt, ſenkte Robert ſchweigend den Kopf. Sein beherzter Sachwalter hingegen äußerte Verwunderung, daß der Herzog nicht die Gnade habe, ſie perſönlich vor ſich zu laſſen. Er trage hiermit darauf an, ſetzte er hinzu, und hoffe feſtiglich, daß die höchſte Entſcheidung alsdann ganz anders ausfallen werde.

Die Sache ſey abgethan, erwiederte der Miniſter, und die begehrte Audienz könne um ſo weniger ſtattfinden, da der Herzog eben jetzt im Begriff ſtehe, eine Reiſe anzutreten, die ihn ſechs Wochen lang von ſeinen Staaten entfernen werde.

Bei dieſen Umſtänden nahm Herr Wurzel das fürſtliche Geſchenk ohne weitern Einwand an und empfahl ſich.

Wer war froher als Robert! Es fiel ihm ein Stein vom Herzen, als er hörte, daß ihn der Herzog nicht als Sohn anerkenne. Er wollte nun ohne Verzug zu ſeinem lieben Hannchen zurückeilen und ihr zum Andenken der merkwürdigen Reiſe ein ſchönes ſeidenes Band mitbringen. Als er aber beim Austritt aus dem Hauſe des Miniſters dieſe Gedanken laut werden ließ, ſchalt ihn der Doktor einen Gimpel und that den Machtſpruch: „Die Reiſe nach Altenhain unterbleibt vor der Hand! Wir erwarten die Rückkunft des Herzogs, drängen uns zu ihm, und ſehen und hören, ob das Vatergefühl bei ihm erwacht, oder ob er Stirn gegen Stirn den Muth hat, dich zu verläugnen. Geſchieht das letztere, wie ich jedoch nicht glaube, ſo mußt du freilich zu Scheere und Nadel wieder greifen. Aber nicht eher! durchaus nicht eher! Wer etwas unternommen

hat, muß es ausführen, muß das Höchste wagen, sonst ist er ein Schuft!“ —

Robert, der sich nun einmal in des Kobolds Stricken befand, und nicht Mannes genug war, sie zu zerreißen, schlich traurig in die rothe Eule und schrieb an Hannchen. „Recht so!“ sagte der alte Fuchs. „Ich will das Briefchen selbst auf die Post tragen.“ — Der Schwachkopf vertraute es ihm an; aber das liebevolle, herzliche Briefchen ward in der nächsten Straße von dem untreuen Boten erbrochen, gelesen und zerrissen. Dann ging er auf die Post, und ordnete an, daß alle Briefe, die an Meister Robert aus Altenhain ankämen, liegen bleiben sollten, bis sie abgeholt würden. „Ist Er der Meister Robert?“ fragte der Postschreiber. „Ja, der bin ich,“ antwortete Wurzel. Auf diese Art bemächtigte er sich des Briefwechsels der Liebenden, die schlechterdings gegen einander erkalten und sich entzweien sollten, damit Robert, im Fall seiner Standeserhöhung, eine vortheilhaftere Heirath schließen könne.

Auf dem Rückwege von der Post miethete der Ränkeschmied eine nette Wohnung von einigen Zimmern in einem Privathause. Die Herberge in der rothen Eule war ihm nun, da er fünfzig Thaler in der Tasche hatte, zu schlecht. Er wollte sich auch an dem Grobian, der seinen Gästen nur vier und zwanzig Stunden Credit gab, durch plötzliche Verlassung des Gasthofes rächen. Mit Verachtung warf er ihm hin, was er noch zu bezahlen hatte, und zog aus.

Indessen war es in der Residenz ruchbar geworden, daß ein Schneider angekommen sey, der sich für einen Sohn des Herzogs ausgebe. Jedermann war begierig, den jungen Prätendenten zu sehen. Der Doktor befriedigte dieses Verlangen, indem er ihn oft in Kaffeegärten und an andere öffentliche Orte führte. Da drängte sich überall ein

Kreis von Gaffern um sie her, und der redselige Charlatan gab jedem neugierigen Forscher Rede und Antwort. Roberts feine Gestalt und bescheidenes Wesen gefielen allgemein. Die halbe Stadt ergriff Partei für ihn gegen den Herzog. Auch zeigte man thätige Theilnahme. Die Abenteurer wurden fast täglich zu Tische geladen und ansehnlich beschenkt. Monsieur Louis Bocksbart übersandte jedem von ihnen, aus eigener Bewegung, ein vollständiges habillement à la mode, und der Doktor erklärte freudig: der Tailleur pour homme sey ein deutscher Ehrenmann. Es lief auch unter andern ein anonymes Schächtelchen mit Magenmorsellen ein. Herr Wurzel errieth sogleich, daß sie eine geheime Spende des Provisors waren. Er verzehrte sie mit Appetit, und sagte zur schuldigen Danksagung: „Sie schmecken gut und stärken den Magen, aber Leisegangs zähen Geiz kann ich doch nicht verdauen.“

Bei allen diesen Almosen und mitleidigen Speisungen, die Roberts natürlichem Schamgefühl widerstanden, befand sich der Doctor in seinem Elemente. Er wirthschaftete toll in den Tag hinein, ließ gute Weine nicht von seinem Tische kommen, verkaufte seinen alten Schimmel an einen Miethkutscher, schaffte sich dafür ein Paradepferd, spielte in Kaffeehäusern hohe Spiele, und mußte, weil er sie nicht verstand, immer Lehrgeld bezahlen. Dieser Aufwand ließ sich freilich mit den vom Hofe erhaltenen fünfzig Thalern und andern Geschenken, die man ihm hier und da in baarem Gelde machte, nicht bestreiten; allein er fand Credit, indem er jedermann zu überreden wußte, daß sich der Herzog, nach persönlicher Bekanntschaft mit seinem natürlichen Sohne, unfehlbar anders bezeigen werde.

Robert ward indessen mit jedem Tage trauriger, weil er auf ein volles Dutzend zärtlicher Briefe keine Antwort aus

Altenhain bekam. Auch Hannchen weinte dort und hielt ihren Geliebten für untreu; denn sie schrieb eben so oft an ihn, und empfing keine Zeile von seiner Hand. Der alte Spitzbube hatte die ganze Correspondenz vernichtet, und glaubte steif und fest, ein gutes Werk gethan zu haben.

So verflossen sechs Wochen. Der Landesherr traf in der Residenz wieder ein. Ihn begleitete ein fremder Fürst, dem zu Ehren des folgenden Tages ein freier Maskenball gegeben wurde. Diese Umstände wollten es nicht gestatten, daß sich der Doktor sofort Gehör bei dem Herzog erstürmte, und die Sache hatte auch, da es ihm jetzt wohlging, keine Eile. Er verschaffte sich zur Maskerade zwei Einlaßkarten. Der schwermüthige Robert hatte zwar keine Lust, sich unter fröhliche Menschen zu mischen, doch sein Hofmeister zwang ihn dazu. Sie gingen in ein Haus, wo Maskenkleider verliehen wurden. Ein türkischer Turban mit hohen Federn stach dem Doctor in die Augen. Er wollte dadurch seiner Länge eine Elle zusetzen; aber der Trachtenverleiher sagte lächelnd: „Zum Turban gehört ein morgenländisches Gewand: doch nothwendig müßten Sie, mein Herr, zwischen jetzt und dem Abend fünfzehn bis zwanzig Zoll wachsen, sonst hab ich keins, das Ihnen paßt.“ — Diesen Scherz nahm Herr Wurzel so übel, daß er den Turban, den er eben in der Hand hatte, dem Witzling an den Kopf warf und eiligst davon lief. Zum Glück waren noch an einem andern Orte Redoutenkleider zu bekommen. Hier wählte er eine Pantalonstracht, und die Besitzerin des Kleidermagazins, eine junge, lustige Frau, unterrichtete ihn, wie er, dem Charakter dieser Maske gemäß, mit kurzen schnellen Schrittchen herumtrippeln müsse. Robert erkor sich einen ganz einfachen rosenrothen Domino, weil dies Hannchens Leibfarbe war.

Da unsre beiden Kleinstädter noch keine Redoute gesehen hatten, so stutzten sie nicht wenig, als sie in den großen, mit tausend Kerzen erleuchteten Saal traten, wo sich so viel seltsame Gestalten durch einander bewegten. Pantalon vergaß zu trippeln, und sein Gesellschafter sperrte unter dem Florbart seiner Larve den Mund weit auf. Die rauschende Musik und das Geschwirr der Masken um sie her machte sie schwindlich. Sie eilten zu einer Bank, um sich gleichsam auf festem Lande an die vor ihnen auf und nieder wallende Fluth zu gewöhnen.

Als sie eine Viertelstunde gesessen hatten, ging eine schlanke, zierliche Gärtnerin vorbei, die ein Körbchen voll Blumen am Arme trug und sie rechts und links an schmeichelnde Schmarotzer vertheilte. Robert, den diese Maske an sein Hannchen erinnerte, stand schnell auf, und folgte der freundlichen Erscheinung. Pantalon wunderte sich, daß der junge Mensch, ohne von ihm Urlaub zu nehmen, davon lief. Väterlich besorgt, sprang er auf und trippelte nach. Das leichtfüßige Blumenmädchen durchflog den Saal; Robert eilte immer hinter her, und ehe sich's der alte Pantalon versah, hatte er ihn aus den Augen verloren. Er rannte ins Kreuz und in die Quere, ward von seinen Erbfeinden, den Harlekinen, verfolgt, geneckt, gepritscht, und von einigen hellrothen Domino's, die er für seinen Flüchtling hielt und mit zornigen Worten anfiel, verlacht und gescholten. So hatte er eine halbe Stunde lang nichts als Verdruß, und erboßte sich gewaltig darüber. Endlich kam er dem rechten Domino auf die Fährte. Er sah ihn einer andern, noch hübschern Gärtnerin nachlaufen. Wie ein Stoßvogel schoß er auf ihn zu, ergriff ihn am Arme, gab ihm einen Verweis, und wollte ihn auf eine nahe Bank in sichere Verwahrung bringen.

Aber Robert, den die schönen Gärtnermädchen mit einem neuen Geiste beseelt hatten, widersetzte sich muthvoll, und sie zankten sich so laut und ungezwungen, als wären sie zu Hause.

Plötzlich flog von der nächsten Bank eine schwarze, mit rothen Ohren geschmückte Fledermaus auf, und stürzte mit dem Ausruf: „Ach, mein Robert!“ ihm in die Arme. Er stieß ein Freudengeschrei aus, drückte den Nachtvogel an seine Brust, und jauchzte: „Hannchen, bestes Hannchen! welcher gute Engel führte dich hierher?“ — „Ich zweifle, daß es ein guter war;“ sagte sie heimlich. „Laß uns fliehen, dort ist die Thür!“ — Arm in Arm durchbrachen sie den Kreis neugieriger Masken, der sie umgab, und eilten mit behenden Schritten dem Ausgange zu. Ehe sie ihn aber erreichten, fühlten sie sich von hinten ergriffen und gehalten. Pantalon hatte sich in den Domino eingekrallt, und ein großer Raubvogel, mit einer mächtigen Allongenperücke hatte die Fledermaus gefaßt. Robert wehrte sich gegen beide; die Grenadierwache an der Saalthüre stand ihm bei, trieb die Häscher zurück, und die Fliehenden entkamen glücklich.

Unten an der Pforte des Redoutenhauses schöpften sie Athem. „Robert,“ sagte Hannchen, „ehe wir einen Schritt weiter gehen, beantworte mir eine Gewissensfrage! — Liebst du mich noch, oder hat dir in dieser Stadt ein anderes Mädchen besser gefallen?“ —

„Mein Herz, mein Leben! wie kommst du auf diesen Gedanken?“ versetzte Robert. „Ich bin ganz dein, ewig dein, so wahr die Sterne des Himmes über uns stehn!“

„Nun, so laß uns geschwind mit einander fliehn!“ sagte das Mädchen. „Sieh, dort das nächste Thor führt nach Altenhain!“

„O, das ist herrlich!“ sprach er. „Hinaus, hinaus! Und sobald wir heim kommen, lassen wir uns aufbieten und trauen, damit uns der alte Quacksalber nicht weiter in die Quere kommen kann.“ —

Rasch wanderten sie, ohne die Maskenkleider abzulegen, zum Thore hinaus. Es war eine schöne, mondhelle Septembernacht. Sie eilten so sehr, daß sie sich ganz ausser Athem liefen. Als sie aber die letzten Häuser der Vorstadt hinter sich hatten, wurden sie ruhiger und schütteten ihre Herzen gegen einander aus. Da kam denn vor allen Dingen die vermeinte Unterlassungssünde des Briefschreibens zur Sprache. Beide vertheidigten sich mit den stärksten Betheuerungen gegen die wechselseitigen Vorwürfe, und überzeugten sich zuletzt, daß der Doctor ihre Briefe auf die Seite gebracht hatte.

„Ach, Robert, was hab' ich gelitten!“ fuhr Hannchen fort. „Ich hatte Tag und Nacht keine Ruhe. Bald hielt ich dich für untreu, bald für todt. Ich konnte diesen peinlichen Zustand nicht länger ertragen, und faßte mit Bewilligung meiner Mutter den Entschluß, dich in der Hauptstadt aufzusuchen, um mit einem Worte zu erfahren, woran ich sey. Mein erster Gang war in die rothe Eule, weil ich mich erinnerte, daß der Doktor von diesem Gasthofe gesprochen hatte. Es dämmerte schon, als ich heute dahin kam. Ich fragte nach dir und dem Doktor. Der Wirth antwortete kurz und rauh: sie sind ausgezogen, ich weiß nicht wohin. — Da stand ein ältlicher Herr, der in einer Ecke des Gastzimmers bei einer Flasche Wein saß und mich immer mit einem Fernglase betrachtete, von seinem Stuhl auf, kam freundlich näher und sagte: er wisse eure Wohnung und wolle mich dahin führen. Sein Alter flößte mir Vertrauen ein; ich folgte ihm. Er ging in

einem Hauſe, wo du ſeinem Vorgeben nach wohnen ſollteſt, die Treppe hinauf, ließ mich an der Hausthüre warten, kam nach einigen Minuten zurück und ſagte: du ſeyeſt nicht daheim, ſondern befändeſt dich auf einem Maskenballe, der bis an den hellen Tag dauere. Doch das ſchade nichts, ſetzte er hinzu, wir wollten dich dort wohl finden. Ich hatte zu dieſer Aufſuchung keine Luſt: da ich aber auch nicht wußte, wo ich in dieſer Nacht bleiben ſollte, ſo gab ich den Vorſtellungen des ſcheinheiligen Phariſäers nach, und ging in aller Unſchuld mit ihm in ſeine Wohnung, um Maskenkleider anzulegen. Als wir dort ankamen, fragte ich, weil er ſich für verheirathet ausgegeben hatte, nach ſeiner Gemahlin. Er antwortete: ſie ſey ausgefahren, wir würden ſie auf dem Balle treffen. Hierauf ſandte er ſeinen Bedienten nach Maskenkleidern, ſetzte mir Wein und Gebackenes vor, und fing an zärtlich zu werden. Voll Erſtaunen ſah ich mich nach der Thür um: doch er änderte ſogleich ſeine Sprache wieder und beunruhigte mich nicht weiter. Ein altes widriges Weib, das vermuthlich ſeine Haushälterin war, kleidete mich an; wir fuhren zum Balle; es war aber gewiß nicht ſeine Abſicht, daß ich dich dort finden ſollte. Der Betrüger betrog ſich ſelbſt.“ —

„Ei, ſo war das wohl der alte Duckmäuſer, der dich hinten am Mantel hielt? fragte Robert.

„Ja, das war er!“ antwortete ſie.

„Nun, ſo iſt mir's recht lieb, daß ich ihm einen derben Klapps auf die Finger gegeben habe;“ ſagte Jener. — „Aber liebes Hannchen,“ fuhr er ſeufzend und kläglich fort, „mit der Sohnſchaft des Herzogs war's nichts. Du mußt mit einem armen Schneider fürlieb nehmen.“

„O, mit tauſend Freuden!“ — rief ſie aus. „Ich bin glücklicher als eine Fürſtin, da ich meinen lieben Schneider geſund und treu wieder habe.“ —

Unter solchen Gesprächen gingen sie die ganze Nacht in einem Zuge fort. Der anbrechende Morgen erinnerte sie, die Maskenkleider abzulegen. Hannchen schob ihre Fledermaus-Hülle in einen hohlen Baum, weil sie sich kein Bedenken machte, den Ersatz derselben dem alten Sünder zu überlassen. Robert aber bewahrte seinen Domino auf, um ihn der Eigenthümerin wieder auszuliefern.

Nach zwei starken Tagereisen kamen die Wanderer glücklich nach Altenhain. Robert ging am nächsten Morgen zum Pfarrer, um das Aufgebot zu bestellen.

„Sie bleiben also bei uns, lieber Meister?“ sagte der Geistliche. „Haben in der Residenz nichts ausgerichtet?“

Der Bräutigam schwieg verlegen. Er wollte den geleisteten Schwerteid nicht brechen.

„Ihre Reise und die Absicht, die Sie dabei hatten, ist mir kein Geheimniß!“ fuhr der Pfarrer fort. „Wir können aufrichtig darüber sprechen, und es ist gewisser Maßen meine Pflicht, Ihnen zu entdecken, daß nicht unser regierender Herzog, sondern ein längst verstorbener Halbbruder desselben, ein natürlicher Sohn des vorigen Regenten, ihr Vater war. — Das gestand mir Ihre selige Mutter auf dem Todbette und bat mich, es Ihnen zu gelegener Zeit bekannt zu machen. — Ich hielt es bis jetzt nicht für nöthig; doch es wäre geschehen, wenn ich von dem Endzweck Ihrer Reise unterrichtet gewesen wäre, und ihn nicht erst gestern durch einen Brief aus der Residenz erfahren hätte.“ —

So löste der Pfarrer auf Einmal das Räthsel von Roberts Familienähnlichkeit mit dem Herzog.

Hier endiget sich eigentlich die Geschichte; doch des Doktors fernere Fata gehören auch noch zur Sache, und mögen als ein kleines Nachspiel hier Platz finden.

Er durchschwärmte die Ballnacht und sprach den Schenktischen fleißig zu. Als er am Morgen nach Hause kam, wunderte er sich, daß Robert nicht da war. Allein er hatte nicht Zeit, darüber nachzudenken; er mußte schlafen, und schlief, bis ihn ein Jude weckte, an den er einen Wechsel, worin die Rückkunft des Herzogs zum Zahlungstermine bestimmt war, ausgestellt hatte. Er konnte nicht Wort halten; der aufgebrachte Gläubiger ließ ihn verhaften.

Auch in Altenhain stieg ein Ungewitter gegen ihn auf. Robert erzählte von ungefähr einem seiner Kunden, dem Advokaten Schlendrian, daß alle zwischen ihm und seiner Braut gewechselten Briefe entweder verloren gegangen oder unterschlagen worden wären. „O, das that der alte Schelm!“ sagte der Advokat, ein geschworener Widersacher des Doktors. Die Ursache dieser Feindschaft war sonderbar. Schlendrian hatte eine alte böse Frau, die er gern dem Himmel abgetreten hätte. Einsmals ward sie krank. Er war froh und glaubte sie am sichersten los zu werden, wenn er sie dem Doktor Wurzel in die Kur gäbe; aber wider alles Erwarten genas sie unter seinen Händen, und seit dieser Stunde warf auf ihn der getäuschte Ehemann einen unversöhnlichen Haß. —

Zum Unglück für den Doktor hatte Schlendrian eben jetzt, als ihm Robert den Verlust der Liebesbriefe geklagt hatte, ein Geschäft in der Hauptstadt, und ergriff mit beiden Händen diese Gelegenheit, sich an dem ungefälligen Arzte zu rächen. Robert mußte ihm eine Vollmacht ausfertigen, daß er wegen der fehlenden Briefe bei dem Hofpostamte nachfragen solle. Das that er, die Briefe von Altenhain an Meister Robert waren richtig angekommen, und der Postschreiber erinnerte sich genau, sie von Zeit zu Zeit einem alten, kleinen Männlein ausgeliefert zu haben.

Aber nach Altenhain an Jungfer Hannchen war kein einziger Brief eingezeichnet. Freudig veranstaltete nun Herr Schlendrian eine Untersuchung gegen den Doktor, der sich noch in Wechselhaft befand. Er ward des angeschuldigten Verbrechens überwiesen und auf vier Monate zu Festungsgefängniß verurtheilt. Dann ward er wieder völlig frei; denn auch der Jude ließ ihn laufen, weil er das Wechselchen auf keine Weise bezahlen konnte. Es hätte ihn nun nichts gehindert, sich wieder nach Altenhain zu begeben; aber er schämte sich, dort zu erscheinen, ließ sich an einem andern Orte nieder, und das beklagte in Altenhain Niemand als der Todtengräber.

Robert und Hannchen hingegen leben dort in großer Achtung und sind das glücklichste Paar. Die junge Frau gesteht offenherzig, daß sie nach dem Titel einer Gräfin und nach einem Rittergute ein wenig lüstern gewesen sey; doch versicherte sie auch, daß sie in dem Augenblicke, da sie ihren Geliebten mit unveränderten Gesinnungen wieder gefunden, jene verschwundenen Seifenblasen nicht im geringsten vermißt und bedauert habe. „Liebe, treue Liebe,“ sagte, sie, „ist das höchste Gut, und da ich das noch besaß, war ich reich und zufrieden.“

IX.

Das Geheimniß.

1.

„Ich möchte nur wissen," sagte der Koch, als er eines Abends am Bediententische wie gewöhnlich das große Wort führte — „ich möchte nur in aller Welt wissen, was drüben im andern Flügel des Schlosses vorgeht, und was für Leute dort wohnen."

„Ratzen und Mäuse!" fiel der alte Kammerdiener ein. „Diese haben seit dem Tode des vorigen Herrn — und das sind nun zwanzig Jahre her — jene Zimmer allein im Besitz."

„Jetzt nicht mehr!" versetzte der Koch. „Es leben und weben seit acht Tagen andere Wesen dort."

„Ach, Himmel! wohl gar Gespenster?" kreischte der Zieraffe, die Kammerjungfer.

„Nein, Menschen, natürliche Menschen! Sie essen und trinken, wie wir; das weiß ich am besten. Man hat mir zwar verboten, davon zu sprechen; aber ich hoffe, ihr werdet mich nicht verrathen, und so will ich denn sagen, was mir von der Sache bekannt ist. — Es war gerade heut

vor acht Tagen, als mir das Fräulein befahl: ich solle, außer dem gewöhnlichen Bedürfniß an Speisen, noch für sechs Personen zurichten und täglich so fortfahren; aber das dürfe niemand wissen, sogar der Herr nicht. — Nun, ich that, was meines Amtes war, und schwieg. Das geheime Essen war fertig; das Fräulein hieß mir, alles in einen Korb zusammenzupacken und mich nicht weiter darum zu bekümmern. Bald darauf setzten wir uns, wie wir hier versammelt sind, zu Tische, und als ich in die Küche zurückkam, waren die Speisen verschwunden. — Des folgenden Tages paßte ich auf. Seht, da kam unser Fräulein und lief mit dem Korbe davon, als hätte sie ihn, mit Ehren zu melden, gestohlen. Sie trippelte durch den langen dunkeln Gang in jenen Flügel hinüber. Das war mir ein Räthsel. Ich ging ein paar Stunden nachher auf Kundschaft aus. Da fand ich zwar die Thür am Ende des Ganges verschlossen; als ich aber das Ohr anlegte, da hörte ich Leben und Bewegung in den öden Gemächern. Es sprachen männliche und weibliche Stimmen; doch so leise, so leise, daß ich kein Wort verstand.“ —

„Das sind Hirngespinste!“ rief der ehrwürdige Nestor, der Kammerdiener, der dem Koch während der Erzählung mit merklichem Unwillen den Rücken zugekehrt hatte. „Aber das ist wahr,“ fuhr er fort und schlug mit der Hand auf den Tisch, „das bleibt ewig wahr: daß Horchen und Klatschen ein Paar häßliche Untugenden sind, die besonders einen Mann sehr übel kleiden.“ —

Hiermit stand er auf und ging mit hastigen Schritten fort.

„Hätt' ich doch geschwiegen!“ sagte der Koch etwas kleinlaut. „Der Alte ist, wie es scheint, von dem Geheimniß

unterrichtet, und wird nicht ermangeln, hohen Orts anzuzeigen, daß ich geplaudert habe.“

„Das glaub' ich nicht!“ tröstete die Kammerjungfer. „Ueberhaupt kommt das Geheimniß wohl bald ans Licht. Der morgende Geburtstag des gnädigen Herrn wird es ohne Zweifel enthüllen.“

2.

Fräulein Claudine hatte den Wecker in der Uhr auf die vierte Stunde gestellt, und von ihm ermuntert, zog sie die Klingel. Aber die Zofe nahm sich Zeit, ehe sie finster und gähnend erschien. „Reibe dir nicht so grämlich den Schlaf aus den Augen, Lisette!“ sagte das Fräulein. „Heute haben wir einen frohen Tag! Heute vor fünf und fünfzig Jahren ward mein Bruder geboren. Wahrlich, es trat da ein trefflicher Mann in die Welt! Ein braver, hochherziger Mann von altdeutschem Schrot und Korn. Die Geburtstage solcher Männer muß man mit dem heitersten Gesichte feiern; denn dieser edle Schlag von Menschen wird immer seltner auf Erden.“ —

So fuhr sie während des Ankleidens fort, das Lob ihres Bruders, des Herrn von Tannhof, zu preisen, und betrieb dann mit freudiger Thätigkeit die Anstalten des bisher vor ihm geheim gehaltenen Festes. Sie durcheilte das Haus, ließ fegen und räuchern, die Staatslivree anziehen und den Hunden die sammtenen, mit dem Geschlechtswappen verzierten Halsbänder anlegen. Um sechs Uhr, da Herr von Tannhof gewöhnlich aufstand, lauschte sie an der Thür seines Schlafzimmers, und er regte sich kaum, so begrüßten ihn auf ein von ihr gegebenes Zeichen im Schloßhofe zwei Böller, die wirklich nur bellten, nicht

donnerten, als sie der Verwalter, ein vormaliger Artillerist, abbrannte. Zugleich ward ein Kirchenlied vom nahen Thurme geblasen, und das Fräulein erschien mit Glückwunsch und Angebinde. Herr von Tannhof dankte ihr mit einer herzlichen Umarmung. Indessen dauerte das Gebell im Hofe noch fort. Lachend entschuldigte Claudine die schwache Stimme der von einem benachbarten Edelhofe entliehenen Zwergkanonen. „Laß gut seyn!“ sagte der Bruder. „Wollte Gott, es gäbe keine größern Geschütze, oder wir hätten wenigstens in unserm Vaterlande ihren Donner nie gehört!“ —

Er sprach dann mit Rührung von vergangenen Zeiten, gedachte seiner verstorbenen Gattin und seines in auswärtigen Kriegsdiensten stehenden Sohnes, den er seit zehn Jahren nicht gesehen hatte, weil sein Bruder, der bei derselben Armee General war, seinen Neffen als einen fünfzehnjährigen Knaben zur Fahne seines Monarchen warb, und seitdem eine Kette von Kriegen dem jungen Tannhof keine Muße ließ, das Vaterhaus zu besuchen.

Claudine eröffnete ihrem Bruder, daß sie zur Feier seines Festes eine kleine Gesellschaft eingeladen habe. „Nun wir wollen vergnügt seyn!“ sprach er. „Laß aber auch unser Dorf eines frohen Tages genießen! Sorge dafür, daß die Leutchen, alt und jung, auf den Abend bewirthet werden.“ — Claudine, die zu allen wohlthätigen Handlungen immer bereitwillig war, verließ ihn vergnügt, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Bald darauf machte der Gerichtshalter seine Aufwartung. Er hatte sich deßhalb einige Meilen weit herbegeben und hielt eine hochtrabende Rede, die eben so breit und steif war, als sein Bräutigamskleid, das er seit dreißig Jahren bei solchen Feierlichkeiten anlegte. Herr von Tannhof dankte

ihm für seine stattlichen Wünsche und empfahl ihm bei dieser Gelegenheit Milde und Gelindigkeit gegen die Unterthanen: denn der Gratulant war ein eiserner Rechtsgelehrter und mit der leidigen Sportelsucht ein wenig behaftet.

Er stutzte über die Ermahnung und versicherte hoch und theuer, daß er immer nur dem Rechte seinen stracken Lauf lasse. „Das größte Recht ist oft das größte Unrecht;“ erwiederte sein Principal. „Ich will aber durchaus nicht, daß die heilige Justitia meine Unterthanen zu Bettlern mache.“

„Gott segne und erhalte Sie für diese Gesinnung!“ sagte der eintretende Pfarrer, der ebenfalls kam, um die gewöhnliche Steuer eines Glückwunsches zu entrichten, und es mit kurzen, herzlichen Worten that.

Der Gerichtshalter hätte noch gern für seine strenge Göttin eine ritterliche Lanze gebrochen; er unterließ es aber, weil er zwei Laien gegen sich hatte und er sich das festliche Mahl, wozu er geladen war, durch Aufwallung des Blutes nicht verbittern wollte. So trat er denn mit heuchlerischer Ergebung ab, verfügte sich in die Gerichtsstube und begegnete den vorgeladenen Parteien mit ungewöhnlicher Katzenfreundlichkeit, damit Fräulein Claudine, die sich um die Rechtspflege des Dorfes fleißig bekümmerte, solches erfahre und dafür seinen Reisewagen, wie sie bisweilen that, mit Gastgeschenken belade.

3.

Gegen Mittag fand sich der Adel aus der Nachbarschaft ein, und man ging zur Tafel, wo trefflich gegessen und getrunken, aber wenig Erhebliches gesprochen ward.

Ein alter, seit zwanzig Jahren auf dem Lande vegeti-

render Kammerherr, dem aber noch der geringste Vorgang in seinem ehemaligen Geschäftskreise höchst wichtig war, unterhielt die Gesellschaft mit den neuesten Hofbegebenheiten. Sie betrafen zwar nur Jagden, Assembleen und so weiter; doch sie waren ächt, indem er darüber mit einem Hof-Fourier in posttäglichem Briefwechsel stand und dafür seinem Annalisten einen ansehnlichen Jahrgehalt gab.

Ein anderer, von seiner Hufe nie weggekommener Landjunker sprach von den Ereignissen des letztern Viehmarkts und von den guten und bösen Launen seines Reitkleppers.

Ein Oberforstmeister — der in seinem Aeußern der Farbe des Waldes so treu war, daß sogar die zahlreichen Ringe an seinen Fingern durchaus nur aus grünen Edelsteinen bestanden — klagte über die augenscheinliche Abnahme der hohen Jagd und bemerkte dabei mißfällig, daß die unruhigen Köpfe, die Bauern, dessen ungeachtet nicht aufhörten, ihre alten, grundlosen Beschwerden über Wildschaden zu führen.

Etwas unterhaltender, als die Gespräche dieser Herren, waren die lustigen Schnurren, die ein Oberstwachtmeister erzählte. Er war, ohne selbst zu wissen warum, den Geistlichen nicht gewogen und gedachte daher ihrer oft, und nicht auf die löblichste Weise, in seinen Geschichten. Die Gegenwart des Pfarrers, eines ehrwürdigen Greises, hätte ihn billig bewegen sollen, sich dieser Unart wenigstens jetzt zu enthalten; doch er that sich keinen Zwang an. „Herr Pastor," sprach er unter andern, „Sie haben meinen verstorbenen Seelenhirten, den Magister Gabel, gekannt; wissen Sie aber auch die Anekdote von der besondern Höflichkeit, die er einsmals dem nun auch heimgegangenen Superintendenten, dem Doktor Siegmar, erzeigte?"

Der Pfarrer verneinte die Frage und erinnerte sanft an den Spruch: Lasset die Todten ruhn!

„Allen Respekt vor den Todten!“ versetzte der Major. „Doch der unschuldige Schwank, den ich jetzt erzählen will, wird ihre Ruhe nicht stören. Magister Gabel bewirthete einsmals, bei Gelegenheit der Kirchen- und Schulvisitation, den Superintendenten und mich. Nun weiß ich nicht, welcher Spaßvogel dem guten Magister gesagt hatte, daß der Doktor für sein Leben gern Lichter putze. Kurz, er pflanzte vor seinem Herrn Ephorus ein halbes Dutzend Kerzen auf, damit er das Vergnügen habe, sie zu schnäuzen. Das that der Doktor denn auch und mußte es wohl thun, weil ihm, auf heimliche Veranstaltung des Pfarrers, bei diesem Geschäfte niemand zu Hülfe kam. Nach der Abendmahlzeit ging ich mit dem Doktor, der bei mir übernachtete, die Treppe hinab. Magister Gabel stieg vor uns her: in der linken Hand zwei Lichter und in der rechten einen porcellanenen Teller, auf welchem eine blanke Lichtputze lag. Als wir nun an der Hausthür von ihm Abschied genommen und er sich mit vielen Kratzfüßen zu hohem Wohlwollen empfohlen hatte, präsentirte er dem Superintendenten die Lichtputze und sagte mit unbeschreiblicher Freundlichkeit: „Ist's Ihro Hochwürden noch einmal gefällig?“ —

„O heilige Einfalt!“ rief der Oberforstmeister ins allgemeine Gelächter, von welchem sich selbst der greise Pfarrer nicht ausschloß. Einige fragten, was der Superintendent entgegnet habe.

„Er sah den Magister starr an,“ — antwortete der Major — „er bat um Erklärung des seltsamen Anerbietens; und als er nun erfuhr, daß er im Rufe eines leidenschaftlichen Lichtputzers stehe, sagte er sanft: Das hat

Ihnen ein Schalk weiß gemacht! und wir gingen lachend von dannen.“ —

Mehr dergleichen Possen erzählte das lebendige Vademecum, und die Tafelzeit verstrich um so geschwinder dabei, da Fräulein Claudine mit einer sonderbaren Unruhe, die ihr Bruder und alle Gäste bemerkten, die Folge der Speisen rasch und eilig betrieb, und kaum den Herren Zeit genug ließ, ihre Weinflaschen zu leeren.

4.

Nach der Tafel ward der Schulmeister gemeldet und vorgelassen. Er wand und krümmte sich mit der Anrede herein:

Hochwohlgeborner Herr und Gönner, ich erscheine
Bei deinem Wiegenfest als Sprachrohr der Gemeine.

So ging der Salm, der billig ungedruckt bleibt, fünf Minuten lang fort, und schloß mit den Worten:

Auch wünscht das ganze Dorf, erhabener Patron,
Daß bald dein edler Sproß, der tapfre Martissohn,
Mit Ehr' und Ruhm gekrönt, aus weit entfernter Zone
Heimkehr' ins Vaterhaus, und uns zur Lust hier wohne.

„Ein guter Wunsch, dem ich aus vollem Herzen beistimme!“ sprach Herr von Tannhof und füllte die Gläser. Des Abwesenden Gesundheit ward getrunken. Die Böller im Hofe ließen sich dabei hören. Der poetische Redner sträubte sich entsetzlich gegen das erste Glas Wein, das man ihm reichte; als aber die Bahn einmal gebrochen war, trank er so weidlich, daß einem ungenügsamen Schmarotzer, der nur noch eine einzige Flasche auf dem Tische sah, ganz bange dabei ward. Er warnte den Herrn von

Tannhof, dem Schulmanne nicht so viel einzuschenken, weil es ihm vielleicht nicht bekommen möchte. „O seht den Menschenfreund!“ rief der Major. „Er trinkt das Gift lieber selbst, damit es andern nicht schade.“

Indem dieser Einfall belacht wurde, stahl sich der Schulmeister hinweg, und ein Diener vom Hause überreichte seinem Herrn ein großes Blatt, auf welchem gedruckt stand:

Mit gnädiger Bewilligung

wird von einer

ambulanten Schauspielergesellschaft

sogleich aufgeführt:

Die heimliche Heirath,

ein rührendes Drama in 5 Akten.

Personen:

Baron **Grottau.**
Ferdinand, sein Sohn.
Seraphine, dessen Gattin.
Zange, ein Advokat.
Krebs, ein Wucherer.
Eleazar, ein Jude.
Greif, ein Kerkermeister.
Bedienten, Wache u. s. w.

„Welche sonderbare Erscheinung!“ rief Herr von Tannhof. „Wo ist denn das Theater?“

„Hier, im blauen Saale des Schlosses,“ antwortete der Bediente.

Der Major las den Zettel laut ab. Männiglich staunte, daß sich eine Bande Comödianten — wie sich der unfeine Landjunker ausdrückte — in diese Gegend verirrt hatte. Herr von Tannhof sah sich nach seiner Schwester um; er wollte sie über diesen unerwarteten Vorfall befragen; sie war aber nicht zugegen. Man erklärte sich nun ihre Unruhe bei der Tafel und ihr Drängen und Treiben, um einen zeitigen Aufstand von derselben zu bewirken. Auch der Dienerschaft entwickelte sich jetzt das Geheimniß, worüber sie sich Tages vorher die Köpfe zerbrach. „Also für Comödianten hab' ich gesotten und gebraten,“ sagte der Koch. „Schade, daß ich das nicht früher wußte! Die Vagabunden hätten mit schlechtern Speisen, als ich ihnen zubereitete, fürlieb nehmen müssen.“

Herr von Tannhof forderte die Gesellschaft auf, sich mit ihm in den blauen Saal zu begeben. Alle waren mit Vergnügen dazu bereit. Nur der Pfarrer nahm seinen Hut, um nach Hause zu gehen. Man fragte ihn, warum er sich entfernen wolle. Er antwortete: Es vertrage sich nicht mit seinem Stande, daß er einem Schauspiele beiwohne. Herr von Tannhof stellte ihm vor, daß er sich das in einem Privathause wohl erlauben dürfe. Er zuckte lächelnd die Achseln und ging mit in den blauen Saal.

5.

Eine jämmerliche Musik, die der Schulmeister mit einigen aus der umliegenden Gegend zu Hülfe gerufenen Amtsbrüdern aufführte, empfing die eintretenden Zuschauer. Die

Hälfte des Saals durchschnitt quer über ein Vorhang, der aus seidenen Fenstergardinen zusammengesetzt war. Das Orchester mußte seine schreienden Fiedeln lange bearbeiten, weil die Schauspieler noch nicht zum Auftreten fertig seyn mochten.

Nach endlicher Aufrollung des Vorhangs stellte die Bühne ein Zimmer vor, in welchem sich der Baron Grottau allein befand.

Herr von Tannhof erschrack über diesen Mann: denn es war ihm, als säh' er sich doppelt. Auch die übrigen Zuschauer verwunderten sich des Anblicks. Der Theater-Baron, der Anfangs stumm und wie in Gedanken vertieft in einem Armsessel saß, trug nicht nur Tannhofs gewöhnliche Hauskleidung, sondern drehte auch eine von dessen Tabaksdosen durch die Finger und schnupfte daraus mit derselben Manier, die Jenem eigen war. Seine Sprache steigerte die Verwunderung auf's höchste; sie glich der Stimme des Herrn von Tannhof vollkommen. Er begann mit einem Selbstgespräche, worin er äußerte, daß er sein Gemüth von einer besondern Ahnung bewegt fühle.

Während dieses Monologs überbrachte ein Bedienter einen Brief mit der Meldung: es habe ihn ein reitender Bote abgegeben.

„Aha! von meinem Bruder, dem General!" sagte der Baron, nachdem er die Aufschrift und das Siegel betrachtet hatte.

Er erbrach den Brief und las: „Mein theurer Bruder, ich habe das Vergnügen, Dir die angenehme Nachricht mitzutheilen, daß sich Dein wackerer Sohn zum Rittmeister aufgeschwungen und den Verdienstorden erhalten hat. Seine Tapferkeit, wodurch er sich im letzten Feldzuge ganz besonders auszeichnete, erwarb ihm diese Belohnung. Freue Dich, glücklicher Vater, über den braven Jungen, der un-

ferer Familie so viel Ehre macht und vergib ihm in dieser Rücksicht eine Uebereilung, die uns, beim rechten Lichte besehen, keine Schande bringt.“ —

Der Baron stutzte, las heimlich weiter, fuhr bestürzt zusammen und rief aus: „Wie? was? Alle Teufel! Der Bube hat sich heimlich verheirathet? — Hat ein Mißbündniß geschlossen!“

Er warf den Brief zornig auf den Tisch, sprang empor, ging mit heftigen Schritten auf und nieder und eiferte gewaltig.

Nach und nach faßte er sich, griff wieder nach dem Briefe und las laut:

„Dein Sohn machte vor einiger Zeit die Bekanntschaft eines edeln Mädchens, das den Namen Seraphine mit Recht führt: denn es ist ein wahrer Engel, aber — eine bürgerliche Waise, deren Vater, ein ehrlicher Landprediger, in der bittersten Armuth starb. Ferdinand entdeckte mir, daß er sie unaussprechlich liebe und ihr ewige Treue geschworen habe. Ich zürnte darüber. Dein Vater, sprach ich, ist ein vernünftiger Mann, wie es wenige gibt; aber den Stammbaum unsers alten Geschlechts hält er in so hohen Ehren, daß er keinen bürgerlichen Zweig daran duldet. — Ferdinand erwiederte: Seraphinens Schönheit und Tugend würden einen Thron zieren. — Das kann seyn; versetzte ich: und es wäre dennoch eine Mißverbindung, die dein Vater nimmer genehmigen würde. — Dadurch erschreckt, aber dessen ungeachtet beharrlich entschlossen, Seraphinen nicht aufzugeben, wählte Ferdinand den Ausweg einer heimlichen Heirath, die hier bei uns keinen bedeutenden Schwierigkeiten unterworfen ist. Mit einer Hand voll Gold überwand er alle Hindernisse, und ich erfuhr die stille Trauung nicht eher, bis sie mir der junge Ehemann selbst bekannt machte. Da vertraten denn freilich Anfangs un-

freundliche Worte die Stelle der Glückwünsche; doch was war bei der nun einmal geschehenen Sache zu thun? Ich ließ mir, als sich mein Zorn etwas gelegt hatte, die Neuvermählte vorstellen. Sie gewann meine volle Achtung, und ich mußte mir selbst bekennen, daß sie werth sey, mit Verehrung und Liebe in unsere Familie aufgenommen zu werden. — So steht die Sache, lieber Bruder, und sie wird nicht anders, wenn du auch darüber aus der Haut fahren wolltest. Doch du bist ja kein Don Ranudo de Colibrados, dem sein Stammbaum das höchste Gut ist, und der ihn, bei leerem Magen und in Lumpen gehüllt, mit Entzücken betrachtet. Du wirst, als ein verständiger Mann, deinem Sohne verzeihen. Er bittet fußfällig darum — er kommt — er ist schon da!" —

Und indem der Baron diese Worte las, stürzte Ferdinand, ein schöner, mit einer prächtigen Husaren-Uniform bekleideter Jüngling ins Zimmer, fiel ihm zu Fuß, und sagte mit einer sehr angenehmen Stimme einige rührende Worte, die seiner Lage gemäß waren.

Der Baron donnerte Verwünschungen auf ihn nieder und erklärte mit den härtesten Ausdrücken, daß die heimlich geschlossene Ehe wieder getrennt werden müsse.

„Lieber trenn' ich mich vom Leben!" sagte der Sohn; und nachdem er den Werth seiner Gattin mit feuriger Beredtsamkeit geschildert hatte, bat er seinen Vater um die einzige Huld, sie ihm vorstellen zu dürfen, weil er dann gewiß hoffe, daß Seraphinens himmlische Anmuth den Sieg über ungünstige Vorurtheile gewinnen werde.

„Ich mag die Sirene nicht sehn!" schnaubte der Vater. Doch Ferdinand eilte fort und kam nach einigen Augenblicken mit einer jungen Dame zurück, deren seltene Schönheit die gesammten Zuschauer mit Bewunderung erfüllte.

Aber auf den ahnenstolzen Baron machte sie keinen so

glücklichen Eindruck. Er zürnte im Gegentheil, da er sich die unwillkommene Schwiegertochter nicht so nahe gedacht hatte, noch mehr als zuvor, und setzte gegen sie alle schuldige Höflichkeit aus den Augen. „Hinweg mit ihr!“ schrie er wie rasend. Seraphine rang die Hände, brach in Thränen aus und wollte sich entfernen. Doch Ferdinand ließ sie nicht aus seinen Armen und machte mit beweglichen Worten einen neuen Versuch, das steinerne Vaterherz zu erweichen. Der Alte würdigte ihn keiner Antwort, sondern läutete heftig mit einer Tischglocke und befahl dem herbei eilenden Bedienten, das ganze Hausgesinde zusammenzurufen. „Wozu dieser Befehl?“ fragte Ferdinand. Der Vater blieb stumm, bis sich das Zimmer mit Domestiken anfüllte. „Ergreift dieses Weib und führt sie vor's Thor hinaus!“ rief er jetzt mit schäumender Wuth. Ein naseweiser Lakai wollte Hand anlegen; aber Ferdinand riß seinen Säbel aus der Scheide, und mit Schrecken entfloh die sämmtliche Dienerschaft. Hierauf wandte er sich zu seinem Vater und sagte: „Wer mein Weib verstößt, verstößt auch mich! Leben Sie wohl!“ — Mit diesen Worten verließ er, vom Fluch des Vaters verfolgt, mit Seraphinen das Zimmer.

So schloß sich der erste Akt, und der Vorhang fiel.

6.

Herr von Tannhof hatte diesen Augenblick mit Sehnsucht erwartet, um mit seiner Schwester über den ihm so wunderähnlichen Schauspieler zu sprechen; allein er blickte vergebens nach ihr umher. Indessen trat der Baron Grottau hinter den Gardinen hervor und nahte sich ihm mit einer tiefen Verbeugung. Er machte ihm ein höfliches Gegencompliment, und da kam es ihm sehr befremdlich vor, daß der Baron darüber laut auflachte. Er besah sich

den dreiſten Mann näher und es war — Claudine.

„O du Gauklerin!“ rief er aus. „Was haſt du mich und uns alle geäfft! — Wie kamſt du auf den Einfall, unter die Comödianten zu gehen?“

„Es war ein Nothſchritt;“ antwortete ſie. „Der Director der Geſellſchaft wollte den Baron Grottau ſpielen; er ward aber dieſen Morgen krank, und es war kein anderer Schauſpieler vorhanden, der an ſeine Stelle treten konnte. Geſchwind übernahm ich daher die verlaſſene Rolle; ſonſt wäre die ganze Vorſtellung rückgängig geworden.“

Ausdrücke des Erſtaunens und Schmeicheleien über ihr vortreffliches Spiel erſchallten von allen Seiten.

„Nein!“ ſagte Herr von Tannhof: „ich hätte in meinem Leben nicht geglaubt, daß du eine Tyrannenrolle ſpielen könnteſt! — Was wird denn am Ende aus den jungen Leuten?“

„Ich ſage mich von meinem Sohne ganz los;“ erwiederte ſie. „Er und ſeine ſchöne Gemahlin verſinken in Armuth und Elend. Sieh nur den Comödienzettel an! Da findeſt du verſchiedene widrige Perſonen, die nichts Gutes weiſſagen. Wehe dem, der in ihre Hände fällt!“

„Und alle dieſe herzangreifenden Scenen ſollen wir mit anſehn?“ ſagte der Bruder. „Ich geſtehe frei, daß mir ein ſolches Schauſpiel kein Vergnügen macht. Ferdinand und Seraphine ſind ein recht liebenswürdiges Paar. Es iſt Jammer und Schade, daß ſo feine Leute das Handwerk herumziehender Comödianten treiben. Ich weiß, daß ihr trauriges Schickſal, das uns hier auf der Bühne vorgeſtellt wird, nur Dichtung iſt, und dennoch dringt mir's durch Mark und Bein.“ —

„Herr Bruder! Herr Bruder!“ ſprach Claudine. „Ich wette, wenn dein Sohn eine ähnliche Uebereilung beginge, du würdeſt nicht gelinder mit ihm verfahren.“ —

„O! wie kannſt du das glauben?“ rief er aus.

7.

Plötzlich trat Ferdinand, als hätte er auf dieſes Wort gewartet, hinter der Bühne hervor, ging auf den Herrn von Tannhof zu und ſeufzte mit einem rührenden, von Wehmuth faſt erſtickten Tone: „Mein Vater!“ —

„Soll denn das Schauſpiel hier fortgeſetzt werden?“ fragte Herr von Tannhof ſeine Schweſter.

Sie bejahte mit Kopfnicken.

„Nun, ſo irren Sie ſich in der Perſon;“ ſprach er zu Ferdinand. „Dort ſteht Ihr Vater!“

„Nein, er iſt bei dem rechten Manne!“ — rief Claudine. „Kennſt du deinen Ferdinand nicht mehr?“ —

Erſchüttert blickte Herr von Tannhof den Jüngling an, und erkannte jetzt den geliebten Sohn, den ihm ein Zeitraum von zehn Jahren und ein kriegeriſcher Bart fremd gemacht hatten. Er ſchloß ihn, mit einem lebhaften Ausruf der Freude, in ſeine Arme.

Die umſtehende Geſellſchaft nahm an dieſer Scene fröhlichen Antheil und begrüßte den jungen Helden.

Herr von Tannhof fragte: warum er nicht gerades Weges zu ihm gekommen ſey, ſondern ſich ihm erſt auf der Bühne gezeigt habe.

Statt der Antwort überreichte Ferdinand einen Brief, den der Vater ſogleich erbrach.

„Bemühe dich nicht, ihn zu leſen!“ ſagte Claudine. „Er iſt von unſerm Bruder, und mit dem Briefe, den ich auf dem Theater vorlas, von Wort zu Wort gleichlautend.“

„Iſt's möglich?“ — ſprach Herr von Tannhof beſtürzt, und ſteckte den Brief in die Taſche.

Der unbeſcheidene Theil der Geſellſchaft machte große Augen und drängte ſich näher hinzu; aber der feinere Kammerherr trat zurück, winkte den Neugierigen mit Kopf

und Händen, und ruhte nicht eher, bis sie ihm aus dem Saale hinweg in ein anderes Zimmer folgten.

8.

„Euer Schauspiel sollte die Falle heißen!“ sprach Herr von Tannhof, als die Familie allein war. „Ihr habt mich schlau gefangen!“

„Verzeih!“ sagte Claudine. „Unser Bruder, der General, gab mir diese Kriegslist unter den Fuß. Er schickte mir das junge Paar bei Nacht und Nebel zu, sandte mir zugleich eine Abschrift seines Briefes und den Plan zum ersten Akte des heutigen Schauspiels, dessen weitere Ausführung dir überlassen bleibt.“ —

„Du hast gut reden!“ versetzte er, und rieb sich die Furchen der gekränkten Ahnenliebe von der Stirn. — „Du kennst mich und weißt die Entwickelung voraus! — Aber du, mein Sohn, du hättest mir mehr Vertrauen beweisen sollen! Doch es sey dir vergeben, und nun geh' und rufe deine Frau!“ —

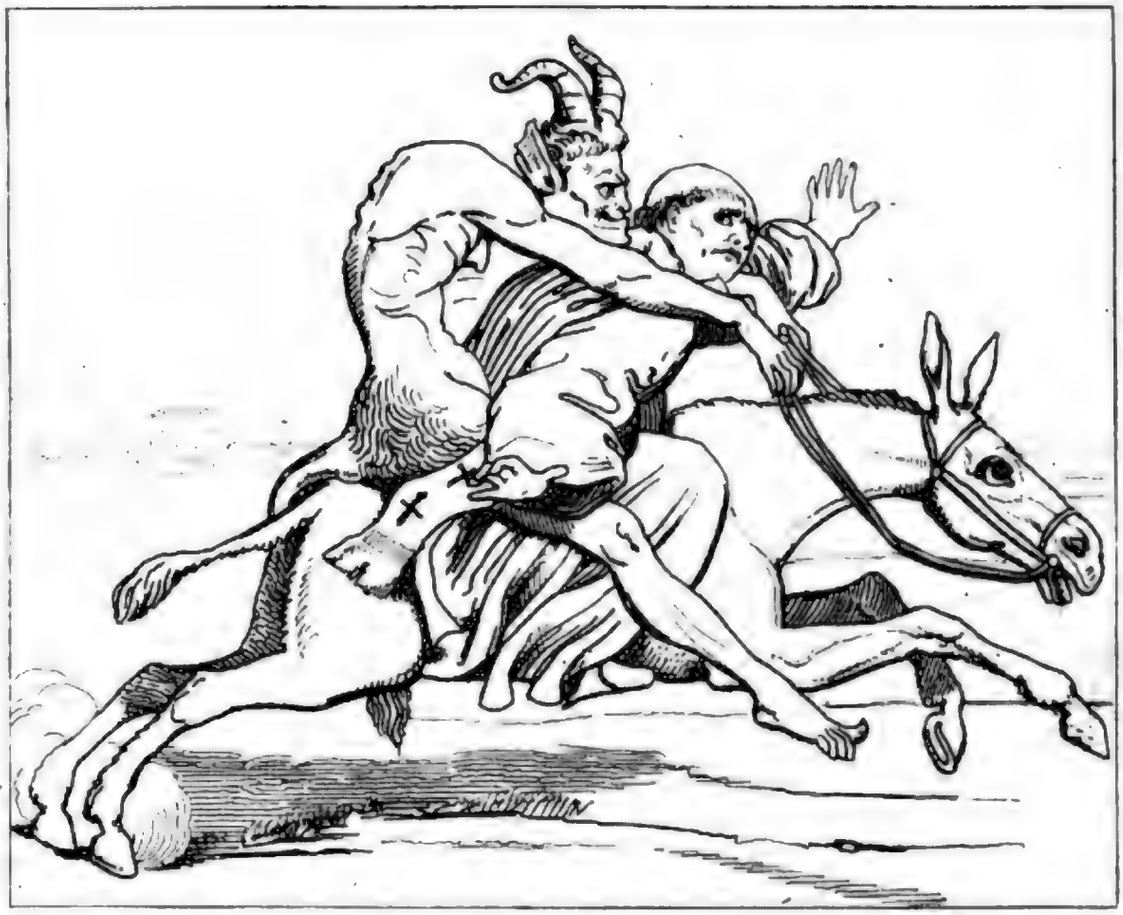
Ferdinand flog hinter den Vorhang und führte Seraphinen hervor. „Willkommen, liebe Tochter!“ rief ihr Herr von Tannhof entgegen und überhob sie aller Verlegenheit durch eine freundliche Umarmung.

Das war Claudinens Triumph! Denn nicht der General, sondern sie hatte für ihren Bruder, dessen Abneigung gegen Mißheirathen ihr bekannt war, das dramatische Netz gestrickt und darüber seit mehrern Monaten einen geheimen Briefwechsel geführt. Ferdinands Dankbarkeit brachte daher bei der Abendtafel die Gesundheit aus: „Die guten und klugen Tanten sollen leben!“

Digitized by Google

TAYLOR INST.
OXFORD

Digitized by Google



12.

3456398

12 Bde in 6
1847
mit 72 Umrißstichen
(nach Ramberg?)

KUG
XF-
Wi 4

Digitized by Google

Digitized by Google

12 Bde. in 6
1847
mit 72 Kupfertafeln
(nach Romberg?)

Kl. 6
XF-
W64

[redacted]

G. Riemann

Bd. 1

verliehen

Digitized by Google